This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
3 3433 03887 4867
E 11-6492
Sodom und Gomorrha; oder, Der Untergang

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A.R.

Digitized by Google

E-11
6492

Digitized by Google

Digitized by Google

Frankfurt a. M.
RES

Sodom und Gomorrha

oder

Der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

I.

Inhalt:

Lot's Weib.
Das Rembrandt-Narrenschiff. — Der entlarvte Rembrandt.
Hanle Strump als Erzieher.
Ibsen, der kleine Schiller.
Das Gespons und die Gespenster oder die verstixte Vererbung. Familiendrama.
Sodom und die Dudelmänner.
Pleinairbacillen und Kunstkritiker von Beruf.
Das Spargel-Mistbeet des Größenwahns.
Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit.
Bismarck und die Hungercandidaten der Presse.
Litterarische Kapuzinerpredigt.
Geschmackvolle Speisekarte nach modernen Recepten.
Die Rembrandt-Schlacht.

München 1891
Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

„Sodom und Gomorrha“

erscheint in zwanglosen Heften.

Wer sich für dieses Unternehmen interessirt, stellt sich in den Dienst der Wahrheit und des Humors.

Beiträge humoristischer und satirischer Art zur rücksichtslosen Bekämpfung der Unnatur und der Geschmacklosigkeit in Kunst und Litteratur sind willkommen und zu richten an

die Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Sodom und Gomorrha

oder

der Untergang des guten Geschmacks

in

Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

I.

München 1891.

Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Herrn und Madame Toutlemonde

gewidmet.

Mag bei dem Reden der Wahrheit auch große Gefahr sein,
Immer doch mußt, Mirza Schaffy, du ehrlich und wahr sein,
Darfst nicht zum Irrlichte werden im Sumpfe der Lüge;
Denn alles Schöne ist wahr, und des Schönen kannst Du nie bar sein. --

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Lot's Weib	1
Das Rembrandt-Narrenschiff	4
Der entlarvte Rembrandt	20
Nante Strump als Erzieher	35
Ibsen, der kleine Schiller	37
Das Gespons und die Gespenster oder die verflixte Vererbung. Familiendrama	48
Sodom und die Sudelmänner	57
Pleinairbacillen und Kunstkritiker von Beruf	65
Das Spargel-Mistbeet des Größenwahns	84
Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit	93
Bismarck und die Hungercandidaten der Presse	107
Literarische Kapuzinerpredigt	116
Geschmackvolle Münchener Lokalnachrichten nach bekannter Musterkarte	118
Geschmackvolle Speisekarten nach modernen Recepten	119
Die Rembrandt-Schlacht	122

Digitized by Google

Lot's Weib.

Das brennende Sodom. — Löschmannschaft vor! — Die Salzsäule. — Lot's Weib von heute. — Der Marasmus des Gemüthslebens.

Feuer! Feuerio! — Wo brennt's denn? In Sodom und Gomorrha! — Feuer! Löschmannschaft vor! — Aber wo brennt's denn? — Ueberall wo es stinkt! — Löschen wir! — Aber womit denn? Gegen Schwefel, Pech und Naphtha Sodoms hilft keine Feuerspritze, die müssen in sich selbst verbrennen. Hei, wie das blakt und qualmt; das todte Meer sendet seine mephitischen Dünste, die Gase flackern und zischen, fast wäre es lustig anzusehen, brennete nur das Feuer nicht schon unter unseren eigenen Sohlen! So dachte auch Lot's Weib, als sie sich zu lange umsah; vulkanisch in die Lüfte geschleudert fallen Ammoniak, Laugen und Aschensalz als Regen auf das arme Weib, es bildet sich eine Kruste um ihre Gewänder, es wird ihr benzosauer zu Muthe, sie will vorwärts, aber die kleinen Füße kleben im Pech und Naphtha, sie krystallisirt sich, die Salzsäule ist fertig, Lot's Weib erstarret vor Sodom und Gomorrha. Wird es unseren Frauen und Töchtern besser ergehen vor dem Sodom und Gomorrha unserer Zeit? Nein, sie müssen sich auch langsam inkrustiren angesichts der Verrohung des Geschmacks in Literatur und Kunst, wenn es so fort geht, und wir werden mit ihnen erstarren und zuletzt fühllos werden gegen das, was uns heute noch unerlaubt scheint. Hüten wir uns vor solcher Verschorfung, ziehen wir einen tiefen Ringgraben um uns her, daß der Brand uns nicht erreiche, und lassen wir jene in ihrem eigenen Dampfe ersticken!

Wir können unsere moderne Literatur und Kunst, soweit sie in Romanen, Feuilletons, Dramen und auf Kunstausstellungen, zuweilen auch auf der Bühne wuchern, nicht besser vergleichen als mit jenem großen Salzsee, welcher zu Madame Lot's Zeit ein ganz einträglicher Gemüsegarten war, der aber, durch eine etwas unangenehme vulkanische Eruption überschwemmt und erweitert, die Städte Sodom und Gomorrha durch Aschensalz, Schwefel, Asphalt und Judenpech etwas fatal berührend, jenen salzig schmeckenden See bildete, welchen man heute das „Todte Meer" nennt. Und er ist wirklich mausetodt dieser See; trotzdem der Jordan ihn

Digitized by Google

täglich durch einige Millionen Tonnen Wasser zu verdünnen die beste Absicht hat, ist er von Mineralien so übersättigt, daß hineingeworfenes Salz sich nicht mehr darin auflöst, die nach Luft schnappenden Fische haben ihr Element längst verlassen, und wer das Schwimmen darin lernen möchte, braucht keine Schweinsblasen, das Salz hält ihn oben. Diesem todten Meere, in welchem man nicht mehr untersinken kann, ist vergleichbar jener stagnirende Sumpf unserer modernsten Richtung, welcher durch seinen schlammigen Brodem schon so gesättigt, daß er bald keine neuen Kloakenbestandtheile mehr zuläßt, sie vielmehr nach oben hält, um sie, übertränkt von all' der Fäulniß, wieder an's Land zu schwemmen, und Lot's Weib, welches, wenn auch nur vereinzelt, heute noch in verjüngten Exemplaren umgeht mit modischen Sarah Bernhard-Handschuhen und seidenen Strümpfen, bemüht, dem qualmenden Schwefel zu entkommen, schaut wie alle Evastöchter neugierig rückwärts, weil etwas Hinsehen ja nicht schaden kann, bis sie sich plötzlich willenlos krustirt sieht von Zola, Tolstoi und dem ganzen hinkenden und stinkenden Gefolge deutscher Nachbeter und Nachtreter. Vor 20 Jahren wurde eine geistig hochveranlagte, honette und pflichtgetreue Erzieherin aus einem gräflichen Hause stehenden Fußes entlassen, weil die Gnädige sie in ihrer Bibliothek über einem harmlos idyllischen Roman von Paul de Kock eingeschlafen fand; heute hat die Gnädige in ihrer Bibliothek das ganze Heer jener in ungesunder Sinnlichkeit watenden Autoren, welche die heißere Sonne des fin de siècle ausgebrütet. Wer ist hier mehr Lot's Weib, die eingeschlafene Näscherin in der Bibliothek, oder die imprägnirte Gnädige, welche sich an so kräftige Narkosen der modernen Literatur gewöhnt und sich mit stärkeren Dosen versehen mußte, weil sonst die Wirkung versagte? Lot's Weib von heute ist mehr oder weniger jede verwöhnte Frau, die kinderlos und träge durch den sie umgebenden Luxus knietief watet, welcher jenen Müßiggang erzeugt, der aller Laster Anfang ist. Es sind jene Damen der Finance, welche den kleinen verwöhnten Fuß in Morgenpantoffeln stecken, die aus Kolibrifedern gefertigt und mit dem Fell des Seidenaffen von Madagaskar gefüttert sind, jene Frauen, die sich zur Vergrößerung ihres Familienstolzes für ihr Geld einen Lieutenant oder einen Künstler halten und mit ihnen im bizarr decorirten Boudoir dem Abend entgegengähnen, den Fasan nur tranchiren und verspeisen, wenn er Grünfäule angesetzt und mit der frappirten Hummermayonaise nur einen allerliebst prickelnden Haugoût schmecken, welcher mit dem Verwesungsduft Ibsen-Zola'scher Gedankenharmonie das stärkste Parfüm der seidenen Tapeten und Polsterkissen übertäubt. Zu diesem Typus gehören u. A. die verfetteten, luxusverwöhnten, halbdemoralisirten Börsenbaroninnen, die sich von unseren deutschen Hausfrauen so auffällig unterscheiden. Lot's Weib, das seinen vornehmeren Geschlechtsgenossinnen in allen Stücken stets um eine Nasenlänge voraus ist, braucht natürlich für seine Routs und jours fixes einiger Wanddeco-

Digitized by Google

rationen, nämlich den neuesten jungen Lustspieldichter oder Dramatiker, und den weiberherzenspaltenden Sänger oder Componisten. So lange sie noch mit unbekannten Größen rechnet, wird Alles in Bewegung gesetzt, das entdeckte Genie künstlich groß zu päppeln, sie schleppt ihn durch alle Salons bis er abgenutzt wie ein Bonmot von gestern durch ein plötzlich neuaufgehendes Gestirn ersetzt wird. Ja, ja, der Schritt über die Schwelle gewisser großstädtischer Salons wird für manche hoffnungsvolle Künstler der bedenklichste und verhängnißvollste ihres Lebens. Ueberall schwere Teppiche und seidene Polster, malerisch zurückgeschlagene Portièren, leise zitternde Palmen, die Fluth des elektrischen Lichtes und neben sich auf dem Pfühl eine schöne, lächelnde Frau, deren Duft und deren Fächerspiel das nicht sehr widerstandsfähige Herz des eitlen jungen Mannes bestricken, benebeln, betäuben. Fahre hin, hohes Ideal! Fahre hin, Ehrgeiz und Arbeitskraft! Hier bieten sich lockendere Genüsse! Die Folgen dieser Ablenkungen sind: Arbeitsunfähigkeit, Unbefriedigung, Gedankenarmuth. Der Kater des Genusses wird zum Malkater, er weiß nicht mehr, was Schönheit in der Kunst ist. Wen unser Herrgott verderben will, den schlägt er mit Blindheit, er hat die Kunst des malerischen Sehens verloren, er fällt der Absurdität anheim, und das, was die Kunst so sehr zu beleben, den Genius neu zu befruchten geeignet ist, die Liebe, die wahre, schöne, entzückende Liebe ist ihm ausgegangen wie eine Talgkerze im Winde; dann kommt der Stumpfsinn, die Schopenhauer'sche Theorie der Verekelung am Weibe und diese sagt ihm: „Es giebt überhaupt keine Liebe auf der Welt, es giebt nur noch Nerven." Lot's Weib, wie wir es schildern, ist nun zu einer stereotypen Roman- oder Dramafigur unserer modernen Schriftsteller geworden. Im Leben zwar läuft sie nur in vereinzelten Exemplaren umher, aber wo sie auftaucht, da hat sie allerorten in der Première des Theaters, im Wohlthätigkeitsbazar, bei der Regatta, beim Corso, beim Velocipedrennen, am jour de vernissage der Kunstausstellung und im Schwurgerichtssaal den allerersten Platz, sie weiß sich aus den Pariser Druckereien die ersten frischen Bogen von Zola, Daudet, Ohnet u. s. w., noch feucht von Druckerschwärze, einzeln zu verschaffen, von Allem, was nur halbwegs chic ist, wird die Sahne abgeschöpft, und sie wirft ihre nußgroßen Brillanten auf den Sammelteller für die Armen, wenn sie einer Rivalin damit imponiren kann. So geht es fort, bis die Hefe sich zeigt, eine geistige Erschlaffung, aus der sich ein furchtbarer Marasmus des Gemüthslebens gebiert, welcher durch die raffinirteste Toilette von Worth, durch die allerchikste Lawn-Tennispartie in Ostende oder Trouville nicht mehr beseitigt werden kann. Sodoms Kruste legt sich um die fleischigen Arme, um die kleinen, fetten Hände und Füße, um die seidenen Strümpfe, um die seidene Blouse und um das ganz kleine Herz, welches nur noch auf- und zuklafft wie ein Portemonnaie. Die Salzsäule ist fertig! —

Digitized by Google

Wenn wir in unseren weiteren frommen Betrachtungen über die Verwahrlosung des guten Geschmacks etwas verwegene Wendungen gebrauchen, so geschieht es, weil mit homöopathischen Verdünnungen keine Wunden geheilt werden. Giftige Geschwüre können nur mit glühenden Zangen ausgebrannt werden. — Doch gilt es niemals der Person, sondern lediglich der Sache und der Geschmacklosigkeit.

Das Rembrandt-Narrenschiff.

Rembrandtomanie. — Ein männlicher Blaustrumpf. — Rembrandtkaffeekränzchen. — Der niederdeutsche Bauernrüpel. — Kunstschwefel. — Die Sentenzen-Mitrailleuse. — Drechslerarbeit. — Rembrandt eine Null. — Der entlarvte Rembrandt. — Nante Strumpf als Erzieher.

Mode und Cultus beherrschen das gesellschaftliche Leben. Es giebt einen Wagner-Cultus, einen Böcklin-Cultus, einen Lenbach-Cultus, einen Ebers-Cultus, einen Ibsen-Cultus, einen Bräsig-Cultus, es gab 'mal einen Berneis-Cultus und beinahe wäre es zu einem Rembrandt-Cultus gekommen, hätte nicht der moderne Höllenbreughel zu rechter Zeit eine satyrische Lauge über den niederdeutschen „Erzieher" ausgegossen. Und es ist diesem „Höllenbreughel" mit seinen geist- und giftgetränkten Pfeilen vortrefflich gelungen; mit keiner Silbe erwähnt er in seinem lustigen Buche des Rembrandtomanen; aber er zieht sich dasselbe Gewand an und macht ihm, ein zweiter Molière im „Urbild des Tartüffe", jede Bewegung, jede Geste nach, verkehrt dessen docirenden Geist in Witz, guckt ihm als Asmodi über die Schulter; der Eine sieht den Anderen im Spiegel, Rembrandt stolzirt im Professorenschritt, Höllenbreughel* im Hahnentritt und mit Hahnenfeder auf dem Hut als Mephisto immer dicht in seinen Fußstapfen. Bravo! möchte man ausrufen, hätte nicht unser Rembrandtomane mit seinem 35 mal aufgelegten Buche doch zuweilen einen ganz beachtenswerthen Ernst. „Ich leugne nicht, das Buch gefällt mir wohl", sagte uns Professor X, denn es gehört ein wahrer Straußenmagen dazu, um es zu verdauen, und den habe ich." Bismarck soll über das Buch zu Max Bewer gesagt haben: „Es ist kein Roman von Zola, im Gegentheil setzt es eine gewisse Gymnastik des Geistes voraus, im Bett, wo ich vor dem Einschlafen gerne noch etwas lese, kann ich es nicht gebrauchen." — Das klingt fast wie eine versteckte Ironie, welche schonen will. Als Gegner des Buches hat sich im Ernst Nautilus in Leipzig beschäftigt, das ist Ge-

* Verfasser: Ferdinand Pfohl, Leipzig bei Reißner, 1890.

Digitized by Google

schmackssache, das Komisch-Ernste, das Lustige an dem Rembrandtomanen fühlt leicht jeder Denkende heraus, das Geschmacklose, Langweilige kann man nur von der humoristischen Seite nehmen oder es satyrisch bestrafen. Also, bindet die Klingen!

Stoßt zu, Herr Doctor, ich parire!
— — Ich glaub', der Teufel ficht.

Der Titel „Rembrandt als Erzieher" ist ebenso lustig wie geschmacklos, es hätte ebenso gut heißen können: „Velasquez als Erzieher", „Ibsen als Erzieher", „Tartarin von Tarascon als Erzieher", oder „Wippchen als Erzieher", wenn nur darin schlagend nachgewiesen, daß Ibsen oder Wippchen eine pädagogische Kraft für höhere Töchterschulen besäßen. Es fehlt unserem Rembrandtomanen nicht an Nüchternheit, welche von Höllenbreughel wirkungsvoll verspottet wird, aber der kalte Verstand dieses „Erziehers" ist ein fortwährendes Irrlichteriren, ein Dociren ohne Ende, dem der kaustische Witz, das attische Salz, der Sarkasmus des Flaneurs fehlt, um das Buch „Rembrandt als Erzieher" trotz seiner vielen enttäuschten Käufer zu einem genußreichen zu machen. Es fährt ein viel zu schweres Geschütz, mit welchem es mit ermüdender Sophistik und chloroformirender Langeweile über ein Heer von Parallelen und Paradoxen stolpert, die sich stellenweise zu Unsinn verflachen und geeignet sind, sowohl den aufmerksamen wie den gedankenlosen Leser stutzig zu machen; das Buch ist ein gutes Beispiel für das, was man Gedankenflucht nennt. Verfasser hat mit seiner Gelehrsamkeit den deutschen Bücherlesern Sand in die Augen gestreut, ohne es gewollt zu haben. Es ist fast überflüssig, unseren deutschen Landsleuten die Augen wieder zu öffnen, damit sie sehen, auf welchem Spargelmistbeet des Größenwahns das deutsche Volk in Zukunft wachsen soll. Wenn ein von der Cultur beleckter Hinterwäldler das Rembrandtbuch liest, über dessen merkwürdigen Absatz Autor und Verleger selbst erstaunt, ja erschrocken sind, so wird er sich sagen müssen: dieser Rembrandt muß ja Bismarck, Moltke und Luther in einer Person gewesen sein, der nebenbei Apollo und die sämmtlichen Musen im Leibe hatte. Aber was war denn eigentlich dieser Rembrandt, den der sonderbare Schwärmer von Autor als den Messias des Niederdeutschthums, der Kunst, der Politik, der Marine, der Staatskunst, des Lutherthums, der Kleinkrämerei und als das halbdunkle Prototyp zugleich des Adels, des Bürger- und des Bauernthums hinstellt?

Um diese Frage zu beantworten brauchen wir nicht im Conversationslexicon nachzuschlagen, noch unseren Scheltema oder Vosmaer vom Bücherbrett herabzulangen, denn diese niederländischen und anderen Kunstschreiber haben sich ja längst überlebt. Das ist alles Schönfärberei, Combination, Muthmaßung, was diese Herren geschrieben. Wir schöpfen aus ganz anderen Quellen: Rembrandt's Leben (1607 zu Leiden als Sohn eines protestantischen Müllers geboren) ist ebenso langweilig und fade wie salopp.

Digitized by Google

Er war ein Künstler mit schwacher Schulbildung und etwas Talent zum Zeichnen und Malen, ein Künstler, der nicht im Entferntesten an Velasquez' oder Franz' Hals reicht und der in seiner Bauernmalerei von Brouwer, Teniers, Ostade himmelweit übertroffen wurde, ein Künstler ohne gewaltigen Gesichtskreis, ohne wissenschaftliche Vorbildung, ohne große Anleitung, ohne Anschauung großer Meisterwerke, ohne Verkehr mit großen Zeitgenossen, ein ganz guter holländischer Spießbürger, der mit dem Bürgermeister Six und den Staalmeesters kneipte, mit ihnen soff und sie gelegentlich portraitirt zu haben scheint, dann ein wohlhabendes Mädchen aus guter Familie (Saskia von Ulenburgh) heirathete, deren Heirathsgut er in allerlei kostspieligen Liebhabereien als Sammler vergeudete, zahlungsunfähig wurde, von Gläubigern hart bedrängt, sich nach dem Tode seiner Frau in Versumpfung zurückzog, nur noch wenig arbeitete und dessen Ableben nur wenig beachtet wurde. Das ist ungefähr das Bild eines simplen holländischen Spießers, den unser Rembrandtomane nicht nur als einen Erzieher der Künstler, sondern als einen Erzieher des Menschengeschlechts angesehen wissen will, vergöttert, verklärt als den Mittelpunkt alles Seins und Werdens, als den protestantischen Mittler, Befreier und Versöhner für Alles, was noch in den Banden der Finsterniß und der Nichtcivilisation des Oberdeutschthums schmachtet, für Alle, welche noch nicht in das Licht des Halbdunkels gedrungen und noch nicht reif für die großen Ideale der Menschheit. Dieser Rembrandtomane will aus diesem Rembrandt das Vorbild eines heimlichen Kaisers machen, welcher als Erzieher die entgleiste Welt wieder in die richtigen Geleise bringen soll, und weiß nicht, daß Hintzpeter, der Erzieher unseres Kaisers, sagt: „Wer erziehen soll, der muß zuerst selbst erzogen sein." Rembrandt's Erziehung war dürftig, jedenfalls paßt sie nicht für unser fin de siècle. Wäre das Buch „Rembrandt als Erzieher für Künstler" betitelt und alles daraus fern gehalten, was uns nur beweist, daß der Autor vor lauter Blague die Tinte nicht halten konnte, so hätte das Buch vielleicht seine größere Berechtigung gehabt, so aber verdiente es eher den Titel: „Rembrandt als Schwätzer." Ein ebenso passender Titel wäre: „Das Rembrandtkaffeekränzchen", denn es ist das richtige Futter für Blaustrümpfe geworden. Ein reicher, gebildeter Amerikaner, der in seinem schön eingerichteten Bibliothekssaal nicht schlummert, sondern studirt, legte das merkwürdige Buch aus der Hand mit den Worten: „Well, thank's, time is monney, I think!" In diesen Worten liegt auch eine Kritik, und es ist wahrlich schade um die Zeit, die man vergeudet, um sich in ein geschmackloses Problem zu vertiefen, bei dem man als guter Deutscher eigentlich sich genasführt sieht. Wo wurzelt denn das Deutschthum? Antwort: soweit die deutsche Zunge klingt, und wo wurzelt das Niederdeutschthum? Etwa im Protestantismus? Unsinn! Etwa in Luther? Unsinn, er war auch ein Katholik, bevor er lutherisch wurde. Oder in Holland in den sumpfigen Flachlandschaften, in den Windmühlen,

Digitized by Google

auf den Teichen, in den Matjeshäringstonnen? Nein, Deutschland ist überall da, wo deutsch empfunden wird, wo man kein Holländisch zu verstehen braucht und auch nicht wie in Holland mit Frankreich liebäugelt. Deutsch sein heißt, es durch die That beweisen. Bei Weißenburg und Wörth haben sie es gezeigt diese oberbayerischen blauen Teufel, daß sie mindestens so gute Deutsche sind wie die Niederdeutschen. Was hat denn das religiöse Bekenntniß mit dem Deutschthum zu thun? Was soll dieses „hie Welf, hie Waiblingen!“ zu einer Zeit, wo der Niederdeutsche bei seinem Grog, der Märker bei seinem Weißbier, der Sachse bei seinem Blümchenkaffee, der Bayer bei seinem Münchner Steinkrug dankerfüllten Herzens seine Blicke nach jenem Sachsenwalde richtet, wo ein knorriger, starker Eichbaum noch seine Wurzel treibt. Hüten wir uns doch vor diesem zersplitternden Größenwahn, daß im Niederdeutschthum die Wurzel des Ruhmes und alleiniger Größe liegt, daß in den Fleeten und Canälen Hollands allein nationale Größe, Geburtsadel, Bauernadel, Seelenadel, wahre Aristokratie des Blutes oder des Geistes zu finden sei.

Eine auf dem Divan ausgestreckte vornehme junge Dame, der das Rembrandtbuch vor Ermüdung aus der weißen kleinen Hand zu Boden gefallen war, sagte mit liebenswürdigem Phlegma: „Ich denke es mir zur Abwechselung ganz nett, wenn wir keine große Toilette mehr zu machen nöthig haben und als nette niederdeutsche Bäuerinnen in Holzschuhen unseren Parquettboden bearbeiten.“ „Ja, meine Gnädige, und dann denken Sie sich gleich Ihren Bräutigam oder einen Mann dazu, so einen vierschrötigen, etwas gebückten angehenden Fünfziger, halb Rüpel, halb Pedant, der keinen Feldzug mitgemacht, seine gemeine holländische Thonpfeife am großen Kachelofen anzündet, den Tabaksschmirgel in weitem Bogen zwischen die Zähne spuckt, den Männern in die Karten, den Weibern in die Töpfe und in die Röcke guckt und sich an der Hausthür den Dreck nicht von den Stiefeln kratzt, weil der Humus gesegnetes niederdeutsches Erdreich ist, das seinen Segen in's Haus bringt, wenn man es in die Wohnung trägt. Es scheint nämlich nach dem Rembrandtomanen ein großer Unterschied zu sein zwischen niederdeutschem und oberbayerischem Humus. Er würde das selbst etwa folgendermaßen erklären: Humus ist Humor (Feuchtigkeit) und diesem sprachverwandt ist wiederum Humor (heitere Laune). Rembrandt hatte Humor, entstanden aus der Feuchtigkeit Hollands, der oberbayerische Humor wurzelt als solcher in den Münchner „Fliegenden Blättern“, als Feuchtigkeit im Biere, folglich sind beide verwandt und doch verschieden.“ Wir stoßen in dem Buche des Rembrandtapostels unter mannigfachen confusen Geistesgarben auch auf manche literarische und künstlerische Verrücktheiten, auf Blendvernünftelei und Afterweisheit, auf göttlichen Quatsch und speculative Philosophie, wie wir sie an Wilhelmine Buchholz gewohnt sind, ja, auf so spitzfindige Trugschlüsse und Sophistik, daß wir uns nicht auf Sebastian Brandt's, sondern auf

Digitized by Google

dem richtigen Rembrandt-Narrenschiffe zu befinden glauben, welches sich durch verschiedene andere Rembrandtbroschüren zu einer kleinen Narrenflotte ausgewachsen hat. Der Rembrandtomane sagt u. A.: „Künstler ist nur, wer geistig auf eigenen Füßen steht und er kann letzteres nur, wenn er auch sittlich auf eigenen Füßen steht, Rembrandt war nicht nur protestantischer Künstler, sondern auch künstlerischer Protestant.“ Ha, welch' eine unüberlegte Redensart! Während unser Rembrandtapostel bis Hundert zählt, nennen wir ihm fünfzig Namen am Kunsthimmel, die nicht auf eigenen Füßen stehen, die sich gegenseitig das Beste von der Palette wegguckten, die selten ein Buch zu ihrer geistigen Anregung zur Hand nehmen, die auch, weder sittlich noch gesellschaftlich, nicht nur nicht auf eigenen Füßen, sondern auf gar keinem Fuße stehen und doch als Sterne erster Größe figuriren. Manche unter diesen Größen haben es nur nicht verstanden, sich vor dem zu hüten, was man eine sog. Künstlerehe nennt; denn der Eine freit sein Modell, der Andere sein Stubenmädchen, der Dritte eine Kellnerin und vier Wochen nach der Hochzeit wischt ihnen die Nemesis in Gestalt einer Küchenschürze die Stimmung von der Palette, fegt ihnen die Ideale aus dem Kopfe und es fehlt ihnen ein Wesen, das ihrem Genius die Flügel spannt zu großem Gedankenflug, das ihrer Phantasie durch Geist und Witz einheizt, ihnen gute Gedanken zu großen Werken einflößt. Wenn unser Rembrandtomane ferner sagt, Menzel und Böcklin hätten lange unter dem Mangel einer richtigen Beurtheilung gelitten, so müssen wir erwidern, daß sie auch heute noch nicht ganz gewürdigt werden, trotzdem erfreute sich Menzel schon vor vierzig Jahren einer gewissen Popularität auf allen preußischen Schulbänken durch seine herrlichen Illustrationen zu Kugler's Leben Friedrichs des Großen und Böcklin's erste Gemälde hängen seit Decennien in der Münchner Pinakothek und der Schackgalerie und sind leichter verständlich, als seine heutigen Gemälde; eine Popularität im weitesten Sinne besitzen freilich beide Künstler heute noch nicht, so wenig wie Beethoven und Wagner populär geworden und Rembrandt es heute noch nicht ist. Große Namen und große Preise machen nicht volksthümlich, aber verstanden wurden diese Künstler alle rechtzeitig. Im nächsten Absatz des Rembrandtbuches wird Menzel herb, kräftig, innerlich kühl, Makart's Kunst innerlich hohl genannt; es fehlt wohl bei beiden der große holländische Kachelofen. Der Rembrandtomane beurtheilt Menzel viel falscher, als er es von Anderen vermuthet; er hat aber nicht alles von Menzel gesehen, sonst würde er sagen, daß an Stelle des Kühlen große Lebenswärme zu finden in seinen Gestalten von Fleisch und Blut, und jedem Makartkenner wird es unverständlich sein, was der Rembrandtomane unter Hohlheit versteht. Die Pest in Florenz, die Kinder im Walde, Katharina Cornaro, die fünf Sinne und vor Allem Karl's des Fünften Einzug sind keine Ausgeburten einer hohlen Phantasie, sie sind von einem gesunden, sinnlichen Pulsschlag durchwärmt, alle Pulse klopfen und springen

Digitized by Google

luſtig, eine verſteckte Sinnengluth lodert unter der Haut, Fleiſch, Adern, Bein, Augen zeigen inneres Leben, innere Fülle und beweiſen des Künſtlers Gedankenreichthum und Compoſitionskraft, aber keine Gedankenhohlheit. Iſt Makart etwa deshalb ein „Bohème“, ein „intereſſanter Vagabund“, weil er in ſeinem Atelier einen Sammetkittel trug, während Peter Viſcher im Schurzfell, Rembrandt mit der Nachtmütze* und in der niederdeutſchen Arbeitsblouſe hantirte? Die Blouſe thut es nicht, ſie macht noch nicht den Bauern, aber auch nicht den Künſtler, ſie macht ſo wenig den Geiſt, wie der Frack es thut. Die Behauptung, daß Rembrandt gegenüber einem Lionardo, einem Tizian, einem Rafael, einem Michel Angelo eine innerlich künſtleriſche Natur war, weil Lionardo ein Heide, Tizian indifferent, Rafael und Michel Angelo Katholiken, iſt grenzenlos lächerlich, läppiſch und geſchmacklos. Das Abendmahl Lionardo's hat nichts Heidniſches, Rafael's Sixtina iſt mit der gläubigen Frömmigkeit einer tiefinnerſten Seele gemalt, der Koloß Michel Angelo iſt unantaſtbar, wo immer man ihn auch anfaſſen möchte, aber Rembrandt — alter Junge — wie iſt uns doch?! — ſpielen denn ſeine bibliſchen Bilder nicht theilweiſe im Koſtüm holländiſcher Patrizier und Plebejer, und gefällt ſich denn Rembrandt bei aller ſonſtigen Naivität nicht zuweilen arg in der Pfütze, die nach Lumpen, Bettlervolk und Unrath riecht? Was ſollen denn ſolche ſonderbaren Schwärmereien eigentlich bedeuten? Ein Publikum nach Tauſenden, das ſich ein dickes Buch erſtehen kann, weil es nur zwei Mark koſtet, einfach irreleiten, am Gängelbande führen wollen, bloß weil es dem Rembrandtomanen gefällt, ſich in Paradoxen und Widerſprüchen ſelbſt reden zu hören? Es iſt ferner eine unüberlegte Behauptung, daß Alma Tadema's Bilder nur Illuſtrationen zu Ebers' Romanen ſeien. Tadema malte ſchon, als Ebers noch keinen einzigen Roman geſchrieben und ſein Name glänzte in London, dank der reichen engliſchen Damenwelt und weil es Mode iſt, ſeine Bilder richtig oder auch nicht richtig zu begaffen, weil er in Pfunds bezahlt erhält, was er, wäre er in Holland geblieben, vielleicht in Gulden bezahlt erhalten hätte. Und warum wird Tadema von unſerem Schwärmer als ein Afterhiſtoriker gekennzeichnet? Iſt er denn nicht auch ein Holländer und Proteſtant wie Rembrandt? Und warum ſoll Makart ſeine reiche Venetianerin, die Tochter der Republik, Katharina Cornaro, gerade als ſchlichte, dralle, geſunde Perſon hinſtellen, iſt ſie etwa deshalb eine Sarah-Bernhardtgeſtalt, weil Makart ſie als jugendliche Königsbraut ſehr ladylike, ſchlank, üppig und als eine liebenswürdige Frauengeſtalt der jubelnden Huldigung ihrer dankbaren Landsleute preisgiebt? Was ſoll dieſe bald puritaniſche, bald bäueriſche Rechthaberei?

---

* Dieſe Nachtmützenerſcheinung ſieht man auf einer Radirung von Rembrandt (oder auch nicht von Rembrandt), wo er als Stecher an einer herabgelaſſenen Blende des Fenſters arbeitet.

Digitized by Google

Und doch heißt es wieder im nächsten Absatz: „Fröhliche Sinnenlust ist der leichte Schaum auf dem Meere des Lebens, aus ihm wird nicht nur die Göttin der Schönheit, sondern auch die Kunst geboren.“ Also doch! Ferner heißt es auf derselben Seite: „Volle Sinnlichkeit ohne eine Spur von Gemeinheit ist immer vornehm!“

Rembrandt, Rembrandt, wie wird dir bei diesem Satze deines Schwärmers in Hinblick auf manche deiner ausgelassensten Radirungen! Wie aber reimen sich diese beiden Aussprüche, die wir gerne unterschreiben, mit den eben verhöhnten Makart'schen Farben und Gestalten. Ist Makart etwa nicht die eben gepriesene fröhliche Sinnenlust? Nein, glauben wir doch nicht an solche Widersprüche, die auf Unsinn basiren! Wer sich in Widersprüchen wie unser Rembrandtomane gefällt und sie mit Ausrufungs-Fragezeigen und Gedankenstrich zu beweisen glaubt, der wird paradox und confus und sorgt recht kräftig mit für den Untergang des guten Geschmacks in Kunst und Literatur. So heißt es dann plötzlich ex abrupto auf Seite 146: „Sprache und Wesen der Holländer sind so wenig humoristisch wie gewisse Bilder von Rembrandt, z. B. der „Raub des Ganymed“ sie sind.“ — Hopsa, das ist ja um junge Hunde zu kriegen! Dieser Ganymed in der Dresdener Gallerie (der übrigens gar nicht von Rembrandt gemalt ist), bei dem auch der Humor mit Feuchtigkeit identisch und den der geniale Eduard Hildebrandt den größten „Luftschiffer“ nannte, ist eines der ergötzlichsten Bilder niederländischer Malerei. Der Humorist Rembrandt wird humorvoll gelacht haben als Ferdinand Bol diesen köstlichen kleinen Ganymed gemalt hatte. Das nennen wir denn doch das Wenige was noch an Rembrandt Launiges oder Ernstes übrig ist, völlig verkennen, wenn man diesen Ganymed als ein seriöses Bild und Rembrandt, den etwas frivol angehauchten Lebemann, als eine tiefernste, tiefdurchgeistigte Künstlernatur hinstellen will.

Wir glauben, Rembrandt van Ryn, der halbgebildete, später so verlotterte Müllerssohn, wenn er noch am Leben wäre, würde eine solche ihm angedichtete Mission sich mit dem grinsenden Lächeln und der cynischen Geberde eines plattdeutschen Bauern verbitten. Der Rembrandtomane nennt ferner Uhde einen Gemüthsmaler. Wir verkennen Uhde als Techniker niemals, wir bewundern sein Talent und sein Können, aber wir unterschreiben das Gemüth nicht so unbedingt. Als Uhde, von Paris kommend, sein erstes Bild im Münchener Kunstverein ausstellte, riefen alle Künstler und Nichtkünstler: „Ha, Munkacsy!“ Nun, in dieser einen Interjection lag für den begabten, damals noch wenig genannten Künstler die beste Anerkennung; aber Uhde ist seitdem ein anderer geworden, er ist mit Thoma, Liebermann, Stuck, Klinger u. s. w. der personificirte Eigensinn, und dieser eigenartige Eigensinn machte ihn in seiner Sonderstellung zu einem vielgenannten Maler, um nicht zu sagen, zu einem Einsiedler der Kunst. Der Eremit, der sich als Kohlrabiapostel in die Stadt wagt,

Digitized by Google

hat die Gassenbuben auf seiner Seite, Uhde hat die extravaganten Künstler, die sonderbaren Philosophen, die ignoranten Tageskunstkritiker und die Lacher für sich. Jetzt aber kommt der Widerspruch des Rembrandtschwärmers; der gemüthvolle, poetische Uhde ist auf Seite 45 plötzlich ein „schleichender Dämon der Trivialität" weil er (sehr richtig bemerkt) seine zum Abendmahl versammelten Apostel wie „Packträger in härenen Kutten" gemalt. Kann man, fragen wir, den Rembrandtomanen ernst nehmen, wenn er, wie hier gezeigt, so herumirrlichterirt und nicht mehr weiß, was er einige Seiten vorher Gegentheiliges gesagt? Nein, er ist nicht ernst zu nehmen, will auch nicht ernst genommen sein, sonst würde er sich nicht höhnend über die Wissenschaft stellen, würde über die Gelehrsamkeit deutscher Professoren nicht aburtheilen wie über eine elende Dresdener Butterbemme. Er schlachtet die Errungenschaft deutscher Forscher und Denker ein wie amerikanisches Pökelfleisch. Wer ist denn dieser Rembrandtomane, daß er sich unter dem Schutzmantel der Anonymität einem Du Bois-Reymond entgegenstellt wie ein Pygmäe dem Riesen, wie ein Mops dem Mond? Auf Seite 326 sagt er: „Zola kokettirt mit der Gemeinheit, Du Bois-Reymond mit der Vornehmheit, es ist daher schwer zu entscheiden, welcher von ihnen der Bessere oder Schlechtere." Wir wollen doch an den Rembrandtomanen zunächst mal die Frage stellen: „Was war bei Erschaffung der Erde früher da, die Henne, die das Ei legte oder das Ei, aus dem erst eine eierlegende Henne entstehen mußte?" Wenn er uns diese Frage richtig beantwortet, dann erst wollen wir ihm gestatten sich mit der Lectüre von Du Bois-Reymond's Buch „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" zu beschäftigen. Es ist anzunehmen, daß ihm dieses Buch unbekannt geblieben. Unter den hundertfach sich wiederholenden Parallelen des Rembrandtomanen ist die Parallele Zola-Du Bois-Reymond die abgeschmackteste und dreisteste, und wenn beide genannten Männer deshalb zu komischen Plebejern gestempelt werden müssen, weil sie ausschlaggebend im geistigen Leben der Gegenwart werden könnten, so müssen wir doch sagen, daß unser Rembrandtfreund wohl nicht an sich dabei gedacht, ob er mit seinem Buche nicht wie jene lustige Spukgestalt des Höllenbreughelianers, die mit ihm in einem verschossenen holländischen Wams und Baret einherschreitet, selber weder Furcht noch Mitleid erregt. Eine solche Parallele wie Zola und Du Bois-Reymond läßt sich nur carrikiren, z. B.: Rembrandt kokettirte im Halbdunkel, Julia kokettirte mit der Nacht, Rembrandt war blond, helldunkelblond, Julia war schwarz, man weiß also nicht genau, welche Haarfarbe sie hatten, denn bei Nacht sind alle Katzen grau.

Wir können nicht alle verschrobenen Hypothesen und Folgerungen unseres Rembrandtschwärmers Seite für Seite zergliedern, das würde eine Herkulesarbeit, eine Augiasstallreinigung werden, aber eine Stelle (Seite 137) wollen wir doch beleuchten, weil sie von gänzlicher Unkenntniß der bildenden Künste in ihrer materiellen Wirkung zeugt: es heißt dort unge-

Digitized by Google

fähr: „Die echte Kunst gedeiht nur wo Grundbesitz vorwiegt, der kaufmännische Speculant, welcher heute Bettler und morgen Millionär ist, wird dem Künstler nie nützen können. Nordamerika beweist es. (!) Der Selfmademan hat allzuviel Unruhe in sich und ist daher der Kunst nur wenig geneigt; sammelt er einmal Bilder, so verkaufen seine Erben sie bald. Aehnlich ist es in Paris, der Stadt des ewig Neuen. Auch dort fehlt es dem Künstler durchweg an der äußeren und inneren Ruhe; die gallische Unruhe verhindert sie daran oder sie schlägt in die dort noch herrschende akademische Steifheit und Glätte um. — Durch eine „Verbauerung" der deutschen Bildung könnte solchen üblen Einflüssen begegnet werden. Der Rauch der aus der Scholle des Landes aufsteigt ist die Seele des Landes; zu dieser Seele muß die deutsche Bildung zurückkehren." (Also zu dem Rauch und der Verbauerung!)

Wir müssen hierauf Folgendes erwidern: Grundbesitzer und Kaufleute (besonders in den reichen deutschen Seestädten) sind bekanntermaßen die schlechtesten Bilderkäufer, als Mäceen sind sie völlig unbrauchbar. Rembrandtschwärmer weiß nicht, daß die gesammte europäische Kunst in Nordamerika und England ihren festen, gesicherten Stapelplatz hat, daß z. B. die New-Yorker Staatsgallerie und die Privatsammlungen einiger sehr seßhafter Amerikaner wie Astor, Gould, Vanderbilt, Stanford, Mackay u. s. w., die ganze Berliner Nationalgallerie qualitativ weit übertreffen, er weiß nicht, daß die Erben deutscher Familien es vorzugsweise sind, welche die deutschen Kunstauctionen mit Bildern füttern, er weiß nicht, daß Deutschland und Holland an alten Meistern von Amerika und England buchstäblich ausgeplündert wurden und noch werden, weiß nicht daß wenn heute in Deutschland und Paris Stiche und Radirungen erscheinen, die theuren Proofs und Abdrücke vor der Schrift davon nur nach Amerika und England gehen, was doch wohl von Seßhaftigkeit, Liebhaberwerth und Sammlergeist zeugt. Ferner weiß er nicht, daß gerade die französische Kunst es ist, welche am wenigsten oder gar keine Glätte und Steifheit mehr zeigt, und an Monumentalmalerei quantitativ und qualitativ größeres geleistet als Deutschland. Möge Rembrandtomane doch mit der angerufenen Verbauerung Deutschlands nicht den Teufel an die Wand malen, seien wir doch froh, daß die Bauernbildermalerei und der in Berlin eine Zeit lang grassirende falsche Sennerinnenkultus à la Geierwally seinem Ende entgegen geht. Kein Mensch kauft mehr Bauernbilder seitdem der Pleinairismus die Bauernmalerei in Lebensgröße verekelt hat.

Die Bauernmalerei und die Bauernromane sind gar nichts anderes als ein Beiwerk zur poetisch gestimmten Natur, daß aber Vautier, (sagen wir gleichzeitig Defregger) das deutsche Bauernthum „im Sinne der Gebildeten" von heute malt, ist wohl das schlechteste Compliment was diesen Künstlern je widerfahren. Vautier hat den trefflichen Immermann'schen Oberhof mit wahrhaftigen Gestalten und Charakteren illustrirt

Digitized by Google

und aus dem Auerbach'schen Gemisch einfältiger Naivetät, Dorfschulweisheit, Plumpheit und dämeliger Altklugheit durch seine Illustrationen erst das zu machen verstanden, was diesen verschwäbelten Geschichten mangelte. Der Rembrandtist stellt aber Bautier und Defregger damit auf die Stufe der Süßmeierei Wilhelmine von Hillern'scher Salontiroler, welche ihre Romangestalten aus den Alpen (Geierwally, Am Kreuz u. s. w.) von oben bis unten im Dialekt, Sprache und Benehmen mit Spreewasser begießt. Gott schütze das deutsche Volk vor solchen verlogenen Bauernromanen und einer mit falschem Flitter behangenen Poesie unserer niederdeutschen Bauernrüpelei. Der sächsische Rembrandtomane hat kein Plattdeutsch gelernt, er hat es nicht verstanden seinen Fritz Reuter zu lesen, dessen „Stromtid" uns ein besseres Bild von der Scholle des niederdeutschen Erdreiches giebt als er darin vermuthet.

Wenn blaustrümpfige Kaffeeschwestern der Rembrandtomanie verfallen und für dieses Buch schwärmen, nachdem sie es bis zur Bewußtlosigkeit gelesen, so fällt uns der Bauer ein, der sagte: „Heut hat unser Herr Pfarrer amal herrlich schön gepredigt — kein Wort hat mer verschtande!" Aber diese weibliche Rembrandtomanie hat noch eine andere Gefahr, die in manchen Kreisen geradezu degenerirend wirkt; es ergeht nämlich unserer schöngeistigen Damenwelt wie den Leuten in Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider", dort wagte keiner zu sagen, er sehe die prächtigen Kleider nicht, hier wagt keine Dame zu sagen: „ich kenne das Buch nicht", aus Angst ungebildet zu erscheinen — und dann nur 2 Mark! Zuweilen steigt dem Rembrandtomanen das Queckfilber seines Einbildungthermometers etwas zu hoch, die Wurfgeschosse seines Geistes gehen los wie eine alte Sentenzen-Mitrailleuse. Man kann seine Gedankenvorrathskammer auch mit einem Apercü-Magazin-Gewehr vergleichen, welches im Schnellfeuer sich zu leicht erhitzt und dann unbrauchbar wird. Der Mann hat offenbar einen Spezereiladen im Kopfe und ein Schelm hat ihm die verschiedenen Schubfächer durcheinander gebracht, so daß die Aufschriften zum Inhalt nicht mehr passen, kommt nun einer und kauft sich was, so kriegt er statt des Gewünschten für zwei Mark Allerlei und ihm wird nachher wirr und weh davon.

Das Problem des Unsinns krystallisirt sich oft zu so euphemistischem Schwulst, daß man seine Spottdrossel pfeifen lassen muß, um bei der Lectüre dieses Rembrandtomanen bei gutem Humor zu bleiben. So zum Beispiel sagt er, um die in Verlust gerathene schwarz-roth-goldene Fahne klagend: „Wenn die deutsche schwarze Erde im vaterländischen Kampf von deutschem Blute feucht wird und ein deutscher Sonnenstrahl das Haupt des sterbenden Kriegers verklärt, dann glänzt es schwarz-roth-gold." Also ein deutscher Sonnenstrahl! Das heißt also auf deutschem Boden muß der Krieger vom Feind erschlagen werden, wenn ihn ein deutscher Sonnenstrahl treffen soll! Sollten wir nicht Ursache haben, uns für einen solchen

Digitized by Google

deutschen Sonnenstrahl zu bedanken und vorziehen in Feindes Land für Deutschland zu fallen, wenn es sein muß? Es ist ein fürchterliches Gleichniß, die Spottdrossel pfeift dazu ungefähr folgendermaßen: „Wenn der niederdeutsche Bauer sich eine rothe Blutwurst aus dem schwarzen Rauchfang holt, sie mit Appetit verspeist und sich dann die deutsche Sonne dabei in den Hals scheinen läßt, so ist das zwar weniger euphemistisch gesprochen, aber die coloristische Wirkung ist dieselbe.“ Wer wird hier nicht unwillkürlich an das burschikose Studentenlied erinnert: „Vom Himmel fuhr ein Sonnenstrahl direct in einen Käse!“ Wer die hohe Schule des Blödsinns reitet, soll doch wenigstens humoristisch bleiben. Ebenso gut könnte man ja auf eine Parallele zwischen der Sixtinischen Madonna und Menzels Eisenwalzwerk verfallen. Ja, wirklich, man kann sich bei manchem Gedanken des Rembrandtomanen ebenso gut auf den Kopf stellen, warum nicht Alexander der Große schon wahlverwandtschaftliche Beziehungen zu dem saugemüthlichen Holland angeknüpft habe, warum nicht Pfalzgraf Otto Heinrich, der die Königin von Cypern anpumpte, es vorgezogen, lieber den Zuider-See auszupumpen. Welch' ein gesegnetes Erdreich wäre gewonnen für holländische Tulpenzwiebel, für Teltower Rüben und Cichorie, für Dresdener Blümchenkaffee und Dresdener Kohl! Wir sehen jetzt bei der Reform der Gymnasien schon im Geiste einige mathematische Aufgaben und neue Themata für den deutschen Aufsatz, zum Beispiel:

„Wenn die Quadratwurzel aus Rembrandt gleich Leonardo da Vinci dividirt durch Rafael ist, was ist dann Du Bois-Reymond minus Richard Wagner?“

„Wenn 329 Druckseiten 2 Mark kosten, wieviel ist dann eine werth?“

„Wenn ein Deutscher für 2 Mark Kohl pflanzt, wieviel Kohl gäbe es, wenn alle Deutschen ebensoviel pflanzen wollten?“

„Wenn man für ein Buch von 329 Seiten 2 Mark bezahlen muß, wieviel kriegt man heraus, wenn man das Buch wirklich durchliest?“

„Würde es um die Erziehung des deutschen Volkes besser stehen, wenn Rembrandt statt Maler Schulmeister geworden wäre?“

„Kann man bei Rembrandt aus der Höhe seiner Kunst berechnen, wie „lang“ seine „Beene“ sind?“

„Giebt es Schriftsteller, die an einem Tage mehr schreiben können, als zehn starke Männer in einem Jahre verstehen können?“

„Wenn Rembrandt sich im Grabe herumdreht, müssen es dann die übrigen niederländischen Maler auch thun, oder hat er allein das Privilegium?“

„Wenn man Gold und Blech durcheinander wirft, giebt es dann Goldblech oder Blechgold, oder aber nur Blech?“

Wer erziehen will, muß auch belehren und logisch erklären können, er darf dem Leser oder Schüler die Logik seiner Beweise nicht auf fast jeder Seite schuldig bleiben, sonst kommt man zu Trugschlüssen. Es giebt

Digitized by Google

gewisse Dinge, über die vernünftige Menschen überhaupt nicht zweierlei Ansicht sein können, so z. B. Wahrheiten, die geschichtlich absolut zu beweisen sind. Rembrandt der Erzieher bleibt uns in seinen oft ganz zusammenhanglosen Sätzen und Folgerungen den Beweis der Wahrheit, die Erklärung schuldig, Max Lautner beweist mit einschneidender Logik, der Rembrandtomane aber ist ein Schöngeist und ein großes hüpfendes Irrlicht, er giebt uns nur den Duft des Weines unter die Nase, zieht uns aber im selben Augenblick den Becher wieder von den Lippen. Man fragt sich oft: „was hat der Mann sich dabei eigentlich gedacht, bist du denn so dumm, daß du das nicht verstehen kannst oder ist es nur ein Prunken und Kokettiren mit historischen und kulturgeschichtlichen Brocken? Man hört in dem Buche eigentlich nichts weiter als ein zuweilen recht klangvolles Phantasiren auf der Klaviatur des Geistes, aber das Leitmotiv (Rembrandt) kommt leider unmotivirt alle nasenlang wieder zum Vorschein, man mag das Buch auf Gerathewohl aufschlagen, wo man will; so z. B. sind seine Parallelen: Rembrandt, Spinoza, Lessing, Beethoven, Wilhelm von Oranien, Friesen und Bataver wie ein großer Senftopf zu dem die Wurst fehlt. Das ist Rembrandt'sches Halbdunkel oder Helldunkel, das sind Glanzlichter ohne Licht, Schatten ohne Helle, das ist krause Drechslerarbeit, bei welcher einem im Halbschlaf rasselnde und klappernde Verse einfallen à la Wilhelm Busch:

Wenn der Moltke mit'n Bismarck über'n Lessing springt,
Und der Rembrandt in der Luft den Du Bois-Reymond verschlingt.

Wenn der Böckel mit'n Stöcker über'n Nathan springt,
Und der Strauß seinen Renan in der Luft verschlingt.

Wenn der Zola mit'n Pot Bouille über'n Tolstoi springt,
Und der Tyras seinen Richter in der Luft umbringt.

Wenn der Darwin mit'n Häckel über'n Deckel springt,
Und der Rembrandtschwärmer in der Luft verklingt.

Trotz alledem aber hat unser Rembrandtomane Geist, nur ist uns die Senkgrube seiner Gedanken oft etwas zu tief und wir werden bei dem Mitrailleusengerassel seiner Sprach- und Schreibwerkzeuge oft an jene drollige Posse erinnert, in welcher ein Schwätzer alle zwei Minuten in eine Versenkung verschwindet, und kaum ist er wieder auf der Bühne und beginnt aufs Neue die Schleusen seiner Beredtsamkeit zu öffnen, so öffnet sich auch wieder eine neue Versenkung, die, ihn mit sich ziehend, ihm den Strom seiner Rede abschneidet, bis er ebenso schnell wieder auf dem Podium steht, um sogleich aufs Neue hinabgezogen zu werden.

Wir sprechen hiermit aus, daß wir das gemalte Utopien unseres Rembrandtfreundes, in welchem er den rembrandtistischen Welterziehungsplan durch die Rückkehr zum tölpelhaften, lackelhaften, blökenden, zähnefletschen-

Digitized by Google

den Bauernthum begründet, außerordentlich komisch finden und sein Werk bei so manchen guten und geistvoll niedergelegten Sätzen fast eine stilistisch nervös-capriciöse Humoreske nennen möchten. Damit wollen wir sagen, daß das Buch „Rembrandt als Erzieher“*) in Wirklichkeit nicht so ernst zu nehmen und daß es den thatsächlichen Absatzerfolg seiner 21 Druckbogen nur dem Spottpreise von 2 Mark und jener neugierigen Menge zu danken hat, wie sie sich so leicht im Gewühl der Gassen bildet. Es braucht nur eine Katze auf der Dachrinne eines Hauses spaziren zu gehen, so bleibt erst Einer stehen, dann kommt ein Zweiter, ein Dritter, sie schauen unverwandt nach dem Dache, gleich wird es ein Dutzend sein, bald ist der Straßenauflauf fertig und das Kätzchen da oben ist zum balancirenden Seiltänzer geworden; hat die Schaar sich dann satt gesehen, so löst sich wohl allmählich das Knäuel, aber durch das Kommen und Gehen ballen sich immer neue Gruppen von Neugierigen, wie ein Schneeball zur Lawine, so wird der harmlose Vorgang zum Ereigniß, das erst aufhört, wenn die Feuerwehr erscheint, um die Affaire auf das zurückzuführen, was sie von Anfang war, eine Null.

Sehen wir uns nun mal diese dicke, wie ein Luftkissen künstlich aufgeblasene, holländische Rembrandt-Null durch ein scharfes Perspectivglas an, welches Max Lautner in Breslau uns an der Hand seiner Forschung gestellt hat. Danach wird der Rembrandtlärm noch eine Zeit lang fortspuken in den Köpfen und Federn unserer Kunstschreiber, aber die Rembrandtomanie dürfte wenigstens verstummen; denn es giebt gottlob noch Männer, welche die historische Wahrheit und eine dieser Wahrheit entsprechende Erkenntniß höher schätzen als aufgebauschte Traditionen, leere Einbildungen und den Popanz eines Rembrandtkasperletheaters. Folge uns nun, lieber Leser, aus dem Rembrandtdusel in das Bereich der Nüchternheit und Klarheit, und erschrick nicht, wenn wir Dir zeigen, daß schon der bloße bestehende Autorbegriff „Rembrandt“ zu schwanken beginnt. Während der Rembrandtomane mit unserm niederländischen Maler eine förmliche Abgötterei treibt, werden wir Dir nachweisen, daß ein Rembrandt als großer Künstler überhaupt gar nicht existirt hat, daß der Name Rembrandt nur infolge alter Namensfälschungen, welche bei den Werken eines andern Künstlers vorgenommen wurden, zu seiner jetzigen Berühmtheit gelangt sein soll. Hätte der Rembrandtomane Einblicke in die Notariatsacten gehabt, welche Max Lautner seit 5 Jahren aus dem Altholländischen übersetzt hat, hätte er Kenntnisse des Altholländischen besessen, so würde das Buch „Rembrandt als Erzieher“ weniger dick aus seiner Feder geflossen sein. Die Erforschung der niederländischen Kunstgeschichte ist an der Hand von Gemälden, Stichen, Radirungen allein ganz unmöglich, die

---

* „Krause Gedanken“ hätte das Werk betitelt werden müssen, Rembrandt hat mit diesem Buche gar nichts zu schaffen.

Digitized by Google

alten Niederländer waren sehr freigebig und productiv, sie bildeten keine solche „Schule“ im heutigen Sinne, sie gaben Unterricht aus Broderwerb und es giebt neben der Zeit der italienischen Heiligenmalerei wohl kaum eine Schule, in der so viel copirt und nachgebildet wurde, wie zu Rembrandts, Ostades, Browers, Breughels, Teniers' Zeiten. Copien nach Teniers aus jener Zeit existiren wie Sand am Meer; es gehört mehr als Nüsseknacken dazu, um heute mit Bestimmtheit zu sagen, ob dieses oder jenes Bild von Rembrandt, Teniers oder Brower ꝛc. ist. Max Lautner aber weiß uns wenigstens in seinem fleißigen Buche mit Bestimmtheit zu sagen, was nicht von Rembrandt ist und stürzt damit, wie es scheint, eine bedeutungsvolle Epoche der holländischen Kunstgeschichte um, wie die mühsam aufgestellten Klötze eines Baukastens.

Rembrandt war ein Künstler von weit mehr Ruf als Werth, eine ganze Reihe ihm zugeschriebener vortrefflicher Werke sind von Ferdinand Bol. Was er thatsächlich geleistet und welche Bilder auf ihn zurückzuführen, ist eine Aufgabe weiterer Forschung, da alles auf ihn Bezügliche zu schwanken beginnt, sobald er energisch angefaßt wird und weil fast alle eingehenden Forschungen für ihn negative Resultate ergeben. Rembrandt's Zeitgenosse, der Maler Sandrart schreibt, daß Rembrandt ein Mann von geringer Geistesbildung gewesen sei, der nur schlicht niederländisch zu lesen verstand. Auch Keil, ein zeitgenössischer Künstler, sagt, daß Rembrandt nie etwas Bedeutendes als Künstler geleistet habe. Hoogstraaten sagt, Rembrandt habe von den Grundregeln der Kunst, besonders von der Perspective, nichts verstanden. Vondel sagt, seine Figuren seien mit Schemen zu vergleichen. Es fehlte ihm an Bildung und dem für die Kunst nothwendigen Wissen; er war kein Meister des Helldunkels, sondern vertrieb den Hintergrund seiner Bilder in schwärzliche Tiefen, er malte nicht naturwahr, war also kein Realist; als Radirer soll er tüchtiger gewesen sein wie als Maler, aber viele seiner Radirungen, obgleich sie den ausgeschriebenen Namen Rembrandt's zeigen, sind nicht von ihm, die Radirer schrieben vermuthlich nur dessen Namen darauf, soweit die Originalgemälde von Rembrandt waren, oder weil sie sich mehr Absatz davon versprachen. Rembrandt war kein Genie, sondern ein Geschäftstalent, das sein „Geschäft“ verstand, das anfänglich von Glück begünstigt, später aus Mangel an innerer Tüchtigkeit zu Grunde ging. Rembrandt war von Beruf im Wesentlichen zuerst ein Maler und Radirer, dann Kunstenthusiast, dann Kunsthändler für andere Künstler. Die in seinem Besitz vorgefundenen Gemälde zur Zeit seines Fallissements sollen nicht alle von ihm, sondern Kunsthändlerwaare gewesen sein. Hieraus hatte sich beim damaligen Publikum die Meinung gebildet, er sei ein großer, reicher und berühmter Künstler. Er soll auf die Gemälde seiner Schüler zur Erzielung höherer Preise seinen Namen geschrieben haben, wie das ja auch in unserer Zeit bei einem vielgenannten Künstler vorgekommen. Haben und Können, Be-

Digitized by Google

sitz und geistige Fähigkeit und Bildung werden ja noch heutzutage zu Gunsten der Reichen so oft miteinander verwechselt. Nach neueren Actenstücken, welche Max Lautner publicirt und an der Hand einer mühsam angelegten wissenschaftlichen Forschung und schneidig in einem 30 Bogen starken Bande haarscharf mit seelischer Logik beleuchtet, war Rembrandt nach seinem künstlerischen und moralischen Werth keineswegs geeignet, als ein Erzieher des Menschengeschlechtes, als ein Apostel des Niederdeutschthums, oder als was sonst noch alles hingestellt zu werden. Wir erfahren, daß Rembrandt gleich nach dem Tode seiner ersten Frau in ganz miserable Verhältnisse gerieth. Zwar hatte diese ihm ein Vermögen von 40 000 Gulden hinterlassen, testamentarisch aber festgestellt, daß er nur in den Besitz dieses Geldes gelangen könne, wenn er nicht wieder heirathe. Rembrandt wußte diese Bestimmung dadurch zu umgehen, daß er seine langjährige Geliebte zu sich in's Haus nahm. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen gerieth er in völlige Vermögenslosigkeit und Schulden; die Erziehung seines damals 15jährigen Sohnes hatte er vernachlässigt, dieser war Bilderhausirer und fing mit der Geliebten seines Vaters eine Kunsthandlung an, bei welcher letzterer als Berather betheiligt wurde. Aus dieser Zeit aber stammen, wie aktenmäßig festgestellt, erst die bedeutendsten Bilder, welche bisher irrthümlich Rembrandt zugeschrieben. Hätte Rembrandt diese, wie Lautner behauptet, von Bol gemalten Bilder selbst gemalt, so hätte er ein reicher Mann sein müssen und sich aus der drückenden Nothlage befreien können, indem er seine großen Schulden bezahlte. Sollen wir Rembrandt also nicht für einen Erzschurken halten, so müssen wir bezweifeln, daß er gemalt und die großen Einnahmen daraus gehabt hat. Rembrandt hatte durch die Verwickelungen und das miserable Verhältniß zu seinem Sohne, der ja der Prinzipal seines eigenen Vaters war, für den Begriff der Ehre überhaupt kein Verständniß, ihm mangelte sogar das Gefühl der Scham, er bricht sein gegebenes Wort, fühlt sich durch keinerlei Verpflichtungen gebunden, kurz er zeigt sich als ein Mensch ohne Grundsätze, ohne Ideal, ohne Charakter, man gewahrt eine abgrundtiefe Kluft, welche Rembrandt von den großen und guten Charakteren aller Nationen trennt, was alle großen Männer auszeichnet, ist eine gewisse Gewalt ihrer Persönlichkeit oder doch wenigstens Charakterstärke gewesen, begründet auf Kraft und Siegesbewußtsein, ein fester Glaube an sich selbst und an die Gewalt ihrer Ideen beherrscht sie, nicht aber ein weichliches, feiges Ausweichen vor den Consequenzen ihrer Handlungen. Er rafft sich niemals zur Thatkraft auf, sondern versinkt in schwächliche Thatenlosigkeit, seine Stimmung umdüstert sich bis zum Krankhaften. Es ist ferner aktenmäßig festgestellt, daß Rembrandt mit verschiedenen Leuten und Weibsbildern im Prozeß gelegen. Was sonst aus diesen, von Lautner angeführten Aktenstücken erhellt, läßt uns Rembrandt als einen widerlichen, pflichtvergessenen, hinterlistigen, cynischen, vertrauensbrüchigen und un-

Digitized by Google

gebildeten Menschen erscheinen, er war ein unmoralischer Plebejer, was ihn in der guten Gesellschaft Amsterdams unmöglich gemacht hat, diese hielt ihn für einen Betrüger, was ihm die Portraitaufträge anständiger Familien entzog. Seine Liebesverhältnisse waren ohne idealen Zug, er war ohne Charakter, ohne Seelengröße, ohne hohe Geisteskräfte, er ist ein kleinlich verbitterter und doch pfiffiger Mensch, dessen Art und Weise abstoßend wirkt.

Notariell und historisch sind die Akten, aus denen Lautner schöpft und mit denen er die sagenhaften Biographien unserer gesammten Schönfärber, unserer Kunsthistoriker von Beruf ad absurdum führt. Was wird der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" sagen, wenn er das ausgezeichnete, mit unerbittlich logischen Consequenzen verfaßte Werk Lautner's: „Wer ist Rembrandt?" lesen sollte? Wir können uns keine größere Niederlage des Rembrandtomanen mit seinem Buche: „Rembrandt als Erzieher" denken, als dieses Lautner'sche Werk, welches mit philosophischer Ruhe diesen Rembrandt jedes Nymbus entkleidet, ihm nichts läßt als das dürftige Hemd, womit er den kargen Rest des Künstlerruhms dieses saloppen Holländers bedeckt. Mit erdrückenden Gegenbeweisen, mit einschneidender Logik, mit philosophischen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen macht Lautner den Versuch, einen Neubau der holländischen Kunstgeschichte aufzurichten. Das ist kein eitles Sichbrüsten mit gelehrtem Krimskrams, keine Geschwätz- und Phrasenmacherei, sondern es ist die Lunte, die man rücksichtslos an's Pulverfaß legt, um eine Revolution in den Gemäldegallerien sowohl, wie in den Köpfen unserer Kunstschriftsteller und in den Sammelkästen der Rembrandtnarren und Kupferstichferen hervorzurufen. Unsere modernen Tageskunstreporter aber werden vor lauter Ignoranz einen Purzelbaum schlagen, weil ihnen das wissenschaftliche Verständniß für die Geschichtsforschung und die schneidige Kraft des eigenen Urtheils in solchen Fragen gänzlich mangelt.

Wer wird nicht einräumen, daß nach solchen Aktenstücken das Buch „Rembrandt als Erzieher" in seiner Messiasverhimmelung eine Geschmacklosigkeit allerersten Ranges ist.

Und ein solcher Schriftsteller und Kunstforscher, wie unser Rembrandtomane, der mit der Schönfärberei eines Conversationslexicons arbeitet, der die Forschungen von Bartsch und Heller nur oberflächlich gestreift zu haben scheint, beschuldigt Männer wie Du Bois-Reymond der Brutalität des Fühlens, des Wissenshochmuths und nennt sie Repräsentanten der Halbbildung. O si tacuisses, philosophus mansisses! Wer Rembrandt als Künstler zu verherrlichen und ihn zum Ueberfluß noch zum Messias zu erheben sich vornahm, der hätte vorher bedenken sollen, daß wahre Kunstkennerschaft sich theoretisch überhaupt nicht aneignen läßt, nur eine lange, lange Praxis, in jungen Jahren angefangen, führt hier den Blinden langsam auf die sichere Straße zur richtigen Würdigung und

Digitized by Google

Kenntniß der Gemälde alter Meister bedarf es eines lange vorausgegangenen Studiums alter Kupferstiche, dabei wollen die verschiedenen Abdrucksgattungen und die Plattenmerkmale genau erlernt sein. Nur vieles Sehen, aber nicht das theoretische Studium aus Büchern übt das Auge. Ein solches Wissen läßt sich aber nicht erlernen wie Skat oder Schachspiel, noch durch traditionelles Dociren ererben, nur die eigene Forschung des geübten Auges bildet allmählich den Gradmesser der Empfindung, nur wer viele, viele Kupferstichauctionen bereist und täglich mit seinen und fremden Schätzen liebäugelt, ist schließlich im Stande, mit zwei gesunden Augen die zitternde Loupe des Ignoranten zu ersetzen. Zu sagen aber, ob ein altes Gemälde in dieser oder jener Gallerie von Rembrandt oder von einem ihm verwandten Meister oder Schüler sei, dazu gehört mehr als Brod essen, das weitgehende Studium alter Stiche von Jugend auf ist wohl die beste Vorschule für ein leidlich gutes Kunstverständniß und bedingt ja auch das Verständniß für unsere moderne und allermodernste Kunst. Was aber wird unser Rembrandtomane sagen, wenn der fleißige, gewissenhafte Forscher Max Lautner ihm beweist, daß das bekannte Hundertguldenblatt: „Christus heilt die Kranken“ und die berühmte „Nachtwache“ gar nicht von Rembrandt sind?!

Der entlarvte Rembrandt.

Es muß ethisch-pädagogisch wirksamer erscheinen, vornehm zu sein als viel davon zu reden, der ethische Lehrer muß vor Allem in seiner Gedankenführung klar und durchsichtig sein. „Dumpf“ kann man sein, die Klarheit aber ist das Ideal, welchem wir nachstreben müssen, wenn wir philosophiren und lehren wollen. Zuweilen scheint es so, als habe der Rembrandtomane nur den Rembrandtbegriff in seinem aufdringlichen Buche in den Vordergrund drängen wollen, aber hunderterlei Dinge sprechen wieder dagegen, welche zeigen, daß es ihm um die Person des niederdeutschen Müllerssohn zu thun ist, welche er drei Meter über den Erdboden zur Verklärung emporhebt. Jedenfalls hat der Rembrandtomane irgendwelche Aktenstudien über die historische Person Rembrandt's nicht gemacht, auf diese kam es ihm auch wohl recht wenig an, aber es wäre bei einem solchen Helden seiner Darstellung doch recht nothwendig gewesen und konnte lohnend erscheinen. Die Autorschaft Rembrandt's in Frage zu ziehen, sah er sich nicht veranlaßt; der Weg dazu war ihm zu weit und zu schwierig, auch Sache der speciellen Kunstwissenschaft und dazu von allen den Herren Kunsthistorikern, welche Specialstudien über

Digitized by Google

Rembrandt gemacht hatten, für den Nichtkenner des Aktenmaterials durch ihre falsche Auslegung desselben verlegt, für den Kenner aber durch dieselbe zum Mindesten sehr erschwert.

Wer den Schaden hat darf für den Spott nicht sorgen. Der Rembrandtomane hat es nicht anders gewollt; als er uns in dem helldunkeln Rembrandt einen Messias zu vergöttern vorschlug, mußte er nicht ahnen, daß er mit Humor und Satire völlig überkleistert werden würde. Ist nun der so sehr gepriesene Name Rembrandt, der bisher zu den größten, populärsten und beliebtesten der niederländischen Schule gehörte, erheblich zusammengeschrumpft, scheint dieser Name fast nur mehr ein „Begriff", so glauben wir dennoch zur Beruhigung der Museumsdirectionen aussprechen zu sollen, daß die in den Gallerien u. s. w. seit langer Zeit unter Rembrandt's Namen geführten und ebenso die erst vor kurzer Zeit unter demselben für hohe Preise angekauften Werke durch Lautner's Beweise für den einsichtigen Beurtheiler der Sachlage in ihrem Werthe nicht gefallen, sondern vielmehr eher gestiegen sein können. Es ist hierbei nur der Unterschied, daß der Name Rembrandt etwas mehr erblaßt und der Name Ferdinand Bol kräftiger hervortritt. Ohne Kunstrevolution in Holland, Dresden und besonders auch in Petersburg wird es aber nicht abgehen, und die Vorstände der Kupferstichsammlungen werden vielleicht ihren Bartsch in die Ecke werfen und auf einem Congreß ein neues Fundament für die niederländischen Meister legen. Das bisherige „Oeuvre Rembrandt" soll jetzt mit wenigen Ausnahmen geringerer Werke auf den Namen Bol übergehen, aber die zeitliche Aufeinanderfolge dieser Werke, welche man bisher wesentlich nach den auf Bildern und Radirungen befindlichen gefälschten Jahreszahlen angenommen hat, wird aus dem Geiste der Werke heraus wesentlich anders erscheinen.

Nachdem wir uns im vorhergehenden Abschnitt genügend mit dem Rembrandtomanen beschäftigt und nachgewiesen haben, daß „Rembrandt als Erzieher" eine schöngeistige Uebereilung, in seiner Rembrandtverhimmelung aber als ein geschmackloses Buch zu bezeichnen ist, können wir uns nicht versagen, dem brillant geschriebenen Werke Max Lautner's „Wer ist Rembrandt?" unsere volle Anerkennung dadurch Ausdruck zu geben, daß wir nachstehend zwei mit Ueberzeugung und großer Sachkenntniß herrlich geschriebene Artikel zum Abdruck bringen, welche geeignet sind, dem jungen, fleißigen, gewissenhaften und logisch denkenden Lautner ein Denkmal zu errichten. Es werden, sobald sein herrliches Buch erst gehörig studirt und verdaut sein wird, noch viele Kunstgelehrte das Wort ergreifen, eine Fluth von Broschüren dürfte nachfolgen, und es wird sich manch' eine Feder gegen Lautner rühren, dazu ist sein Werk zu gewaltig niedergeschrieben. Die Entlarvung Rembrandt's ist ihm theilweise gelungen, sie kann nur noch vollständiger, aber wohl durch nichts mehr abgeschwächt werden. Sind nun die meisten dem Rembrandt zugeschriebenen Bilder und Radirungen

Digitized by Google

nicht von ihm, so ist es auch von Interesse, aus dem Lautner'schen Werke den ergötzlichen Schluß zu ziehen, daß eine Anzahl von Frauen-Portraits, die für Rembrandt's Gemahlin Saskia gehalten werden, gar nichts mit dieser Dame zu thun haben; ja selbst Rembrandt's Selbstportrait, wie es sich in den verschiedensten Auffassungen bisher präsentirte, beginnt zu schwanken, man weiß heute nicht mit Bestimmtheit, wie Rembrandt ausgesehen. Es ist kaum ersichtlich, welches von all' den gemalten Frauen- und Männerbildnissen nun eigentlich die Saskia von Ulenburgh und welches Rembrandt in Wirklichkeit darstellt. Das als „Judenbraut" bezeichnete Portrait, welches vielfach für Saskia gehalten wird, ist nicht mit ihr identisch, Saskia war keine Jüdin und das Dresdener Gemälde, auf welchem der Gemahl sein hübsches Weibchen lustig auf den Knien schaukelt und ein Sektglas schwingt, ist hiernach kaum das Rembrandt'sche Ehepaar, noch ist es überhaupt von Rembrandt, sondern von Ferdinand Bol gemalt. Man weiß überhaupt nicht, woher die Bezeichnung „Judenbraut" stammt, die Benennungen mancher Rembrandt-Bol'scher Bilder, als „Judenbraut" und dergl., sind wohl ganz willkürlich gewählt. Die Dargestellten haben weder einen jüdischen Typus, noch das rituelle Gewand, in welchem die Israelitin vor den Altar tritt. Man kann diese Rembrandt zugeschriebenen, mit Blumen geschmückten Damen eher als „Blumenköniginnen" ansehen, wie sie vielleicht einem altdeutschen Frühlingsspiel entsprochen haben mögen.

Max Kalbeck aber sagt über den entlarvten Rembrandt: „Noch ist der Lärm, welcher sich um das wunderliche Buch „Rembrandt als Erzieher" erhob, nicht völlig verstummt, und schon kündigt sich ein weit heißerer und ernsterer Kampf der Geister an, der diesmal für und gegen den Künstler selbst ausgefochten werden wird. Mit der brennenden Frage: „Wer ist Rembrandt?" tritt ein junger Kunstgelehrter vor die Oeffentlichkeit, und die Antwort, welche der unbequeme Frager in Bereitschaft hält, bedeutet nichts Geringeres, als eine fundamentale Umwälzung der gesammten, auf Rembrandt fußenden holländischen Kunstgeschichte. Max Lautner, so heißt der kühne Neuerer, hat die verhängnißvolle Frage auf das Titelblatt eines dreißig Bogen starken, vortrefflich geschriebenen Buches gesetzt, das bei U. Kern (Max Müller) in Breslau erschienen ist. Lautner sucht den Beweis zu liefern, daß der holländische Maler, welchen wir den größten Genien der Menschheit anzureihen gewohnt sind, den ihm beigemessenen Werth durchaus nicht besitzt. Ihm gilt Rembrandt für einen gemeinen und verkommenen Menschen, für ein mehr berüchtigtes als berühmtes Subject, das bei seiner zweifelhaften und mittelmäßigen Künstlerschaft Hervorragendes nicht geschaffen haben kann, am allerwenigsten jene leuchtende Reihe von herrlichen Meisterwerken, welche den Reiz und die Zierde unserer Gemäldesammlungen und Kupferstichcabinete bilden. Denn Rembrandt's Oelbilder und Radirungen tragen seinen Namen mit Unrecht, und der auf seinen Ehrenscheitel gehäufte Ruhm gebührt einem Anderen.

Digitized by Google

Gegen derartige Unternehmungen, die in Welt- und Kunstgeschichte nicht vereinzelt dastehen, sondern ebenso häufig vorkommen, wie die den entgegengesetzten Zweck vertretenden „Rettungen", herrscht ein nur zu wohlbegründetes Vorurtheil, dem auch wir uns nicht sogleich entziehen können. Oft ist es jenen Rettern und Umstürzlern nur um Befriedigung ihres persönlichen Ehrgeizes und ihrer eigenen Eitelkeit zu thun. Indem sie sich an den Rockschoß eines Gewaltigen hängen, hoffen sie von ihm in die Unsterblichkeit hineingeschleppt zu werden, oder sie sind damit zufrieden, Aufsehen erregt und eine häßliche Wolke athemversetzenden Staubes aufgewirbelt zu haben, aus welcher sie dann nicht ganz sauber, aber doch als gewichtige und ruchbare Leute hervorzugehen pflegen. Zu dieser Sorte von Zänkern und Stänkern gehört Max Lautner glücklicherweise nicht. Sein bescheidenes Auftreten stimmt uns von vornherein zu seinen Gunsten. Anstatt sich pomphaft anzukündigen und nach allen Regeln der modernen Reclame sich großartig in Scene zu setzen, kommt er schüchtern wie eine Schnecke aus dem Hause gekrochen und beklagt, daß er thun mußte, was er nicht lassen konnte. Er empfindet die Schmerzen, die seine Enthüllungen Anderen bereiten werden, mit und erhält allein von dem Pflichtgefühle des unbestechlichen Historikers das tröstende und ermuthigende Vertrauen zu seiner schonungslosen geistigen That. Wissenschaftlicher Ernst, peinliche Genauigkeit, gründliche Vorkenntnisse, tief in die Sache eingehende Studien, dazu ein scharf ausgeprägtes Sittlichkeitsgefühl, ein geübtes, durchdringendes Auge und ein geordneter, klarer Verstand kennzeichnen den Verfasser des Buches. Bei der Lectüre desselben hat der Leser das beruhigende Bewußtsein, mit einem ehrlichen, sachkundigen und wohlunterrichteten Manne zu verkehren, dessen Führung er sich getrost überantworten darf.

Lautner macht aus der Art, wie er zu seiner folgenschweren Entdeckung gelangt ist, kein Geheimniß; vielmehr heißt er uns theilnehmen an seinen vorbereitenden Erlebnissen und den Weg, den er selbst zurücklegte, noch einmal mit ihm durchlaufen. Zwei Bilder sind es, die den Ausgang seiner kritischen Bahn bestimmten, ein bekanntes und ein unbekanntes; beide sind dem Buch als Illustrationen in Lichtdruck einverleibt. Das bekannte hängt in der Dresdner Gemäldegallerie, stellt den Traum Jakobs dar und gilt für ein Werk Ferdinand Bol's, des besonders im Portraitfache hochgeschätzten „Rembrandt-Schülers". Das unbekannte befindet sich im Privatbesitz und behandelt das in Gegenwart der Königin von Saba dargebrachte Opfer Salomos. Bei der bewundernden Betrachtung, zu welcher der „Traum Jakobs" mit seiner tiefsinnigen, das Kreuz als die wahre Himmelsleiter des biblisch-christlichen Glaubens antecipirenden Symbolik, seinem ergreifenden Gefühlsausdruck und seiner echt Rembrandt'schen Farbengebung auffordert, legte sich der Beschauer die Frage nach den übrigen, diesen Meisterstücken religiöser Malerei ebenbürtigen Werken des Künstlers vor und beruhigte sich nicht mit der verwegenen,

Digitized by Google

unzureichenden und zweifelhaften Auskunft, welche das etwa siebzig Gemälde und siebzehn Radirungen enthaltende Verzeichniß der Bol'schen Schöpfungen ihm ertheilte. Die wenigen, obendrein dem Maler nicht immer mit Recht zugeschriebenen Bilder konnten doch, so meinte Lautner, unmöglich das ganze Lebenswerk eines wie aus zuverlässigen Berichten hervorgeht, fleißig schaffenden, mit Bestellungen reich bedachten, geistvollen Künstlers gewesen sein. Wo also waren seine Werke? — Den Meister des zweiten, das Opfer Salomos darstellenden Bildes zu eruiren, welches beim ersten Anblick den Eindruck eines Rembrandt'schen Originals macht, wollte gewiegten Kennern, wie Lübke und Hauser, nicht gelingen. Das in der unteren linken Ecke befindliche Monogramm, ein großes lateinisches R mit darüberstehendem F paßte auf keinem der Schule Rembrandt's angehörigen Maler. Aber was dem forschenden menschlichen Auge verborgen blieb, die Sonne brachte es an den Tag. Auf einer Photographie des Bildes traten die ursprünglichen Namenszüge des Künstlers leicht erkennbar hervor. Denn der Apparat des Photographen kennt keine Geheimnisse, er sieht durch die verschiedenen Farbenschichten bis auf den Grund des Bildes und überträgt das Gesehene auf die empfindliche Platte. Außer dem von fremder Hand entstellten Künstlerzeichen erschien zweimal der unter den Lasuren befindliche Name „F. Bol", und es ergab sich, daß das große R des Monogramms nur ein gefälschtes B war. Aehnliche Resultate wurden durch die Untersuchung anderer, Rembrandt und dessen Schülern zugeschriebener Gemälde erzielt, und der Gedanke, daß nicht Rembrandt, sondern Ferdinand Bol der Autor so vieler bewunderter Kunstwerke sei, gewann immer schwereres Gewicht.

Zunächst galt es nun, die Biographen Rembrandt's einer gründlichen kritischen Musterung zu unterziehen. Und da fiel dem mißtrauisch gewordenen Forscher der sonderbare Umstand in die Augen, daß zwischen den älteren und neueren Schriftstellern, die sich mit lebens- und kunstgeschichtlichen Charakteristiken des holländischen Malers beschäftigt haben, ein unversöhnlicher Widerspruch besteht. Während Pels, Sandrart und Hoogstraten, die Zeitgenossen Rembrandt's, ihm zum Vorwurfe machen, daß er sich nicht auf die Grundregeln der Kunst verstanden habe, und Andere neben ihnen wenig Rühmliches über seine Lebensführung zu berichten wissen, suchen die Neueren, mit dem begeisterten Koloff an der Spitze, Rembrandt als das Ideal eines Menschen und Künstlers hinzustellen, seine Fehler in Vorzüge umzuwandeln, ihn gegen den angeblichen Unverstand und die Böswilligkeit der Vorgänger zu vertheidigen und aus seinen Werken, den vornehmsten und edelsten moralischen Charakter zu construiren. Einen harten Stoß erhielt der strahlende Ehrentempel, in welchem diese Panegyriker ihren Rembrandt als Götterbild aufstellten durch die neuen, vor mehreren Jahren veröffentlichten Amsterdamer Notariatsakten. Von 1631 bis 1669 vergeht kaum ein Jahr, das nicht den Namen des Künstlers in

Digitized by Google

Verbindung mit vielen verwickelten, meist sehr schmutzigen geschäftlichen Angelegenheiten gebracht hätte. Nachdem er das Vermögen seiner ersten Frau Saskia von Ulenburgh auf allerhand Liebhabereien verschwendet hatte — sein Haus war ein Raritäten- und Alterthumsmuseum — kam er nach dem Tode Saskias (1642) in die schlechtesten ökonomischen Verhältnisse, die ihn zum leichtsinnigen, gewissenlosen Schuldner, zum arglistigen Verbreher und Umgeher der Gesetze, zum Almosenempfänger seines Sohnes und seiner Haushälterin und endlich zum elenden Bettler machten. Um eine Testamentsklausel, die ihm für den Fall seiner Wiederverheirathung das Vermögen Saskias absprach, zu umgehen, lebte er mit Hendrickje Stoffels, die ihm zwei Kinder gebar, im Konkubinat; um seine Gläubiger zu prellen, ließ er das Eigenthumsrecht auf sein Haus und alle Besitzthümer, die für seine Schulden hätten haften sollen, dem unmündigen Sohne Saskias zuschreiben. Rembrandt wurde für zahlungsunfähig erklärt, seine Habe gerichtlich inventarisirt und die Vormundschaft über seinen Sohn wurde ihm entzogen. Seine Bilder und Sammlungen kamen unter den Hammer, sein Haus wurde verkauft und der fünfzehnjährige Titus begründete mit der Konkubine seines Vaters ein Compagniegeschäft als Kunsthändler, bei welchem Rembrandt für freie Wohnung und Alimentation den Sachverständigen abgab. In dem betreffenden Aktenstücke (1660) verpflichtete sich Rembrandt für den Fall, „daß er wiederum in die Lage kommen sollte, durch Malen etwas zu verdienen", die zu seinem Nachtheile aufgelaufenen Kosten abzutragen. Aus diesen unumstößlich feststehenden Thatsachen wird von Lautner der Schluß gezogen, daß Rembrandt unmöglich auch nur einen kleinen Theil jener Bilder gemalt haben könne, die nach dem Bode'schen Kataloge in der Zeit seines wirthschaftlichen und moralischen Niederganges entstanden sein sollen. Die sechsundneunzig Bilder — darunter allein fünfundvierzig Portraits! — welche dem Jahrzehnt von 1650 bis 1660 zugetheilt werden, hätten ihren vom Hause aus wohlhabenden Maler zum reichen Manne machen müssen. Ein etwaiger Betrug, von Vater und Sohn gemeinsam ausgeführt, wäre nicht zu verheimlichen gewesen, da unter den angeblich von Rembrandt portraitirten Kunden sich stadtbekannte und hervorragende Persönlichkeiten befanden, von denen zwei sogar bei dem Concurse Rembrandt's in amtlicher Eigenschaft thätig waren. Das weltberühmte Gruppenbildniß der „Staalmeester" vom Jahre 1661 zum Beispiel, welches ein sehr ansehnliches Honorar eingebracht haben muß, würde jedenfalls den Maler der entsetzlich traurigen Nothwendigkeit überhoben haben, das Grab seiner verstorbenen Frau um eine geringe Summe an den Grabmacher der Oudekirche zu verkaufen. Auch hat der Künstler bei seinem Tode nichts hinterlassen, als sein Malgeräth und ein paar Kleidungsstücke.

Durften also die Apologeten Rembrandt's auf Grund seiner ethisch und künstlerisch hoch bedeutenden Werke es wagen, seinen Charakter von

Digitized by Google

den vermeintlichen Entstellungen der Zeitgenossen zu reinigen, so darf auch umgekehrt der historische Charakter des Künstlers gegen die ihm zugeschriebenen Werke ausgespielt werden, und wir müssen Max Lautner Recht geben, wenn er die aktenmäßige Darstellung von Rembrandt's Leben für den zureichenden und zwingenden negativen Beweis erklärt, daß Rembrandt der Autor der seinen Namen tragenden Werke nicht gewesen sein könne. Aber ein solcher negativer Beweis, der doch zum Theil auch auf sehr schwierigen psychologischen und ästhetischen Untersuchungen beruht, würde Vielen nicht genügen, um Rembrandt die Autorschaft seiner Bilder abzuerkennen. Und darum läßt Lautner den positiven Beweis folgen, indem er die von ihm aufgefundenen echten Namensbezeichnungen des wahren Autors gegen Rembrandt in's Treffen führt. Auf mehreren Hauptwerken, welche den unvergänglichen Ruhm ihres Schöpfers ausmachen, sind trotz allerlei Uebermalungen, Abwaschungen und Auskratzungen die Künstlerzeichen Ferdinand Bol's sichtbar geblieben. Um sie Jedermann deutlich vor Augen zu bringen, hat der Verfasser des Buches sie, durch Lichtdruck vervielfältigt, demselben als Anhang beigegeben. Sie finden sich auf dem Portrait des sogenannten Coppenol (Kassel), auf dem Doppelbilde „Rembrandt und Saskia" (Dresden), auf dem „Selbstbildniß vom Jahre 1635" (Gallerie Liechtenstein in Wien), auf „Josef wird von Potiphar's Frau verklagt" (Berlin), einem Bilde, daß sich an andere Meisterwerke anschließt, auf der „Judenbraut" (Amsterdam), auf dem Familienbilde in Braunschweig, auf „Simeon im Tempel" (Haag), auf der „Anbetung der Könige" (Buckingham Palace), auf der „Heiligen Familie" (Petersburg-Ermitage), auf mehreren Frauenbildnissen der National Gallery in London, auf der „Anatomie des Doctor Tulp" und endlich auch auf der, einen Auszug der Amsterdamer Büchsenschützen darstellenden „Nachtwache", welche bisher als das chef-d'oeuvre Rembrandt's, wie für eines der ersten Meisterwerke aller Völker und Zeiten galt. Der Beschreibung, Erklärung und Kritik dieses Bildes widmete der Verfasser ein eigenes Kapitel, weil es ihm darum zu thun war, die Identität der „Nachtwache" und einer von Rembrandt für das Amsterdamer Schützenhaus nachweislich gemalten Porträtgruppe von sechzehn Mann zu vernichten.

Von seinem weitausgreifenden, alle ersinnlichen Umstände in Erwägung ziehenden kritischen Geschäfte kehrt Lautner zu der ursprünglichen Frage zurück: Wer ist Rembrandt? und beantwortet sie dahin, daß derselbe im Wesentlichen Maler und Radirer, Kunstenthusiast und Sammler, Kunstkenner und Kunsthändler gewesen ist. Ueber seine rechtmäßig ihm zugehörigen Werke werde man nicht eher ein abschließendes Urtheil fällen können, bis nicht, was etwa noch von ihnen vorhanden und vielleicht unter dem Mittelgut der Gallerien oder im Dunkel der Speicher und Böden sich verborgen hält, herausgesucht und nachgewiesen worden sei. Armer Rembrandt! Aber ein großer Name, der die Jahrhunderte mit seinem Schall

Digitized by Google

erfüllte, ist nicht so leicht aus der Welt geschafft. Ehe wir uns von ihm lossagen, wollen wir doch erst wissen, wie er in die Welt hineingekommen ist? Auch darüber werden wir von Lautner aufgeklärt. Das Vertrauen, welches der Kritiker sich durch die Art seiner Untersuchung und Beweisführung zu erwerben wußte, folgt ihm auch auf das Gebiet der Hypothese, das er nunmehr betritt; denn ein empirischer Beweis läßt sich für diesen Theil seiner Behauptungen nicht erbringen. Rembrandt's Auftreten fällt mit der Zeit des größten wirthschaftlichen Aufschwunges in den Niederlanden zusammen. Als der fünfundzwanzigjährige Maler von Leyden nach Amsterdam übersiedelte, hatten die Generalstaaten eine Anzahl glorreicher Siege erfochten, und der rasch aufblühende Handel führte im Verein mit kaufmännischen Spekulationen einen geradezu unerhörten Wohlstand herbei, der, wie der Tulpenschwindel zeigt, die abenteuerlichsten Ausschweifungen im Gefolge hatte. Man wußte nicht, wie man sein Geld ausgeben sollte und kaufte alles Mögliche zusammen. Daß die Kunst von diesem allgemeinen Ueberflusse Vortheil zog, versteht sich von selbst. Rembrandt kam als Portraitmaler in Mode und seine Radirungen trugen seinen Namen in's Ausland. Sein Atelier, seine Raritäten- und Kunstsammlungen wurden angestaunt und die Sage von den in seinem Hause angehäuften Schätzen verschaffte ihm einen europäischen Ruf. Er selbst wurde durch den Nimbus, mit dem er sich nicht ohne schlaue Berechnung zu umgeben wußte, schon bei Lebzeiten eine halb mythische Persönlichkeit, über welche die merkwürdigsten Gerüchte im Schwange gingen, und als er in Armuth und Dürftigkeit verfiel, wurde er für einen vergeizten menschenscheuen Sonderling ausgeschrieen. Nach seinem Tode stand der märchenhafte Rembrandt-Begriff in der Meinung der Welt fest, dem sich Alles unterordnen mußte, was die holländische Kunst der damaligen Zeit an hervorragenden Werken besaß. Der Stern des Künstlers war in der Heimath längst untergegangen, als er im Auslande mit immer hellerem Glanze hervorschimmerte, und die guten Namen anderer Künstler fielen dem gefräßigen Moloch der Berühmtheit dieses Einzigen zum Opfer. Die Kunsthändler, welche dem ewig wiederholten Verlangen nach Rembrandt'schen Originalgemälden und Radirungen nicht genügen konnten, fälschten die Bezeichnungen der Bilder und setzten den Namen Rembrandt's auf die Kupferplatten. Auf diese Weise entstand das reiche oeuvre Rembrandt, das von den Kunstgelehrten so schön geordnet, eingetheilt und beschrieben worden ist, und das nun aller Voraussicht nach wie ein Kartenhaus zusammenfallen wird. Wir sind begierig, wie die Herren mit Lautner sich auseinandersetzen werden. Auch der geschwätzige „Rembrandt als Erzieher" kann sich heimgeigen lassen. Unsere besten Wünsche begleiten ihn."

Karl Vollrath-Breslau sagt zu der Frage: Wer ist Rembrandt? Sonderbare Frage! So sonderbar, als wenn man fragen wollte: wer ist Goethe? wer ist Schiller? Aber schon nicht mehr so sonderbar, als wenn

Digitized by Google

man fragen wollte: wer ist Shakespeare? Denn was diesen betrifft, so hat sich, wie bekannt, eine ganze Literatur abgemüht, nachzuweisen, Shakespeare sei nicht Shakespeare, sondern Baco, und wenn auch der von einer überspannten Lady in die Welt gesetzte Baco-Humbug nunmehr endgültig als Humbug entlarvt ist, so hat man sich doch an den Gedanken gewöhnt, daß in der Literaturgeschichte Mancher nicht das ist, was er scheint. Kritische Arbeiten selbst von der Absurdität derjenigen, mit welchen die Shakespearetödter die Welt zu verwirren gesucht, haben das Gute, daß sie die litterarische Analyse vorsichtiger machen. Der Zweifel ist der Vater der Erkenntniß!

Auch in der Kunstgeschichte ist Mancher nicht das, als was er lange Zeit gegolten. Es giebt kein Museum auf dem Erdenrund, in welchem nicht die schönsten und die weniger schönen Bilder ein mal oder mehrere mal „umgetauft" worden sind, und jeder unserer kunstgelehrten Galeriedirectoren, die mit älteren Bildern zu thun haben, erblickt in diesem Umtaufen nach dem „jeweiligen neuesten Stande der Wissenschaft" einen Haupttheil der Reformaufgaben, die ihm als dem Nachfolger seines minder gut unterrichteten Vorgängers erwachsen. Die kunstgeschichtliche Literatur absorbirt einen großen Theil der Kraft der Kunstforscher durch die genauere Scheidung der berechtigten von den unberechtigten Autorenansprüchen.

Aber die Frage: Wer ist Rembrandt? Und die Antwort: Rembrandt ist nicht Rembrandt, sondern Bol, Ferdinand Bol, welcher bisher nur als einer der bedeutendsten Schüler Rembrandt's figurirte. Oder vielmehr: Rembrandt ist zwar Rembrandt, d. h. ein leidlich begabter Maler und Radirer, der seine Künstlerlaufbahn unter günstigen Auspicien begann, aber als moralisch verkommener Mensch in gänzlicher künstlerischer Unfähigkeit endete. Die Kunstwerke aber, die seinen Namen zu dem strahlendsten in der holländischen Kunstgeschichte gemacht haben, sind nicht von ihm geschaffen worden, sondern von Ferdinand Bol, der als Mensch, unter ethischem Gesichtswinkel betrachtet, ganz im Gegensatz zu Rembrandt, das Zeug dazu hatte, Gemälde von edelstem Gehalt hervorzuzaubern, und als Künstler über eine so große Technik gebot, um dem geistigen Inhalt seiner Schöpfungen den großartigsten Ausdruck zu geben.

Es giebt Einem immer einen schmerzlichen Stoß, wenn man einem Großen und Gewaltigen, den die Jahrhunderte bewundert haben, den Lorbeer vom Haupte reißen, ihn selbst in den Staub werfen sieht, weil eine Versündigung an der hohen Majestät des Genies uns Allen als ein Frevel erscheint, und so schrecken wir auch bei dem Gedanken zusammen, Rembrandt im Handumdrehen entthront zu sehen. Aber unser Gerechtigkeitsgefühl zwingt uns, die Ansprüche dessen, der an die Stelle des gestürzten Usurpators gesetzt wird, ruhig und kühl zu prüfen, und wir freuen uns der gewonnenen besseren Einsicht, wenn uns der überzeugende Nachweis geführt wird, daß ein schreiendes historisches Unrecht durch ein neu entdecktes, begründetes Recht gut gemacht wird.

Digitized by Google

Diesmal ist es keine verschrobene, mit ungenügenden Vorkenntnissen an die männermordende Arbeit herantretende Lady, welche eine falsche Größe vom hohen Postament herunterreißt. Die Entthronung Rembrandt's vollzieht vielmehr ein ernster, mit gediegenem Wissen ausgerüsteter, besonnener Kunstgelehrter, der sich seiner That nicht leichtfertig vermißt, dem es wehe thut, ein schönes kunstgeschichtliches Trugbild zerstören zu müssen, und der sein Gewissen selbst nur dadurch beruhigt, daß er ein erdrückendes Beweismaterial herbeischafft, dem er als wahrheitsliebender Mann sich bescheiden beugt. Mit einem starken Bande von beinahe 500 Druckseiten tritt er vor uns hin. „Wer ist Rembrandt? Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte" so lautet der Titel des in Breslau in J. U. Kern's Verlag (Max Müller) erschienenen Werkes, und Max Lautner nennt sich der Verfasser. Wer ist Max Lautner? könnte man fragen, wenn die Antwort nicht in dem Buche selber läge, welches den in einer stillen Klause in der Schillerstraße zu Breslau schaffenden und forschenden Kunsthistoriker mit einem Schlage zu einer Berühmtheit verhelfen wird, die den berühmtesten Kunstgelehrten unserer Tage viel zu schaffen machen wird. Vorauszusehen ist der heiße, leidenschaftliche Kampf, der auf der ganzen Linie der Kunstwissenschaft um das Lautner'sche Buch entbrennen wird. Denn wie eine Bombe schlägt es ein in das Lager der Kunstgelehrten, die in selbstsicherer Ruhe an dem Gebäude der holländischen Kunstgeschichte gearbeitet haben. Dies Gebäude fliegt unter dröhnendem Krachen in die Luft und verzehrt mit seinem Brande die angrenzenden Gebiete. Sie werden herbeieilen, die Specialisten der holländischen Malergeschichte, um das Feuer zu löschen; einige werden sich sogar Zeit nehmen, den böswilligen Brandstifter mit Steinen zu bewerfen — ach, man kennt die erbitterte Aufregung, die blinde Wuth sogar, mit welcher deutsche Gelehrte um sich schlagen, wenn es gilt, zu retten, was sie mühsam zusammengetragen! Eine ganze Literatur wird herabregnen auf das Haupt des kühnen Neuerers, der den Satz aufstellt: Rembrandt ist Bol! Und der Streit wird das ganze gebildete Publikum ergreifen, welches sich daran wird gewöhnen müssen, anstatt von „Rembrandt-Hüten" und „Rembrandt-Beleuchtung" von „Bol-Hüten" und „Bol-Beleuchtung" zu sprechen, und vielleicht wird sogar das vielbesprochene Buch „Rembrandt als Erzieher" in einer nächsten neuen Auflage den Titel führen: „Bol als Erzieher."

Wie ist aber Lautner zu seiner Enthüllung, oder Entdeckung — je nachdem man es nennen will — gekommen? Wie begründet er seine neue Wissenschaft von Rembrandt und Bol? Eine erschöpfende Antwort kann dem neugierigen Frager selbstredend nur das Lautner'sche Buch selbst geben; dort sind die Argumente klar, übersichtlich und bis ins Einzelne gehend niedergelegt. Wer, wie wir, lediglich die Aufmerksamkeit auf jenes Buch hinzulenken wünscht, der muß sich damit begnügen, in kurzen Zügen den Gang der Lautner'schen Untersuchung zu schildern und die

Digitized by Google

Mittel zu kennzeichnen, vermöge welcher der Forscher zu seinem Aufsehen erregenden Resultat gelangt ist. Und da hat es denn von vornherein etwas wahrhaft Beruhigendes, wahrzunehmen, daß der Verfasser mit einem Hülfsmittel operirt, dessen wissenschaftliche Exaktheit unzweifelbar ist. Die Photographie, welche aus den fernsten Räumen des Weltalls die zuverlässigsten Informationen schöpft, welche die intimsten Geheimnisse mikroskopischen Lebens enthüllt, welche die leisesten Schwingungen der musikalischen Töne, der menschlichen Stimme, als tanzende Curve niederschlägt, sie hat unserem Autor auch dazu gedient, durch alle Lasuren und Uebermalungen hindurch vorzudringen zu den Namensbezeichnungen Bol'scher Bilder, welche infolge gewissenloser Fälschungen die Marke Rembrandt's trugen, als Rembrandts bezahlt und bewundert wurden, als echte Rembrandts die Kunstgeschichte irreführten, als echte Rembrandts Rückschlüsse auf die Person, den Charakter Rembrandt's veranlaßten, welche schließlich dahin führten, einen „Rembrandt-Begriff" zu construiren, dem die historische Wahrheit auf dem kunstgeschichtlichen Gebiete vielfach zum Opfer fiel. Wie die Photographie im Dienste der Strafrechtspflege durch Vergrößerungen gelegentlich Blut und Haar des Mörders und seines Opfers als zwingendes Beweismaterial in das Treffen geführt hat, wie sie die schlauesten Kniffe des Wechselfälschers zu entlarven im Stande ist, so hat sie in einem von Lautner selbst ausgebildeten Verfahren den Verfasser auf die Spur der frechsten Fälschungen echter Bols geleitet, und auf dieser sozusagen naturwissenschaftlichen, unantastbaren Grundlage baut sich sein Ruhmestempel für Ferdinand Bol auf, in dessen Schatten Rembrandt, der falsche Götze, ruhmlos verschwindet. Es sind dem Buche zahlreiche Photogravüren jener Fälschungen beigefügt, sodaß der Leser selbst unter der verblüffenden Beweislast der Lautner'schen Experimente den gemeuchelten Bol zu verdienten Ehren gelangen sehen kann. Giebt es gegen diese klassischen Zeugnisse einen Gegenbeweis? Wir glauben: nein. Die Photographie, die chemische Eideshelferin des Sonnenlichts, lügt nicht. Man muß sich schon bequemen, zuzugeben, daß holländische Kunsthändler des 17. Jahrhunderts systematisch betrogen haben, und daß Kunstgelehrte späterer Zeit erheblichen Irrthümern unterworfen gewesen sind. Irren ist ja so menschlich!

Indessen begnügt sich Lautner keineswegs damit, so und so viel „echte" Rembrandts, die als solche in den verschiedensten Museen prangen, als echte Bols nachzuweisen. Wo er als Photograph aufhört, da setzt er als Psychologe, Aesthetiker und Kunsthistoriker ein, um das thema probandum, das ihm die photographische Camera zugesteckt, erst von allen Seiten gründlich zu bearbeiten und zu erhärten. Zunächst läßt er Rembrandt's Biographen der Reihe nach anmarschiren, wobei er ein scharfes Augenmerk auf des Künstlers Zeitgenossen richtet. Von größtem Interesse ist es, bei dieser Biographenparade zu sehen, wie sich allmählich das Bild Rembrandt's verändert; wie dadurch, daß die Biographen den Widerspruch zwischen den

Digitized by Google

wunderbaren Schöpfungen, die sie ihm zuschreiben, und dem verächtlichen Charakter des Künstlers nicht zu lösen vermögen, den Bildern zu Liebe der Mensch Rembrandt allmählich mehr und mehr veredelt wird; wie seine moralischen Schwächen in liebevollster Weise, die dem guten Herzen der Biographen alle Ehre macht, der Wahrheit aber ins Gesicht schlägt, in die bekannten „liebenswürdigen Vorzüge“ umgewandelt werden, sodaß zu guterletzt ein idealer Rembrandt fertig wird, der zu den Bildern, die man für die seinigen hält, vortrefflich stimmt. Von ebenso großem Interesse ist natürlich der im zweiten Theil des Buches geführte Nachweis, daß Ferdinand Bol als Mensch alle die Ansprüche erfüllt hat, die man an den Schöpfer reinster Kunstgebilde vom psychologischen Standpunkt aus stellen muß. Es ist überhaupt ein Verdienst des Lautner'schen Buches, daß dem Negativen, zu dem es gelangt, immer ein Positives gegenübersteht, wodurch das Buch nicht nur altes Gerümpel fortschafft, sondern in Wahrheit die „Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte“ ins Leben ruft. Bei der Prüfung der biographischen Unterlagen zu Rembrandt's Leben kommen dem Verfasser die erst wenige Jahre alten, durch de Roever und Bredius bewirkten Veröffentlichungen von Gerichtsakten zu Statten, welche Rembrandt als einen gewissenlosen Bankerotteur, als einen moralisch haltlosen Gesellen unzweideutig charakterisiren, der seine besten Freunde an der Nase herumführt, der in seiner ewigen Geldverlegenheit zu den trostlosesten Mitteln greift, sich über Wasser zu halten, bis er schließlich völlig verarmt und verlassen stirbt, nachdem er die ganze letzte Zeit seines Lotterlebens nicht mehr gemalt hat. Der Nachweis dieser jahrelangen Unfruchtbarkeit ist namentlich in dem Kapitel „Statistisches“ überzeugend geführt. Hier wird genau berechnet, was Rembrandt nach dem ihm für seine ersten Porträts und Historienbilder gezahlten Preise verdient haben müßte, wenn er die ihm zugeschriebenen Gemälde und Radirungen wirklich selbst gemalt und radirt hätte, sodaß er ein maßloser Verschwender gewesen sein müßte, wenn er die sich auf Hunderttausende von Gulden belaufenden Einnahmen verjubelt haben sollte, um, wie es thatsächlich der Fall war, von seinem Sohne und seiner Geliebten, der früheren Amme des Sohnes, alimentirt zu werden. In Wahrheit hatte jedoch Rembrandt nur das lediglich einen kleinen Bruchtheil seiner vermeintlichen Einnahmen ausmachende Vermögen seiner Frau Saskia in seiner berühmten Sammlung von Kunstschätzen und Kuriositäten zinslos angelegt, während ferner von seinen zeitgenössischen Biographen hervorgehoben wird, daß er, nachdem das Vermögen seiner Frau aufgehört hatte kapitalerwerbend zu sein, stets in den bescheidensten Verhältnissen vegetirt habe, wie er denn auch in Amsterdam selbst keinerlei gesellschaftliche Rolle spielte. Das letztere war angesichts der calvinistisch-sittenstrengen Anschauungen der Amsterdamer Gesellschaft schon deshalb nicht möglich, weil Rembrandt nach dem Tode Saskia's mit der Amme seines Sohnes im Konkubinat lebte. Das Gegenstück zu der obscuren Rolle,

Digitized by Google

welche Rembrandt nach seinem Vermögensverfall und nach seinem Zerfall mit der bürgerlichen Gesellschaft spielte, war in jeder Hinsicht Ferdinand Bol, der zu den geachtetsten und vornehmsten Bürgern Amsterdams gehörte; daß er auch einer der reichsten Amsterdamer war, wie in zuverlässigen Berichten ausdrücklich bezeugt wird, ist ganz erklärlich, da er ja aus den Gemälden, die eine spätere Kunstforschung Rembrandt zuschrieb, die großen Einnahmen hatte, die der unthätige Rembrandt nicht gehabt hat.

Das weitschichtige Material, das Lautner in eigentlich kunstkritischer Hinsicht zur Stütze seiner Enthüllung beibringt, gipfelt in den Theilen seines Buches, in denen er die berühmtesten Bilder „Rembrandt's", vor allem die „Nachtwache" gründlich analysirt, sowie ferner in dem ausgezeichnet geschriebenen Abschnitt, in welchem er ein abgerundetes Bild Bol's als des auserwählten künstlerischen Genius seines Volkes giebt. Bei aller Strenge der sachlichen Darlegung schreibt Lautner mit einer zuweilen hinreißenden Wärme. (Wir setzen hinzu: „mit seelenvoller Logik".) Kommt es ihm doch darauf an, einen Genius, dem die Geschichte das schlimmste Unrecht gethan, in die ihm gebührende Stellung einzusetzen, der Gerechtigkeit und Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Das Interessanteste nach alledem, was der Leser nunmehr über die Rehabilitirung Bol's als eines lange unterschätzten Künstlers erfahren, wird für ihn die Frage sein, wie denn der verhängnißvolle Irrthum über Rembrandt entstehen konnte? Dieser Frage begegnet Lautner in dem letzten, dem umfangreichsten Abschnitt seines Werkes, und es muß hier der Versuch gemacht werden, den Kern seiner sehr eingehenden Ausführungen herauszuschälen.

Unbestritten ist, daß Rembrandt in seiner ersten, glücklicheren Zeit es als Maler und Radirer in Amsterdam zu großem Ansehen gebracht hatte. Es war dies ein Zeitraum, in welchem Ferdinand Bol noch ein Knabe und heranwachsender Jüngling war und in welchem auch die Bilder anderer tüchtiger Künstler noch nicht vorhanden waren, die später mit den Werken Rembrandt's concurrirten. Als er im Jahre 1634 ein reiches lebenslustiges Mädchen geheirathet hatte, konnte er seinen Liebhabereien und Neigungen nachgehen. Die Sammlerleidenschaft ergriff ihn. Seinen Sammlungen widmete er die beste Tageszeit; sein Talent bildete er nicht weiter; er wurde ein großer Sammler, hatte aber keine Zeit und keine Lust mehr, ein großer Künstler zu werden. Der Ruf der Rembrandt'schen Sammlung, in welche er allmählich den ganzen Reichthum seiner Frau, ca. 40000 Gulden, hineinsteckte, kam aber dem Künstler Rembrandt zu statten. Sandrart, ein Zeitgenosse von ihm, erzählt, daß Rembrandt deswegen von Vielen gerühmt und hochgepriesen wurde. Das Publikum sprach von seinen Kunstschätzen und erklärte sich dieselben aus dem Reichthum, den er durch seine Kunstleistungen erworben haben müsse. Auf diese Weise verwirrte sich der Begriff der Menge, und in ihrer Meinung wurde Rem-

Digitized by Google

brandt in erster Reihe der große, reiche und berühmte Künstler. Diese Meinung des Publikums trug ihm viele Bestellungen ein. Ließ Rembrandt — was er in seiner niedergehenden Periode regelmäßig that — auf Erledigung derselben lange warten, so glaubten die Besteller, er sei mit künstlerischen Arbeiten überbürdet und könne dieselben nicht so bald erledigen. Der Ruf seiner Kunst- und Raritätensammlung vergrößerte also Rembrandt's Ruf und gehört also mit zu den Haupturſachen, welche den Irrthum über Rembrandt veranlaßten. Das große Publikum, nicht nur in Amsterdam, sondern in ganz Holland, bewunderte ihn, die kleinen Sammler und Liebhaber schätzten, beneideten, besuchten ihn und fanden sich durch den Verkehr mit ihm angeregt. Liebhaber und Sammler von Radirungen wußte er, wie Houbraken erzählt, besonders dadurch zu reizen, daß er verschiedene „Zustände" seiner geätzten Platten zum Abdruck brachte, seine Radirungen also durch kleine Abänderungen interessanter machte. Im Verein mit verschiedenen über ihn in Umlauf gekommenen Erzählungen, die ihn, den vermeintlich „reichen", den beneideten Künstler im Umgange mit dem niederen Volke als „Sonderling" zeigten, tauchten zuerst Rembrandt's Radirungen im auswärtigen Kunsthandel auf und verbreiteten sich an der Hand der Sage als eine leicht verkäufliche, verhältnißmäßig billige Waare, die viel begehrt wurde: Holzschnitt, Kupferstich und Radirungen vertraten damals im Kunsthandel ungefähr die Stelle der heutigen Photographien. Es wird von dem Verfasser sehr passend daran erinnert, daß auch Dürer sich seiner Zeit nur mit Hilfe seiner Holzschnitte in Deutschland erhalten konnte. Im Laufe der Jahre wuchsen Nachfrage und Interesse für den merkwürdigen Künstler Rembrandt und seine Werke. Die Kunsthändler machten Geschäfte mit diesem Namen. Je länger je mehr trat die Versuchung an sie heran, den Wünschen des Publikums sowie ihren eigenen Interessen dadurch entgegenzukommen, daß sie möglichst viele Rembrandts in den Handel brachten. Man wollte neue Blätter sehen und kennen lernen. Darum kauften die Kunsthändler alle Platten, die allenfalls als Rembrandts gelten konnten, auf, löschten die nicht passenden Namen fort und bezeichneten sie mit dem klingenden Namen, den die Käufer darauf zu sehen wünschten. Was dem „großen Rembrandt" hier als Radirer geschah, wiederholte sich bei den Malwerken in gleicher Weise. Bis zu der Zeit, in welcher Houbraken über holländische Künstler schrieb, kurz vor 1718, war der Irrthum über Rembrandt schon so weit angewachsen, daß man einen großen Theil der Werke Bol's dem Namen Rembrandt's zuschrieb, während Houbraken Bol'sche Radirungen überhaupt nicht mehr kannte, sondern sämmtliche unter Rembrandt's Namen zusammenfaßte. Lautner erinnert im Laufe seiner Untersuchungen mit Recht an den unausgebildeten Eigenthumsbegriff, der damals herrschend war und der dahin führte, daß sich's viele Künstler gern gefallen ließen, wenn gegen höhere Bezahlung ihre Werke als „Rembrandts" auf den Markt gebracht wurden.

Digitized by Google

Houbraken berichtet, daß Bilder des Flinck und Dullaart für „echte" Werke Rembrandt's verkauft wurden, obwohl er den G. Flinck höher schätzt als Rembrandt. So konnte es kommen, daß unter dem Rembrandt-Begriff die Werke des größesten künstlerischen Genius Hollands, Ferdinand Bol's, sowie die Arbeiten Flinck's, Philip's und Koninck's, Eekhout's, de Poorter's, Fabritius', A. de Gelders und anderer, sowie die wenigen Werke Rembrandt's selbst subsumirt und im Laufe der Zeit für Gallerien angekauft und in deren Verzeichnissen allesammt als „echte" Werke desselben Meisters registrirt wurden.

Lautner verfolgt die Angaben der Kunsthistoriker über die Rembrandt'schen Werke durch das 18. Jahrhundert hindurch und constatirt unter Anderem, daß Descamps in seinem Werke „La vie des peintres Flamands et Hollandais", von 1753 bis 1764, es ausspricht angesichts einer Anzahl von Werken Bol's, die damals noch nicht in den Kunsthandel gekommen waren: Bol habe die Malweise seines Lehrers befolgt und sei ihr so nahe gekommen, daß Lehrer und Schüler manchmal verwechselt würden. Die Paläste der Fürsten und der Großen seien mit den Werken Bol's geschmückt gewesen, und ferner: „er malte viele Historienbilder und eine Anzahl Portraits; der größte Theil derselben geht unter Rembrandt's Namen".

Der Unbefangene, der sich durch überzeugende Beweise gern überzeugen läßt, wird unserem Lautner Dank wissen, daß er das Buch geschrieben und durch dasselbe der kunstgeschichtlichen Forschung eine neue, sicherlich fruchtbringende Anregung gegeben hat.*

Kehren wir nun nochmals zu unserm „Erzieher" zurück, der persönlich ein bescheidener und liebenswürdiger Mann sein soll.

Was Max Bewer über das Rembrandtbuch und seinen Verfasser schreibt, ist — verzeihen Sie das harte Wort — ein Kleistertopf; alles ist kleberig, aber es haftet nicht. Es ist bitter, es aussprechen zu müssen, daß die Broschüre des sonst so trefflichen und tapferen Bewer über diesen Gegenstand an manchen Stellen wie eine nicht gewollte Parodie auf das Rembrandtbuch klingt, trotzdem Bewer ernst genommen sein will. Er sieht es wohl kaum, daß diese seine scheinbare Parodie wieder zu einer Parodie herausfordert. Es ist, als ob der Rembrandtomane und Bewer sich die Hand gereicht hätten, dem deutschen Publicum ein Schauspiel mit allerlei Schöngeisterspuk aufzuführen, von dem sie wußten, daß es die Wirkung einer Posse haben könne; es scheint fast, als hätten sie sich dabei hinter die Coulissen zurückgezogen, um zu warten, ob das dumme Publi-

* Mit der Revolution im Ryksmuseum, in der Eremitage und der Dresdener Gallerie werden wir uns im zweiten Bändchen unseres „Sodom und Gomorrha" beschäftigen.

Digitized by Google

cum es denn gar nicht merkt, daß es eine Posse, ein Aprilscherz sein soll. Jedenfalls ist es nicht gut, das Publicum, das bei der heutigen Geschmacklosigkeit nicht mehr weiß, was es für Ernst oder Scherz nehmen soll, noch mehr durch Gipfelpunkte der Geschmacklosigkeit zu verwirren; es könnte übrigens dabei den beiden Herren so ergehen, wie in der Aufführung von Pönel's „Gismunda", in welcher das Münchener Hoftheaterpublicum rechtzeitig erkannte, daß hier eine große Narrethei aufgeführt wurde, in welcher es durch Lachen und Zwischenrufe mitgespielt. Bewers Sätze klingen zum Theil wie aus dem Schlafe gesprochen, beim Erwachen weiß er nicht, was er gesagt. Er nennt den Rembrandtomanen eine Kinderseele; das mag ja richtig sein, und doch erblickt man im Rembrandtbuch fast auf jeder Seite den Poseur, den Faiseur, den Causeur, den Raisonneur, der sich in seinen eigenen Sätzen wohlgefällig spiegelt. Bewer vergleicht das Rembrandtbuch, welches uns immer wie eine Kugelspritze vorkommt, mit einem „Apportirstück, welchem nachzulaufen Deutschland ein Jahrhundert brauchen wird." Bei diesem Vergleich Deutschland mit einem Apportirköter fällt uns ein Kasernenstück ein. In der Rekrutenschule wird gefragt: „Was macht der Soldat zuerst, wenn er früh morgens aufsteht?" Antwort: „Er putzt Abends vorher sein Gewehr." — Zeigt nicht diese famose Rekrutenantwort mehr Geist und Ueberlegung als Bewer's Apportirwitz? — Ja, ja, es ist so! „Wenn man Jean Paul durch Moltke dividirt, so erhält man Bismarck," heißt es im Rembrandt-Narrenschiff. Sagen wir auch gleichzeitig: „Wenn man den „Erzieher" minus Hebbel mit Bewer multiplicirt, erhält man Magdeburger Sauerkohl."

„Der Platz, wo der Hanswurst seine Späße trieb", klagt Bewer, „ist im deutschen Lustspiel leer geblieben." — Sollte er nicht etwa einen Platz in der ersten Kajüte des großen Rembrandt-Narrenschiffes gefunden haben?

Unser Rembrandtomane ist für unser Jahrhundert nicht reif, vielleicht wird er ein Bürger derer, die da kommen sollen, er gehört zu den Querköpfen, welche die Eitelkeit ihrer Meinung besitzen, und sie nicht beweisen können. Ein Barbier, der, um sich interessant zu machen, mit wenig Seife viel Schaum schlagen kann, setzt sich doch der Gefahr aus, daß man ihn nicht ernst, sondern möglichst von der humoristischen Seite nimmt. Ziehen wir uns vor ihm bescheiden und vergnügt in den Schlupfwinkel der Unbegreiflichkeit zurück und ergötzen wir uns an der köstlichen Satire, welche wir hier zum Abdruck bringen und die eine unserer ersten Größen der Berliner literarischen Welt, frei nach unserem Rembrandtomanen in der Wochenschrift „Deutschland"* veröffentlichte unter dem Titel:

---

* „Deutschland", Wochenschrift, herausgeg. von Fritz Mauthner. 1890. Nr. 29.

Digitized by Google

Nante Strump als Erzieher.

Von einem Berliner.

(Frei nach „Rembrandt als Erzieher").

Es nutzt nichts, auf Principien zu verweisen, aber eine bedeutende historische Gestalt, auf die man zeigen kann, die fördert, bildet und erzieht, und wenn ich Umschau halte, wen ich wohl in dieser Zeit des Niederganges der deutschen Nation als Bildner und Erzieher empfehlen könnte, so finde ich nur einen, der solcher Aufgabe gewachsen ist: Nante Strump.

Ueber die Reinheit seines Germanenthums kann kein Zweifel walten. Schon sein Name giebt die Gewähr. Wenn einst „Nachtmütze" (nach Heine) das deutscheste Wort war, jetzt ist es „Strump". Ein sinniges Spiel des Zufalls, Gegensätze, die sich berühren, Nordpol, Südpol. Das antipodische Wort ist jetzt an der Reihe. Macaulay's Neuseeländer auf der Londonbrücke. So vollziehen sich aller Orten die ewigen Gesetze. Der Volksgeist ahnt es, aber die Wissenschaft geht daran vorüber.

In Nante Strump haben wir den vollendetsten Ausdruck des Berlinerthums und dadurch, in natürlicher Entwickelung der Dinge, des gesammten Deutschthums. Denn Berlin ist nicht länger mehr, oder richtiger, war niemals der „große Wasserkopf des Landes", wie der eiserne Kanzler zu versichern liebte (je größer der Mann, je größer der Irrthum). Berlin, wenn auch seinem Ursprunge nach mit dem wendischen Makel und was schlimmer als das, mit der Goethevernachlässigung behaftet, Berlin ist das große Prinzip, das alles Deutsche fördert, leitet, führt. Wohin? Das ruht in der Zukunft Schoße. Berlin ist der „Geist" im Hamlet, Deutschland ist bloß Hamlet. Vergleiche Freiligrath. Wer Fortinbras ist, niemand weiß es, am wenigsten die Wissenschaft; aber wer Fortinbras auch sein möge, wir können es hindern, daß er klirrend einrückt, denn wir haben ein Allheilmittel. Nicht Krupp, nicht das rauchlose Pulver, nicht das Repetirgewehr, nein — Nante Strump.

Warum ist unser Nante so groß? Worin wurzelt seine Macht als Erzieher. Einfach in der Thatsache, daß in ihm die für Deuschland maßgebende Vollkraft, die Berlinische, zum vollendetsten Ausdruck kam. Vordem hieß es, in jedem Berliner stecke was vom alten Fritzen; seit dem Zeitalter Glasbrenners aber, dessen Auftreten dem Berlinerthum Gelegenheit gab, die früher kontrahirte Schuld der Gleichgültigkeit gegen Goethe durch Glasbrenner-Enthusiasmus zu tilgen, hat der Spruch von ehedem eine Wandlung erfahren und muß jetzt heißen: „in jedem Berliner steckt ein Nante Strump."

Noch einmal, was bedeutet uns dieser Name? Zunächst ein Besinnen auf uns selbst, Individualismus, Kunst, Adel. Nichts Individuelleres als der „richtige Berliner"; seiner Eigenart entspricht nur eines in der Geschichte: seine große Beliebtheit.

Digitized by Google

Zudem wer unseren Weihnachtsmarkt kennt, der kennt unsere Kunst, und wer unseren Wedding kennt, der weiß, daß wir von Adel sind. Alles ist da, nur vergraben; heben wir es, schaffen wir es zu Tage; Nante Strump bedeutet uns einfach nationale Wiedergeburt. Je mehr wir mit dem Fremden brechen, je größerer Kraftentwickelung werden wir fähig sein.

Das Unberlinische hat durch Jahrzehnte hin zu viel Macht über uns gewonnen, und es wird sich mit Fug und Recht sagen lassen, daß wir, in einer nun hoffentlich abgeschlossenen Verfallzeit, körperlich und geistig falsch ernährt worden seien. Hegel war ein Unglück, Schopenhauer ein Malheur, und schlimmer als beide waren die Quellen, an denen wir gleichzeitig unseren leiblichen Durst zu stillen hatten. Erst hatten wir den Thee, der das Berlin der Hegelzeit beherrschte, dann kam das, was, von Varzin aus, als das „natürliche Getränk des norddeutschen Menschen" bezeichnet wurde (je größer der Mann, je größer der Irrthum), und endlich kamen uns Augustiner- und Franziskanerbräu. Darin lag vorgezeichnet, daß wir nach Kanossa mußten. Auf der ganzen Linie Rückgang. Und warum das alles? Weil wir des rechten Vorbildes vergessen hatten, jenes einen, dessen Berlinische Bedeutung in seiner echt Berlinischen Verpflegung wurzelte: die „Weiße", der „Gilka". Nie kann ihm, unserem Vorbild und Erzieher, die Schuld der Dankbarkeit für die historischen Worte „Nein, Rieke, alleweile keinen Thee nich" in gebührendem Maße abgetragen werden, Worte, neben denen Aussprüche wie „mehr Licht" oder „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen" zu bloßen Simpeleien zusammenschrumpfen. Ihn vorbildlich vor Augen, etwa wie die Bilder Theodor Hosemann's ihn uns aufbewahrt haben, in der Linken den Kümmel und in der Rechten noch einen, so werden auch wir zu wirklicher Lebenslust genesen. Weg mit Du Bois-Reymond, weg mit Darwin, der kein Auge für die Kunst hatte. Die Kunst! Ihr Heil ist in Böcklin und Uhde, das Heil des Lebens aber ist in der „Kruke mit der Doppel-Strippe." Hüten wir uns vor Frankreich, vor Zola. „Warum in die Ferne schweifen?" Eine Frage, wohl werth in ein minder triviales Gewand gekleidet zu werden; aber wer hat immer gleich einen Kirchenvater bei der Hand oder einen Tauler oder einen Dichter aus der Hohenstaufenzeit?

Ein gutes Buch kann von tausend Sachen sprechen, endlich muß es ja doch mal aufhören. Und was einem Buche recht ist, das ist einem Aufsatze billig. So sei denn zum Schluß noch auf unseres Vorbildes und Erziehers politische Gesinnung hingewiesen. Er wird amtlich und historisch unter zwei Rubriken geführt, als „Sonnenbruder" und als „Eckensteher", aber auf Herz und Nieren hin geprüft, war er in beiden Eigenschaften derselbe. Seine Person schwankte zuweilen, nicht sein Charakter. In der Sonne liegend, wenn er überhaupt lag (und er lag viel), deckte sich seine Lebensform mit der alten Hohenzollernaar-Devise »non soli cedo«, noch bestimmter aber kam seine Gesinnung in seiner zweiten Eigenschaft

Digitized by Google

als Eckensteher zum Ausdruck. Er stand an der Ecke der Königs- und Neuen Friedrichsstraße, die blauen Blechschilder der Straße dicht über dem eigenen Schilde. Drüben aber stand die Karre, mit der er, seinem eigenen Ausspruche gemäß, einzig und allein seine Carrière gemacht hatte. Denn modernes Strebenthum lag ihm fern. Er haßte große Worte, sein Thun war stumm. In seiner Ausdauer an der Eulner-Ecke, war die Treue seiner Gesinnung vorgezeichnet. Er hätte auch an der Klosterstraße, selbst an der Ecke der Heiligengeiststraße stehen können; aber in seiner Loyalität, der auch die Namen etwas bedeuteten, stand er wo er stand, eine Stütze so gut er konnte, so lange seine Kraft reichte, bis er fiel.

Er ist gefallen. Aber nehmen wir ihn wieder auf und wenn nicht ihn, so seine Mission. Er war der berlinischte Mann, der, in eben dieser seiner Eigenschaft, dem angeborenen Gefühle von der Wurstigkeit aller willkürlich gewählten Kunst- und Lebens-Ideale nimals untreu werden konnte. Daß er berufen sein würde, selbst ein solches Ideal zu werden, dieser Gedanke lag ihm fern. Aber um so mehr Grund für uns, ihn zu feiern, ihm zu folgen. Ein jeder zu seiner Fahne. Der eine zu Rembrandt, der andere zu Nante Strump. Im Dschumm waren beide gleich.

Ibsen, der kleine Schiller.

Die Gemeinde. — Das pathologische Institut. — Das dreieckige Verhältniß. — Erotik. — Karbol her! — Der fidele Lindau. — Mikroben des Rückenmarks. — Delirium tremens. — Jungdänemark. — Die Liebe zum Weibe. — Das Gespons und die Gespenster.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Ibsen
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Zündlose Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides
Kindliche Schauer
Tief in der Brust.

Die Ibsen-Gemeinde.

Es war um die Zeit der Hedda-Gabler-Aufführung in München. Ein gewaltiger Schneefall hatte die vielen Monumente in weiße Mäntel gehüllt; einige sahen aus wie die alten deutschen Kaiser im Hermelin, andere wie Eskimos und Lappländer; das Schillermonument war von unten stark angeweht und hatte dadurch ein verkürztes Ansehen erhalten, die schlanke Figur des Dichterheroen erschien zwerghaft verkleinert und hatte sich mit

Digitized by Google

einem niedrigen, breitkrämpigen Cylinderhut aus Schnee bedeckt, unter dem ein kleines, gutmüthiges Wolfsgesicht mit struppigem Cotelettbart hervorschaute. „Ibsen! Ibsen!“ riefen Alle die es sahen. So hatte die Eisnatur unseres Winters den nordischen Dichter, ohne es zu wollen, auf das Postament unseres Schiller gesetzt. Die Natur, sonst so beständig, hat zuweilen auch ihre guten Einfälle und die Zeit schafft Götzenbilder in einer nordischen Winternacht. Ibsen steht auf Schillers Sockel, Ibsen steht auf dem Repertoir der Bühne und Schiller tritt vor diesem nordischen kleinen Koloß bescheiden hinter die Coulissen so lange, bis der Schnee eines harten Winters geschmolzen, so lange, bis man wieder zu erkennen anfängt, daß ein einziger Monolog aus Wallenstein oder Tell das ganze pathologische Institut Ibsen'scher Dramatik wie Schnee vor der Aprilsonne zerfließen macht. Es giebt Früchte, insbesondere Trauben, welche von Feinschmeckern zum Desert bevorzugt werden, wenn sie die sog. Edelfäule haben. Ein solcher Hautgoût wird uns in Ibsens neuestem Drama „Hedda Gabler“ (er nennt es ein Schauspiel) gegen Entrée servirt. Eigentlich ist das Stück, obgleich darin sehr unvorsichtig mit Schießgewehren gespielt wird, ein Lustspiel; denn sämmtliche handelnden Personen haben etwas Lachenerregendes an sich. Aber es war kein Zünder, sondern nur ein kalter Schlag. Wir sehen darin eine Dame, die ihrem Mann durchgegangen ist (das ist ja schon etwas ganz Selbstverständliches bei Ibsen & Compagnie), ferner die Heldin des Stückes, eine prätensiöse Generalstochter, die sich aus purer Langeweile mit Eleganz eine Kugel in die Schläfe jagt, und drei Herren, von denen der eine (der Gatte Hedda's) ein geborenes Kameel. Wäre dieser Waschlappen von Teskman keine solche Känguruhspecialität, so müßte er diese Hedda gleich im ersten Akt in den Souffleurkasten werfen. Die beiden anderen, Löwborg und Brack sind Lebemänner, ersterer knallt sich eine Kugel in den — Unterleib, letzterer ist ein sog. Pseudo-Gentleman mit einer Rhinocerashaut, Hausfreund und beinahe Hahn im Korbe bei Hedda, er bildet mit ihr und ihrem Gatten ein dreieckiges Verhältniß. Dieses Dreieck könnte eigentlich des Zirkels Viereck heißen, denn Löwborg möchte ja auch gerne hinein als zweiter Hahn im Korbe. Man muß es diesen fünf Leutchen lassen, sie haben sämmtlich nicht eine Faser von Liebenswürdigkeit im Leibe. Hauptperson Hedda, die schon längere Zeit 29 zählt, besitzt keine Spur von Geistesanmuth, ist aber vom Scheitel bis zum Knöchel ein boshaftes Geschöpf. Obschon verheirathet, fühlt sie sich selbst doch nur beinahe verheirathet; bis zur Widerwärtigkeit wird in dem Stück wiederholt auf ihre sechsmonatliche Hochzeitsreise und ihr zunehmendes, interessantes Embonpoint angespielt. Zuweilen kommen ihr kleine Anwandlungen von Liederlichkeit, aber sie schneidet immer zu rechter Zeit ab, aus purer Zerstörungswuth verbrennt sie ein werthvolles Manuscript; wenn es noch das Ibsen'sche Manuscript wäre, so hätte man das ruhig mit ansehen können; aber diese Scene an der Ofenthür, die man

Digitized by Google

für dämonisch halten soll, wirkt auf die Lachmuskeln des Publikums, weil — nun, weil Ibsen selber an einen solchen psychologischen Unsinn nicht glaubt. Es giebt keine gebildete Frau, die so verworfen handeln könnte, auch dann nicht, wenn, wie bei Hedda, ihr widerwärtiges, innerlich-rohes Wesen aus jedem ihrer Worte uns angrinst. Sie ist ein Subject, in welches die Liebe überhaupt keinen Einzug halten kann, eine schrankenlose Egoistin ohne Interesse für Andere, voll grober Interessen für sich. Eine Frau, die ihren Mann lediglich aus Tanzmüdigkeit, aus Versorgungsbedürfniß heirathet, die keine Spur von weiblicher Empfindung, nicht einmal das Gefühl der einfachsten Dankbarkeit hat für den Mann, der ihr Opfer über Opfer bringt, hat nichts voraus vor einer Mezze. Sagt man doch schon von jeder Geldheirath ohne Liebe, sie sei Prostitution! Wie das isländische Moos oft unter der Eisrinde am üppigsten wuchert, so rumort unter der kalten Haut eines schönen temperamentlos erscheinenden Weibes oft eine versteckte üppige Glut, gegen die es heuchlerisch ankämpft, indem es hochmüthig und erhobenen Hauptes über die Männerwelt hinweg blickt; aber auch das ist nicht einmal bei dieser Hedda Gabler der Fall; sie ist nur noch ein Object für den Irrenarzt und dichterisch nur ein Popanz der modernen Richtung, vor welcher im Grunde die meisten Menschen sich ekeln; aber die wenigsten haben den Mnth, es öffentlich zu bekennen, und dennoch fühlt jede gebildete Dame, daß diese Erotik, so weit Ibsen & Compagnie sie auf die Bühne bringen, eine ganz falsche Erotik ist, daß es eine süßere Erotik giebt, welche viel mehr Berechtigung hätte auf die Bühne gebracht zu werden als jene, wenn sie nur von dem Zauberstabe der Poesie verklärt wird.

Der dänische Dichter Topsöe, der leider zu früh verstorbene Landsmann Ibsens, ist ein solcher feinfühliger Erotiker, er sagt in Hinblick auf derlei Versorgungsehen — wie wir sie in Hedda Gabler und anderen ihrer Geschlechtsgenossinnen vor uns haben —: „Die Erotik ist wie die Sommernacht: ein Schweigen, gewoben aus tausend Lauten, die sich nicht auseinanderlösen lassen und deren Vereinigung das Schweigen ist.“ Hierin liegt eine Poesie, die man mitempfindet. Topsöe vertheilt eine liebenswürdige glutvolle Erotik von unendlicher Poesie in feinen Rationen auf seine dänischen Liebesnovellen, die Alles an entzückendem Sinnenzauber überstrahlen, was unsere gesammte „moderne“ Romantik zu Tage gefördert. Ein Weib, das ohne den holden Saatkeim menschlicher Geschlechtsliebe ihrem Gatten angehört, die das Knäuel sinnlicher Empfindungen, das holde Regenbogenspiel seelischer und körperlicher Gefühle dem Gatten gegenüber nicht kennt, die nichts weiß von der Knospe Erotik, die alle Schranken zersprengt, nichts von den Sehnsuchtsfäden eines feinen Liebesentzückens, ein solches Weib, und sei sie noch so reich, noch so hochgebildet und vornehm, hat nicht viel voraus vor einer Prostituirten.

Wollte man eine Parodie auf „Hedda Gabler“ schreiben, so müßte

Digitized by Google

man sie betiteln: „Die geistige Kindesmörderin oder der Schuß in den Unterleib oder der Selbstmord mit Musik“. Nachdem das Publikum sich schon im zweiten Akt den schönen Premièrenabend verekelt hat, verekelt Hedda sich an ihrem Gatten und im letzten Akt verekelt sie sich wieder an ihren beiden Hausfreunden, an Löwborg, weil er nicht mit Weinlaub im Haar losgedrückt, und an sich selbst. „Rache ist süß“, dachte die Kugel und suchte sich mit Grazie den Weg in Löwborgs Mastdarm.

Das Abgeschmackteste
Hier ward es geschmeckt,
Das Allervertrackteste
Hier ward es bezweckt,
Das Unverzeihliche
Hier sei es verzieh'n,
Das Ewig-Langweilige
Zieht uns dahin.

(Höllenbreughel als Erzieher).

Ibsen ist Weltschmerzler, schon seine Gedichte beweisen es, sie athmen, wo sie überhaupt lebensfähig athmen können, den Manfred'schen Leichenduft, nur daß bei Byron eine poetische Weihe, eine gesunde Gebirgsluft für Lungenkranke weht, während bei Ibsen die Tuberkelbacille und die Mikrobe des Rückenmarks sich in Permanenz erklärt haben. „Dichter sein ist nicht schwer, dichten können noch viel mehr“, könnte es hier nach berühmten Mustern mit einer Variante auf Wilhelm Busch heißen. Ibsen ist kein Dichter, er ist nur ein Grübler, bei dessen Werken man sich fragt: Was muß dieser einst gutmüthige norwegische Apotheker für traurige Lebenserfahrungen gemacht haben! Die Poesie, der Zauber des Liebenswürdigen, die Anmuth des weiblich Schönen ist aus Ibsen's Stücken verbannt, und dennoch:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;

denn Ibsen ist ein liebenswürdiger Mann, dessen interessanten Wolfskopf man gerne betrachtet, und dem man eine gewisse Sympathie entgegen bringt, sobald er, den Stock unter den Arm und den Ibsenhut auf dem Kopfe, langsam und gemessen durch die Straßen von München schlendert. „Hedda Gabler“ macht uns den Eindruck, als hätte Ibsen das Stück in einer Stunde, so zwischen Kaffee und Cognac niedergeschrieben; jedenfalls eine gewandte Feder, aber ein unmögliches Stück. Das Unausstehliche, hier wird's Ereigniß. Von „Lady Macbeth“ angefangen bis zur „Zuwiderwurzen“ herab giebt es auf der Bühne kein geschmackloseres Frauenzimmer als diese Hedda Gabler; es blieb Ibsen vorbehalten, diesen weiblichen Dornbusch auf die Bühne zu bringen, an dem sich Jeder ritzt, weil er unter heuchlerischen Liebkosungen die Teufelskrallen herausstreckt. Diese Hedda ist wie eine verstopfte Pumpe, die kein Wasser giebt, man mag sie

Digitized by Google

anzapfen wo man will. Kein freundlicher Sonnenblick erhellt das Stück, es muß im naßkalten Winter seines Mißvergnügens gewesen sein, als Ibsen dieses Stück verbrach.

Karbol her! ziehen wir den Waldbrandgraben um Hedda Gabler, sie ist todt, sparen wir den Gothaer Ofen, lassen wir sie mit Sodom in Naphtha und Schwefel im eigenen Fett schmoren, sie hat es ja nicht anders gewollt! Die deutsche Uebersetzung der fleißigen Emma Klingenfeld ist nicht hochdeutsch, sondern zuweilen etwas vorstädtisch. Die Satzconstruction: „Ja, das wenn du wüßtest", kommt mehrmals vor; statt: „weshalb" und „weil" setzt sie: „daß". „Ein Hut, wovon Sie sprechen" — Zu Tante Julle hinrennen", klingt etwas sehr nach Bürgerschule und „Wir zwei müssen miteinander allein zusammen halten", das ist eine Verdoppelung, die man nur auf dem allerholperigsten Münchener Straßenpflaster nöthig hat. Karlchen Miesnick würde noch hinzusetzen: „Die Bank, auf die man sich von Stein setzt" und: „Tell ist das Stück, wo man nach Obst schießt". Ein Mann wie Ibsen sollte doch einem gebildeten Regisseur nicht solche Correcturen zumuthen, ist es doch schon Aufopferung genug, ein solches Stück mit aller Comparserie hübsch zu drapiren, damit die schadhaften Stellen verdeckt werden, fast zu viel Mühe, wenn man bedenkt, daß es doch nur in den Archiven der Theaterbibliothek langsam verschimmelt! Wir können es uns nicht versagen, hier eine Stelle aus Paul Lindau's neuestem Schauspiel, „Die Sonne", einzuschalten, sie verdient wiederholt gehört zu werden, weil Ibsen stets die schreiende Minorität Grün-Deutschlands bei der Aufführung seiner Stücke auf seiner Seite haben wird, welche das geduldige Publicum übertönt und so einen negativen Beifall schafft; denn nur ein kleiner Bruchtheil des Volkes ist so krank wie diese Modernen in ihrer Decadenzatmosphäre. Der lebensfreudige Rechtsanwalt Eckstädt sagt in Paul Lindau's „Sonne": „Ich habe mich einige Wochen in den verlassenen Fjords Skandinaviens herumgetrieben", höchst interessant! Und so erfreulich dabei, es wässert Einem ordentlich der Mund, da oben ein bischen mitzumachen. Es ist das Land, wo die finstern Fichten starren und wo die Leute die Sätze, die sie anfangen, nie aussprechen. Ja, da war ich. Und ich habe mich gar nicht strapazziren und mich nicht vom Lehnstuhl zu erheben brauchen. Ich bin bildlich gereist. Wenn Sie aber erfahren wollen, welche Stürme die Seele einer ehrgeizigen Steuereinnehmerswittwe in Hammerfest bewegen, oder wie einem versoffenen Tischlermeister oder einem verkannten Photographen in irgend einem gottvergessenen Nest des hohen Nordens manchmal zu Muthe sein kann, so brauchen sie mich nur zu fragen. Ich habe nämlich in den letzten Wochen alle norwegischen Dichtungen, die ich habe auftreiben können, gelesen.

Ich muß Ihnen allerdings zugeben, daß ich mir in letzter Zeit mitunter selbst ein bischen veraltet vorgekommen bin. So habe ich unter Anderm die veraltete Auffassung, daß das Neue deshalb nicht gut zu sein

Digitized by Google

braucht, weil es neu ist... Und ich muß Ihnen ehrlich sagen: Manches an dem Neuen will mir gar nicht behagen. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den Thoren, die da schreien: Die Wissenschaft muß umkehren! Mögen die berufenen Forscher sich durch den Darwin'schen Kampf um's Dasein, den Atavismus, die Koch'schen Bacillen und die Falb'schen Tage zu weiteren Forschungen angeregt fühlen! Aber das Herumpfuschen in den Naturwissenschaften, die Umsetzung der halbverstandenen Wissenschafterei* in die Kunst und Dichtung — das ist mir geradezu widerwärtig. Der Wust des Aberglaubens, den die Aufklärung zum Glück aus den Schädeln herausgebracht hat: Die Scheu vor dem Neide der Götter, die Angst vor dem Verhängniß auf dem Wege der vermeintlichen Wissenschaft wird als „erbliche Belastung" wieder hineingeschmuggelt. Vor der Phantasie des Enkels läßt man die Schreckbilder früherer Geschlechter auffteigen — und die Folge? Man schafft Beunruhigung, Angst und lähmende Sorge! Ich habe die Leute, die aus der Vorstellung eines solchen Verstimmungsdramas herauskamen, beobachtet und gesehen, wie sie scheu den Hinterkopf drückten und den Ausgang der Rückensäule betasteten, um sich zu vergewissern, ob da noch alles in Ordnung sei, die sich mit Bangen und Grausen fragten, ob nicht in ihrer Familie ein Fall von Wahnsinn oder einer andern schauerlichen Krankheit zu constatiren sei, dessen tragische Erbschaft ihnen etwa zugedacht wäre. Für diese Kunst, die mich niederdrückt, quält und muthlos macht, habe ich kein Verständniß. Wer mir die Freude am Leben raubt, der ist kein Künstler, der ist ein Räuber, der bringt mich um mein höchstes Gut! Und mag es noch so veraltet sein, zum Teufel auch, die Kunst ist heiter! Sie ist dazu da, das ernste Leben aufzumuntern, nicht den Jammer des Daseins fühlbar zu machen! Und woher kommen sie denn, die genialen Verbreiter des allgemeinen Katzenjammers? Aus der Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei, aus den Brutstätten des Neides, der Gehässigkeit und des Klatsches, aus dem Nebel ohne Sonne, aus dem Lande der kurzen Sommer und der langen Winter! Was da ganz am Platze sein mag paßt noch lange nicht für uns. Und wenn den Lappen der Thran auf ihrer Funzel fehlt, brauchen wir unsere elektrischen Lampen noch nicht auszudrehen. Und in der modernen Kunst scheint die Wahrheit erst da anzufangen, wo die Seife aufhört. Gewiß soll sie wahr sein, aber eben deshalb heiter. Ist die Natur etwa nicht heiter? Das Wachsen und Sprießen im Frühling, das Reifen im Sommer, das Ernten im Herbst, das Ruhen im Winter? Athmet nicht Alles Freude am Werden, Freude am Sein? Ja, der fromme Psalmist hat Recht: Der Herr hat Lust zum Leben. Und recht hat auch der weise Prediger Salomo, der da sagt, daß es fein sei, wenn der Mensch sein Brod mit Freuden isset und trinket seinen Wein und guten Muths ist in aller Arbeit und denket

---

* Anmerkung des Setzers. S. auch: Dr. G. Hirth, Aufgaben der Kunstphysiologie.

Digitized by Google

nicht viel an das elende Leben. Göttlicher Leichtsinn, sagt das Volk, und ein gewisser leichter Sinn ist in der That etwas Göttliches! Laß' Dein Herz guter Dinge sein und treibe Traurigkeit fern von Dir! Heiter ist's hienieden und heiter ist's da oben! Die Engel kümmern sich den Teufel um erbliche Belastung. Sie lachen mit vollen Pausbacken, greifen in's Saitenspiel und schlagen die Becken! Und wir hatten auch Recht, als wir in unserer Jugend sangen: »Gaudeamus igitur« und »Pereat tristitia!« Nieder mit der trübseligen Kopfhängerei. Und wenn heute ein Epikur entstände, ein gottbegnadeter Philosoph, der nichts Anderes lehrte, als die Thätigkeit, sich durch Begriffe und Beweise ein glückseliges Leben zu erwerben, das wäre der rechte Mann unserer Zeit. Denn wir lechzen nach Fröhlichkeit, wir haben Heißhunger nach kräftigem Lachen und alles Stöhnen und Jammern übertönt das alte Lied, das in unserer Brust nimmer verstummt: „Freut Euch des Lebens".

Nach einem voraufgegangenen Panegyricus auf Ibsen gelangt die Wiener Literaturzeitung an einen Bergabhang, vor dem sie stehen bleibt und ausruft: „Was einem Goethe mißglückt ist, sollte ein Ibsen nicht vollbringen! Stünde seine Ausführung auf gleicher Stufe mit dem Entwurf, wir wären berechtigt, Ibsen's Namen zusammen mit den Größten und Unsterblichsten zu nennen, den wahren Ibsen in seiner originalen Bedeutung haben wir weder in der „Frau vom Meer" noch in „Hedda Gabler". — Genau betrachtet sind das, nach der voraufgegangenen Dithyrambe auf Ibsen, drei Grobheiten in einem Athem, für die sich der Dichter in Wien kaum bedankt haben wird. Man sagt aber, Ibsen fühle sich über Lob und Tadel erhaben, nicht etwa aus Dünkel oder Selbstvergötterung, nein, es macht ihm der Beifall seiner Gemeinde so wenig Freude, wie ihn der Tadel des Kritikers betrüben könnte. Nekromanten und Geisterseher verhalten sich stets schweigend gegen den Neophyten, und ein solcher ist für ihn das Publicum.

Ibsen's Vererbungstheorie und die Furcht vor Gespenstern ist schon vom physiologischen Standpunkte rückgratlos; er hat nicht daran gedacht, daß jeder Mensch 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern und 32 Vorurgroßeltern hat; bei solcher Racenkreuzung braucht man einer cretinenhaften Vererbung keinen Vorschub zu leisten, wenigstens nicht auf der Bühne. Ibsen's Stücke fordern fast alle zu einer Parodie heraus; „Die Frau vom Meer" ist bereits parodirt unter dem Titel: „Die Frau von Mehreren", eine Parodie auf „Rosmersholm" und „Gespenster" zuckt Einem unwillkürlich in der Feder „Wildente" und „Hedda Gabler", diese Gipfelpunkte der Bühnenalbernheit brauchen nicht mehr parodirt zu werden, sie sind bereits Parodien, die erstere ist eine Travestie auf den gesunden Menschenverstand, die andere ein Parodiren dessen, was allen gesunden Menschen innewohnt, der gesunden Sinnlichkeit. „Nora oder das Puppenheim" hat wohl kaum etwas anderes sein sollen als eine

Digitized by Google

Puppenkomödie, es hat nur durch Bühnenwirksamkeit und gutes Spiel der Mitwirkenden Interesse erregt, näher betrachtet hat aber das Stück so wenig Rückenmark wie der Doctor Rank, es krankt unaufhörlich, Schritt für Schritt an verlogenen Empfindungen und die Heldin selbst verdient 25 aufgezählt schon deshalb, weil sie eine dumme Gans ist, und eine ganz miserable Mutter, die nicht werth ist, daß sie zwei gesunde Kinder hat. Ja, dumm ist sie: braucht sie doch nur ihrem Manne gleich im ersten Akt zu sagen: „Du, ich habe damals, als du nach dem Süden mußtest, aus reiner Liebe zu dir in Vaters Namen etwas Geld aufgenommen, das müssen wir jetzt abtragen.“ Wenn sie so spricht, dann ist sie eine wahrhaftige Gattin und Mutter, und der Vorhang braucht nicht noch dreimal auf- und niederzufallen; aber nein, diese Person muß nach Birch-Pfeiffer'schem Muster erst von Ibsen durch ein ganz unnöthiges Fegefeuer geschleift werden. Was sind denn das für Ehen, die uns bei Ibsen entgegentreten! Ueberall verrottete, schiefe, auf unsittlicher Grundlage beruhende Zustände. Das einzig brauchbare der neueren Ibsen'schen Stücke ist: „Gespenster“, aber es ist ein Problem, ein Lesedrama, und auf der Bühne unmöglich; es verträgt das elektrische Licht so wenig wie die meisten Dramen dieses Pessimisten. Wollen wir das Personenverzeichniß sämmtlicher neueren Ibsen'schen Stücke durchgehen, so können wir keinem einzigen Charakter unsere Sympathie entgegenbringen, selbst nicht der braven, etwas erotisch angehauchten Frau Alving in den „Gespenstern“, auch diese macht sich eines furchtbaren, psychologischen Widerspruches schuldig, indem sie den versoffenen Sohn ihres verhaßten, versoffenen Gatten zärtlich zu lieben glaubt; ihr Gatte Scheusal, mit dem sie sich aus Geldinteressen in einer schwachen Stunde hat zusammenkuppeln lassen, hat ihr ein Scheusal von Sohn als Andenken hinterlassen, und dieses Monstrum von Andenken zu lieben ist jetzt ihre Aufgabe. Fast alle anderen Ibsen'schen Personen sind zerzauste, verdorbene, geistig abgewirthschaftete, entnervte oder zum mindesten schwankende Gestalten, Truggestalten, die im Nebel des Blödsinns tasten oder als sündige Fleischklumpen zwischen Naivetät und Angstmeierei alle an einen fliegenden Holländer oder sonst so etwas Aehnliches glauben, die meisten leiden an einem auffallenden Mangel an Bildung, es fehlt ihnen allen das menschlich Schöne, was unter Anderem auch darin besteht, daß man menschlich schön lebt, genießt, menschlich liebt, menschlich ideal anbetet. Man pflegt zu sagen: die höchste Tugend des Weibes sei die Eitelkeit, ein schönes Weib, das nicht eitel ist, ist nur ein halbes Weib; aber auch das nichtschöne Weib soll eitel sein, etwas auf sich halten, und ist es ihr vermöge ihrer äußeren Erscheinung nicht möglich eitel zu sein, spielen körperliche Vorzüge durchaus keine Rolle bei ihr, so giebt es noch eine andere Frauentugend: die Geistesanmuth, diese ist die höchste Tugend des Weibes, weil sie alle anderen Tugenden zu überstrahlen vermag; Geistesanmuth kann auch die wenig schöne Frau sehr schön erscheinen lassen; aber in allen Ibsen'schen Frauen und Mädchen, die alle

Digitized by Google

mehr oder weniger etwas gar zu hausbacken, ja verlottert daherkommen, ist keine Spur von weiblicher Eitelkeit oder Geistesanmuth zu finden. „Zeigt mir ein Weib unübertroffen schön!“ möchte man mit Romeo ausrufen; aber bei Ibsen erschallt dieser Ruf vergebens, es ist bei ihm nicht einmal das zu finden, was man ein Weib nennt, geschweige denn ein schönes Weib, und das ist schade, denn man hält Ibsen, dessen Portrait in Skandinavien in jedem Hause zu treffen sein soll, für einen Dichter, den Dichter der Zukunft, und er ist kaum ein Dichter der Gegenwart, sondern ein trübsinniger Grübler, der Grämlichkeit, Ueberdruß, Hysterie, Milzsucht, Geisterseherei, Selbstqual und Verfolgungswahn auf seine Fahne geschrieben. Unsere Zeit ist gar nicht so, wie er sie episodenhaft darzustellen glaubt; wir hören immer: das sei unsere moderne Zeit, die uns durch Realismus und Naturalismus auf allen Gebieten der Kunst und Literatur entgegengebracht wird; aber das ist falsch, nicht die Zeit, nicht unser Sein und Fühlen, hat solche Zustände hervorgebracht, sondern es sind nur Auswüchse, welche sich bemühen, unserer Zeit diesen falschen Stempel aufzudrücken.

Ibsen ist den Parisern bis jetzt fremd geblieben, sie lassen sich Zola schmecken und haben an dem, was dieser Gräßliches und Unappetitliches bietet, vorläufig genug. Auch macht sich neuerdings in den literarischen Kreisen Skandinaviens eine Reaction gegen Ibsen's Hoheprieſterthum bemerkbar. Wird Ibsen sich da nicht sagen, daß etwas faul — nicht im Staate Dänemark, sondern — in seinem Tintenfaß! Hoffen wir, daß er es vor Abfassung seines nächsten Dramas einmal ausspült.

Das literarische Jungdänemark, wie Finne, Vogt, Jäger ꝛc. schreiben Werke, deren nüchterne Wahrhaftigkeit reagiren gegen alles, was Mysticismus und Problemdichtung heißt. Eine heftige fanatische Reaction gegen Ibsen macht Schwedens größter Dichter Strindberg, es ist eine Reaction gegen die Nora-Literatur, die durch so viele Schreiber in Unterröcken, die sich an den Mantelzipfel des Meisters gehängt haben, verwässert wurde. Er geht dieser Nora bitterbös zu Leibe, indem er ihr einige Genossinnen als Pendants an die Seite stellt, als die Zerstörerinnen der Gesellschaft. Die Ehefrau in „Der Vater“ raubt aus Berechnung, aus Bosheit, aus Herrschsucht dem Manne Alles, sogar die Kinder, die er mit ihr erzeugt hat. Sie bekommt die Macht dazu durch den Trieb des Mannes, durch das schamlose Locken und die Schlauheit des Weibes. In „Fräulein Julie“ enthüllt Strindberg das Weib als dem brutalen Trieb ergeben, in „Kreditoren“ kommt er so weit, das Weib als die bewußt Zerstörende darzustellen. Das Weib wird bei ihm zur Megäre, welche die Welt verheert durch die schamlose und geheimnißvolle Macht ihres Geschlechts; sie will herrschen, und kann sie nicht herrschen, will sie zerstören. Diese Frauen, die gebären, sagt er, fühlen einen mystischen Drang, auch zu zerstören. Ein anderer junger Dichter von altem schwedischen Adel, Verner von Heidenstam,

Digitized by Google

der den größten Theil seines Lebens im Süden verbracht, hat Sehnsucht und Freude empfangen an des Südens Wärme und Sonne, des Südens Trieb und Leichtsinn, wo man heiß, aber kurz genießt. Er reagirt gegen Ibsen durch einen unerschütterlichen Glauben an die Lebensfreude; aber in der Literatur des Nordens findet er sie nicht, er begegnet dort nur einer Schaar vermummter Leichenträger, die unter den Chorälen des Pessimismus die Leiche der Gesellschaft zu Grabe trägt. „Das Leben ist nicht so trübselig", sagt er, „das Leben hat Sonne, es sind nur die Dichter, die sie ausgelöscht haben."

Der gute Geschmack eines natürlich veranlagten Menschen beruht bei allen Erscheinungen des Lebens auf einem liebenswürdigen Empfinden, welches seinen Sitz und Ausgangspunkt in dem allzeit beweglichen und klopfenden Muskel hat, welchen wir das Herz nennen, nur ein überreiztes Nervensystem, eine Ueberfütterung der Sinne vermag den guten Geschmack auf Abwege zu bringen. Die sinnliche Liebe zum Weibe aber ist nur dann schön, wenn man mit ihm auf gleicher Bildungsstufe steht.

Wilhelm Jordan sagt:

Uns von Schiller zu bekehren
Unternahm's Titänchen Ibsen,
Winkelstädtische Misèren
Norwegs treulich abzugipsen.

Der Unterschied zwischen Schiller und Ibsen ist, daß jener mit seinem geflügelten Pegasus zum Aether emporsteigt, während dieser sein krankes, verdrießliches Rennthier einsam über die Qualö der Lappmark führt. Heraus aus dem Sumpf, fort aus den Krankenhäusern und Kirchhofsmauern, hinauf in den reinen Aether des Schönen! Hamerling sagt:

„Menschlich und edel ist das Gute,
Göttlich aber und unsterblich das Schöne!"

Digitized by Google

Das Gespons und die Gespenster

oder

Die verflixte Vererbung.

Familiendrama in einem Aufzug aus dem Zoologischen in's Anthropologische übersetzt

von einem Zeitgenossen.

Personen.

Frau Helene, Wittwe ihres seligen Hauptmannes.
Oswald, ihr Sohn und Maler.
Der Pastor.
Maurer Suff.
Regine, ein überflüssiges Möbel im Hause bei Frau Helene.

Ort der Handlung auf Frau Helene's Besitzung im Nordwesten.

Erster Aufzug.

Ein geräumiges Gartenzimmer.

Eine Thür auf der linken und zwei Thüren auf der rechten Seite. In der Mitte ein Tisch mit Büchern und Zeitungen. Links vorne ein Fenster und davor ein Nähtisch. Im Hintergrunde eine Gartenthüre mit dem Blick in's Freie, wo es gleichmäßig regnet. Maurer Suff steht an der Gartenthüre, eine hinkende, versoffene, heruntergekommene, naturwahre Erscheinung. Regine mit einer Gießkanne, kräftiges, ordinäres Mädchen mit auffallend dickem Halse.

Regine (mit gedämpfter Stimme). Bleib' draußen, Lump, Du bist ja durchnaß und hast Dreck an den Stiefeln.

Suff. Wer wird zu Gottes schönem Boden Dreck sagen, mein Kind.

Regine. Teufelsdreck sage ich; alles Andere ist mir zu fad und Du, Alter, scher' Dich zum Kuckuck.

Suff (entrüstet). Du scheinst ja bei der Gnädigen eine sehr sorgfältige Erziehung genossen zu haben! Hast ja ein ganzes Schimpflexicon bei Dir. Sprichst Du so zu Deinem Vater, Deinem schwergeprüften Vater? Gestern habe ich den ganzen Tag noch hart an dem Denkmal gearbeitet und diese Nacht mußte ich mit Freunden durchwachen und .....

Regine. Und durchsaufen, ich weiß schon, Du altes .....

Suff. Regine, mein Kind!

Regine (ärgerlich). Ach was, Kind! Hast Du mich nicht schon x-mal beschimpft und gesagt, ich sei ein —? Pfui!

Digitized by Google

Suff. Nein, so häßlich war das Wort nicht, das ich gebrauchte.

Regine. Ich kenne das Wort genau, was Du gebraucht, meinst Du, ich sei von gestern? Leiht mir deshalb Frau Helene ihre modernen Romane und nimmt mich in die Residenz zum Theater mit, daß ich Zuckerwasser trinken soll?

Suff. Nun, ich will zugeben, daß ich manchmal solche Worte gebrauchte, aber dann nur Abends, wenn ich voll war oder wenn mich Deine Alte ärgerte.

Regine. Du hast sie unter den Boden gebracht, die arme Frau, die, als sie noch hier diente, an feinen Umgang gewöhnt war.

Suff (lacht höhnisch). Umgang ist gut, sehr gut! hä hä. Aber lassen wir das Streiten; ich muß Dir 'was mittheilen.

Regine. 'raus damit!

Suff. Nun, heute wird das Denkmal vom seligen Hauptmann — eingeweiht, meine Arbeit d'ran ist fertig und dann will ich in die Stadt zurück und ein anderer Mensch werden; ich will in mich gehen, das Maurerhandwerk an den Nagel hängen, ich will mich einer geistigen Beschäftigung widmen.

Regina (erstaunt). Wie so, ich glaube es rappelt Dir wohl!

Suff. Durchaus nicht! Unter dem Geistigen verstehe ich einen Schnapsladen!

Regine. Aha, um Dich den ganzen Tag ad libitum mit Deinem eigenen Fusel besaufen zu können?

Suff. Gott bewahre, das sei ferne von mir; ich will nur Andere glücklich machen und die paar Batzen, die ich bei dem Denkmalsbau verdient, nützlich anlegen und Du sollst mir dabei helfen.

Regine (erstaunt). Ich?

Suff. Ja, gerade Du! Du kannst etwas Französisch, ich brauche etwas Weibliches in meinem geistigen Locale; die Leute, die dort verkehren, sehen das gerne. Wein, Weib, Gesang ist die Losung!

Regine. Du glaubst, ich werde Dir in die st . . . . . Bude folgen, da kennst Du mich schlecht!

Suff. Bude, was Bude! Ein feines Local soll es werden und feine Herren werden da verkehren und Du bist ein sauberes Mädel; ein bischen kropfig —

Regine (empört). Schweig davon!

Suff. Nun, ich mein's ja nicht so schlimm, und wenn die Herren so im geistigen Genuß vertieft sind, so nehmen sie's auch nicht so genau und es bleibt leicht einer hängen.

Regine. Du meinst wohl, ich sollte solch' einen Saufbruder heirathen?

Suff. Heirathen! Wie man will, heutzutage nimmt man's nicht so genau; sie sagen, es sei unnatürlich! Das Geld ist die Hauptsache. Deine

Digitized by Google

Mutter hat mir ja außer Dir auch eine hübsche Summe eingebracht; habe nicht darnach gefragt, wer der Mann gewesen, von dem sie das Geld und Du den Kropf gekriegt.

Regine. So, jetzt hab' ich's aber satt! (giebt ihm einen Fußtritt, daß er in den Garten hinausfliegt und schlägt die Thüre hinter ihm zu. Man hört Snff sich brummend und fluchend entfernen. Regine hat die Gießkanne wieder ergriffen, um zu gießen, als der Pastor eintritt.)

Der Pastor (ein alter, kahlköpfiger, gutmüthig, aber stupid aussehender Mann). Guten Tag, Jungfer Regine!

Regine. Ach, Herr Pastor, bon jour, sind Sie schon da? Die gnädige Frau sagte mir, daß Sie das Denkmal vom seligen Herrn Hauptmann einweihen sollen. Ich will die gnädige Frau gleich rufen.

Pastor. Eilt nicht, eilt nicht, liebe Jungfer Regine. Sagen Sie mir einmal, ist es denn wahr, daß der junge Herr Oswald von Paris zurückgekehrt ist?

Regine. Jawohl. Vorgestern Abend ist er angekommen, er schläft noch, die Reise hat ihn doch recht angestrengt; er hatte einen furchtbaren Durst, wie er ankam, furchtbar, sag' ich Ihnen, Herr Pastor!

Pastor. Sonst geht es ihm aber gut, dem jungen Herrn Oswald?

Regine. Sehr gut, sehr munter, ein sehr angenehmer Herr, der junge Herr, hat sehr feine Manieren gelernt in Paris!

Pastor. Das freut mich, freut mich sehr, in der That! Ihnen geht es auch gut, liebe Regine, ja?

Regine. Merci, sehr gut, wie Sie sehen.

Pastor. Groß und stark (sieht nach ihrem vom Busentuch enthüllten Hals) — sehr stark!

Regine (wendet sich ab). Ich werde die gnädige Frau rufen (ab).

Pastor (für sich). Ein nettes, braves Mädchen; hat einen eigenthümlichen Hals, man könnte meinen ..... (nimmt nach einander die auf dem Tische liegenden Bücher in die Hand, liest den Titel): Darwin, die Abstammung des Menschen; Gott sei mir gnädig — Ueber Vererbung — Vererbung geistiger und körperlicher Gebrechen — Zola, Les Rougon-Maquard, — Tolstoi, Die Kreutzersonate — (schüttelt den Kopf) Hm, hm! eine recht nette Gesellschaft! Solche sündhaften Bücher hier in Frau Helenen's Zimmer, ich hätte nicht gedacht, daß .....

Frau Helene (tritt ein). Ah, da sind Sie ja, Herr Pastor! Das freut mich, daß Sie Wort gehalten. Was wäre aus dem Fest geworden, ohne Ihren Beistand. Ich bin glücklich, daß es so weit ist; haben Sie Ihre Rede ausgearbeitet?

Pastor. Alles in Ordnung, einfach und würdig sollen meine Worte sein, einfach und würdig wie das Standbild selbst, einfach und würdig wie der theure Mann war, den es darstellt.

Frau Helene (seufzt tief). Was denkt man in der Gemeinde von dem Werke, das ich da unternehme?

Pastor. Ihr seliger Gemahl hat sich nach seinem Tode durch das

Digitized by Google

hohe Legat, welches er den Armen verschrieben, als edler Menschenfreund gezeigt; sein Andenken wird gesegnet sein in dieser Gegend und gesegnet sind die Hände, die an dem Erinnerungswerk gearbeitet, der wackere Bildhauer, der brave Maurer — da fällt mir ein, Suff, der gute, gottesfürchtige Arbeiter will in die Stadt zurück, wie er mir gestern sagte, und Regine, sein Töchterchen, möchte er zu sich nehmen.

Frau Helene (auffahrend). Niemals!

Pastor (erstaunt). Niemals?

Frau Helene. Es kann und darf nicht sein, Regine darf nicht von hier fort.

Pastor. Sie wollen dem alten, braven Manne seine Tochter verweigern, bedenken Sie, was Sie thun, es ist doch sein Kind?

Frau Helene. Was das betrifft — nun ja — freilich, wie man's nimmt.

Pastor. Ich verstehe Sie nicht, was wollen Sie damit sagen?

Frau Helene. Nichts, gar nichts, ich bin zerstreut, das Glück macht mich verwirrt; ich bin so glücklich. Heute soll das Denkmal enthüllt werden, und heute habe ich den geliebten Sohn wieder bei mir, den lange vermißten.

Pastor. Wie müssen Sie sich gefreut haben, trauernde Wittwe, ihn wieder zu sehen, das geliebte Andenken, das Ihnen der edle Verstorbene hinterlassen.

Frau Helene (vor sich hinmurmelnd). Andenken — hinterlassen —

Pastor. Das einzige Pfand seiner Liebe.

Frau Helene (seufzend). Das einzige?

Pastor. Wie begierig bin ich, ihn zu sehen.

Frau Helene (rasch sich erhebend). Da kommt er.

Oswald (modisch gekleidet, mit auffallend weiten Hosen und auffallend hohem Stehkragen; die Nase etwas geröthet, ebenso die Wangen, der Gesichtsausdruck roh, sinnlich). 'n Morgen!

Frau Helene. Mein Sohn, hier der würdige Pastor, der Dich aus der Taufe gehoben, Dein und der Deinen Seelsorger; wie wird es Dich freuen, ihn wieder zu sehen!

Oswald (reicht dem Pastor die Hand). Ah, sehr angenehm, Herr Pastor, geht's gut, immer munter?

Pastor. Danke Ihnen, lieber Oswald; wie freundlich, daß Sie sich nach so langer Zeit meiner so liebevoll erinneru.

Oswald. Oh, keine Ursache, Herr Pastor!

Pastor. Wie sind Sie groß geworden in der Fremde, in der großen Weltstadt, so männlich und . . .

Oswald. Stumpfsinnig.

Pastor. Wie meinen Sie das?

Frau Helene (erschrocken). Oswald, schäme Dich, sprich nicht so zum Herrn Pastor!

Pastor. Ach, lassen Sie ihn doch, er macht ja Spaß, ha, ha! sehr

Digitized by Google

gut! Sie wollen sich lustig machen über uns Provinzler! Was haben Sie Alles Schönes und Gutes gesehen in dieser Zeit!

Oswald (lachend). Schön waren sie und gut war er.

Pastor (kopfschüttelnd). Ich verstehe Sie wieder nicht.

Oswald. Nun also deutlicher: Schön waren die Weiber und gut der Wein!

Frau Helene (fährt erschrocken zurück). Oswald; oh, meine Ahnung! das Gespenst!

Pastor (ernst). Junger Mann, Sie sündigen, wenn auch, wie ich hoffe, nur mit dem Wort; aber schon dies auszusprechen ist Sünde!

Oswald. Ich bitte Sie, um Gottes willen keine Moralpredigten! Das paßt nicht in unsere Zeit! Nur keine Vorurtheile! Wir brauchen nur Natur, das Thier hat auch nichts als Natur! warum sollen wir mehr beanspruchen? Ich habe in Künstlerkreisen verkehrt und gelernt, was uns heute Bedürfniß ist: nüchterne, trockene, platte Natur, nichts Anderes. Könnt Ihr Euch denn gar nicht von Euren Idealen emancipiren, ihr Schönheitsschwärmer und Optimisten? Auf meinem Banner steht Pessimismus und Stumpfsinn! Behaltet Euren Syrup für Euch und laßt mir meinen Absinth! (Geht in nachlässiger Haltung ab.)

(Frau Helene wirft sich in einen Lehnsessel und hält die Hände vor's Gesicht.)

Pastor. Armer, verblendeter Jüngling! (zu Helene) Nehmen Sie es nicht zu schwer, bedauernswerthe Frau; die Jugend ist gar unbesonnen mit dem Worte.

Frau Helene (auffahrend). Das ist ja gerade das Furchtbare, daß er nicht unbesonnen gesprochen, sondern daß die Wahrheit aus seinem Munde kam.

Pastor (erschrocken). Wie? auch Sie!

Frau Helene (pathetisch). Ja, ich kann es beurtheilen, ich habe die Wahrheit kennen gelernt und will mit den Idealen brechen, wie es einem modernen Weibe gebührt. Aber immer kommt der alte Dämon der Lüge wieder über mich, immer noch bin ich feig genug, den trügerischen Schleier ganz zu zerreißen! (verzweiflungsvoll) Da draußen steht das Monument, das ich der Lüge weihen will für ewige Zeiten; ich habe es errichten lassen, und wäre ich nicht feige, mit den eigenen Händen müßte ich es zusammenreißen.

Pastor. Ich verstehe Sie wieder nicht.

Frau Helene. Weil Du unsere Zeit nicht verstehst, bethörter Greis; weil Du noch zu dem übertünchten Götzenbilde betest, was Ihr Schönheit nennt! Es giebt keine Schönheit, es giebt nur Wahrheit!

Pastor. Ich denke, das Schöne wäre auch wahr.

Frau Helene (lacht höhnisch). Ich dachte es auch als ich jung war, jetzt denke ich anders. Wissen Sie etwas von der Vererbung erworbener und angeborener Eigenschaften, auf welcher das ganze organische Leben beruht, haben Sie die Descendenzlehre studirt? (Sie wirft sich ihm an den Hals.)

Digitized by Google

Pastor. Au! Fort von mir, Satanas! Das sind die sündhaften Bücher, welche ich hier auf dem Tische liegen sah. Beklagenswerthe Frau!

Frau Helene. Diese Bücher sind mein neues Evangelium, aus ihnen habe ich die Lebenswahrheit gelernt

Pastor. Haben Sie denn auch verstanden was drin steht, vielleicht haben diese Lehren eine ganz andere Bedeutung und Sie folgen nur der unseligen Mode, indem Sie Unverstandenes nachbeten?

Frau Helene. Der Mode muß man folgen, schwacher Greis, sie ist die Macht, welche zur Wahrheit führt; glauben Sie denn, daß der Einzelne ein Urtheil haben kann, wo es sich um solche Fragen handelt. Er muß dem Strome folgen, Tolstoi lebe hoch!

Pastor. Jedoch ...

Frau Helene. Genug, genug! Sie sollen aus meinem Munde hören, wie wahr diese Bücher sprechen! Setzen Sie sich. (Sie setzen sich Beide — Frau Helene steht rasch auf.) Jetzt, wo ich Sie überzeugen will, fängt mein Glaube wieder zu schwanken an, und doch muß es sein — die beiden Gespenster zeugen dafür!

Pastor (bewegt). Welche Gespenster?

Frau Helene. Ein weibliches und ein männliches, im Traume sehe ich sie als Gespenster und mit wachen Augen als Menschen von Fleisch und Blut.

Pastor. Ich verstehe abermals nicht.

Frau Helene. Finden Sie nicht, daß Oswald einen auffallend hohen und weiten Stehkragen trägt.

Pastor. Je nun, das wird wohl Mode sein in Paris.

Frau Helene (ängstlich). Und auffallend weite Beinkleider?

Pastor. Das mag ebenfalls Mode sein!

Frau Helene. Sie glauben, Sie vermuthen, aber Sie wissen nicht! — Was glaubten Sie, daß mein Hauptmann war?

Pastor. Ein edler und schöner Mann!

Frau Helene (langsam und heiser sprechend). Mein Mann war ein körperliches und geistiges — Scheusal!

Pastor (aufspringend). Gott sei mir gnädig.

Frau Helene. Ach, auch mir wurde er als ein schöner und edler Mann geschildert, reich war er auch, das gab den Ausschlag. Da kam die Hochzeit und dann —

Pastor. Ja dann!

Frau Helene. Er hatte —

Pastor. Was hatte er?

Frau Helene. Krumme Beine ...

Pastor. Oh! oh!

Frau Helene. Ja noch mehr, einen — Kropf.

Pastor. Oh! oh! oh!

Digitized by Google

Frau Helene. So war er körperlich und dann kam das Geistige!

Pastor. Auch geistige Mängel — schrecklich! Für seine körperlichen Fehler konnte er ja nichts, die Kröpfe kommen oft vom Wasser.

Frau Helene. Bei ihm — vom Wasser? Oh welche Ironie! Er trank ja nie Wasser, und doch trank er so viel, er war — heraus mit der Wahrheit — er war meistens besoffen wie eine Dachrinne!

Pastor. Oh, oh, oh, oh!

Frau Helene. Und das war es nicht allein, er war nicht nur ein Säufer, sondern auch ein . . .

Pastor. Oh, oh, oh, oh, oh! auch das, auch das war er; wie kamen Sie darauf?

Frau Helene. Mit meinen eigenen Ohren und Augen.

Pastor. Grauenvoll!

Frau Helene. Ich saß hier und arbeitete, mein Mann schritt rasch durch's Zimmer, ohne mich zu sehen, in den Speisesaal, wo unser Kammermädchen beschäftigt war; auf einmal höre ich einen Lärm und Mariens laute Stimme: „Ach Sie!" Ich wußte genug. Von diesem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr, ich wollte nicht glauben und mußte glauben; Marie wurde mit Geld und guten Worten dem Maurer Suff angehängt und Alles schien gut — aber — die Descendenztheorie, die Vererbung duldet keine Verschleierung — das Mädchen, das bald hernach im Maurerheim zur Welt kam und das ich in unseren Dienst nahm, bekam, als sie heranwuchs, einen Kropf und —

Pastor. Auch —

Frau Helene. Ja, das auch.

Pastor. Ist das möglich!?

Frau Helene. Ueberzeugen Sie sich selbst (Regine geht über die Scene in in das Zimmer links).

Pastor (erstaunt). Regine ist . . .

Frau Helene. Sie ist . . .

Pastor (kopfschüttelnd sich an den Hals greifend). Darum also!

Frau Helene. Das ist der eine Fall, der für die grausame Naturlehre spricht, kein Gespenst, sondern rohe Wirklichkeit, und wenn das andere auch kein Gespenst wäre . . .

Pastor. Er? sollte auch er geerbt haben . . .

Frau Helene. Ich fürchte das Aeußerste! Sehen Sie, das ist das Schreckliche. Das Monument habe ich errichten lassen, um mir selbst und um der Nachwelt vorzulügen, so sei er gewesen, mit geraden, gesunden Gliedern; aber die Lüge wird nicht bestehen, er wird sie unfreiwillig aufdecken — die Vererbung! Darwin, Zola, Ihr siegt über die Lüge und vernichtet mich (sinkt auf einen Sessel).

Pastor. Noch ist nicht alle Hoffnung verloren.

Frau Helene. Ach, ich fürchte es doch, er hat viel mit Künstlern

Digitized by Google

verkehrt, gewiß hat er ihnen Modell gestanden, wenn er dem Hauptmann gleicht, mußte er ja das Auge der jungen Künstler entzücken.

Pastor. Ich verstehe wieder nicht — still, da kommt er.

Oswald (tritt ein, ist etwas angetrunken, Frau Helene erschrickt heftig). Gun Morjen!

Frau Helene. Auch das stimmt, es wird schrecklich Tag.

Oswald. Sie, Pastor, um noch einmal auf den Stumpfsinn zurückzukommen — (erblickt Regine, die unter der Eßzimmer-Thüre erscheint).

Oswald. Donnerwetter, da ist ja das Reginchen — das — Reginchen!

Regine. Gnädige Frau, der Cognac ist alle, soll ich eine neue Flasche öffnen?

Frau Helene (immer ängstlich nach Oswald blickend). Ja, öffne sie!

Regine. Bon! (ab).

Oswald (geht ihr nach). Oeffne gleich zwei, Regine! (geht auch in's Eßzimmer).

Frau Helene und Pastor betrachten sich stumm.

Frau Helene. Das eine hat er also (in diesem Augenblick hört man Regine laut rufen: „Ach Sie!") Und das hat er auch; die Vererbung, mir graut, das sind die Gespenster! — Glauben Sie nun auch an das Naturgesetz — Herr Pastor?!

Pastor. Ich muß — in der That — aber noch haben wir keine Beweise für die körperlichen Eigenschaften.

Frau Helene. Auch diese werden sich finden. Oh, meine Ahnung! Alles muß in Erfüllung gehen, vergeblich habe ich dagegen angekämpft. Das Denkmal da draußen, welches ich der ehernen Naturnothwendigkeit zum Hohne und zum Trotze erbauen ließ, es muß in sich zusammenstürzen! In diesem Augenblick hört man draußen eine starke Explosion; Frau Helene und der Pastor stehen entsetzt; aus dem Eßzimmer stürzen Oswald und Regine erschreckt herein.

Regine. Mille tonneur!

Oswald. Was war das? Donnerwetter, das muß aber 'ne große Pulle Sekt gewesen sein.

Frau Helene. Um das Denkmal her wurden in der letzten Zeit die Felsen gesprengt; aber noch nie haben wir einen solchen Knalleffect gehört.

Pastor. Ich fürchte, ein Unglück ist geschehen.

Oswald. Was kann es sein?

Pastor. Ich werde nachsehen und Ihnen berichten.

Oswald. Ja, gehen Sie, lieber Pastor — — gehen Sie (er ist noch stärker betrunken als vorher; läßt sich auf einen Stuhl fallen. Pastor und Regine ab).

Frau Helene (besorgt). Was ist Dir, mein Sohn?

Oswald. Nichts — nichts, der Schuß ist — mir ein wenig in die Glieder gefahren — verfluchtes Geknalle — hast Du nicht ein Gläschen Cognac in der Nähe?

Frau Helene (eilt in's Eßzimmer, kommt mit der Cognacflasche und einem Glas zurück, das Oswald mehrmals vollschenkt und austrinkt). Ist Dir besser jetzt?

Oswald. Allerdings, aber ich muß Dir eine Mittheilung machen. Gieb mir noch 'n Cognac.

Digitized by Google

Frau Helene. Was werde ich hören?

Oswald. Die Regine —

Frau Helene. Oh Gott!

Oswald (mit schwerer Zunge) muß die Meine werden!

Frau Helene. Was sagst Du!? Das geht nie und nimmer, Du darfst sie nicht heirathen!

Oswald. Heirathen oder nicht, ganz egal, 'n Cognac, sag' ich! — eine Andere kann ich nicht brauchen, wir passen einmal zusammen!

Frau Helene (voll Angst). Wie meinst Du das?

Oswald (in rohes Gelächter ausbrechend). Weil sie auch — ha ha — weil sie auch auch — (reißt den Kragen herunter) da, da, ha, ha, ha!

Frau Helene (weicht erstaunt zurück). Also doch! Das ist das Pfand, das Du mir hinterlassen und der Dank für das Denkmal, das ich Dir errichtet!

Oswald. So, habe ich das Andenken vom Alten, sehr gut — und die Regine am Ende auch? Bon!

Frau Helene (verhüllt ihr Antlitz). Oh!

Oswald. So, die auch — charmant!

Frau Helene. Oh, mein Sohn!

Oswald. Charmant, sag' ich, für's Publikum, das liebt solche Sachen; moderner Geschmack — charmant — ha! ha! ha!

Regine. Merci, jetzt hab' ich genug, mir wird ganz schlimm, ich habe Lebensdrang, auf nach Paris! (Der Pastor kommt rasch zur Thüre herein, Frau Helene auf ihn zu; Oswald liegt halb eingeschlafen mit herabhängenden Armen und offenem Halse im Lehnsessel.)

Frau Helene. Sprechen Sie, Herr Pastor, was ist geschehen?

Pastor. Das Denkmal —

Frau Helene. Wie!?

Pastor (ernst und feierlich). Das Denkmal ist nicht mehr!

Frau Helene (sehr ergriffen). Fügung des Himmels!

Pastor. Hören Sie, wie es geschah: Am Sockel lagen noch alle Handwerksgeräthe und auch ein großes Gefäß mit dem Pulver, was zum Sprengen der Felsen gedient. Es scheint, daß Suff in schwer betrunkenem Zustande sich dort hin begeben und mit seiner brennenden Pfeife das Pulver berührt —

Frau Helene. Fürchterlich! Was ist aus ihm geworden? Ist er todt?

Pastor. Mehr als todt, spurlos verschwunden! spurlos!

Oswald (lallend). Mutter, den Cognac!

Frau Helene. Und das Denkmal?

Pastor. Fast ganz zerstört — Der Kropf —

Frau Helene (auffahrend). Wie!

Pastor. Ich wollte sagen, der Kopf ist abgerissen und der Rumpf zersplittert. Die Beine sind krumm ....

Digitized by Google

Frau Helene. Oh, grausames Schicksal!

Pastor. krumm gebogen und drohen vom geborstenen Sockel zu stürzen; Alles hin!

Frau Helene. Ja, Alles hin! So hat es kommen müssen. Was auf Lüge gebaut, muß zusammenfallen; die Wahrheit, die Natur fordert ihr Recht; der Schleier ist zerrissen (ergreift den Pastor an der Hand, führt ihn zu Oswald hin, der mittlerweile eingeschlafen ist und deutet auf seinen dicken Hals). Hier, sehen Sie — Sie zweifeln an der Macht der Vererbung!!

Pastor. Also doch kropfig!

Oswald (im Delirium tremens). Mutter, die Cognacflasche!

Schluß.

Sodom und die Sudelmänner.

Charité und Charpie. — Josef Kainz. — Bohèmiens zweiter Güte. — Das gesellschaftliche Sodom. — Die Abendverderber. — Veuve Cliquot und Gilka. — Tolstoi und Zola. — Fin de siècle. — Der Fluch der Lächerlichkeit. — Candidaten des Schillerpreises. — Des Weibes königliche Hoheit.

Hermann Sudermann's Name verdient in unserer neueren Literatur einen Sperrsitz in der ersten Reihe, vielleicht werden wir ihn bald in der Prosceniumsloge und auf dem ersten Rang sehen, sein „Katzensteg", seine Novelle „Ein Wunsch" und „Die Ehre" sind das Beste, was er geschrieben. Seine Novellette „Onkel Excellenz" ist ein Cabinetstück feinster Dialektik, ein Meisterstück liebenswürdiger diplomatischer Schachspielkunst. Wir brauchen mehr von dieser Sorte. „Die Ehre" hat ja einige Mängel, über die man gerne hinwegsieht, ja die meisten Freunde und Bewunderer des Stückes, zu denen auch wir gehören, sehen diese Mängel kaum vor der Wucht, mit welcher das famose Stück auf uns einstürmt, uns gefangen nimmt. Eine merkliche Schwäche desselben liegt im letzten Akt, es ist die Art und Weise des unkaufmännischen Verfahrens, mit welcher der Kaufmann mit seinem überseeischen Factor Abrechnung hält. Jeder der nur einigermaßen mit einem derartigen überseeischen Geschäftsbetrieb vertraut ist, weiß, daß eine solche Geschäftbehandlung ein Unding ist. Es ist ein Birch-Pfeiffer'sches Auskunftsmittel, welches die Gallerie allerdings nicht stört.

Wir werden von Sudermann noch Vorzügliches hören und lesen, wenn er nicht in den Sudel kommt, er gehört zu den Auserlesenen, sein biegsamer Geist wandelt auf sicheren Wegen. Als wir „Sodoms Ende" gelesen und von seinem Schicksal gehört, kam uns unwillkürlich der Gedanke: „lieber eine kostbare Perle dem Meere zurückgegeben, als sie unter ihrem Werthe zu verschleudern." Wir meinen dies vom ethischen, nicht vom

Digitized by Google

finanziellen Standpunkte. Das Stück hat ja Witz und Mache; aber der ästhetische, der künstlerische Werth könnte doch geeignet sein, Sudermann die erste Schwelle zum Parnaß zu verlegen. Poesie ist das auf keinen Fall. Zuerst ist der Titel des Stückes ein gänzlich verfehlter; das ist nicht Sodom, das ist, wie bei Ibsen, Charité und Charpie. Die Morgue vieler unserer neueren Schriftsteller und Künstler gehört nicht auf die Bühne, nicht in die Ausstellung. Es sollte besser „Sodoms Anfang" heißen; denn mit dem Stücke beginnt die neue Periode eines coram publico ausgeübten besonderen Lasters. Was Zola noch unter der Hülle eines unaufgeschnittenen Romanes dem Publikum in die Hände escamotirt, das zeigt „Sodoms Ende" verkörpert bei elektrischem Licht und hochgezogenem Vorhang. Wir sehen in dem Stück fast lauter genußerschlaffte Menschen, diese werden der vierten Gallerie als der Typus der besseren Gesellschaft vorgestellt, Josef Kainz spielt den kraftlosen, erschlafften Homunkulus. Dieses Entmannende hat der Friseur-Willy mit Ibsen's Löwborg gemein, man möchte bei dem Stücke in jedem Akte mit Hamlet ausrufen: „Ja, gnädige Frau, es ist gemein!" Die Berliner Damenwelt war eine Zeit lang in Kainz platonisch-hysterisch verliebt, sie sahen sich an ihm ab, so wie man sich am Schaufenster eines Friseurladens an einem wohlfrisirten Lockenkopf mit tadellosem Vollbart absieht. Wie sagt doch Ernst von Wolzogen so schön: „Die Berliner Damen schneiden den Namen Josef Kainz aus der Zeitung heraus, legen ihn so aufs Butterbrod und verzehren ihn" — damit sie den gefeierten Liebling im Magen haben. Weil nun Kainz die sodomitische Hauptrolle in dem Stück spielte, so mußte es gut sein. Aber Enttäuschung, es war ein Mißgriff; es muß den Zuschauern zu Muthe gewesen sein, wie nach einer wüst durchschwärmten Nacht. Octave Feuillet hat denselben Stoff in seiner „Dalila" behandelt; aber wie? Mit der ganzen Feinheit des Franzosen im Dialog und in der Exposition verstand er das Gute des flottpikanten Pariserischen mit einem Anflug vom Vornehmheit wiederzugeben. In „Sodoms Ende" ist keine einzige vornehme Gestalt, es sind Bohemiens zweiter Güte und das Stück ein richtiger Berliner Pfannekuchen aber ohne Füllung. Dieser Willy Janowitz ist nach der in dem Stück gegebenen Beschreibung seines Bildes weder ein Talent noch ein Genie, sondern nur ein Faiseur, wie es deren in der modernen Malerei so viele giebt. Man weiß nicht, warum dieser Willy alle Herzen erobert, im Stück ist das durch nichts motivirt, bei den Weibern könnten es etwa körperliche Vorzüge thun, die er aber nicht besitzt, und warum eigentlich die Männer für dieses miserable Subject schwärmen, ist ein Naturräthsel. Er kann als vorübergehender Salongünstling auch durch keine einzige Eigenschaft die Sympathien des Publikums erwecken, nur die Laune einer reichen, ruchlosen Frau, die sich nicht darum kümmert, auf welche Weise ihr Mann das Geld verdient, hat diesem Willy den Stempel des Genius hinten aufzudrücken versucht.

Digitized by Google

Es giebt ja allerdings solche Grünschnäbel in der Gesellschaft, sie haben patentirte Stiefelabsätze aus Polysanderholz, das Haupthaar ist mit verula asperata und Biebergeil gesalbt, ein Geruch von Jockey-Club, Opoponax entsteigt dem Aermelausschnitt, die Strümpfe sind mit Zimmet gepulvert, das Schnurrbärtchen ist mit künstlichem Veilchenduft und Brillantine geschwängert. Damit ist der sogenannte Circusauguste fertig; denn was sind diese Art Leute zuletzt anders als sog. Aujustrepräsentanten, sie können was und können doch nichts. An einer Stelle des Dramas heißt es: „Bestien sind wir alle, es kommt nur darauf an, daß unser Fell schön gestreift sei, und eine besonders schön getigerte Bestie nennt man eine Persönlichkeit." Die Herrin des Hauses kauft von einem solchen duftenden Liebling der Götter eine große Leinwand, und die Zeitungsreporter, die an ihrer Tafel sich von Trüffeln und Austern à la vinaigrette mästen, sorgen dafür, daß der junge Mann, der an seinen Erfolg selbst kaum zu glauben wagt, der große Mann wird, bewundert auf vier Wochen, er wird eine kurze Saison lancirt, durch alle Salons geschleppt, wo man um 11 Uhr aufsteht und nur zu Bette geht, wenn die Kraft der Nerven nicht mehr standhält. Alles hat einen verdorbenen Magen, die Hände zittern und schwitzen von Neurasthenie und vom schweren Havannahrausch, man küßt der Gnädigen die nach Jasminpuder riechende Wange und man sagt ihr geistreich sein sollende Grobheiten, die sie, weil sie tief unter dem Niveau ihrer zusammengeladenen Gäste steht, für Schmeicheleien hält. Plötzlich wird der junge Adonis ausquartirt, und warum? er kann nicht mehr im Sattel sitzen. Jetzt ist er das, was jeder werden muß, der sich von einer Potiphar lanciren läßt, ein ausrangirtes Stück Möbel, das man auf den Trödel schickt. Die wirklich gute Gesellschaft, welche Sudermann in dem Stück zu portraitiren nicht im Entferntesten gelungen ist, würde ein solches Schoßkind mit verdorrtem Rückenmark stillschweigend über das Treppengeländer geworfen haben. Jetzt aber, da er nicht mal mehr Wanddecoration bei der Bohème d'oré ist, läßt man ihn auch hier hinausgleiten, es werden andere Poseurs für diese Salons gemiethet, ein Klavierspieler mit weißem Teint und dunklem Haar, ein Schriftsteller, der sein Wissen und Können hinter einem interessanten Schweigen zu zeigen glaubt. „Seht doch wie himmlisch er sich räkelt, das ist sicherlich ein Genie; denn sonst wäre er nicht so frech!" Einer von den Salon-Gästen in Sodom's Ende sagt: „Wir reden hier wie die Hausknechte, das ist jetzt die fine fleure der gesellligen Bildung." Sudermann pointirt solche und ähnliche Stellen mit genialer Nonchalanz, aber sie passen nicht auf das, was man in Berlin in Wirklichkeit mit crême bezeichnet. Der junge gewandte Verfasser der „Ehre" vergriff sich diesmal in der Farbe, er wollte ein Berliner Sittenbild der Madame Toutlemonde malen und griff, anstatt zur feingestimmten Farbenpalette zu einem Maurerquast, mit dem ja auch viele unserer modernen Bilder gemalt zu sein scheinen. Das Publicum glaubt

Digitized by Google

es ihm nicht, daß er mit diesem Stück ein Berlin als Sodom zeigen wollte. Das gesellschaftliche Sodom liegt ganz anderswo; Sudermann hätte eines viel größeren etwas vornehmeren Coulissenapparates bedurft, um das eigentliche Sodom der Reichshauptstadt in Transparentfarben wirksam in Scene zu setzen.* Das eigentliche Sodom liegt in der Fäulniß, welche durch die gesellschaftliche Lüge, durch die Schnelllebigkeit des fin de siécle, durch die Abundantia mit Orden und Medaillen, durch Protectionswesen, Vorurtheile, Corruption, Käuflichkeit der Wähler und der Meinungen, durch die bezahlte Presse, Börsenspiel, Hazardspiel, Beamtenneid, Gelehrtenneid, Künstlerneid, Brodneid, Cameraderie, Cliquenwesen, Parteiwuth und vor allem durch den umsichgreifenden Größenwahn gezeitigt wird. Diesen Mißgriff kann man dem Verfasser der „Ehre" verzeihen; was nicht zu verzeihen ist, das ist der Versuch, das Publicum, welches sich gut amüsiren, erfreuen, erwärmen, begeistern will, durch eine Verrohung des guten Geschmacks fasciniren zu wollen. Ein gedrucktes Buch kann man nicht verhindern, aber gegen einen Sperrsitz im Theater kann man sich rechtzeitig wappnen. Wer sich tagsüber im heißen Kampf ums Dasein abgerackert, der will Abends im Schoße seiner Familie, im Freundeskreise oder im Theater Lebensfreude und will nicht roh erinnert werden an all' das selbstverschuldete Elend und an die Versumpfung, von der sich jeder Gebildete gerne fern hält. Auch das Drama „Schuldig" von Voß, der mit seiner weinerlichen Sentimentalität zuweilen an die alte gute selige Birch-Pfeiffer erinnert, ist so ein Abendverderber, der höchstens geeignet ist, die johlende Zuschauermenge niederster Gattung des Schwurgerichtssaals einer ehrlichen Tagesarbeit zu entfremden. Das mögen sich die Nachtreter Sudermanns, die Sudelmänner, gesagt sein lassen, welche der Ruhm des Milthiades nicht schlafen läßt. Zum Unterschied von Hermann Sudermann haben wir diese Leute die Sudelmänner genannt, schon deshalb, weil sie alle aus einem Topf kochen nach gemeinsamen Recepten und mit erborgten Substanzen. Die geniale Mache der Franzosen dient ihnen als Schablone, aber es ist eine Schmierschablone, es fehlt der „Esprit", der selbst das gewagteste Ehebruchsdrama der Franzosen fein erscheinen läßt. Odette, Cypriene, Ferreol, die arme Löwin, die Fremde, Fedora, Hüttenbesitzer, und wie sie alle heißen, sind der Ausfluß einer modernen Lebenserkenntniß, welche nachzuempfinden unsere modernen Sudelmänner kaum im Stande sind, es kommt eine hausbackene Plumpheit zum Vorschein und aus dem verschleierten adultère der Franzosen machen sie den Ehe-

* Das Gleiche kann man von Paul Lindau's Roman „Arme Mädchen" sagen; ein so dankbarer Stoff, ein so geschickter Titel hätte eine viel breitere Grundlage verdient, er hätte in die breiten Volksschichten steigen, die Lebensweise des weiblichen Geschlechtes zeigen müssen, vom Fabrikmädchen angefangen bis zur höheren Gouvernante und feineren Haushälterin, anstatt lediglich zwei Mädchen zu zeichnen, denen es verhältnißmäßig ganz gut geht.

Digitized by Google

bruch in flagranti, gespickt mit Vorstadtanekdoten und Treppenwitzen, wie sie der Nachtnebel der Spree erzeugt, der Curaçao der Franzosen wird zum Gilkakümmel, Veuve Cliquot und Roederer, Carte blanche werden zum Apfelweinsekt. Emil Augier giebt dem Publicum in seinen Stücken ein feines Remedium ein, ein feines Präservativpulver, womit er zeigt: „So sollt Ihr es nicht machen!“ die Subelmänner machen aus diesem Pulver ein Asa fötida.

Die Edinburgh Review brachte 1828 eine Notiz: „Es giebt Leute unter den Poeten der deutschen Literatur, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich gern aus dem Sinne schlägt“. Als Goethe diese Stelle gelesen, sagte er zu Eckermann: „Nun, was sagen Sie? Da wissen wir mit einem Male, woran wir sind, und wissen, wohin wir eine große Zahl unserer neuesten Literaten zu classificiren haben. Es ist eine Freude, zu sehen, zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die englischen Kritiker sich jetzt erheben.“ — Die Edinburgh Review that diesen Ausspruch hauptsächlich in Hinblick auf Heine. Der Kritiker von damals würde heute noch ganz anders urtheilen, er würde die ganze Gesellschaft der Modernen (von welcher natürlich ernste Leute, wie z. B. Wilbrandt, Wildenbruch*, Mauthner, Anzengruber, Richard Voß, Blumenthal, Ludwig Fulda, Ernst von Wolzogen, Baron Roberts ꝛc. auszunehmen) einen literarischen Janhagel nennen. Dieses Kokettiren und Sichbrüsten mit dem Atheismus und die Verneinung der Sittengesetze sollen aussehen wie ein Kampfmittel in den Händen des Antichristenthums, sind aber in Wirklichkeit nichts als reine Modesache, beflissen durch leichtfertige Unterhaltung und Sinnenreiz sich Tantième zu machen. Religiosität und sittliche Weltordnung lassen sich nicht wie der Atheismus mit Fusel begießen, lassen sich so wenig durch Alkohol fortschwemmen, wie man den Erdball gleich einer Seifenblase zum Platzen bringen kann. Eine fürchterliche Einseitigkeit liegt in all diesen modernen Schöpfungen, welche nimmermehr als das Bild der Wirklichkeit gelten können. Das Ergötzliche der Modernen ist, daß sie den Schaum, den aufspritzenden Gischt aus der Brandung des Lebens für das Leben selbst halten. Sie halten eine Copie der Natur, und zwar die häßliche Seite in der Natur, für ein Kunstwerk. Es heißt zwar: Naturalia non sunt turpia; aber sie riechen es gar nicht mehr, daß auch die Natur ihren Schmutz producirt, und wenn man ein Vergehen gegen die Sittlichkeit, das von jedem Schwurgericht bestraft wird, naturgetreu auf die Bühne bringt, so wird man uns doch nicht vorschwätzen, daß es Natur sei. Diese Bohemiens zweiter Güte haben überhaupt keinen Zutritt zu dem, was man im guten Sinne die Gesellschaft nennt; sie haben gar keine Ahnung, wie es in dieser guten Gesellschaft

* Wildenbruch ist mit seiner „Haubenlerche“ allerdings auch sowohl im Thema, wie in der Behandlung in ein nicht ganz sauberes Fahrwasser hineingerathen.

Digitized by Google

zugeht, und auch die weitgehendsten Geister unter ihnen sind nicht im Stande, die Gesellschaft nach ihrem Gefallen zu reformiren. Wer die Gesellschaft umgestalten will, darf nicht jeden Zwang, jeden Anstand abstreifen, nicht von albernen Vorurtheilen sittlicher Schranken sprechen, sondern er muß vor Allem vollwerthig selber mitten in der Gesellschaft stehen.

Sollen wir von Tolstoi, diesem Anachoreten, diesem düsteren Asketen des Tages, etwa Sauberkeit lernen, wenn uns von seiner Lebensweise berichtet wird, daß sein Arbeitszimmer von Schmutz und Unordnung strotzt? Ein sauberes Hemd ist doch das Wenigste, was wir von all diesen Propheten des „fin de siècle" verlangen können, ehe sie uns zumuthen dürfen, uns mit ihnen an einen Tisch zu setzen, freilich machen die prunkvoll eingerichteten Salons von Zola und Compagnie die Luft auch nicht reiner, es lagert sich um solche Gestalten nach und nach ein Staub der Verwesung. Zola zeigt uns mit jedem neuen Bande, daß er in seinem Naturalismus eigentlich ein Antinaturalist ist; vom Natürlichen abweichend und es mit allen schlammigen Finessen übertreibend, steigert er es ins Unnatürliche. Das ist seine Hauptforce; nimmt man aber seine Schriften unter ein Brennglas oder eine Loupe, so wird man nach einer Haupthandlung vergeblich suchen; es ist nur ein feuilletonistisches Schlendern, ein panoramenartiges Kommen und Gehen wie in einem Schattenspiel. Die Zolaschablone, so stark man nach ihr greift, hat ihren künstlerischen Werth eingebüßt, sie ist nur Modesache, man glorificirt ihn nur noch aus Gewohnheit, oder weil das fin de siècle es so verlangt.

Was versteht man denn eigentlich unter dem landläufig gewordenen Ausdruck „fin de siècle"? In Paris nennt man so die Dinge, die Persönlichkeiten und Vorgänge, welche ein gewisses Parfüm des verfeinerten Lasters, der inneren Zersetzung aushauchen. Man liebt jetzt diesen Geruch, der mit dem Geruch der Heiligkeit nur insofern etwas gemein hat, als der moderne Mysticismus, der Hypnotismus, der Verkehr in der vierten Dimension und auch die religiöse Brunst der Seelen zu den specifischen Erscheinungen unseres Jahrhunderts gehören. Naturalismus und Geschäftspolitik, Börsenschwindel, gewisse Minister, ungewisse Damen, Cardinal Lavignerie, Sarah Bernhardt, Constans, alle werden in das große Portpourrie, genannt „Faultöpfchen", geworfen, an welchem die Pariser jetzt mit Wonne schnuppern. Wir glauben aber nicht einmal, daß so viel Fäulniß in Wirklichkeit existirt, wie man sie (z. B. in Sodoms Ende) wittert oder uns glauben machen will. Aber der knusperige Tagesgeschmack erfordert nun einmal Hautgout, man sucht das Publikum daran zu gewöhnen, um es zum Vortheil dauernd auszunutzen. Der schlampige Roman präparirt für die Bühne!

Zola ist ein ganz unbedeutender Psychologe, ein Schwarzseher, der sich in der Melancholie über das Elend, über den erbärmlichen Schmutz der Halbweiber von Paris und den verborgenen Jammer des kleinbürger-

Digitized by Google

lichen Familienunraths hermacht und ihn mit den Fingern untersucht. Es giebt Zolaschwärmer, die vor diesem Hohenpriester wiederholt und mit Entzücken niederfallen, nicht wissend, daß sie sich die Knie dabei beschmutzen. Und unsere deutschen Sudelmänner, die in den Nachtcafés der Großstädte ihre Magen und ihre Gesinnungen im Verkehr mit inferioren Weibern zerrütten, fühlen sich wohl in dem Behagen einer Decadenzatmosphäre, in welcher der Mechanismus der menschlichen Bestie alle Schranken zersprengt. So bringt Hermann Bahr in seinem Drama „Die Mutter" nichts Anderes als die sogenannte lesbische Liebe auf die Bühne, eine Ungeheuerlichkeit, welche man damit zu entschuldigen glaubt, daß man sagt, er habe die naturalistischen Thesen Anderer dadurch ad absurdum führen wollen, daß er sie in ungeheuerlichster Weise überbietet.

Wenn man aber solche Aussätzigen der Gesellschaft auf die Bühne bringt, die für eine Tingeltangelaufführung immer noch zu schlecht sind, so ist das ein Mißgriff; als abschreckendes Beispiel können sie nicht wirken, höchstens als komische Figuren, man lacht mit jenem Lachen, welches einem gebildeten Autor unmöglich innere Befriedigung gewähren kann. Das ist das einzige Remedium, sich gegen den Ungeschmack solcher Literaturdenkmale zu verbarikadiren und reinere Luft in die moderne Literaturgeschichte zu bringen: man muß sie alle von der humoristischen Seite nehmen, man darf sie nicht ernst nehmen, man muß sie lächerlich machen. Dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben zu sein, das verträgt der Schriftsteller, der Künstler ebenso wenig wie die Wanze das Zacherl'sche Insektenpulver.

Unter solchen Neuerungen ist es begreiflich, wenn der Schillerpreis nur schwer sein Unterkommen findet.* Ein lustiger Schalk schlägt vor, mit Umgehung der Sudelmänner doch zunächst lieber ein Dutzend Würdigere für den Schillerpreis auszuwählen, z. B. Wippchen, Edwin Bormann, Bellamy, Wilhelm Busch, Lothar Meggendorfer, Pöhnel, die Deutsch-Elsässerin Sarah Bernhardt als Jungfrau von Orleans, und den Verfasser der Puppenfee; in zweiter Reihe könnten dann Berücksichtigung finden: Louise Michel, Elsa von Schabelsky, Josef Kainz, Wilhelmine von Hillern und Wilhelmine Buchholz. Sie alle haben sonderbare Literaturdenkmäler aufgeschlagen, welche unser fin de siècle in der einen oder der anderen Gestalt überdauern werden!

Sansculotterie ist die passendste Bezeichnung für die moderne Richtung in Literatur und Kunst. So gut man die Frage stellen kann, ob unsere neueste Richtung der Malerei nur eine Kunst für Künstler, so muß man auch fragen, ob unsere niedere moderne Dichtung nur eine Literatur für Literaten ist. Der Beifall der niederen Menge und die Gier nach einem Sperrsitz in der „freien Bühne" sind allerdings keine Werthmesser für

* Immerhin hätten wir Sudermann's „Ehre" lieber den Schillerpreis gegeben als dem Rembrandtomanen, wie ihn Max Bewer vorschlägt.

Digitized by Google

künstlerische Leistungen. In Castan's Panopticon läuft auch die ganze Schaar der Müssiggänger und Neugierigen, und was sie sehen, ist ja nur das Originelle, nicht das künstlerisch Werthvolle; die röchelnde Zuavenwachsfigur im Panopticon ist ein Appell an die Nerven, so gut wie eine mit allen pathologischen Reizen vorgeführte Sterbescene auf der Bühne; beide Formen haben nichts vor einander voraus. Mit seiner undelicaten Behandlung der Kreutzersonate hat Tolstoi viel mehr Staub aufgewirbelt als nöthig war, er hätte sie ebenso gut „Winke und Rathschläge für Junggesellen und Neuvermählte" nennen und kurzweg behaupten sollen, daß das Weib als ein Gemisch von Wollust und Askese nur ein Rippespeer oder ein Schweinscottelett des Mannes sei.

Unsere Modernen, die man die Modernden nennen sollte, und die Leutchen von der „Freien Bühne" sehen es kaum, daß Individuen unter ihnen sind, die man nicht mit der Feuerzange anfaßt. Wilhelm Busch sagt:

Der Steinbock lange Hörner hat,
Auch Schweine giebt es in der Stadt.

In München haben die Modernen sich schon bei den ersten Proben ihrer obscönen Faxen öffentlich als Schmutzfinken blamirt, indem sie dem Publikum weiß machen wollten, daß auch aus dem Düngerhaufen ein kastalischer Quell entspringt. Sie gaben gleich mit der ersten Nummer ihrer Zeitung einen löschpapiernen Schmutz von sich, in welchem sie gleich widerlichen Coribanten einen Cancan im Straßenkoth tanzten; Selbststrangulirung nennt man das. Das Publikum stutzt, bleibt einen Augenblick stehen, lächelt mitleidig und geht ruhig seines Weges. Mit unappetitlichen und schweinischen Ausdrücken bekämpft man seine Antipoden in der Kunst und Literatur nicht, und man kann die Sudelmänner nicht mit ihren eigenen Waffen bekämpfen; wo ein Witz gesunder Kritik angebracht ist, werden diese Leute schweinisch, weil ihnen die Thranlampe des Geistes ausgegangen. Die Liebe zum Weibe gipfelt bei ihnen in allerlei nobeln Passionen, in Maitressenwirthschaft, Verschwendung, im Viererzug und im Hazardspiel, sie sind die Signatur unserer modernen Romanliteratur, die, auf die Bühne verpflanzt, uns anekelt. Des Weibes Hoheit spielt bei ihnen meistens eine klägliche Rolle. Duldet es nicht, deutsche Frauen; es giebt ein unermeßlich hohes und schönes Ideal, das man den Männern rauben will, es ist des Weibes königliche Hoheit! Wilhelm Jordan sagt dazu sehr richtig, daß diese modernen Weltentthroner ihre Frauenkenntniß nur zweifelhaften Schönen verdanken; da sie sich der Welt nicht mehr freuen können, so bemühen sie sich vergeblich der Sonne Riesenfeuer auszuspritzen, und da sie das auch nicht können, schimpfen sie auf Weibeshoheit, auf jede edle Lebensfreude:

Denn wie nur zersprungne Töpfe
Statt zu klingen, berstig klirren,
Können sich nur solche Köpfe
Ganz im Weltengroll verirren.

Digitized by Google

Auf Spital geword'ner Bühne
Stehen diese Unheilunken,
Hirnschwund, Fallsucht sei die Sühne
Schnöder Weiber und Hallunken.

Was Effekt macht und Gegrusel,
Frechster Hohn auf alle Scham ist,
Muß pikant den Fälscherfusel
Würzen, ob es auch infam ist.

Und die Sudler finden Kunden,
Die das Gift sich schmecken lassen!
Krieg darum der ungesunden
Poesie des Koth's der Gassen!

Fort mit der Heuchelei, der falschen Sentimentalität, der grämlichen Kopfhängerei und dem krankhaften Grau in Grau des Lebens! Es lebe die gesunde Sinnlichkeit, es lebe die Freude am Leben; der Frohsinn, das Familienglück, die Poesie, die Musik, der deutsche Männergesang, die heitere, erfrischende Kunst. Es lebe der Genuß, das Ideal, die Jugend, die Schönheit, die Liebe zum Weibe und die Liebe zum Guten!

Das brennende Sodom werde zur Morgenröthe des kommenden Säculums!

Pleinairbacillen und Kunstkritiker von Beruf.

Kesselsiederei. — Namens- und Erfolgsanbeterei. — Falschmünzer des Ruhmes. — Der Hüter des Paradieses. — Böcklin und die Böcke. — Klinger als Michel Angelo. — Liebermann und die Ferkel. — Uhde, der Herbergsvater. — Spinat und Schweinfurtergrün. — Wohlwollende Kritik. — Ultra Mosse nemo obligatur. — Kunstausstellungswanzen. — Atelier-Jargon. — G. Hirth als Kunst-Opticus. — Ausstellungsplakate. — Phryne beim Neptunfest. — Millet.

Ich finde keine Spur von einem Geist;
Denn Alles ist Dressur. Goethe.

Welcher Künstler, welch' gebildeter Laie hätte nicht schon längst empfunden, daß die gesammte Kunstkritik, wie sie sich seit geraumer Zeit in der Tagespresse kundgiebt, im Argen liegt. Dieser Mangel ist weniger auf ein geistiges Deficit der Kunstschreiber zurückzuführen, vielmehr in einer Schwäche zu suchen, von der schreibselige Leute befallen werden, die zu dem Amte, eine gesunde öffentliche Kritik zu üben, nach Stand, Herkommen oder Bildungsgang kaum berufen oder befähigt sind. Wer will sich überhaupt vermessen, ein tonangebender Richter zu sein in Dingen, die seinem täglichen Wirkungskreise fern liegen! Von dem Mangel an

Digitized by Google

einer objectiven Kunstkritik, welcher besonders auffällig in einer Kunststadt ersten Ranges wie München besteht, wird nicht allein die Malerei, sondern auch die Schauspielkunst, das Concert, die Oper, die Belletristik arg betroffen, dennoch giebt es in München eine Tagespresse, welche in dem Wahn lebt, daß sie allein die ganze Kunst nur so einschlachten könne und manche Leser sind noch so einfältig, Alles für baare Münze zu nehmen. Hüten wir uns überhaupt vor opportunistischen Blättern, welche nur geeignet sind, das Kunstverständniß der großen Menge zu verwirren; jeder Gebildete trägt seinen Richter Geschmack in solchen Dingen in der eigenen Brust und läßt sich nicht gewaltsam auf Abwege weisen, durch sog. „Aufgaben der Kunstphysiologie", durch „kunstfeindliche Irrlehren" ꝛc., welche der Phantasie und den gesunden Sinnen Hohn sprechen. Es ist Aufgabe der Kunst, das Menschenherz zu erfreuen, zu packen, zu rühren, zu erheben; aber nicht abzustoßen; sobald sie abstößt, ist sie keine Kunst mehr, sondern nur ein Stück von Kunst, also ein Kunststück, ein Tric, ein Eclat, mit welchem der Clown im Circus ausruft: „là et là, me violà!" Die krause Menge bedarf in der Kunst einer kundigen Führung, aber keiner Irreführung in dem, was geschmackvoll oder geschmacklos ist. Solche Irrwege zu gehen befleißigt sich die Tagespresse; wir meinen nicht die Kunstzeitschriften, sondern die Zeitungspresse, welche ihre Politik in Annoncen, Reclamen und Lückenbüßern sieht. Blindlings wird darauf losgeschrieben, nur um die Spalte, die man für die Kunst übrig hat, schnell auszufüllen; schnell muß es ja gehen, denn die Rotationsschnellpresse wartet nicht, läßt die Gedanken der Schreiber nicht reifen. Da ist es dann kein Wunder, wenn solche Blätter, deren knapp zugemessener kritischer Spaltenraum den denkbar unberufensten Händen anvertraut ist, oft einen höchst ergötzlichen Salto mortale machen, wobei sie sich in ein Garn von drolligen Widersprüchen verwickeln. Mit Emphase wird zum Beispiel bei allen erdenklichen Gelegenheiten hinausgeschmettert, daß München Dank seiner künstlerischen Tradition die erste Kunststadt sei und es bleiben müsse, daß München die Führerschaft übernommen, daß keine Kunststadt ihr gleich komme, daß die Ehre Münchens als Kunststadt mal wieder gerettet sei und was dergleichen prunkende Wendungen mehr sind. Das ist alles sehr schön, aber es nimmt sich doch ganz unsagbar komisch aus, wenn man gelegentlich Veranlassung nimmt, mit einigen zornigen und wichtig klingenden Sätzen eine reich mit Künstlerlorbeer bekränzte Vergangenheit Münchens einfach in den Kehricht zu fegen; so z. B. verkündeten die Münchener Nachrichten gelegentlich der bekannten Perfall-Schack-Heyse'schen Meinungsverschiedenheit, daß seit Ludwig I. überhaupt nichts für die Kunst in München geschehen. Das heißt also, daß weder in der Architektur, auf der Bühne (Wagner!), noch in den Ateliers unter Max II. und Ludwig II. ein Fortschritt zu verzeichnen. Bei einer so lustigen Behauptung, die von wenig Dank und Liebe für das schöne München zeugt, hätte man ebenso gut sagen können, daß die Frauen-

Digitized by Google

thürme von München nicht mehr so hoch ragen wie früher und daß ihre Kuppeln eigentlich keine Kuppeln, sondern Pyramiden seien. Nur so fort nach diesem Recept der Kunstkritik! Hirnschmalz kostet es ja nicht und es giebt ja Leute, denen die Gabe in fünf Sätzen zweimal paradox zu zu werden imponirt. (Siehe: Rembrandt als Erzieher.) Weiter heißt es (5. Juli 89): „Daß die Dissonanz zwischen Wollen und Können, welche die Kunst **50 Jahre lang entstellte,** heute geschwunden ꝛc.“ Diese Sätze, weil sie wirklich ernst gemeint, erschütterten den Olymp vor dem fröhlichen Gelächter der Götter. Man denke auch nur: 50 Jahre lang ist die Kunst entstellt worden! Es gehört wirklich viel Hypnose dazu, um über einen solchen klassischen Zornesausbruch gedankenlos hinweg zu gehen. Man denke doch: Künstler wie Kaulbach, Piloty, Max, Makart, Defregger, Grützner, Knaus, Passini, Vautier, Muncaczy, Cornelius, Schadow, Ludwig Richter, Feuerbach, Achenbach, Hildebrandt, Eduard Schleich, Lier, Baisch, Schönleber, Carl Rottmann, Calame, Pettenkofen, Gauermann, Brandt, Seitz ꝛc., sie alle werden durch den offenbar im Somnambulismus niedergeschriebenen Satz eines gedankenlosen Kunstkritikers als Stümper und Pfuscher lustig über den Haufen gerannt, bloß weil das Pleinairbacillum seine Herrschaft angetreten. Was die meisten unserer Kunstberichterstatter der Tagespresse betreiben, ist eine bloße durch die Mode des Tages gebotene Namen- und Erfolgsanbeterei, damit kommt man nicht weit, aber viel schlimmer noch ist eine Anbetung des Eigensinnes in der Kunst. Dieser Kampf zwischen Idealismus und Naturalismus wird fortbestehen, so lange es noch Ideale in der Menschenbrust giebt, so lange die Geschmacklosigkeit unterstützt von einer herrschenden Clique auf Ausstellungen triumphirt. Es ist eine souveräne Verachtung des berechtigt Schönen, wenn so ein Berichterstatter sagt: „alle die nicht mitthun in der neuen Richtung, werden „im Handumdrehen“ vergessen sein.“ Mit dieser genial hingeworfenen Phrase werden alle Künstler der letzten 50 Jahre in einen Kessel geworfen, man läßt sie ruhig verbrennen. Eine solche Kesselsiederei ist uns etwas zu geschmacklos. Man betrachtet es als ein Sacrilegium, wenn man mit ruchloser Hand Kunstwerke beschmiert, aber ebenso frevelhaft ist der Versuch, eine ganz Reihe der verdienstvollsten Künstler in den Augen eines gebildeten und feinfühligen Publicums mit einem Federstrich bei Seite zu werfen. Das ist ein Appell an die Ignoranz des Publicums, dem einzureden versucht wird, daß das salopp Unordentliche, das genial Wüste, das kraß Grobsinnliche in seiner Erscheinung und seiner naturalistischen Mache die wahre Kunst sei, daß der Trunkenbold in der Gosse, wenn der Schmutz nur mit intimem Reiz gemalt ist, künstlerisch höher steht als ein hehres Christusbild. Das socialistische Elend, welches in Lumpen schreitet, das Krankenbett, das grinsende Laster, der Geruch der Verwesung, die Morgue, die lebensgroßen nach Schweiß und Dünger riechenden Bauern und Bäuerinnen, das sind die

Digitized by Google

Factoren einer zur Gottheit erhobenen Natur- und Weltanschauung. Was ist diesen modernen Kunstkläffern z. B. ein Künstler wie Passini, der ja auch schon 30 lange Jahre „die Kunst zu entstellen" mithalf und das Volk in seiner Niedrigkeit belauscht und studirt? Ein verwerflicher Idealist dieser Passini, weil er sich vermaß, dem socialen Leben der untersten Volksklassen eine unendlich „liebenswürdige" Seite abzugewinnen! Zurück zur Natur! — jawohl; aber nicht zur Unnatur, sonst wird ein Affentheater der Kunst daraus. Die Natur hat ihre unnahbare Grenze und läßt sich nicht auf die Hühneraugen treten. Der größte Naturalist ist immer noch ein Stümper gegen die Natur; das haben Muybridge und Anschütz in ihren Momentaufnahmen* in Bewegung befindlicher Menschen und Thiere gezeigt, welche die detaillirtesten Aufschlüsse geben über die Mechanik des Gehens, Laufens und Fliegens mit einer Schärfe und Genauigkeit, wie sie bisher noch nicht annähernd erreicht wurden, er hat nachgewiesen, daß die bildlichen Darstellungen in ihren ersten Anfängen z. B. bei Phöniziern und Assyrern die Mechanik der Pferdebewegungen richtiger wiedergaben als man bei Kunstwerken der neueren Zeit mitunter findet und daß z. B. auf Bildern von Meissonier und Rosa Bonheur ꝛc. oft geradezu unmögliche Beinstellungen bei den von ihnen gemalten Thieren vorkämen; man sieht also, daß die alleinseligmachende Kunst des Impressionisten keine Kunst, aber auch nicht immer Natur ist. Alle Naturalisten, welche glauben, die Natur in ihre Tasche stecken zu können, machen an einer bestimmten Grenze Halt. Es ist noch keinem Künstler gelungen, den Regenbogen zu malen oder den herrlich schillernden Farbenreflex wieder zu geben, den ein in der Sonne stehendes Glas Rothwein auf das Tischtuch wirft. Wilhelm Busch sagt von den Künstlern sehr drollig: „Malen kann jeder, geschickt sind viele, gescheidt sind wenige, ein Mensch ist keiner. Gebt mir einen ganzen Menschen, ein completes Individuum (eventuell auch ein completes Rindvieh), das sich auf's Malen verlegt und so unerschöpflich im Finden, Formen und Färben, daß alles aus ist; das ist was ich von der Kunst verlange."

Eines läßt sich bei der modernen Kunstrichtung mit Sicherheit erkennen, daß nämlich zum Ungeschmack eine gewisse mittlere Bildung gehört, sowohl beim Künstler, der den Ungeschmack liefert wie beim Publikum, das diesen Ungeschmack willig in sich aufnimmt. Falschmünzer des Ruhmes sind sie alle miteinander, weil diese rücksichtslose freche Verneinung alles Edlen keinen Bestand hat. Wenn es sich bloß darum handelte, malen zu können, dann wären vielleicht alle diese Impressionisten Künstler ersten Ranges, aber mit einem bloßen Farbengequassel, von dem auch Männer wie Böcklin nicht frei sind, ist es nicht gethan. Nun berufen sich diese Leute auf Wagner. Was Wagner in der Musik, das sind wir in der

* Eselsbrücke der Pleinairisten und Naturalisten.

Digitized by Google

Malerei. Die Wagner'sche Harmonie der Dissonanzen ist aber ganz was anderes und berechtigt, sie geht schnell an unserem Ohre vorüber, bald schmeichelnd, bald betäubend, oft auch verletzend; die Harmonie der Dissonanzen in der bildenden Kunst unserer Pleinairisten aber ist nichts anderes als ein Kehrichthaufen, zusammengefegt aus allen Winkeln einer corrupten Phantasiearmuth. Lassen wir einmal die Stammgäste unserer Ausstellungen die Revue passiren: Böcklin, Stuck, Klinger, Thoma, Uhde, Liebermann. Es ist eigen, sie sind die besten unter den Eigensinnigen, sie gehören nicht zu den Uninteressanten, aber sie werden auf die Dauer in dem bereits ausgefahrenen Geleise etwas langweilig und das ist schade, weil alle miteinander kolossal begabte Künstler und liebenswürdige Menschen sind. Auch Trübner hat etwas von dieser gräßlichen Verstümmelung idealer Gedankengröße, die das künstlerische Gewissen mit unmöglichen Gestalten und Eindrücken beschwichtigt. Der geniale Pulsschlag ihres Könnens würde jeden Ausstellungsbesucher, der sich für sein Entrée nicht abgestoßen sehen will, besser einleuchten, wenn sie ihren Gemälden eine andere Benennung gäben. Diese falsche Benennung ist es ebenfalls, welche das Publicum stutzig macht, und ein Kopfschütteln hervorbringt. So malt Stuck den Hüter des Paradieses, den Erzengel Michael, unter den wir uns mit dem flammenden Schwerte wohl ein energisches aber doch mehr ätherisches, geschlechtsloses, durchgeistigtes Wesen vorstellen, als einen Wettkämpfer. In seiner ganzen brutalen Lebensgröße steht er da wie ein Preisboxer, wie ein Regattakönig, wie ein muskulöser Lebensretter, der seine goldene Rettungsmedaille weg hat und nun herausfordernd sich spreizt, als wolle er fragen: „Was kostet der ganze Glaspalast?“ Die ganze Gestalt mit ihren Seemannsfäusten und ihren großen, maßlos plumpen Plattfüßen steht da in dem mächtigen Rahmen und zeigt uns ein Gesicht, welches unter einem nihil admirari die besten Leistungen der Ausstellung abzuschlachten im Begriff ist. Dieses Nichtgeltenlassen anderer Künstler, die so gut wie alle Aussteller ihre Sonderberechtigung haben, dieses absichtliche Verkennen aller Poesie, dieses Verdächtigmachen alles dessen, was außerhalb jenes modernen Künstlerringes steht, der die besten Wände der Ausstellungen als seine ausschließliche Domaine betrachtet, das alles liegt auf dem breitknochigen Antlitz dieses muskulösen Stierfechters gezeichnet. Wir können nicht anders, wir müssen es aussprechen: in diesem preisgekrönten Hüter des Paradieses, der dem Publikum den Eingang zu wehren scheint in das wahre Eden einer liebenswürdigen Kunst, liegt eine Verrohung des guten Geschmacks. Und das ist das mächtige Aushängeschild eines begabten Künstlers, mit welchem er sich trotz aller Preiskrönung die Staffel des Ruhmes selbst verlegt. Es ist nicht zu verwundern, daß jeder dieser Eigensinnskünstler ein viel größeres Talent für das Landschaftliche bekundet, weil sie im Genre alle auf holpriger Fährte sind. Machen doch manche ihrer gesuchten Darstellungen den Eindruck, als wären sie im Dusel

Digitized by Google

einer Haschischnarcose gemalt; bald ist es ein blutrünstiges und brünstiges Ringen, Verfolgen, Zerfleischen, bei dem die Bestie im Menschen immer zu rechter Zeit zum Vorschein kommt, dann wieder eine herbeigezerrte, abenteuerliche Poesie, die nicht zu Herzen dringt. Wir haben das Gefühl, daß in der Stuck'schen Malerei viel Affectirtes ist; wenn einer bewußt originell ist, so ist er affectirt. Von Böcklin sagt Du Bois-Reymond: „Es empört uns im Innersten, wenn ein gefeierter Maler der Gegenwart solche vom Unterleib ab in fette silberglänzende Lachse auslaufende Unholde und Unholdinnen, die Naht zwischen Menschenhaut und Schuppenkleid spärlich bemäntelnd, craß realistisch auf Klippen sich wälzen. Die Menge staunt dergleichen blaue Meerwunder als geniale Schöpfungen an; welch' ein Genie muß dann erst der Höllenbreughel gewesen sein!" Böcklin's neuestes Gemälde: „Susanna im Bade" ist vielleicht das Ergötzlichste, was die neuere Malerei an Cynismus, man möchte fast sagen: Antisemitismus, hervorgebracht hat; man denke sich statt der schönen, biblischen Susanna, die doch wohl, biblisch genommen, keusch und hübsch sein müßte, weil ein Daniel es der Mühe werth gefunden, sie ritterlich zu beschützen, — man denke sich diese in ein altes, nacktes, fettes, jüdisches Versatzweib übersetzt. Man ist bei ihrem Anblick versucht, zu fragen: „Was kostet das Pfund Schweinefleisch?" Sie gehört zu den Gestalten, wie man sie in Schaubuden unter der Rubrik: „Verfettetes Riesenmastschwein" zeigt.

Es geht das Riesenmaß der Leiber
Weit über Menschliches hinaus.

Sie sitzt da wie ein aufgeblasener Frosch, wie ein aufgedunsenes Mondkalb, dem die Augen aus den Höhlen herausplatzen, und dazu nun die beiden Böcke von Schriftgelehrten, denen der Appetit nach Schweinebraten von den Lippen wässert und nun den höheren Ulk mit diesem weiblichen Versatzstück treiben! „Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreiet!" kann man mit Richard III. ausrufen. Es ist ein Bild, das im Extracabinet der Panoramen nur gegen Extraentrée für Herren gezeigt werden kann; aber man muß gut vorher zu Mittag gegessen und einen starken Magenbittern genommen haben; dann ist es ein Bild, bei dem einen der Humor nicht ausgeht; aber — als Sujet für unseren wackeren Böcklin zu schade, auch im Panorama muß die Kunst ihren großen idealen Zug behalten. Naturwahr bis zur Bewußtlosigkeit, bis zum Exceß sind diese Naturalisten, aber wenn sie eine nackte Eva malen, machen sie ihr doch einen Nabel, was doch gynäkologisch bei der Stammmutter des Menschengeschlechtes eine Naturwidrigkeit, eine Unmöglichkeit. Und was geschehen nicht sonst für Naturwidrigkeiten, von denen die nackte Natur das crasse Gegentheil sagt! Abwege über Abwege, Irrthümer über Irrthümer, und nun vollends, wo es sich um die einfachste Allegorie handelt! So z. B. schoß Frau Hermine von Preuschen ein allerliebstes Böcklein, indem sie einen »Mors Imperator«

Digitized by Google

malte, nicht wissend, daß jeder Lateinschüler der untersten Classe ihr sagen würde, daß Mors im Lateinischen weiblichen Geschlechtes, sie also wenigstens den Tod als Kaiserin, eine Mors Imperatrix, hätte malen müssen. Bei all' diesen Böcken, Centauren, Schuppenschwanzweibern und bockbeinigen Faunen, welche auch bei Stuck ihre Circusvirtuosität zeigen, wird es einem doch etwas bockig zu Muthe. Das Edelste und Schönste in der bildenden Kunst ist der nackte menschliche Körper, Max Klinger, der seinen Michel Angelo schon in der Fiebel studirt haben muß, sagt: „Das Studium und die Darstellung des Nackten sind das *A* und das *O* jeden Stiles und hier ist die Frage, ob die Dame Prüderie die Dame Schneiderin, oder diese jene großgezogen hat." Klinger malt den nackten menschlichen Körper ohne Lappen und Fetzen, er malt auch das, was andere Künstler am nackten Weibe bisher nicht dargestellt, und entschuldigt dies damit, indem er schreibt: „In den Ausstellungen darf die schamloseste halbentkleidete Speculation auf die Sinnlichkeit sich ungehindert breit machen, bei Monumentalwerken aber wird auf Anbringung obscöner Lappen und Flickwerk gedrungen. Der Schurz, der widerwärtig künstliche Lappen oder gar das unglaubliche Feigenblatt zerreißen die Einheit des Körpers in einen Torso und in zwei einzelne Beine; es gehört die ganze Inconsequenz unserer geistigen, künstlerischen Erziehung dazu, solche armselige Scheußlichkeit nicht als Beleidigung zu fühlen." Eine andere Frage aber ist es, ob diese Klinger'sche Wahrheit schön, ob sie geschmackvoll ist. Wir wollen der Kunst die Berechtigung nicht absprechen, rücksichtslos wahr zu sein, es kommt ja sehr auf das Wie an und wir haben es in unseren Kapiteln hauptsächlich mit dem Untergange des guten Geschmacks zu thun. Klinger hat als Zeichner und Radirer etwas Michelangeleskes, es ist Wurf und Schneid', Verve und Plastik in seiner Zeichnung; aber viele unserer Künstler, und auch Klinger, welche dem rücksichtslos Nackten huldigen, begehen die Geschmacklosigkeit, daß sie auf einen schönen Körper auch den vulgären Kopf ihrer Straßenmodelle setzen. Für die Classicität des Nackten haben unsere modernen Künstler überhaupt nur ein halbes Verständniß und ihre Danae, Psyche, Flora, Diana, Hebe ꝛc. haben vor unseren hauptstädtischen Marktweibern und Köchinnen nichts voraus; freilich Fleisch ist Fleisch, aber die Form, der Adel, die Linien, die Erhabenheit des Nackten fehlt. Klinger malte z. B. das Urtheil des Paris in Lebensgröße; armer Paris! er ist in Verlegenheit und sitzt gelangweilt da, weil er nicht weiß, welchem von den drei unsympathischen Weibern er den faulen Apfel zuerst an den Kopf schmeißen soll; es sind eben Weiber, mehr geeignet, die Männerwelt von Sünde zu entwöhnen, als dazu anzureizen. Zudem hatte das Bild einen mächtigen Rahmen mit hyperphantastischen Fratzen, wie man sie nur im Fiebertraum sieht. Pecht schrieb über eine Schäferidylle Thomas: „Das ist ein ausgezogener Ladenschwengel, der sich mit einer Schneidermamsell auf einer blühenden Wiese das Vergnügen

Digitized by Google

macht, Paradies zu spielen." Eine solche Symphonie in Schweinfurter Grün hat doch nichts Anmuthendes. Preller sagt: „Das Studium, ja das allerstrengste Studium der Natur ist keinem Künstler erlassen, doch wo die sogenannten Naturalisten ihr Ziel finden, fängt die eigentliche Kunst erst an. Handfertigkeit und Gedanken, denen jeder Topfbinder nachkommen kann, bezeichnen heute, was man Kunst nennt." Ludwig Richter klagt: „Der auf allen Kunstgebieten eingerissene Naturalismus wird mir in seiner Poesielosigkeit und Plattheit immer widerwärtiger. Alles verliert sich in seelenlose Aeußerlichkeit und es wird einem, wenn man viel dergleichen Sachen sieht, recht katzenjämmerlich zu Muthe." Feuerbach sagt: „Die technische Virtuosität feiert kraft ihres Verblüffungsvermögens den glänzendsten Triumph." — Man spricht bei diesen impressionistischen Sonderlingen trotz alledem von einem Schönheitscultus, von einem Sinn für die Klangschönheit der Farbe, von einem musikalischen Colorit, schwört heute auf den alleinseligmachenden Impressionismus und seufzt morgen: wenn es lauter Impressionisten gäbe, dann hätte die Kunst bald allen festen Boden unter ihren Füßen verloren. Das ist wenigstens ein Zugeständniß, daß die Gemeinde der Sonderlinge sich nicht zu sehr ausbreiten darf, daß es genug ist, wenn nur Einige so malen. Ein schönes Weib kann unsere Sinne bezaubern, niemals ein häßliches; genau so ist es mit der Malerei. Ein bizarr langweiliges Sujet, mag es noch so künstlerisch gemacht und empfunden und von großem Talent zeugen, ist immer eine Concession an die Geschmacklosigkeit und hierin gefallen sich alle diese Sonderlinge. Kunst und Schönheitssinn sind nach unserer Ueberzeugung vom Idealen überhaupt untrennbar; die Kunst hat gar nicht die Aufgabe, die Natur in solcher Weise zu copiren wie es geschieht, sonst ist sie nur eine elende Copistin und keine Kunst mehr, sondern nur noch eine Farbenmischerin. Ebenso kann es nicht genug gerügt werden, daß man die großen gräßlichen impressionistischen und pleinairistischen Bauernbilder in Lebensgröße und Unglücksscenen auf eine so mächtige Leinwand bringt. Will man solche Scenen schaffen, dann in Gottes Namen auf eine ganz kleine Leinwand als Genrebildchen, so haben sie eher eine Berechtigung. Die Liebermann'sche Schweinewochenstube mit ihrem Dutzend neugeborener Ferkel, bei deren Betrachtung uns unwillkürlich Fallstaf's Ausspruch einfällt: „Mir ist zu Muthe wie einer Sau, die ihren ganzen Wurf gefressen", bekundet eine mächtige Absichtlichkeit, das Cynische in den Vordergrund gestellt zu wissen; auch Fortuna, welche bisher mit verbundenen Augen auf einer Kugel rollte, kommt jetzt auf einem Schwein daher geritten. Aber mögen die Schweinchen auch mit noch so großer Liebe gemalt sein, es bleibt doch immer Aufgabe eines gewissenhaften Kritikers — um mit Wippchen zu reden — „die Perlen von den Säuen zu unterscheiden."

An drei Dingen kann die Kunst bergab und zu Grunde gehen: am Uebermaß, an der Mittelmäßigkeit und am gemeinen Naturalismus. Wäh-

Digitized by Google

rend früher ein Künstler monatelang an einem Gemälde arbeitete, wird es heute in wenigen Tagen zusammengespritzt, und diese Spritze heißt: moderne Genialität. So erleidet die Kunst ihre Reform: „In die Rumpelkammer mit den Marmorstatuen, der Lehm genügt uns! In's Feuer mit den Gemälden! Wir wollen keine Bilder mehr im Heiligthume; wir wollen nur das nüchterne Grau in Grau, ein hieroglyphisches Gemisch gerader, krummer und gebrochener Linien; damit ersteigen wir den Tempel der Unsterblichkeit!"

Es sind nicht immer die besten Bilder, welche viel von sich reden machen, eine laute Kritik herausfordern oder um welche die Leute sich sammeln wie die Fliegen um ein Stück Bisquit. Eine schöne Kunst des Malers ist, seine Gestalten reden, den Beschauer verstummen zu machen; denn der gebildetere Theil des Publicums, welches die Kunstspalten eines Tageblattes gelassen übersieht, ist an der Hand einer jahrelang geübten Praxis, die ihm in einer Kunststadt bequem genug gemacht wird, selbst urtheilsfähig genug. Die Kunst, ein Gemälde zu würdigen, ist eine höchst einfache Gabe des Gemüths und der Seele, welche zum Beispiel im Theater ihr Placet durch Händeklaschen Ausdruck giebt; wäre es Sitte, auch auf Ausstellungen solche Beifallszeichen zu geben, so würde dieser laute Ausdruck seelischen Empfindens sich vor so manchem Gemälde äußern, welches nicht mit der kalten, erstarrenden Hand des Plainairisten gemalt ist. Wir können Uhde's Talent zu malen nur bewundern, aber wir haben vor seinen biblischen Gestalten, die uns an schwindsüchtige Kittelschneider und Blaumontagsmacher erinnern, keinen Respect. Neuerdings bringt er auf die Berliner Ausstellung eine ins moderne Leben übersetzte Flucht nach Aegypten; solche Experimente haben ihre Berechtigung ungefähr wie Blumauer's travestirte Aeneide, auch eines der neuesten Gemälde Uhde's, betitelt: „Es ist nicht weit zur Herberge", hat eine bitterböse Deutung erfahren, indem ein Wiener Caricaturenblatt ein betrunkenes Pärchen darstellt, welches in seliger Stimmung der winkenden Schenke zueilt; — und doch — mit einer wahrhaft schönen Damengestalt voll Geist und Lieblichkeit, Anmuth und Eleganz, die Uhde jüngst gemalt, hat er einen so glücklichen Sprung in das Bereich des wahrhaft Schönen gethan, daß es wirklich Schade wäre, wenn dieser begabte Künstler von diesem leise betretenen herrlichen Wege wieder zurückwiche, zurück zum Ungeschmack, der sich bei den meisten Modernen durch das dreiste Aufstecken einer Fahne kennzeichnet, und dem ein unmündiger Haufe blindlings folgt, um ihm zum Siege zu verhelfen so lange, bis das Abgelebte irgendwie durch Frisches abgelöst wird. Es giebt Leute, welche aus purer Furcht, oder weil es eben Mode ist, sich angesichts solcher Geschmacklosigkeiten einer sklavischen Nachbetung schuldig machen, man findet sie auch häufig in unserer modernen Damenwelt, die in den Salons nicht für voll zu gelten glaubt, wenn sie nicht von einem gewissen Zola'schen Realismus oder von einer gelinden Vergötterung des Häßlichen,

Digitized by Google

des Uebersinnlichen angekränkelt, angesteckt sind. Es ist nun mal Mode, und die Mode, die kein anderes Princip kennt als die absolute Principienlosigkeit, ist die gefährlichste Gegnerin der Kunst. Die Wirkung aber ist die, daß man sich nicht mehr getrauen darf, ein wahrhaft schönes und liebenswürdiges Bild schön zu finden, aus Angst, durch Bewunderung des Schönen für einen Ignoranten gehalten zu werden. Findet doch ohnehin das Gräßliche immer seine willigen Augen und Ohren; man kann es ja bei allen düsteren Ereignissen des Lebens wahrnehmen, welche den Stempel des Neuen nnd Ungewöhnlichen haben. Die cynische Augenweide an Blut, Tod, Krankheit, Schmerz, Verstümmelung, Entartung, Schmutz ist manchen Menschen ein Bedürfniß, Lot's Weib von heute sitzt immer auf der ersten Bank des Schwurgerichtssaales. Es ist deshalb überflüssig, durch Wort und Schrift auch andere Menschen noch darauf hinzulenken, die sich noch die Idale der Menschheit in der Brust bewahrt haben. Einen ebenso rohen Cynismus aber begeht der Kunstfeuilletonist, welcher durch eine fortgesetzte, oft wider bessere Ueberzeugung inscenirte Verneinung der Quelle alles Schönen auf die Bornirtheit des lesenden Publicums speculirt. Es giebt unter den Kunstkritikern und sogenannten Kunsthistorikern von Beruf Leute, die man nicht treffender bezeichnen kann als mit dem Ausdruck: Aftermiether der Kunst; auf ihrem Firmenschild steht das Wörtchen: „Wohlwollen". Ein bitterböses Wort diese „wohlwollende Kritik". Wilhelm Busch sagt: „Die Künstler, auch die berühmten meistens, machen dem Kritiker stets ergebene Bücklinge; denn Furcht heißt die Verfasserin des Complimentirbuches für Alle. Sind sie unter sich, so nennen sie ihn einen Schafskopf." Eine „Künstlernatur" nennt man kurzweg einen Menschen von großer Eitelkeit, daher auffälliger Erscheinung und sehr vielen unangenehmen Eigenschaften. Unter diesen ist die „Verletzbarkeit" eine der ausgeprägtesten. Während Achilles nur an der Ferse und Siegfried nur an der Schulter verletzbar waren, ist es der künstlerische Held der Salons überall. Er ist Virtuose auch im Uebelnehmen und erweist sich darauf etwas zu Gute. Man mag sich benehmen wie man will, er findet den Grund, warum er gekränkt sein kann. Die Löwenmähne schüttelnd, die Mundwinkel herabziehend und das Haupt zurückwerfend, läßt er die stehen, die ihm doch schon das dickste Lob an den Kopf warfen, das sie auf Lager hatten. Er ist gekränkt! — denn das Gekränktsein steht der Künstlernatur. Es wird aber auch viel unüberlegtes Geschreibsel zu Tage gefördert, so hat sich der Berliner Annoncenkönig Mosse für seine Zeitungen einige Kunstkritiker gezüchtet, die sich Kunsthistoriker von Beruf nennen (»Ultra Mosse nemo obligatur«, sagt Max Bewer). Philologen, Archäologen, durchgefallene Abiturienten, die in alten griechischen Vasenbildern und Münzen theoretisch vorübergehend Bekanntschaft gemacht haben, sind mit der modernen Kunst meistens nicht fortgeschritten, sie verstehen nicht viel davon; Kunsthistoriker von Beruf sich nennen, ist eigentlich eine

Digitized by Google

Schwäche, wer aus Beruf Kritiker ist, der ist Handwerker, er schreibt über Alles, liefert entweder bestellte Waare, oder er arbeitet auf Vorrath. Eine willige und geläufige Feder hat immer etwas Bestechendes für manche Künstler, und das gefügige Publicum hat den Köhlerglauben, Alles müsse wahr sein, sonst stünde es ja nicht gedruckt zu lesen. Rosenberg und Reber, die jeder eine moderne Kunstgeschichte verübt, es compilatorisch ganz geschickt gemacht und mit guten Verlagsfirmen inscenirt haben, gelang es nicht, sogenannte Monumentalwerke der Buchschreibekunst oder Standardworks für den Buchladen zu schaffen. Wie sagt doch Felix Dahn so schön:

> Bücher schreiben ist leicht, es verlangt nur Feder und Tinte
> Und das geduld'ge Papier. Bücher zu drucken ist schon
> Schwerer, weil oft das Genie sich erfreut unleserlicher Handschrift.
> Bücher zu lesen ist noch schwerer von wegen des Schlafs.
> Aber das schwierigste Werk, das ein sterblicher Mann bei den Deutschen
> Auszuführen vermag, ist zu verkaufen ein Buch.

und der Nestor Wilhelm Lübke sagt über die Geringschätzung, mit welcher heutige Kunstgeschichtschreiber auf die Begründer der Kunstwissenschaft sehen, „es sei nunmehr »Brauch«, daß die jüngste weltstürmende Generation der Kunstgeschichtler mit dem großen Flederwisch ihrer Kritik schonungslos über Gute und Böse gleichermaßen dahinfährt. Nur schade, daß sie ihr tiefes Wissen niemals zu einer eigenen selbständigen Leistung verwerthen." Aber doch weniger schade, wenn sie dies nicht thun, als schlimm, wenn sie es thun. Mit welcher genialen Schlauderhaftigkeit unsere modernen Kunstschlenderer in ihren Zeitungsschnitzeln verfahren, darüber finden wir in dem Vorwort des ausgezeichneten, mit wahrem Bienenfleiß geschriebenen fünfbändigen Werkes von Karl Eggers: „Christian Daniel Rauch's Leben und Werke", einige höchst ergötzliche Anhaltspunkte.

Mitte August vorigen Jahres ging nämlich durch sämmtliche Berliner Zeitungen von Bedeutung die Sensationsnachricht von der „Entdeckung angeblich echter Rauch'scher Reliefs", die beim Abbruch eines alten, früher dem Baumeister Cantian gehörigen Hauses eingemauert gefunden wurden. Die Reliefs werden nach dem Größenmaße und den dargestellten Gegenständen ausführlich beschrieben. Es wird gesagt, daß sie von „Künstlern — (einige fügen hinzu »hervorragenden«) als echte Rauch'sche Arbeiten erkannt worden sind" — (einige sagen vorsichtiger „erkannt worden sein sollen"). Es wird der glückliche Erwerber des seltenen Fundes namhaft gemacht, endlich ein Professor der Academie genannt, der deren Restauration ausgeführt hat, sowie der Ort, wo sie jetzt aufbewahrt werden. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für die Kunstreporter von Beruf, die natürlich schon ausgerechnet, wie viel der glückliche Hausbesitzer von einem reichen Engländer dafür lösen würde. Aber das kalte Douchebad kam schnell und mit tödtlicher Sicherheit. Die mit Wichtigthuerei hingestellte

Digitized by Google

„vermuthliche" Echtheit dieser Rauch'schen Gipsabgüsse hätte nicht allein jeder Reporter erkennen, sondern auch jeder Berliner Schusterjunge bestätigen können, der täglich am Denkmal Friedrich's des Großen von Rauch Unter den Linden vorübergeht. Es wurde also von den Kunstschreibern dem gebildeten und kunstliebenden Publicum zugemuthet, diese an öffentlichster Stelle befindlichen Werke Rauch's nicht zu kennen, aber sich gleichwohl für deren neue Entdeckung zu begeistern. Der Käufer der entdeckten Gipsabgüsse hätte sie wahrscheinlich billiger, jedenfalls echter aus der Formerei des Rauch-Museums beziehen können. —

Man sagt von einem Münchener Kunstspalter, er sei ein ausgezeichneter Kunstkritiker und sein Kunstverständniß, so ganz ohne äußeres Abzeichen, bekunde sich so feinfühlig, daß er für die absoluteste Talentlosigkeit aus guter Familie stets ein aufmunterndes Riesenlob in der Tasche habe, daß er Durchschnittstalente zu gefeierten Lieblingen des Publicums mache, für wahrhaft gute und große Leistungen eine wohlwollende Kritik übe, und die souveräne Verachtung, welche er für manche Künstler ersten Ranges bekundete, in zarter und schonender Weise den Kunsthändlern zu gute kommen lasse. Starke Seelen vertragen starke Satiren.

Wie die Subelmänner nach erborgten Recepten kochen, so arbeiten auch die Tageskritiker der Kunst, die Kunstausstellungswanzen, nach der beliebten Schablone eines mißverstandenen Atelierjargons. Es ist ebenso lustig wie geschmacklos, in den Kunstberichten die in den Ateliers aufgeschnappten Schlagwörter und technischen Wendungen en gros consumirt zu sehen, von denen das Publikum so wenig versteht wie die „Kunstberichtiger" selber; aber es geistreichelt wenigstens, und eine von uns mühelos gesammelte Blütenlese solcher Trivialitäten sind ungefähr wie eine Speisekarte aus Dalldorf, mit einer Registerführung von so und so vielen Namen, die man mit einer Nummer versieht und denen man eine nüchterne Censurnote über Aufmerksamkeit und Fleiß anhängt; aber Alles geht nach der Schablone einer vorjährigen Ausstellung, gespickt mit allerhand unsinnigen Schlagwörtern, von denen wir hier des Jocus halber einige Proben abgeben, man höre und staune:

Hart, glatt, geleckt, süßlich, Pose, Pathos, Unmittelbarkeit, unbeirrbare Wege, Temperament, frech in der Farbe, moralischer Hintergrund, transparente Durchgeistigung, Ueberlegenheit des Helldunkels, die Lasur des Geistes, Lüster der Verschwommenheit, Symphonie der Optik, die Taubheit des malerischen Trommelfells, die Auscultation des Colorits, das unerhört Kühne der Farbenbegattung, das Spectrum der Farbensättigung, das Schillern der Luftperspective des Unendlichen, die Mattigkeit des Verschwindungspunktes, die Semitransparenz des Halbgewollten, die limpide Translucenz des Zufälligen, die Neutralisirung prismatischer Empfindung, das Anachoretenthum des Colorits, die Farbenbrechung der Tinten, die Protuberanz des Gewollten, die Politur der Lichtverpflanzung, die Auf-

Digitized by Google

dringlichkeit des Zufälligen, die liebevollen Köneratome einer Lichtaufsetzung, die Augendienerei farbiger Irrlehre unter Bevormundung des Sonnenlichtes, das pikante Sammelsurium des Farbenspiels, das geistige Gemengsel der Tubenaccorde, das Potpourri transfusioneller Lichtsonaten, die Koketterie halbschattiger Tätowirung, die zartharmonische Schminke der Neutralisation, die geschickte Bleifarbe der Verdunkelungstheorie, die decolorisirende Bläße und entfärbende Verwischung des gespensterhaft Hingehauchten, die broncene Scenerie einer conventionellen Patina, die Retina des unbewaffneten Auges, der Mollaccord in der Glorificirung der Farbenscala, der Vortrag des Decorum und das gleichsam Canalisirende des Untergrundes, das Protoplasma der Tonfülle, die complimentäre Energie, die Consonanz pastöser Modellirung, Unterströmungen im verborgenen Gewerk, die Knetung mit der Spachtel und das Raketenfeuer der Uebergänge, die Technik des einäugigen Sehens, das doppelte Lichtbad ꝛc. —

Wird es dir noch nicht verrückt im Kopfe, lieber Leser, unter dieser Flatterscheibe der Geister, die sich in den Ateliers immer den neuesten Terminus technicus auf die Manschette schreiben? Und das Publikum wundert sich, was das für durchgeistigte Menschen sein müssen, die so sachkundig sich auszudrücken vermögen.

Wir gehören nicht zu denen, die eine geschmacklose Hetzjagd auf Fremdwörter machen, die deutsche Sprache braucht dieselben leider wie das liebe Brot, aber in der Künstlersprache drücken manche Fremdwörter das nicht aus, was das Wesen derselben kennzeichnen soll. Wir würden zum Beispiel statt Naturalismus sagen: Entartung, statt Idealismus: Schönheitskultus, statt Impressionismus: Wahrheitsentstellung, und statt Pleinair (oder Freilichtmalerei): Blendwerk.

Auch G. Hirth's „Aufgaben der Kunstphysiologie"*, ein Werk, das eigentlich ein Lehrbuch für junge Optiker heißen sollte, ist ein Opus, welches nicht viel Studium erfordert, um zu erkennen, daß es durch seine docirende Breite eine Arbeit, der wir keinen Geschmack abgewinnen können. Die einzelnen Kapitel mit ihren an Wissenschaftelei streifenden capriciösen Ueberschriften erheben sich meistens nicht über die herkömmlichen Kunstspalten der Münchener Nachrichten, deren Studentenaufsätze uns zuweilen anheimeln, weil sie uns an die obere Bank der Secunda erinnern, wo wir in dem süßen Wahn lebten, die Stilistik der deutschen Prosa erfaßt zu haben. Die unglaublich gesuchten Kapitelüberschriften würden mit einem einzigen praktischen Schlagwort besser gewirkt haben, in der gegebenen Form sind sie nur geeignet, eine Voreingenommenheit gegen die Lektüre zu erwecken und verstoßen auch gegen den schlichten Geschmack und die Klarheit unserer literarischen Tagesbedürfnisse. Man frägt sich: „ist das Hirth'sche Buch für's

* Der Titel vom rein praktischen Standpunkt hätte weniger prätensiös gelautet: „Praktische Winke über Sehen und Farben für Künstler und Laien."

Digitized by Google

Publicum oder für Künstler, oder für beide?" Das Publicum lassen solche Fragen kalt wie ein hartes längst abgelagertes Ei, der Künstler aber ist Praktiker, er hat seine gesunden Augen, und hinter sich, wenn er an der Staffelei arbeitet, seinen Wandspiegel, der ist ihm mehr werth als einäugiges oder binoculares Sehen, er ersetzt ihm den Professor, ist sein Lehrer und strenger Richter, er zeigt ihm die Fehler und Mängel seiner Bilder, und an der Hand dieser einfachen Praxis kann er Hirth's Unterweisungen über Form und Farben, Sehen und Blindheit, Empfinden und Verständniß entbehren. Empfinden und seelisches Erfassen sind individuell, sie lassen sich theoretisch aus Büchern nicht erwerben. Ein solches Werk, wie diese Kunstphysiologie muß mehr aus der eigentlichen Kunstpraxis herausgeschrieben sein, Wissenschaftelei und Theorie ist auf diesem Felde ganz und gar nicht angebracht; bei alledem zeugt ja das Buch von Fleiß, nur ist es schade um die darauf verwendete Zeit, schade um den liebenswürdigen Autor, der auf anderen Gebieten: Hausökonomie, Volkswirthschaft und in einer Reihe compilatorischer Arbeiten ja ganz Gutes, Zweckdienliches und Beachtenswerthes geleistet hat. Es wird uns in dieser Kunstphysiologie nicht viel Neues gesagt, der Verfasser setzt bei den Künstlern einerseits einen gewissen Mangel an Bildung, andererseits praktische optische Kenntnisse voraus; es sind vielfach aufgewärmte Sachen, wie man sie etwa in Spamer's „Buch der Erfindung", in Wagner's „Spielbuch für Knaben" lesen kann, und andere Dinge, die Künstler und Laien sich von selbst sagen und deren Wiederholung durch die Ueberladung des Selbstverständlichen ermüdet. Manches läßt sich auch persifliren. Es wäre doch sehr interessant gewesen, wenn Hirth noch hinzugefügt, wie es kommt, daß eine Mulattin, die unter eine schattige Palme tritt, als Negerin erscheint, warum eine Weiße unter denselben Umständen einen blaugrauen Körper erhält, warum das halb im Wasser liegende Ruder gebrochen erscheint, warum der Landschafter unsere Bergseen grün malt. Letzteres natürlich, weil er sie ja grün sieht, aber eine physikalische Belehrung darüber, warum die Farbe der Isar oder unserer Gebirgswässer grün sind, wäre eine werthvolle Bereicherung des Buches gewesen. Man ist übrigens versucht zu glauben, daß der Verfasser sein Thema jedenfalls auf den halben Umfang dieser vierzig Druckbogen reducirt haben würde, besäße er nicht selber eine vorzügliche Druckerei, deren saubere Lettern Bewegung, deren vorzügliche Pressen Beschäftigung verlangen. Was Hirth z. B. in seiner „nervösen Organisation des Kunstverstandes" über den Geschmack sagt, will uns in so breit belehrender Weise nicht ganz einleuchten, wir sind vielleicht zu beschränkt dazu; wir können es als geschmackvoll, d. h. als eine schöne Sitte mitempfinden, wenn der gute Geschmack, von vornehmer Gesinnung dictirt, u. A. besteht: in der Ehrung des Gastrechtes, in der Dankbarkeit gegen Wohlthäter, in dem Hasse der Lüge, der Speichelleckerei, der Servilität, des Schmarotzerthums, ferner in der Schonung fremder Rechte, fremder Interessen, in der Achtung

Digitized by Google

vor Anderen ohne Ueberhebung, in der Achtung vor Treu und Glauben und in der Ehrung der Ueberzeugungstreue Anderer; aber in Kunstsachen darf man seinen Geschmack mehr als in so manchen anderen Dingen einschränken, weil in keiner anderen Branche menschlicher Thätigkeit der Accumulator unseres „elektrischen Fassungsvermögens" so leicht versagt wie hier. Die Sache ist außerordentlich einfach: ein Kunstwerk, welches uns heute packt, kann uns morgen weniger packen, wir sind von Stimmungen abhängig, und haben wir ein Kunstwerk heute oder im Laufe der ersten Woche einer Ausstellung bewundert, so tritt nach Ablauf einer gewissen Zeit eine Stagnation ein, die so weit geht, daß wir das an der Wand hängende Kunstwerk überhaupt gar nicht mehr sehen; die Gewohnheit ist hier — abgesehen von dem toujours perdrix — zur Tyrannin des Gesichtsnervs, des Geschmacks geworden, es tritt ein geistiges Erblinden ein und dieses ist es, was wir mit „nervöse Organisation des Kunstverstandes" — wenn ein solches Wort überhaupt zulässig erscheint — bezeichnen. Der wahre Werth eines Kunstwerkes und der Geschmack daran wird einzig und allein sanctionirt, wenn wir ein Werk bis an's Lebensende täglich, stündlich mit gleichem Wohlgefallen betrachten, versagt aber diese pierre de touche, so ist die „feindliche Gegenströmung" — um uns dieses Hirth'schen Ausdruckes zu bedienen — einfach und allein in dem Unwerth, der Mangelhaftigkeit des Kunstwerkes zu suchen. — Wir hätten uns in unserem Buche, welches sich nur mit der Bekämpfung der Geschmacklosigkeit beschäftigt, kaum mit der Hirth'schen Kunstphysiologie befaßt, hätte sie uns nicht in ihrer Zweck- und Zielbewußtheit etwas an „Rembrandt als Erzieher" gemahnt; manches ist über die Maßen seicht, manches selbstverständlich, manches zu breit Behandelte ließe sich mit ganz wenig Worten sagen, manches auch mit drei Worten scharf widerlegen und abthun, manches ist auch wieder gut gedacht und empfunden, aber meistens für jeden klar und ruhig denkenden Leser ermüdend. Was die interessanteren Abschnitte über Optik anlangt, so gewährt uns jedes optische Werk über die Thätigkeit unserer Augen im offenen und geschlossenen Zustande im Traum und Halbschlaf dasselbe, aber immerhin ist es ein Verdienst des Autors, die Werke über physikalische Optik ꝛc. geschickt benutzt und geschickt daraus compilirt zu haben. Was wir in den optischen Kapiteln als Hauptsache vermissen, das sind die optischen Erscheinungen von Gestalten und Bildern, welche sich zuweilen im erregten, schlaflosen Zustande Abends vor dem Einschlafen bei geschlossenen Augen im Dunkeln zeigen und welche begabten Künstlern auch am Tage besonders eigen sind, die ihrer Phantasie oft dadurch helfen, daß sie bei ihren Studien das Auge mit der Hand bedecken und ein Farbenspiel oder Gestaltungen vor dem inneren Auge erscheinen lassen, welche normale Menschen höchstens im Fiebertraum oder nach starker Anstrengung bei der Studirlampe oder in der Haschischnarcose sehen. Diesen für Künstler so wichtigen optischen Vorgang, der dem bevorzugten Genie eigen und den

Digitized by Google

er sich oft schnell zu Nutze zu machen versteht, hätte Hirth nicht gänzlich außer Acht lassen sollen, er hätte dem etwas weitschweifigen Buche ein größeres Interesse verliehen. —

Das Wörtchen „flott" ist jetzt der höchste Ruhm eines Kunstwerkes geworden, man verlangt jetzt vorzugsweise „Amüsement". Wie sieht es nun mit dieser Lustigkeit aus? Wir werden gleich am Eingange unserer Kunstausstellungen durch sehr lustige Plakate heiter gestimmt. Die drei letzten Münchener Glaspalastausstellungen brachten uns drei hellenisch gestimmte Einladungsplakate nach einander von Gysis, Stuck und Kuschel. Alle drei reizten gewaltig zur Persiflage. Der erste setzte auf das Dach der Propyläen ein Riesengespenst in griechischem Gewande mit Pinsel und Palette, das zweite stellt einen griechischen geflügelten, splitternackten Jüngling vor, der sich in seiner ganzen männlichen Erscheinung von einer griechischen Jungfrau bewundern läßt, auf dem dritten sieht es so aus, als zünde sich derselbe junge Mann seine Cigarette an einer Oriflamme an, er hat so große Plattfüße, daß er die meisten älteren jungen Damen eines Balletcorps beschämen könnte, und seine griechische Genossin sitzt da, als ob sie eben photographirt werden solle, natürlich macht sie ein so langweiliges Gesicht, wie man es bei manchen jungen Damen Alma Tadema's zu sehen gewohnt ist, so bodenlos langweilig, daß der Photograph unwillkürlich zu sagen sich veranlaßt sieht: „So, einen Augenblick ganz freundlich jetzt, wenn ich bitten darf!" Auch diese Dame hat Pinsel und Palette, die unvermeidlichen Attribute der Kunst, und sie hockt da auf den griechischen Marmorstufen, als fiele ihr offenbar nichts ein, was sie malen soll; wollte man boshaft sein, so müßten wir die Vermuthung aussprechen, der Künstler habe mit dieser Gestalt die Phantasielosigkeit symbolisch gestalten wollen, welche ein Merkmal in der neuesten Richtung unserer Kunst ist. Die jüngst eröffnete czechische Kunstausstellung in Prag hat eine ähnliche Geschmacklosigkeit begangen. Das räumlich größte Gemälde der verflossenen Ausstellung war Siemiradzky's Phryne als Venus beim Neptunfeste in Eleusis. Räumlich das größte, aber nicht das bedeutendste. Das durch vorzeitige Reclame als ein Hauptparadepferd der Ausstellung angekündigte Schaustück entpuppte sich als ein ganz gewöhnlicher Theatervorhang. Makart würde das recht dankbare Motiv großartiger, packender behandelt haben. Wir hatten eine jubelnde, frohe, buntgeschmückte Griechenmenge erwartet, die Pracht des classischen Alterthums, die Sinnengluth der Freude und des Frohsinns, wir erwarteten die Hauptperson „Phryne" als eine Halbgöttin, als ein hoheitsvolles, durch seine Schönheit gebietendes Weib, wir fanden eine Phryne gewöhnlichen Schlages, die sich selber langweilt ob der langweiligen Zuschauermenge, wir erwarteten die versammelten Patrizier und Patrizierinnen bei einem eleusischen Fest, wie es Schiller besingt, und fanden hier eben nur das Volk, das gewöhnliche Volk. Wenn der Künstler mit diesen langweiligen Griechen, die wie Oelgötzen dastehen, zugleich die

Digitized by Google

Kunstbegeisterung, die Begeisterung für „das Schöne von heute“ hat personificiren wollen, so vermögen wir in der Gruppe links ein kleines Häuflein von Idealisten und Schwärmern, in der Gruppe rechts die Pessimisten und Skeptiker zu erblicken, denen der Anblick der Madame Phryne in ihrer allzuschleierlosen Pracht nichts Neues mehr ist; es fehlt der Jubel, die Freude einer frohbewegten Menge. Hat schon der ganze Vorhang nichts, was sympathisch berührt, so hat es diese Phryne noch weniger, und das scheint Madame Phryne auch selbst zu merken, ihr Körper ist zwar schöner, als man von einer so vielbewegten Dame erwartet, aber ihre Stellung ist dafür um so nichtssagender und gleichgültiger. Etwas störend wirkt das Roth der Wangen, welches, durch ein Reflexlicht unterbrochen, von einem Arm beschattet ist, wodurch diese Röthe wie geschminkt erscheint. Holde Scham wenigstens scheint es nicht sein zu sollen und die Schminke mag bei dieser Dame ihre Berechtigung haben; aber sie wirkt nicht, weil es eben Phryne ist, die sich hier präsentiren will. Das Haar sieht beim ersten Anblick so aus, als wäre es beim Ansatz des Nackens abgeschnitten, doch bei näherer Betrachtung sieht man einen üppigen Haarwald über ihre Schulter fallen. Historisch scheint uns das nicht berechtigt, weil die Hetären des Alterthums mit abgeschnittenem Haupthaar gehen mußten. Aber wir sehen über diese künstlerische Licens gerne hinweg, weil das lange Haar doch entschieden sympathischer wirkt. Trotz alledem ist diese Person, die sich hier als Göttin des Festes vor dem Volke zeigt, nicht geeignet, als schönes, prämiirtes oder bevorzugtes Weib zu wirken. Man pflegt zu sagen, daß die schrankenlose Enthüllung des menschlichen Körpers in der bildenden Kunst viel keuscher sei als theilweise Bekleidung, aber wir können dieser Dame, bei deren Anblick die Volksmenge kein fröhliches Evoërufen erschallen läßt, keinen einzigen Blumenkranz, kein Sträußchen wirft, kein frohes Lachen und Jauchzen ertönen läßt, den Preis der Keuschheit und Schönheit nicht zuerkennen, weil es eben die griechische Hetäre ist, und dieser Gedanke stört den Beschauer des Gemäldes. Wir haben gerade dieses Bild in das Kapitel unserer Betrachtungen gezogen, weil der wackere und fleißige Künstler Simiradzki sich bis jetzt ferngehalten hat von der Pleinairmalerei und dem Naturalismus, wir stellen es hiermit als einen Markstein hin für den Rückgang des guten Geschmacks, den Viele nur im Impressionismus zu finden glauben. Der Enthusiasmus kann nicht geweckt werden durch Gemälde, welche lediglich aus Courtoisie in die Ausstellung genommen werden und um dem Künstler von Ruf nicht das Wiederkommen zu verleiden. Ein solches Object ist auch Anton von Werner's Bild: „Der Geburtstag eines Börsianers“, auf welchem einige Dutzend Familienportraits aus dem Landgericht Jerusalem ein Gartenfest feiern, und alle dastehen, als wären sie eben aus dem Modejournal herausgeschnitten. Es war nach Ansicht aller Künstler die schwächste Leistung der gesammten Ausstellung, und stünde auf dem Bilde nicht der Name Werner, der in der

Digitized by Google

Berliner Hofatmosphäre groß gezogen, so würde von der Jury dieses Bild mit Fußtritten hinausgewiesen worden sein. Auch dieses Bild ist eine Verrohung des guten Geschmacks, es gehört sich nicht, aus purer Eitelkeit oder für den Namen einer Börsianerfamilie auf Ausstellungen Reclame zu machen, aber die Sache ist echt. Als Allers sein erstes Werk „Club Eintracht" gezeichnet, kam ein Börsianer zu ihm und sagte: „Herr Allers, von Ihr nächstes Werk bestell' ich gleich 25 Exemplare, aber Sie machen mir mit rein!" Da liegt der Hase im Pfeffer. Es hat Alles seinen Zweck, auch die Kunst und ihre Kritik haben ihren Zweck, und je verworrener und unklarer, je sinnloser und unverständlicher die letztere schreibt, desto mehr verblüfft sie.

Gedankenlose Leser stehen vor einer modernen Kunstkritik verblüfft, gedankenlose Kritiker stehen vor dem Impressionismus wie vor dem neuen Thor. Einer unserer Münchener Kunstspalter schrieb: „Früher der französischen an technischem Können untergeordnet, an geistiger Tiefe weit überlegen, steht unsere heutige Malerei jener technisch gleich und sinkt ihr inhaltlich nach." Dieser Satz ist offenbar in einem Zustande der Mondsucht oder in einem Morphiumdusel niedergeschrieben. Zugegeben, daß ein früheres Untergeordnetsein unserer Technik richtig sei, können wir doch nicht zugeben, daß sie jetzt mit der französischen auf gleicher Stufe stehe; die Technik Beider ist eben eine zu verschiedenartige, um überhaupt einen Vergleich aushalten zu können; so weit braucht auch unser Patriotismus nicht zu gehen, daß wir zum Nachtheil der Franzosen Nonsens schreiben; jede Nation, ja jede Künstlerstadt schreibt mit dem Pinsel ihre eigene Handschrift auf die Leinwand und daß der deutsche Schüler den französischen Lehrmeister erreicht habe, ist unwahrscheinlich; denn man weiß genau, warum der französische Künstler in England und Amerika mehr gilt als der deutsche: lediglich der Technik wegen. Daß wir nach dem geistigen Inhalt auf den letzten Ausstellungen hinter den Franzosen zurückgeblieben, muß erst bewiesen werden, das läßt sich an zwei Münchener oder zwei Berliner Jahresausstellungen, in denen die Franzosen nur spärlich vertreten, wenigstens nicht constatiren. Dagnan-Bouveret's Wallfahrt ist z. B. von einer geradezu chloroformirenden Langeweile und was sagt nun unser Albert Wolff im Pariser Figaro dazu? Er sagt, es sei das beste Bild, welches seit 20 Jahren im Pariser Salon gesehen worden sei. Mancher würde vielleicht fragen, was dem Mitarbeiter des Figaro diese Reclame eingetragen haben mag, wir aber halten es nicht dafür, es ist nur so eine hingeworfene Floskel, die unsere Kunstkritiker zu gerne zur Ausschmückung ihrer Feder gebrauchen und an die sie im Ernst selbst nicht glauben; aber weil Wolff es gesagt und unser Kunstspalter es recapitulirt, so muß es wahr sein und — der gedankenlose Leser glaubt daran. Wenn nun ein nach Gegenstand und Inhalt so langweiliges Bild das beste seit 20 Jahren ist, so wird damit doch hoffentlich bewiesen sein,

Digitized by Google

daß wir, die wir inhaltlich Besseres zu schaffen gewohnt sind als diese Wallfahrt, geistig nicht den Franzosen nachhinken. Verhehlen wir uns doch nicht, daß zu allen Inscenirungen ein gewisser Tric angewendet wird, zu dem die Allarmtrommel der Presse in Bewegung gesetzt werden muß, ein Presse, die oft heute nicht mehr hört, was sie gestern getrommelt hat. Wie jede andere Ausstellung brauchte auch die Pariser Weltausstellung zum Ergötzen und zur Aufregung des begüterten Fremdenpublicums ihre erheiternden und gut lancirten Tric's und Coups, einen Eiffelthurm und eine Sécretan-Auction: der nüchtere Skeptiker, welcher z. B. diese brillant inscenirte Kunstauction des im Kupferring verkrachten Monsieur Sécretan in Paris persönlich beigewohnt, wird sich sagen, daß z. B. das Hinauftreiben des Angelus von Millet auf eine halbe Million Francs ein recht amüsantes Circusstück war, welches man den oberen Zehntausend der englischen und amerikanischen Nabobs zum Besten gab, gewürzt mit Patriotismus und Rührung. Nun soll uns von unserem Kunstspalter glauben gemacht werden, dieser Preis sei für Millet, den Impressionisten gezahlt worden; man täusche sich nicht, es spielt in Paris weder der Impressionismus noch der Patriotismus in der Kunst eine so große Rolle, wie man bei uns glaubt. Die Franzosen haben lediglich in der wahnsinnigen Vergötterung ihres Meissonier und anderer Größen, die Engländer in ihrem Alma Tadema und Herkomer ꝛc. so gut ihren Kultus, wie in der Hausse seltener Actienwerthe. Dabei spricht unser Kunstspalter von Kunsthändlerwaare und deren unmoralischem Nutzen, verlangt, daß sie aus den Ausstellungen verschwinde und vergißt, daß der größte Kunsthändler immer niemand anders ist, als die Ausstellung selbst, nur mit dem Unterschiede, daß das Publicum meistens die doppelten Preise zahlen muß, als beim Kunsthändler. Wir glauben übrigens Uhde, Liebermann, Klinger, Stuck, Böcklin und das ganze Heer der Pleinairisten würden sich bedanken, wenn man ihre ausgestellten Bilder im Catalog als unverkäuflich bezeichnen oder dabeidrucken wollte, daß sie nur von Staatssammlungen erworben werden können. Auch die hohen Preise eines Malers machen sein Bild nicht werthvoller, sie stehen nur da als ein Börsenbarometer, der sich durch Angebot und Nachfrage von selbst regulirt. Daran glaubt kein Künstler, daß er nur zum Vergnügen für Ausstellungen oder für sich und seine Freunde malt, auch Meissonier und einige Dutzend anderer Künstler, die hoch im Kurse stehen, wissen oder wußten genau, daß ihre Schöpfungen zwar in erster Reihe Kunstwerke, aber gleich in zweiter Reihe Waare sind, daß ihnen die Kunsthändler gar nicht zu verachtende Subjecte, daß sie dieselben zu ihrer Lancirung sogar sehr nothwendig gebraucht haben. Die Tageskunstkritiker stehen alle vor der neuen Richtung, wie die Wiederkäuer vor dem Berge. Und wenn nun von Naturalisten dem Laienpublicum entgegengehalten wird: „Ihr versteht nichts von der Katz', es fehlt Euch das Auge für das, was drin verborgen liegt, so ist der Schlachtenruf auf

Digitized by Google

unserer Seite ein einziges Wort, vor welchem alle zurückweichen, es heißt! Geschmacklosigkeit, Geschmacklosigkeit, Geschmacklosigkeit! Erhalten wir uns die Ideale in Kunst und Natur, ohne welche das Leben uns schmucklos grau dahinfließt!

Ihr fragt: was mag wohl süßer sein,
Ein rother Mund! ein goldner Wein?
Ei nun, wer hier ein Urtheil spricht,
Der kennt sie alle beide nicht.

Das Spargel-Mistbeet des Größenwahns.

Die Prämiirung der Mittelmäßigkeit. — Streberthum. — Verhätschelung. — Stinkthiere vergangenen Ruhmes. — Dichterfexen und Kunstgigerln. — Der Blasenwurm. — Die gekränkte Leberwurst. — Der Größenwahnfried, eine Pappendeckelkomödie.

Der Größenwahn ist eine Pflanze, die auf einem Treibhausmistbeet künstlich groß gedüngt wird. Frei davon sind alle diejenigen Menschen, welche sich ihres Werthes im Stillen bewußt sind und die Früchte ihres Könnens an der gesunden Sonnenluft des Lebens reifen lassen. Der Größenwahn gedeiht überall dort, wo sich servile Menschen finden, die ohne neue Tagesgötzen nicht leben können, die eine Manie haben, Größen entdecken zu wollen; der Dünger ist die feile gesinnungslose Tagespresse, die urtheilslos nachbetet was Schwätzer vorgebetet. Befallen von Größenwahn werden am leichtesten die sogenannten Durchschnittstalente, die es verstehen, sich als Faiseurs und Poseurs wie Schlingpflanzen um einen kräftigen Stamm zu ranken, an welchem sie ihren Halt zu finden glauben, der Größenwahn ist also eine Wucherpflanze, die wie der Epheu oder gewisse Unkräuter immer wieder emporschießen, je mehr man sie auszuroden bemüht ist, er wächst um so schneller, je mehr man ihn mit unverdienten oder halbverdienten Auszeichnungen befruchtet. Eine der schlimmsten Arten des Größenwahn findet man auf Ausstellungen jeder Art, hier wird er durch die Presse oder durch unzeitig verliehene Medaillen emporgehoben, wobei der also Prämiirte kaum daran denkt, daß heutzutage nur noch die Mittelmäßigkeit prämiirt wird. Die Talente vornehmster Gattung, welche hors de concours längst ihren Professor, ihren Orden, ihre großen goldenen Medaillen weg haben, können hiervon nicht mehr betroffen werden, sie haben alle ihre Auszeichnung und nun kann es bei der Fluth und der Ueberzahl solcher Prämienaustheilungen nur noch die Aufgabe sein, die Mittelmäßigkeit, das Dilettantenthum emporzuheben. Die Sache ist einfach und logisch, weil man die für diesen Zweck niedergelegten Ehrenbezeigungen den wirklichen Größen nicht mehr geben kann aus dem einfachen Grunde,

Digitized by Google

weil man Gefahr laufen muß, die Auszeichnungen zurück zu erhalten; denn die wirkliche Größe wird es stets ablehnen, gleichzeitig decorirt zu werden mit einem Häuflein, das die Medaille nur erhielt, weil man nicht wußte wohin damit. Die Behauptung also, daß heut zu Tage nur die Mittelmäßigkeit sich dieser Ausschmückung erfreut, ist hiermit bewiesen. Der vom Größenwahn Besessene recrutirt sich aus dem Streberthum, er wird diesen Wahn behalten bis an sein Lebensende, so wie man die Male der Schutzpockenimpfung auch bis an sein Ende behält. Es kommt auch sehr häufig vor, daß Menschen zum Größenwahn dadurch erzogen wurden, daß man ihnen täglich so lange von ihrer Größe vorredet, bis sie es endlich selbst glauben mußten; die Presse arbeitet dabei natürlich mit Hochdruck. Der Eine trägt den großen Namen seines Großvaters, ergo muß er nothwendig auch ein großer Mann sein, wenn er auch dumm ist wie ein Rindvieh, der Andere hat zufällig wie ein blindes Schwein eine Eichel gefunden, sofort malt ihm die Presse einen Glorienschein, der ebenso grell leuchtet wie sein Schatten dunkel. Aber es giebt noch eine andere Sorte von Größenwahn, die aus Dummdreistigkeit und Arroganz zusammengesetzt ist, diese Leute verstehen es meistens, sich durch eine besondere Pose, die sie einnehmen, in die besseren Kreise einzudrängen, wo man sie auch nicht recht wieder los werden kann. Dies sind die sogenannten Nullen, welche sich hinter die Eins stellen. „Mein Freund Graf X., mein Onkel Excellenz, mein Protector Fürst Y., mein Vetter, der Millionär Z.", das sind die stehenden Redensarten dieser Simpel. Solche Leute lügen und renommiren fortgesetzt so lange, bis sie es selbst glauben. Diesen Menschen würde man am liebsten aus dem Wege gehen, wenn man sie nur anbrächte, aber die kälteste und nüchternste Verachtung reizt sie nur um so mehr, das Uebel wird schlimmer.

Nun giebt es auch noch ein ganzes Heer von wirklichen Größen, deren unbestrittenes Verdienst unantastbar, diese wachsen fort auf einem ganz besonderen Mistbeet, es ist der Dünger der Verhätschelung. Zum Tempel des höchsten Ruhmes emporgestiegen, dessen Platz ihnen jeder aus voller Anerkennung gönnt, können sie es nicht vertragen, wenn mal eine Zeitung übersehen hat, ihrer zu erwähnen oder mal ein Tag vergeht, wo der Weihrauch, durch irgend einen Wind getragen, sich zufällig mal auf 24 Stunden einer anderen Größe zuwendet. Das macht sie sofort krank, gleich dem Morphiumsüchtigen, der ohne seine bestimmte Dosis nicht mehr leben kann. Der Größenwahn hat sich bei ihnen in Permanenz erklärt, es ist kein Genügen mehr, ein brennender Durst droht ihnen ihr Inneres auszutrocknen, es kommt der Neid, die Angst überflügelt zu werden, daraus folgert die Schlechtigkeit und das Rütteln und Nagen an der eigenen Größe bis zur Erkrankung des Körpers, der zu schwach wurde, um den eigenen Ruhm so lange zu tragen.

Mit dem Größenwahn im Allgemeinen ist nicht zu rechnen noch zu

Digitized by Google

paktiren, die davon Behafteten sind keine Menschen, sondern Halbgötter, sie schweben einen Fuß über dem Erdboden, wollen mit anderem Maß gemessen sein, glauben sich alles herausnehmen zu können und verstoßen gegen Gesetz, Sitte und Anstand. Die Antipoden dieser Größenwahngattung sind die sogenannten kleinen Stinkthiere vergangenen Ruhmes, diese zehren meistens von der Größe eines berühmten Vaters und schimpfen, daß sie in ihrer ganzen gräßlichen Null so herumlaufen müssen, ohne daß man sie beachtet. Sie schimpfen auf Staat und Gesellschaft, daß man den Nachkommen eines großen Mannes verhungern läßt, sie halten es unter ihrer Würde, irgend einen ehrenwerthen Beruf zu ergreifen, um zuletzt als verkannte Genies in irgend einer Bodega den letzten Rest von Menschenwürde zu begraben. Wer dem ausgesprochenen Größenwahn huldigt, begeht ein Verbrechen an der Menschheit, wer einer Null zujauchzt und sie mit Beifallssalven überschüttet, begeht ein Verbrechen an sich selbst, wer aber dem künstlich emporgeschraubten Größenwahn Concessionen macht und ihm die Wege breitet, der ist charakterlos bis auf die Knochen. Letzteres möge sich besonders unsere urtheils- und gehaltlose Tagespresse gesagt sein lassen.

Viele unserer modernen Künstler und Literaten leiden an Größenwahn. Sie wurden auf dem Mistbeet der Lobhudelei und Verhimmelung mit künstlichem Dünger großgezogen, womit Geistesarmuth und Phantasielosigkeit gleichen Schritt halten; wir sprechen hier hauptsächlich von den Kunst- und Literaturjüngern, welche man mit dem Ausdruck: „Dichterfexen und Kunstgigerln“ bezeichnen kann, sie stehen fast alle in dem Verdacht, ein banausisches Handwerk zu treiben und leiden an einer geistigen Kleptomanie; der Eine guckt dem Anderen etwas ab, bestiehlt ihn in seinen Ideen, in seiner Mache unter rücksichtsloser Verneinung alles Edlen und Schönen, und sie treiben dabei alle eine Beräucherung auf Gegenseitigkeit.

Eine weitere Abart des Größenwahns ist die Blasirtheit, genannt „Blasenwurm“. Mit diesem sind Menschen behaftet, welche begeisterungsunfähig, auch das schon eingebüßt haben, was selbst den ärmlichsten und kummervollen Menschen noch aufrecht hält: die Hoffnung und die Sehnsucht. Der Blasenwurm sagt: „Was ist überhaupt noch schön!“ Er mischt seine Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit durcheinander wie der Spieler die Karten, wenn er am Geben ist, er beweist unter Umständen, daß schön häßlich und häßlich schön sein kann. Die Wurschtigkeit ist bei ihm zur höchsten Potenz erhoben, er fühlt nur, daß er allein sich selbst genug ist, es ist die Wurschtigkeit des Phlegmas, welche ihre Ursache in einem Ewiggekränktsein hat, es läuft ihm etwas über die Leber, daher der Name: „gekränkte Leberwurst.“

Natürlich giebt es auch Bühnengrößen, welche das Spargelmistbeet ihres Größenwahns selber düngen. Hier heißt es je kleiner der Mann, desto größer der Irrthum. Sie stehen auf der Bühne, als hinge von ihnen allein der ganze Erfolg des Abends ab, sie schauen mit väterlichem

Digitized by Google

Wohlwollen auf den Verfasser, den Componisten, den Kapellmeister herab, als wollten sie sagen, „paß' mal auf, heute lancire ich Dich!"

Die Premiere hat natürlich einen Riesenerfolg, Autor und Componist verbeugen sich bescheiden, sie machen sich in Bezug auf die Bescheidenheit der Bühnenkünstler keine Illusionen mehr, der Vorhang ist runter, es wird Rout auf dem Podium abgehalten, die Bühnenkünstler drängen sich um den Autor, nicht um ihm zu gratuliren, sondern Gratulationen in Empfang zu nehmen, mit müdem, etwas wehmüthigem Lächeln steht der Kapellmeister da, es wird dem jungen Autor versichert, daß er eine glückliche Stunde habe, daß noch niemals mit so unnachahmlicher Vollkommenheit dirigirt worden sei wie heute, daß noch nie die Inscenirung so besorgt, die Chöre so einstudirt, der Takt so geschlagen, die Dekorationen so gemalt und aufgestellt seien wie heute. Eine kleine Anzahl der Versammelten antworten auf das dankende Händeschütteln, daß ja auch er etwas zu dem Erfolg des heutigen Abends beigetragen habe; denn die Höflichkeit, hat ein weiser Mann gesagt, besteht darin, daß man mehr thut, als man soll, und mehr sagt, als man denkt. Der Hauptschreier aber drückt dem Autor nur die Fingerspitzen und sagt: „Na, sind Sie nun zufrieden? Ein Glück für Sie, daß Sie uns auf den Proben nicht dazwischen geredet!" Er beschließt sein väterliches Wohlwollen gegen den Autor mit einem Witz:

„Sie erleben heute einen der beiden Tage, an welchen Ihnen die meisten Händedrücke zu Theil werden."

„Bei Gott, Herr Regisseur, das merke ich. Und welcher wird der andere Tag sein?"

„Ihr Hochzeitstag, jedoch ist ein kleiner Unterschied zwischen den beiden."

„Und was für einer, wenn ich fragen darf?"

„Der, daß man Ihnen an jenem Tage schon am Ende des Prologs gratuliren wird."

Alles lacht, der junge Autor entfernt sich, der Hauptschreier schimpft, daß er ihn nicht zum Abendessen eingeladen, „wir werden das Stück doch sobald nicht wieder geben, es ist eine Heidenarbeit!"

Zu diesen Farcimenten oder Leberwürsten gehören auch die geärgerten Tenoristen oder Primadonnen, welche sofort heiser sind und Krämpfe bekommen, sobald der Director ihnen einen Wunsch abschlägt; sie gehen dahin und singen nicht mehr. Aber die Heiserkeit ist in derselben Stunde urplötzlich verschwunden, sobald eine jüngere, ebenso befähigte, aber bisher krampfhaft unterdrückte Rivalin schnell einspringen muß, um die Aufführung zu ermöglichen. Das hilft besser als Sodener Pastillen ꝛc. Die Stimme ist brillanter als vorher, Diva und Tenor singen wie die Götter. Wie sehr aber der Größenwahn mit seinen Abarten unserem papierenen Zeitalter entspringt, das geben wir in der nachstehenden Pappendeckel-Comödie zum Besten.

Digitized by Google

Es giebt unter den an Größenwahn leidenden Schriftstellern Leute, die nicht mehr besitzen als eine Schachtel Papierkragen und ein unvollendetes Trauerspiel, die in Tobsucht verfallen, wenn ein junger Autor ein epochemachendes Werk geschrieben und es ungeprüft für eine Studentenarbeit erklären; es ist die Tollwuth darüber, daß man selber unfähig war, ein solches Werk zu schaffen. Zuweilen wollen sie auch glauben machen, daß man ihnen den Stoff gestohlen, daß längst eine ähnliche Arbeit seit Jahren in ihrem Pulte läge. Das sind Leute, die sich darüber ärgern, daß sie noch nicht in der biographischen Mohrenwäsche eines Conversationslexikon stehen, daß sie noch nicht in Castan's Panopticon in Wachs zu sehen sind. Hier eine ergötzliche Episode: Ein bekannter deutscher Kunstgelehrter von mehr Namen als Wissen geht auf der Akropolis spazieren, hinter ihm einige jüngere Künstler und Schriftsteller. Der Gelehrte verliert, ohne es zu merken, seinen Handschuh, einer der jungen Leute hebt ihn auf und überreicht ihn dem Eigenthümer.

„Wer sind Sie?" frägt er von oben herab.

„Nun, ein Deutscher wie Sie!" lautet die Antwort.

„Ah, damit Sie aber auch wissen, wem Sie diesen kleinen Dienst auf der Akropolis geleistet haben, mein Name ist Hofrath Professor Doctor X."

Und der ehrliche Finder erwidert: „Und damit Sie, Herr Hofrath, sich später, wenn mein berühmtes Werk über die Akropolis erschienen sein wird, auch erinnern, wer Ihnen diesen großen Dienst geleistet, — mein Name ist Meier." — Tableau!

Der Größenwahn solcher Gelehrten, wie dieser Hofrath, ist identisch mit dem Größenwahn von Leuten, die lieber ertrinken, ehe Sie zugeben, daß ein minderbegabter ihnen nicht ebenbürtiger Mensch ihnen das Leben rette; gestatten sie es aber und sind mit eigener Gefahr des Lebensretters an's Land gezogen, so sagen sie: „Was brauchten Sie viel Aufsehen zu machen, ich kann ja schwimmen, Sie haben mir die Sache nur schwerer gemacht." — Am seltensten kommt der Größenwahn in Amerika vor, dort ist man heute Millionär und morgen Omnibusconducteur.

Aber das am lieblichsten duftende Mistbeet des Größenwahns cultiviren unsere „Modernen"; denn sie dulden keine andere Größe über sich.

Der Größenwahnfried.

Eine Pappendeckelkomödie.

Wir waren höher und höher gestiegen, da hielt mein Begleiter an und sprach:

„Tief vergraben von dem Schutte der Jahrtausende liegen die letzten Spuren der Steinzeit, versunken ist die Zeit der Bronce und auch

Digitized by Google

das Zeitalter des Eisens ist dem Untergange nahe. Die Papierperiode bricht herein! Wie die Flocken vom winterlichen Himmel flattern die papiernen Blätter über die Erde hin, wie der Aschenstaub des Vulkanes, der Alles überdeckend Städte und Dörfer begräbt. Papier! Ueberall Papier. Wehe dem, der nach alter Sitte still und grübelnd in seiner Studirstube sitzt, der nur auf sich selbst vertrauend langsam, gründlich seinen Weg zu gehen verlangt. Er wird zu schwer befunden und ehe er es geahnt, werden die Papierwogen über ihm zusammenschlagen, zugedeckt, begraben, vergessen liegt er mit seiner Gründlichkeit auf dem Grunde. Auf der Oberfläche aber flattern die, welche ihre Zeit begreifen, leicht beweglich, buntschillernd. Das Schwere versinkt und die leichte Waare, die hohle, aufgeblasene, führt der Zeitgeist zur lichten Höhe empor. Siehst du dort über den Wolken den leuchtenden Tempel mit seinen hochragenden Säulen; schwanengleich und schwanenleicht schwebt er über den Nebeln empor; nicht Schiefer decket sein Dach, nicht starrer Stein sind die Säulen, nicht Marmor kleidet die Mauern. Papiermaché, Alles Papier! Das ist die Walhalla unserer Zeit; da ziehen sie ein in Schaaren, die wackeren Helden, wie einst Germaniens Söhne mit Schild und Speer — sie aber mit Tintenfaß, und Feder, mit Pinsel und Palette, mit Bleistift und Lineal, mit Tactstock und Notenblatt, mit Kleistertopf und Reclamedrommete, die Helden des Papiers! Das ist ihr Walhall aus Papiermaché, das ist der Größenwahnfried! Und das Ungethüm dort an des Tempels Pforte, das jedem Unbefugten grimmig den Eintritt verwehrt; das ist der Wächter Größenwahnfrieds, der Papierdrache! Weh denen, die ihre Zeit nicht verstehen! Papiersafner überspeit sie mit seinen giftigen Pamphleten oder — schweigt sie todt. Groß ist die Zahl der Papierhelden, die dort heranzieht und Halt macht vor Größenwahnfried. Laß uns, ehe der Drache ihnen den Eintritt gewährt, rasch die Ehrencompagnie abschreiten und sehen, wer die Auserwählten sind, die zu den lichten Höhen geblasen werden."

So sprach mein Begleiter; staunend schaute ich umher und begann zu fragen:

„Wer ist der Mann dort mit dem modisch feinen Anzug und dem glattgesalbten Haupthaar?" „Ein junger Maler, Größenwahnfried's würdig. Er war einst nach einem schweren Zechgelage katerstimmungsvoll im Atelier gesessen und wollte malen, konnte aber nicht; er malte aber doch und malte ein Bild, das seine Katzenjammerstimmung widerspiegelte in Ton, Behandlung und Stoff, so wie man gewöhnlich kein Bild malt, so gerade das Gegentheil von dem, was man gewöhnlich ein Bild nennt. Und das war sein Glück! Er war der Mann des papiernen Zeitalters. Hätte das Publicum Zeit gehabt, zu urtheilen, als es sein Bild in der Ausstellung sah, wer weiß, ob er zur Anerkennung gekommen; aber das Papier nahm sich seiner an; im Feuilleton, in der Kunstzeitschrift, auf Plakaten und Inseraten flog und wirbelte sein Name über die erstaunte

Digitized by Google

Menge; immer dichter rieselte der Papierregen auf das Publicum und seine Kritik herunter und langsam, aber sicher begann der Größenwahn zu wehen und zu blühen und den Künstler höher und höher zu heben. Jetzt durfte er malen, was er wollte, je mehr er seiner Phantasielosigkeit freien Lauf ließ, je mehr er das schwere klebende Pech des Herkömmlichen abzustreifen vermochte, um so leichter that er sich und um so leichter wurde er; selbst die immer wachsenden goldenen Medaillen, mit denen man ihn behängte, waren nicht mehr von Gewicht und auf flatterte er zwischen den dürren Blättern seines Ruhmes zu Größenwahnfried's Stufen."

Und als ich mit wunderndem Blick den Auserwählten musterte, sprach mein Begleiter weiter: „Jener, der dicht hinter ihm schreitet, eine schwarze Locke über die Stirne gelegt, hat es nicht anders gemacht, nur daß er kein Maler ist, sondern ein der Tonkunst Verfallener, ein Virtuos, Dirigent, Componist. Er wußte Effect zu machen und im Effect besteht die Musik seiner Zeit, die Trompeten schmetterten, die Geigen wimmerten im Concert und halbbetäubt brach das Publicum in Beifall aus; konnte es anders? Auf der Rückseite des Programms stand es ja ganz deutlich, wie groß und berühmt der Künstler sei, und siehst du, so kam er vor Größenwahnfried's Pforte.

Und die Leute, die dort sich herandrängen, haben es ebenso gemacht. Es sind Männer und Frauen in auffallender Kleidung vom Theatervolk, Sterne mit falschem Glanz; kein echter Lorbeer schmückt ihr Haupt, auch das ist Alles nur Papier! Was liegt auch heute am echten Stern und echten Lorbeer, das Andere thut's ja ebenso gut. Das Publicum wird an die Echtheit glauben, in der Zeitung steht es, auf dem Theaterzettel auch, der Recensent schreibt es, der Redacteur druckt es, die Reclame posaunt es aus; und wenn das Publicum schon an die Größe glaubt, wie viel mehr er oder sie selbst; sein oder ihr Name auf dem Zettel und das Haus ist ausverkauft; Blumen und Kränze fliegen auf die Bühne und unter dem Rauschen des Beifalls von tausend Händen öffnet sich dem Blicke des begnadeten Mimen, der Diva, die Säulenhalle Größenwahnfrieds".

„Rascher, als die anderen Alle fliegt jener dort auf dem Flügelrosse einher und hinter ihm seh' ich noch viele seinesgleichen heraufstürmen. Wer sind sie?" „Das ist," sprach mein Begleiter, „die Dichterzunft, das sind die Romanschriftsteller, die Dramatiker und Novellisten, die Jünger der papiernen Belletristik. Glücklich sie, daß sie im Zeitalter des Papieres geboren. Wer würde ihre Namen kennen, wer wüßte von ihren Werken, wenn wir noch in den Zeiten lebten, wo mühsam mit Stift und Pinsel auf Wachs und Pergament gebracht wurde, was der Menschengeist ersann, oder wo der fahrende Sänger langsam wandernd von Stadt zu Stadt des Dichters Lied im Volke verbreitete. Jetzt geht es anders: heute gedacht und morgen gedruckt. Aus der Presse fliegen die Blätter, auf des Dam-

Digitized by Google

pfes Flügel flattern sie in die entlegensten Orte, fliegen in jedes Haus, auf jeden Tisch. Leuchtend im fetten Drucke steht des Dichters Name und immer größer, immer fetter wird er durch Reclame. Was schadet es ihm, wenn heute Viele zweifelnd oder lesemüde sein Werk in den Papierkorb senken, morgen fliegt es von anderer Seite wieder zu. Das Papier ist leicht und ist geduldig, und je mehr das Auge des Dichters Namen sieht, desto öfter nennet ihn die Zunge. Schon wuchert der Lorbeer um die Stirne des Poeten, der Sensation gemacht. Ja, Sensation ist das wahre Futter für das Dichterroß, das stärkt ihm die Flügel und hoch auf wie ein Luftballon trägt es den wahngeschwollenen Poeten vor den Augen der verblüfften Menge und droben der Drache vor Größenwahnfried's Thor ruft ihm Willkommen zu und denkt, „das ist unser Mann". Wie vielen dieser leichten Musensöhne hat Papierfasner schon die Thore geöffnet! Schau den dort mit der Brille und der vielsagenden Denkerstirne! Was wäre aus ihm geworden ohne das Papier. Alles, was er in seinem Leben von gedrucktem Papier abgelesen — und das war sehr viel — gab er eines Tages von sich und schrieb ein Buch viele hundert Seiten lang, und das Papier war geduldig und war billig, so billig, daß die Leute sagten, so viel Papier für so wenig Geld!? und sie kauften das Buch. Sie verstanden es zwar nicht, aber weil es so billig gewesen, freuten sie sich doch, und immer mehr wurde gedruckt und immer mehr wurde gekauft und die Papierlawine schwoll immer mehr an und der Schriftsteller wurde von ihr emporgehoben zu Größenwahnfried's Hallen.

Das sind nicht bloß Dichter, die dort heranziehen, auch Gelehrte, Männer der Wissenschaft. Sie haben ihre älteren Genossen tief unter sich gelassen, die mühsam in Stube und Werkstatt nach der Wahrheit forschten. Was hilft das Denken und Grübeln, wenn man die Mache nicht kennt. Der dort wußte, wie es gemacht ist, ließ in großem Format drucken mit schönem Einband, Goldschnitt, und viel, sehr viel; so wurde sein Name bekannt, da kamen die Titel und Würden und schwebend trug ihn der Wind der Reclame zur Papier-Ruhmeshalle des Größenwahns."

„Sage mir, wie kommt es, daß jener dicke Herr dort in blendend weißer Weste, mit dem breiten Gesicht, die kleinen Augen vom goldenen Kneifer bedeckt, daß auch der zu den Auserlesenen gehört."

„Der ist," antwortete der Begleiter, „wie die Anderen und vielleicht am meisten ein Sohn des papiernen Zeitalters. Was er ist, verdankt er dem Papiere. Er ist ein Börsenfürst; wie er seine Laufbahn begann, war er ein armer Lumpensammler; doch er kannte seine Zeit und wußte sie zu nehmen, ob die Papiere stiegen oder fielen, er fiel nie, er stieg nur, und um ihn her sammelte sich das Papier, das da unten die Welt aus den Angeln hebt, das Gold und Silber verdrängt, das papierne Geld. Von allen Seiten flatterten sie ihm zu, die Kassenscheine und Prioritätsactien, und vor dem, der noch kurz zuvor im Dunkel gekrochen, beugten sich selbst die

Digitized by Google

Großen der Erde. Er gehörte zu den Vornehmen der Gesellschaft und deuchte sich selbst der Vornehmsten Einer. Was schadet es ihm, ob sein Adel und Rang auf Papier begründet. Was nützen die Ahnen und der Ahnensaal, wenn man kein Geld hat? Er hatte Geld und Alles ist zu kaufen! Er kaufte sich Ahnen und Ahnensaal, Ansehen und Macht, und die Papiere stiegen, wenn er die Hand ausstreckte und ihnen zu steigen befahl. Die Papiere stiegen und der Papierdrache vor Größenwahnfried's Thor verbeugte sich unterwürfig, als der Papierfürst vor ihn trat."

„Schau dort den feingekleideten Mann mit dem schöngestutzten Barte und der Nelke im Knopfloch; ha, wie tummelt er sein hölzernes Pferd so siegesbewußt."

„Das ist der brave General, der große Held des Papieres. Weit öffnen sich ihm Größenwahnfried's Thore und ehrerbietig wedelt der Papierdrache mit seinem langen Schweif. Das Papier der Börse, das Papier der Presse, Wahlzettel und Straßenplakate, Luftschlösser und Luftballone, all' das leichte, flatternde, windige Heer der Reclame erfaßte ihn, den innerlich hohlen, selbst windigen Luftibus, den rechten Mann seiner Zeit, und heidi ging es hinauf im Schwindel zu den sonnigen Höhen Größenwahnfried's. Heil Dir, Boulanger, im Tempel von Papiermaché!"

Und während mein Begleiter sprach und mir das Wesen dieser Dinge deutete, wuchs die Zahl der Auserlesenen vor der Ruhmespforte mehr und mehr. „Du wunderst Dich," sprach er, über die große Schaar derer, die zu Größenwahnfried's Stufen emporgetragen werden? Das ist ja der Vorzug der Papierzeit, daß so Viele es zu etwas bringen, wie die Menschen sagen, während früher nur Wenige und diese mühselig arbeitend zu des Ruhmes Höhe gelangten. Heute braucht ja Einer nur etwas zu scheinen und er wird auch etwas sein. Dort die windige, leichte, tobende Schaar, das sind Alles solche Söhne ihrer Zeit: Renommisten, Claqueurs, Poseurs, Protégés, Modehelden, der Name eines großen Vorfahren, die Gunst eines Großen oder einer schönen Frau, ihr Schneider, ihr Geld und ihre Frechheit, kurz all' das, was der gütige Zufall ihnen in den Schooß geworfen, hat sie aus der Menge gehoben, ohne daß die schweren Ketten eigener Arbeit ihren Fuß beschwerten. Leicht flogen sie dahin vom Hauch der Zeit getragen und in Größenwahnfried's Papiermachémauern zieht sie ein mit allen Anderen, die leichte Waare des Papierzeitalters."

Ein grauer Nebel stieg empor, er hüllte die aufgeblasenen, von der aura popularis angestrichenen Größenwahnfriedriche ein, er deckte Alles, was ich jetzt geschaut, und nachdenklich schritt ich an des Führers Hand dahin.

Digitized by Google

Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit.

A. von Werner als Geburtstagsmaler. — Schnodderige Kritik. — Officielle Kunst. — Mäcenatenthum. — Kunstschürzen. — Hinausgegrault. — Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal. — Die Ausstellung. — Alte Schmöker. — Kunst — Keller's Allegorie. — Der Triumph der Mittelmäßigkeit. — Kunstgewerbliches. — Weibliche Modegrausamkeit. — Mumpetz.

Man sagt, das gesammte künstlerische Leben der Reichshauptstadt werde von Herrn Anton von Werner beherrscht, was weder für die Kunst, noch für Herrn von Werner ein Compliment wäre. Andere behaupten, daß die Kunst da aufhöre, wo der Professor anfängt, daß der Künstler mit dem Professortitel sein geistiges Todesurtheil unterschreibe. Man will bemerkt haben, wie an der Professur fast regelmäßig der Mensch erstarrt. Wir können an dem Ausspruch, Berlin sei das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit, natürlich nicht gelten lassen, daß die gesammte Kunst der Reichshauptstadt eine mittelmäßige sei, wir glauben es vielmehr so zu verstehen, daß sich in dem kunstreichen Berlin ein ungeheurer Scherbenhaufen mittelmäßiger Künstler ansammelt, wie ihn Paris trotz numerischer Ueberlegenheit nicht ansammelt. Während in München die Kunst und die Künstler sich zu einem dominirenden Ganzen centralisiren, zu einem achtunggebietenden Faktor des künstlerischen, kunstgewerblichen, geselligen und gesellschaftlichen Lebens geworden sind, herrscht in Berlin Decentralisation. Kunst und Künstler verschwinden zu sehr in der gewaltigen Lebensfluth der Millionenstadt, man beachtet sie zu wenig, sie sind nicht volksthümlich genug, während in München, getragen von einem künstlerischen Geist, jede bessere Familie ihre kleine Privatgallerie hat und auf stilgemäße Ausstattung und Einrichtung des Hauses und der Räume hält. Es fehlt in Berlin nicht an Kunst, aber an Kunstverständniß, an der eigentlichen Liebe zur Kunst, sie wird in Berlin nur so im Vorübergehen genossen, so etwa, wie man auf der Promenade, auf dem Corso einem hübschen Mädchen, einer reizenden Frau in geschmackvoller Toilette einen Augenblick nachschaut. Dr. A. Schütze spöttelt im Conversationston eines liebenswürdigen, aber sarkastischen Flaneurs über die Berliner Kunstausstellungsversuche: „eine Getränk-Ausstellung von Gilka, Nordhäuser und Actienexportbier", meint er, „wäre den Berlinern lieber als eine internationale Kunstausstellung, die Berliner wüßten, daß mit dem gegenwärtigen Kunst-

Digitized by Google

schaffen in der Reichshauptstadt nicht viel los sei, es fehlten die rechten großen Kerls; denn mit Menzel darf man doch nicht immer wieder kommen." Von Knaus vermissen wir lange seine liebenswürdigen, figurenreichen Bilder, und Anton von Werner, den sie in Berlin den königlich preußischen Geburtstagsmaler nennen, und der leider in München mit seinem berühmten Geburtstagsbilde ein gutes Theil seines künstlerischen Nymbus eingebüßt zu haben scheint, zieht sich bedauerlich mehr und mehr zurück. Schütze rubricirt ihn sogar unter die Dutzendwaare.

Der Spreeathener, der in literarischen Theaterfragen Stellung genommen, kennt sich in der bildenden Kunst noch nicht recht aus, er steht mit ihr auf schwachen Füßen. Daß man in den Museen und Gallerien fast ausnahmslos nur fremde Besucher und keine Berliner sieht, will zwar nicht viel sagen, das ist in München gerade so. Aber die Sache liegt in Berlin wo anders: der Berliner ist andachtsloser Skeptiker von der Mutterbrust auf; Grillparzer sagt: Wenn der Deutsche wenig Respect vor der Wirklichkeit hat, so ist der Berliner der deutscheste der Deutschen, denn er hat überhaupt keinen Respect. Eine köstliche Logik! Goethe nennt die Berliner „einen verwegenen Menschenschlag." Diese Verwegenheit ist eine Tugend im öffentlichen Leben, insofern sie Mängel schonungslos aufdeckt, aber dem bildenden Künstler oder der Kunst gegenüber wirkt diese „Verwogenheit" verwerflich und destructiv durch jene schnodderige Kritik, die mehr Witz und Muthwillen als Verständniß hat, die wenig Witz und viel Behagen zeigt." Der Berliner, sagt Schütze, verliert Werken der bildenden Kunst gegenüber stets etwas von seiner gewöhnlichen Sicherheit, er traut seiner persönlichen Empfindung nicht recht, dazu fehlt es ihm an dem rechten sinnlichen Instinkt, an angeborener Bescheidenheit, und wenn er auch hier von seiner natürlichen Schnoddrigkeit nicht lassen kann, so verräth er um so mehr, was ihm fehlt und an sich selbst vermißt. Mit einem einzigen faulen Witz zerstört der Berliner seine ganze künstlerische Andacht (Lindau hat hierin förmlich Schule gemacht) und wenn man ihm auch begreiflich gemacht hat, daß er vor einem wirklich ernsthaften Kunstwerk stehe, so wird er es glauben, aber er kann seinen einmal gemachten Kalauer nicht vergessen und kommt immer wieder auf ihn zurück."

Nun giebt es in Berlin eine officielle Kunst und eine Kunst für Mäcenaten, die erstere besteht in der Akademie und ihrer Kunstpolitik, in den Trägern berühmter Namen und in Künstlern, welche A. von Werner und Genossen in ihre Privatsammlung, genannt Nationalgallerie, hineinlassen; dazu gehört eine größere Serie Schlachtenbilder, die als Anschauungstafeln für den Unterricht in der preußischen Geschichte ebenso berechtigt ist, wie ihre Darstellung unwahrscheinlich. Jedes Schlachtengemälde ist eine Ausgeburt der Phantasie, denn mitten im Pulverdampf malt man ja nicht, nur das Episodenhafte eines Krieges, Bivouaks, Märsche und dergleichen machten Anspruch auf Wahrheit. Es kommt doch nicht darauf

Digitized by Google

an, den Massenmord, sondern den Heldenmuth zu verherrlichen. Zur officiellen Kunst gehören auch die Denkmäler und Reiterstandbilder, auf welche wir gleich zu sprechen kommen. Die Kunst des Mäcenatenthums ist, nach Schütze, ein Mäcenatenthum für schlechte Künstler, der gute braucht ja keine Mäcen; sie blüht in der „guten Gesellschaft", die so gut ist, daß sie die ihr verfallenen Künstler mit all' ihrer Liebe von Grund aus verdirbt. Die Vertreterinnen dieser „kunstsinnigen Gesellschaft" sind fast ausschließlich die Frauen; denn die Männer haben entweder keine Zeit dazu, oder sie schließen sich dem Urtheil und der Geschmacksrichtung ihrer besseren Hälfte an. Das Urtheil besteht darin, daß man das von der Kritik herausgestrichene bis in die Wolken erhebt und die fadesten Schönpinseleien für „entzückende" Werke hält. Junge Talente, die ihre eigenen Wege gehen oder in dem Geruch stehen, gar für Ibsen zu schwärmen, kommen hier nicht auf; wenn aber einer Neßler's Trompeterlied mit weichlichem Bariton singen kann, so muß er ein harmloses Gemüth haben und wie sollte er da nicht ausgezeichnet malen können; eignet er sich vielleicht sogar, den Töchtern Malstudien zu geben, dann ist er vollends ein gemachter Mann. „Unsere älteste Tochter singt und unsere jüngere malt und alle beide spielen Klavier!" Mit stolzem Blick verkündet's die Mutter und dann bekommt man die herrlichen Sachen zu sehen, wie sie sich auf Fächern und Tellern anmuthig breit machen. Dieser Dilettantismus wäre unschädlich, wenn er veilchengleich im Verborgenen blühte; aber er tritt prätensiös auf, die Maultrommel der Kritik rührt sich bei Tanten und Verwandten, das Mädchen wird zu Gussow gebracht, weil das zum guten Ton gehört, und dort lernt sie nun mit einem Dutzend gleich talentloser Malschwestern und Kunstschürzen das Malen, nicht aus Liebe zur Kunst, sondern Jede frägt sich: werde ich mein Bildchen früher verkaufen als meine Staffeleinachbarin, und wieviel werde ich dafür bekommen? Es giebt keine Stadt der Welt, in der die Kunst so handwerksmäßig betrieben wird wie in Berlin; in dieser Hinsicht ist die Kunst in München — um mit Wippchen zu reden — der Berliner Kunst allerdings um die „Pferdelänge von Jahrzehnten" voraus, obgleich auch in Isarflorenz an Ueberproduction kein Mangel. Auch hierüber sagt Dr. Schütze: „Immer mehr, zumal in den letzten Jahren, ist München der Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens geworden; der Künstler fühlt, daß er dort emporkommen kann, daß er von einer emporstrebenden Genossenschaft und von einer feinfühligen Bevölkerung getragen, daß er zum Mindesten in der ihm eigenthümlichen Entwickelung nicht gehemmt wird. Man weiß dies in Berlin sehr genau, man hat sogar ein ebenso verspätetes wie verfehltes Liebeswerben in München begonnen, man hat aber nicht den Muth und noch weniger die Entschlossenheit dazu, die Mißstände abzustellen. Das alte Unteroffiziersreglement, die thörichte, nach „Anciennität" und Titeln rechnende Rangauffassung, der ganz und gar unkünstlerische Ehrgeiz, mit den „höchsten"

Digitized by Google

Kreisen Fühlung zu gewinnen, bleiben in Kraft in den Kreisen der Berliner bildenden Kunst so gut, wie in den königlich preußischen Hoftheatern. Während es aber beim Bühnenwesen der Privatunternehmung möglich ist, ein kräftiges Gegengewicht und eine dankenswerthe Ergänzung zu schaffen, ist in der bildenden Kunst der erkältende officielle Hauch so stark, daß auch die triebkräftigsten Talente bis zur Uniformirung erstarren. Man hat sogar in Berlin das Gefühl für die Unwürdigkeit dieser Zustände verloren, ebenso wie man oft genug das künstlerische Urtheil eingebüßt hat. Denn sonst hätten viele Dinge nicht passiren können, die zum Unsegen der Berliner Kunstverhältnisse leider doch geschehen sind. Dabei wiederholt sich in Berlin das Schauspiel, daß gerade die eigenartigsten Künstler lange Zeit von ihren Kollegen über die Achsel angesehen oder aus Berlin wieder „hinausgegrault" werden. Es ist eine weit bekannte, obwohl selten ausgesprochene Thatsache, daß in Berlin ungewöhnlich viel gemalt und sehr wenig geleistet wird. Jeder, der nicht gerade Lehrer an der Akademie ist, — und selbst von diesen der eine und der andere — giebt die Thatsache unumwunden zu. Man sieht alljährlich eine Anzahl begabter junger Leute nach Berlin kommen, sich an der Akademie als Zöglinge einschreiben und dann mit redlichem Fleiße darauf los büffeln. Gehen dieselben Jünglinge ein paar Jahre später als bärtige Männer von der Hochschule ab, um als fertige Künstler den Ringplatz des Lebens zu betreten, dann müssen sie nicht bloß die allgemeine traurige Erfahrung machen, daß es mit der Kunst sauer ist, sich sein Brot zu verdienen, sondern sie können sich auch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß sie selbst für diesen Kampf denkbar schlechtest ausgerüstet sind. Als sie zuerst der Kunst sich widmeten, da waren sie stolz auf ihren Beruf und durchdrungen von ihrer Begabung. Jetzt sind sie flügellahm und gäben Gott weiß was darum, wenn sie von der Palette wieder loskommen könnten. Mit Neid sehen sie, wie Altersgenossen, die der Zufall nach München verschlagen hat, und an deren Talent sie selbst durchaus heranreichen, wie diese einen verhältnißmäßig raschen Weg zurücklegen und jedenfalls über ein ungleich tüchtiges Können und eine weit höhere künstlerische Freudigkeit gebieten. Warum sind sie selbst so verdrossen und unfähig?

Sie haben kein Gefühl ihrer Individualität.

Und hiermit sind wir nun zu einem Punkte gelangt, auf dem wir etwas länger verweilen müssen. Die moderne öffentliche Kunst, die sich zum Theil in der Nationalgallerie ablagert, wo man selten ganz Schlechtes, aber noch seltener etwas ganz Hervorragendes ankauft, zeigt ihre conventionellen Schwächen auch in der Sculptur. Das Zeitalter Thorwaldsen's und Rauch's ist vorüber, es fehlt der öffentlichen Sculptur die Poesie, die Eigenart, auch sie traut sich unter dem conventionell Althergebrachten nicht eigene Wege zu gehen, die Concurrenzentwürfe für das Kaiser Wilhelm-Denkmal haben das gezeigt. Wenn keiner unserer modernen Bildhauer

Digitized by Google

und Architekten mehr aus sich heraustreten kann, wenn seine Phantasie zurückgedrängt wird unter dem Druck, mit welchem beispielsweise die Siegessäule geschaffen, die dasteht wie ein großer Zahnstocher, wie ein verzierter Federhalter, dann muß gewartet werden, bis ein Canova aufersteht, der ein Kaiser Wilhelm-Denkmal wachklopft aus den Marmorbrüchen Carara's. Und wie denken wir uns ein solches? Nicht als Rossebändiger und Schlachtenlenker auf der Schloßfreiheit, nicht auf hohem Sockel, umgeben von allegorischen Figuren, die man sich erst erklären lassen muß, nein, unsere Phantasie für ein Kaiser Wilhelm-Denkmal geht seine eigenen Wege, ist auf eine Idee gerichtet, die so nahe liegt und auf die kein einziger Künstler verfallen! Das Kaiser Wilhelm-Denkmal muß gleich außerhalb des Brandenburger Thors stehen, etwa 200 Schritte weit hinaus, das Antlitz des Kaisers nach dem Thore gerichtet. Wir denken uns das Postament aus weißen oder farbigen flachen Marmorquadern, treppenartig im weiten Umkreis die einzelnen Stufen nach allen vier Seiten hin nicht höher als einen halben Schuh, aber dafür gut 2 Meter breit, den höchsten Punkt in der Mitte dieser Terrasse etwa in Manneshöhe, so daß das Ganze wie eine bequem und leicht zu beschreitende große Fläche aussieht, die aber selbstverständlich vom Publicum nicht betreten werden darf. Im Mittelpunkt dieser Terrasse, auf der oberen Plattform, hält der Kaiser zu Pferde im einfachen Soldatenmantel, der Interimsuniform, und beugt sich leicht nach vorne, die Hand freundlich ausstreckend, um Blumen entgegen zu nehmen. Die Blumenspenderinnen, welche sich in malerischen Gruppen auf die verschiedenen breiten Marmorstufen vertheilen, sind anmuthige Frauen, Mädchen und Kinder aus dem Volke, sie tragen einfache aber faltenreiche Gewänder in freier Anlehnung an das griechische Costüm. Würde nun die Reiterfigur des Kaisers schon das Schönste und Beste sein müssen, was je in dieser Art geschaffen, so müßten auch die Figuren voll Leben und natürlicher Anmuth dastehen, die eine überreicht den Strauß und steht dem Kaiser am nächsten, die übrigen ringsherum, auf die verschiedenen Stufen vertheilt, winden Kränze, halten Blumen in ihren Schürzen oder in der emporgerafften Robe, Kinder streuen Blumen oder bilden überaus freundliche und entzückende Gruppen. Das Ganze wäre also wie ein lebendes Bild aus weißem Marmor, dessen unterste Stufe man sich etwa 400 Schritte im Quadrat denken könnte. An diesem figurenreichen Kaiserdenkmal, welches jede Allegorie verbannt, müßten mehrere Künstler gemeinsam arbeiten, es müßte eine Aufgabe sein, welche jeden kleinlichen Künstlerneid, jede Eifersucht, jedes Besserwissenwollen von vornherein ausschließt, ein Werk des Friedens und der Eintracht, bei welchem Einer sich dem Andern fügt und sich dem Grundgedanken, dem großen Entwurf, unterordnet. Wir haben diesen Entwurf in seiner ganzen Größe vor Augen, wir sehen es vor uns und unser künstlerisches und natürliches Empfinden sagt uns, daß mit diesem Kaisermonument etwas Großes und Erhabenes geschaffen würde.

Digitized by Google

Canova würde uns verstehen, die Berliner werden uns verlachen. Ja es wäre allerdings auch etwas Nochnichtdagewesenes, und eben weil es das wäre, so heißt es mal von dem Hergebrachten, Verbrauchten abzuweichen. Fort mit den Allegorien und Emblemen, fort mit störenden, zusammengequetschten Hautreliefs und Basreliefs! Wir wollen ein Monument, das einen ganzen Vorgang schildert, einen Vorgang aus dem wahren einfachen Leben. Fort mit den Petschaftsockeln und Standuhrgehäusen, fort mit den vorwärtsschreitenden Percheronhengsten, die beim nächsten Schritt vom Sockel herabfallen, fort mit den gezückten Säbeln und den flatternden Federbüschen und Mähnen, fort mit den Kariatiden und mit der Weisheit, Kraft, Klugheit, Stärke, Gerechtigkeit, Frieden, Krieg ꝛc., sie haben sich überlebt, sie sind im Ueberfluß vorhanden! Kaiser Wilhelm, begrüßt von seinem dankbaren Volke, das ist das einzige Monument, welches wir uns für ihn denken können! Es ist ein Sprung abseits, aber Canova würde uns Recht geben, es ist ein poetischer Gedanke, der für das kalauernde Berlin nicht paßt, aber Canova würde uns Recht geben, es ist eine verrückte Idee, wird man in militärischen Kreisen sagen, aber Canova würde uns Recht geben, ja, mitleidig lächeln wird man im Berliner Geheimrathsviertel, aber Canova würde uns Recht geben; die Berliner Künstler aber würden sagen: „Das können wir schon deshalb nicht machen, weil der Gedanke nicht aus uns herausgekommen"; aber Canova würde uns Recht geben. Wir haben dies hier niedergeschrieben, um damit zu zeigen, daß man eine große Position einnehmen müßte, um einen solchen Gedanken zur Wirklichkeit, zur That werden zu lassen, um damit ferner zu zeigen, daß es manchem Künstler, Gelehrten, Erfinder, Dichter so geht und gehen muß, seine Ideen und Empfindungen in jetziger Zeit erstickt werden zu sehen vor dem Ansturm einer unkünstlerisch denkenden, unkünstlerisch lawirenden, zeternden, sich überhastenden Großstadt. Und das ist auch ein Bild des zukünftigen Berlin, es werden in ihr noch viele künstlerische Empfindungen und manche hochbegabte Künstlernaturen unbeachtet zu Grunde gehen.

Was bietet uns nun die diesjährige Berliner internationale Ausstellung? Zunächst den Eindruck, daß die außerhalb Berlins erzeugte Kunst dominirt, die Berliner Kunst erdrückt wird und die Ueberzeugung, daß es nicht Aufgabe einer internationalen Ausstellung ist, dem Publicum wiederholt Paradepferde vorzureiten, welche schon zehn, ja sogar zwanzig Jahre alt sind, und daß es ganz zweckwidrig ist, Anleihen aus Gallerien und Privatbesitz zu machen, wo sie im Bedürfnißfalle ja ohnehin zugänglich sind. Vor allem zeigt die Berliner Ausstellung den Charakter der Ueberhastung, sie ist nicht mit der nöthigen Sorgfalt zusammengetragen und giebt deshalb nur das verschwommene Bild einer internationalen Kunstthätigkeit, sie zeigt insofern ein verkehrtes Bild, als sie die Grenzen sehr weit zieht, innerhalb deren unbestimmten Schranken der Markstein der neueren Kunstbewegung sich verschiebt. In lobenswerther Weise aber ist

Digitized by Google

zu bemerken, daß das Nebensächliche, welches sich bei größeren Festarrangements und Jubiläumsausstellungen zuweilen als Hauptsache breitmacht, nicht allzusehr stört. Es ist eine Aufgabe der Kunstkritik, das Vortreffliche und Gelungene auffinden zu helfen, auch wenn es stiefmütterlich gehängt worden, sonst läuft man dabei Gefahr, dem Minderwerthigen oder Verunglückten Vorschub zu leisten bloß deshalb, weil es einen bevorzugten Platz erhalten. Was den Künstler am meisten fördert, ist ein schlichtes, unbefangenes Verständniß, und dieser Genuß soll dem Publicum nicht durch vorlaute Kritik gestört werden. Störend wirkt bei einer solchen Ausstellung immer, daß der vielreisende Fremde, der sich am Neuen ergötzen will, auf so manche Serien von Gemälden stößt, die er schon auf einer früheren Ausstellung genügend vor Augen hatte, so wirkt es auch hier etwas aufdringlich, wenn man zum Beispiel alle lieben, guten, unverkauft gebliebenen Münchener der vorigen Jahresausstellung in Reih und Glied wieder aufmarschirt findet. Man sieht sich nämlich nichts auf der Welt so leicht über, als wandernde Ausstellungsbilder, nicht etwa weil sie ihre Wirkung verfehlen, sondern weil sie uns in der großen Variétévorstellung einer stark beschickten Ausstellung, die man doch durcharbeiten soll, als eine lästige Zugabe erscheinen. Das beste Mittel gegen Ueberproduction auf dem Gebiete der Malerei ist, die Stammgäste von den Ausstellungen fern zu halten und lieber quantitativ sich einzuschränken, qualitativ das Höchste anzustreben.

Was ist aber qualitativ das Höchste? Die Frage kann man in einer Zeit des überreizten Schaffens, wo der Naturalismus seine Orgien feiert, nur schwer beantworten. Thatsache ist, daß die besten Gemälde erster Künstler nur selten oder überhaupt gar nicht auf Ausstellungen kommen. Was der Künstler an Primaqualität schafft, wird ihm frisch von der Staffelei weggekauft, geht meistens in's Ausland oder ist in den sicheren Händen der Kunsthändler. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, daß derjenige einen weit ruhigeren und größeren Kunstgenuß hat, der die Salons der Kunsthändler nach einander aufsucht, als der, welcher sich durch das Chaos von hundert Ausstellungsräumen ermüden läßt, in welchen ein Gemälde das andere schlägt, erdrückt, vergessen macht. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; die Berliner sollten nicht eher wieder eine Ausstellung machen, bevor sie nicht durch große, wohlvorbereitete Zurüstungen gewappnet sind, einen Ansturm fremder Künstlernationen ertragen zu können oder das eigene Haus in der nöthigen Glorie erscheinen zu lassen. Das Deficit der Berliner Künstler mußte durch eine Zwangsanleihe bei den Nachbarn gedeckt werden, die Ausstellung ist ein Schmuck mit fremden Federn und zugleich eine starke Concession an unsere guten Freunde in Paris, welche ausrufen werden: „Hinc ille lacrimae!“ Wir meinen, der Gastfreund, der sich Einladungen gestattet, muß immer auf der Höhe der Situation stehen, es macht sich außerorderlich schlecht, wenn der

Digitized by Google

Wirth seine Gäste allein für die Unterhaltung sorgen läßt, und das thut dieser Berliner übereilte Bilderalarm, der sozusagen in zwölfter Stunde durch Generalmarsch zusammengetrommelt wurde. Es ist ein Lockmittel für die Fremden auf Kosten anderer Kunststädte, ein Jahrmarkt am Lehrter Bahnhof mit größerem Zuzug fremder Waare, auch unter Zulassung der Drehorgelbilder, Panoptiken, Panoramen, Glückshafen mit Preiskegelbahn und großem Piepvogelschießen. Man merkt die Absicht und wird verstimmt, nicht Jeder weiß, daß solche Ausstellungen wie diese Berliner mehr zur Verherrlichung Einzelner gemacht werden. Die Berliner Künstlerfeste und Festzüge sind ein Ragout, zusammengesetzt aus schlechter Theatergarderobe und Langweile. In München herrscht auf solchen Festen ein großer, künstlerischer Geist.

Diesmal ist es in Berlin ein Kampf der Wagen und Gesänge, bei welchem die Reichshauptstadt den Kürzeren zieht, und bei dem man ein solches Zurücktreten nicht einmal als die Artigkeit des Wirthes deuten darf, der seinen Gästen den Vorrang läßt.

Wir haben vor Menzel einen kolossalen Respect, können aber nicht fassen, weshalb die Berliner Ausstellung uns von ihm zwei „Stammbuchblätter" aus den sechziger Jahren vorführt. War nichts Neueres von ihm zu haben oder war Alles schon früher vorgeritten? Es ist doch wohl so, wie wir sagten, die großen Künstler allerersten Ranges ziehen sich von den Ausstellungen zurück; ihre Schöpfungen gehen direct in die Hände der Käufer und Sammler. Aber solche Isolirung verleiht einer neuen Kunstausstellung nicht den Charakter der Neuheit, es dominirt eine Epoche mit klaffenden Lücken und das Internationale einer solchen Ausstellung wird fragwürdig, sobald einzelne Länder so gut wie gar nicht vertreten sind. Die Deutschen sind leicht geneigt, das Fernbleiben der Franzosen auf politische Gründe zurückzuführen, der eigentliche Kern aber liegt darin, daß das Gros der Pariser Künstler im „Salon" vertreten, der ja noch nicht geschlossen war. Es giebt immer noch Deutsche, welche glauben, man dürfe zwanzig Jahre nach dem Kriege den Frenzosen keine Concessionen machen, Deutsche die nicht zur Ausstellung oder überhaupt nicht nach Paris reisen, weil sie meinen, sie dürften aus Patriotismus ihr Geld nicht in Frankreich verzehren. Die Schädigung der Industrie und des Handels ist aus diesem Grunde seit zwanzig Jahren eine eminente. Wer aber gegen diesen friedfertigen Austausch geschäftlicher Interessen mit Frankreich predigt, begeht hüben wie drüben eine Geschmacklosigkeit. Wir wissen recht gut, was wir von Frankreich lernen können, besonders in der Kunst und auch im Geschmack; jeder deutsche Künstler weiß, daß die Pariser uns hierin überlegen sind, die Kunst hat kein Vaterland, sie ist Kosmopolitin, sie kennt weder Freund noch Feind. Die Vorliebe für die Franzosen ist so berechtigt, wie der Vorzug einer Flasche Sekt vor einem leichten Schaumwein. Die deutsche Kunst trägt ihre eigenthümlichen Abzeichen. Jede

Digitized by Google

Kunststadt bei uns hat ihre eigene etwas zersplitterte Schreibweise, Paris schreibt mit Pinsel und Palette seine eigene Handschrift für sich, und man mag in das allersimpelste, ärmlichste Atelier der äußersten Faubourgs bis unter's Dach hinaufsteigen, man wird darin den kolossalen Chic der Farbe, der Mache, des Geschmacks finden, der sich wie eine künstlerische Atmosphäre über die große Seinestadt ausgebreitet hat; kurzum, der Pariser Künstler kann was und das liegt im Instinct, in der Kunstrace der Franzosen, der wir wohl oder übel unsere Anerkennung zollen müssen. Bei der Berliner Kunst im Allgemeinen kommt es uns immer so vor, als triebe man mit ihr nur so einen Nebenbeisport und als arrangire man dort eine internationale Kunstausstellung nur, weil es eben die Reichshauptstadt ist, die ja ihre Schaubuden haben will, weil dort etwas zu sehen sein muß. Wo gehen wir heute hin, was machen wir heute, was nehmen wir morgen mit? frägt sich der Hôtelfremde, der sich in Berlin amüsiren will. Panoptikon, Aquarium, Zoologischer, Krolls, Reichshallen, Nationalgallerie, Reichstag, Charlottenburg, Potsdam und Kunstausstellung, so wickelt sich das Programm ab, man hat von allem etwas und doch nichts geschlossenes Ganzes, nicht die repräsentirende Berliner Kunst, nicht das Uebergewicht der deutschen Kunst, die sich im Grunde genommen bei einem Gange durch die Nationalgallerie viel wirkungsvoller und bedeutender entfaltet und deshalb eine Kunstausstellung mit halben Leistungen der betreffenden Nationen überflüssig erscheinen läßt.

Aber wir haben in unseren Betrachtungen den Zweck, dem modernen Geschmack zu Leibe zu gehen und mit dem Willen, der Geschmacklosigkeit keinen Vorschub zu leisten, treten wir vor Ferdinand Keller's Apotheose Kaiser Wilhelm's I., eine Riesenleinwand, welche mit ihrem theatralischen Pathos wohl kaum den Beifall des heimgegangenen Kaisers gefunden haben würde. Die lorbeerbekränzten Helden unseres modernen Volkes in Waffen sind wir zu sehr gewöhnt in der Pickelhaube oder in der Interimsuniform zu sehen, als daß wir uns im Zeitalter des rauchlosen Pulvers und der Hinterlader, diese echt deutschen Gestalten auf römischem Siegeswagen mit Toga und Lorbeerkranz angethan, denken können. Aber selbst als Allegorie stellen wir uns die Sache anders vor. Moderne Zeitgenossen von einem Zeitgenossen, gemalt müssen in ihrer alltäglichen Erscheinung vor uns stehen und der moderne Waffenrock hat auf einem allegorischen Bilde immer seine Berechtigung, wenn er nur von Gestalten umgeben ist, welche, wie hier z. B. Victoria und Germania, allein ihre allegorische Berechtigung haben. Wir wollen dem Keller'schen Bilde unsere Anerkennung nicht versagen, es ist mit Fleiß und echtem Patriotismus gemalt, aber leider versagt aus obigen Gründen seine Wirkung auf das Publicum. Eine Allegorie auf Kaiser Wilhelm können wir uns nur auf der Höhe von Sedan denken, auf welcher Victoria und Germania ihm die Botschaft und den Lorbeer des Sieges bringen, es müssen ätherische Gestalten von

Digitized by Google

wunderbarer, unbeschreiblicher Schönheit sein, die ihn allein umgeben; sein militairisches Gefolge kann in einem solchen Rahmen nur störend wirken, es sei denn, daß man den Kaiser und seine Paladine als apokalyptische Reiter darstellt. Außerdem aber gehört eine Makart'sche Farbenpracht dazu, die Keller doch zuweilen auf einzelnen seiner Bilder erfaßt hat; seine Farben sind diesmal zu flau ausgefallen. Aber trotz alledem können wir uns nicht auf den nichtssagenden Standpunkt der Achselzucker stellen, die das Bild deshalb in Grund und Boden verdammen, weil eine Kotterie sich überlegen glaubender Künstler den wackeren Keller an seinem Lorbeer zaust. Es finden sich dann auch immer zu rechter Zeit die Kunstausstellungswanzen ein, die jeden Rahmen beschnüffeln, den Firniß ablecken und genau hinhören, was unterdessen von den Umstehenden gesagt wird. Diese Wanzen, welche kraft ihres Freibillets die ganze Ausstellung als ihr tägliches Domizil betrachten und ohne selbständiges Urtheil ihre Federfahne nur nach dem Winde drehen, der gerade vorbei streift, sind der Kunst mehr schädlich als nützlich, leider aber nicht vertilgbar. Ihre Zeitungsberichte machen sie im Ausstellungs-Restaurant und lesen dabei ihre stenographischen Krähenfüße von der mit Bleistift beschriebenen Papiermanschette ab. Das ist so der neueste Chic dieser Faiseurs und Poseurs, es macht interessant, das Publicum muß sehen, wie geschäftig und kolossal interessant sie sind, wenn sie so den gespitzten Bleistift auf der Manschette spazieren gehen lassen. Ist die linke Manschette voll, so wird gewechselt und es folgt die Abschlachtung en gros, man macht sich die Sache leicht, indem man eine ganze Reihe von Namen nach Genre-, Thier- und Landschaftsmalern, nach Ländern und Städten rubricirt und sie auf diese Weise schematisch in Bausch und Bogen notirt, um sie in gleicher Weise als bloße Nomenclatur in den faden Spaltenbericht hineinzuzwängen; der Redacteur wartet, es hat Eile und diese gestattet es nicht, sich liebevoll mit einzelnen Künstlern zu befassen. Das wird dann ein Kunstbericht ohne Saft und Kraft, eine magere Suppe, auf der auch nicht ein einziges Fettauge schwimmt, aber Zeit und Spaltenraum sind wenigstens ausgefüllt, es ist kein Name vergessen und — weiter hat es keinen Zweck. Italiener, Spanier, Holländer, Belgier, auch einige Skandinavier und Russen machen eine Ausstellung ja zweifellos interessanter, wenn sie gut vertreten sind, aber eine internationale Ausstellung ist keine, wenn die Franzosen fehlen. Auch der französische Impressionismus hat seine sehr beachtens- und schätzenswerthen Seiten, wenn er nicht zur absoluten Widerwärtigkeit des Gegenstandes greift, was nur selten dort geschieht; man sieht den französischen Pleinairisten wenigstens ihr Mutterland an, während die deutschen Pleinairisten bis jetzt fast nur schlechte Copisten der Franzosen auf der Pleinairleinwand waren. Aber wir wollen dem Pleinairismus nicht das Wort reden, denn er wirkt hier wie dort besonders dann geschmacklos, wenn er sich auf einer gar zu großen Leinwand entfaltet, auf welcher

Digitized by Google

Hausknechte, Bauern und Zugochsen in voller Lebensgröße sich breit machen. Wenn den Pariser Künstlern unter allen Umständen die Palme gereicht werden muß, so verdienen sie es namentlich in ihren Bildern des Mittelformats und gleichviel in welcher Technik, ob Pleinair, ob Saucemanier, ob Detailmalerei, weil sie in dem allen Nationen eigenen Kunsttypus ihren ausgesprochenen, selbständigen, instinctiven Schönheitscultus gemeinsam haben, der in Geschmack, Chic, Verve und in einem gebändigten Colorit culminirt, wie es die farbenfröhlichen Italiener und Spanier nicht haben. Diese Force muß man den Franzosen unbedingt lassen, sie ist eine im Blute liegende Localeigenschaft, welche fremde Künstler, die längere Zeit in Paris gearbeitet, sich nur schwer oder gar nicht annehmen. Wir machen uns hiermit wahrlich keiner Glorificirung des Franzosenthums schuldig, die Politik, die Racenfeindschaft haben absolut nichts, gar nichts mit der Kunst zu thun, die Franzosen werden immer unsere Lehrmeister in der Kunst bleiben, sie lassen sich nicht überflügeln, weil eine Eigenart sich nur copiren, aber niemals überflügeln läßt, und diese Eigenart der Franzosen in Geschmack, Erscheinung und Erfindung zeigt sich in allen, auch den geringsten Schöpfungen der Pariser Maler, welche als sog. Marktmittelwaare auf den Kunstmarkt gelangen. Es ist deshalb nur zu wünschen, wenn so viel französische Kunst wie möglich nach Deutschland gelangt, ihr Einfluß auf Künstler und Laien für ein feines, gediegenes Kunstempfinden ist eminent, und die deutsche Kunst der Zukunft kann sich nur gratuliren, wenn sie sich diesem Einfluß mit ganzer Seele hingiebt; speciell wird der mittelmäßigen Berliner Kunst der ihr dringend nothwendige Aufschwung durch französischen Einfluß sehr zu wünschen sein, damit sie nicht der Verflachung, der Nüchternheit, dem Dilettantenthum gänzlich preisgegeben wird; die Deutschen haben in diesem Jahre eine deutsche Ausstellung in London; wir brauchen dringend eine eigene französische Ausstellung in Berlin, damit das Berliner Künstlerthum nicht völlig farben- und formenblind wird und in fader Geschmacklosigkeit ertrinkt. Die Berliner moderne Kunst ist ein Schulmädchen, welches noch durch französischen Elementaranschauungsunterricht für die Selecta präparirt werden muß, ob es jemals das Examen bestehen wird, hängt von einer gänzlichen Umgestaltung der modernen Kunstbestrebungen ab. Vor dem Pleinair steht die Berliner Kunst noch wie ein junges Pferd mit Scheuklappen, und auf allen Ausstellungen gebührt ihr bis auf Weiteres der Triumph der Mittelmäßigkeit. —

Die Berliner Malerkunst ist von der „impressionistischen, naturalistischen Pleinairisterei“ schon stark inficirt, das ist für eine Stadt, die nichts hervorragend Großes auf diesem Gebiete leistet, um so schlimmer. Jeder Berliner möchte jetzt gerne die Mode mitmachen und ein Uhde sein, und kann nicht; die Berliner gerathen damit schneller auf die schiefe Ebene als die übrigen Kunststädte. Aber nicht im Pleinair, nicht im Naturalis-

Digitized by Google

mus liegt die Geschmacksverrohung, sondern in den abgeschmackten, gesuchten Sujets und in der Manier einer rohen Technik, die mit breiter Ablagerung der Pinselauswischung aufgetragen wird. Völlig gleichgültige Dinge auf Riesenflächen erblickt man jetzt, wohin man sieht; es ist eine Geschmacklosigkeit, so alltägliche Vorgänge des Lebens in monumentaler Größe abzubilden. Wer originell erscheinen will hat nur die Absicht, von sich reden zu machen, und wer dieses Bedürfniß in sich fühlt, ist kein ganzer Künstler; auch Uhde nicht, auch Stuck nicht, denen wir ob ihrer sonstigen ausgesprochenen Begabung so gerne einen Palmenzweig reichen möchten. Kann doch Uhde's neuester Gang nach Bethlehem jedes andere Sujet vorstellen, nur dieses nicht. Eine Winterlandschaft mit einem modernen nordischen Bauerngehöft im tiefen Schnee in der südlichen sonnigen Gluth Palästinas ist so wenig wahr gedacht, und doch nennt sich diese Richtung die Vertreterin der Wahrheit. Die Maria auf diesem Bilde ist wiederum ein ausgesucht häßliches, langes, hageres, saloppes Straßenweib im modernen Bauernrock. Warum malte der Künstler ihr einen Heiligenschein? Warum betitelt er das Bild nicht „Verirrt"? Denn eine Verirrung ist es auch in des Wortes kalauerndster Bedeutung. Solche Bilder sind keine Kunstwerke von dauerndem Werthe, und hängt auch nicht allen derartigen Erzeugnissen die Signatur der absoluten Lächerlichkeit an, so ist ihnen doch die Signatur der Geschmacklosigkeit aufgedrückt. Der beste Beweis hierfür ist, daß man dauernd solche Bilder überhaupt nicht anschauen kann; der erste, aber auch nur der erste momentane Eindruck hat nur den flüchtigen Reiz des Neuen, beim zweitmaligen Anschauen erscheint einem das Bild schon grenzenlos fade, langweilig, ungenießbar, und das fühlt das Berliner Publicum mehr als das in anderen Kunststädten, weil es in einer Ausstellung nur das Bedürfniß hat, sich amüsiren zu lassen. Wenn es auch nicht in den Rahmen unseres Berliner Streifzuges gehört, so müssen wir an dieser Stelle doch aussprechen, daß Uhde's Einfluß auf die Modernisirung der biblischen Geschichte sich auch in Paris bemerklich zu machen scheint, wo man sich doch so geflissentlich fern hält von Allem, was deutschen Ursprungs ist. Ihm verdanken wir Edelfeldt's „Maria Magdalena", die in finländischer Bauerntracht und nordischer Strandlandschaft dem Heiland zu Füßen fällt; ihm ist leider auch ein Pariser Machwerk zuzuschreiben: die „Maria Magdalena bei den Pharisäern" von Jean Bévaud. Auf diesem Bilde sehen wir die Liebessünderin in einem Cabinet particulier des Brébant'schen Restaurants am Boulevard Poissonnière. Die „Pharisäer" sind Literaten, Künstler, Gelehrte und Lebemänner, die sich zu einem jener Diners zusammengefunden haben, von denen Edmond de Goncourt in seinen Memoiren erzählt. Ihre Gesichter glauben wir zu erkennen, denn es sind Portraits; doch hat der Maler sie geflissentlich durch Zuthaten entstellt, indem er zum Beispiel dem alten Renan einen grauen Backenbart anmalte. Die Herren sind gerade beim Kaffee; sie zünden sich

Digitized by Google

ihre Cigarretten an. Am Ende der Tafel sitzt Christus, nicht, wie die Anderen, im Frack, sondern in weißem, faltigem Phantasiegewande. Zu seinen Füßen liegt ein Weib von schöner Gestalt im modernen Soirée-kleide, reich geschmückt mit Goldspangen, das Antlitz auf den Teppich gedrückt. Den Plüschmantel, in dem sie gekommen, hat sie auf einen Stuhl nebenan geworfen. Der Heiland spricht zu ihr Worte der Vergebung, und die „Pharisäer" munkeln, wie der Catalog uns mittheilt, unter einander, was im Evangelium Lucae VII, 49 steht: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergiebt?" — Wie das Bild gemalt ist, mag man sich denken, da Bévaud's witzige Manier bekannt ist. Daß sein Witz sich am Heiligsten vergreift, dünkt uns tief bedauerlich und zugleich ein Zeichen, daß der Pariser Maler von der Vergegenwärtigung der biblischen Geschichte nur das Aeußerliche, nicht aber den innigen und berechtigten Sinn erfaßt hat. Mit dem Tode Gustav Richters büßte Berlin einen Bildnißmaler ein, der es verstand, bei allem gesunden Realismus dem Schönheitssinn Rechnung zu tragen, keinem außer Conrad Kiesel ist es gelungen, Richter zu ersetzen oder vergessen zu machen, Kiesel hat eine feine und warme Empfindung für das malerisch Schöne und besitzt einen noch viel erleseneren Geschmack als Richter.

Aber nicht Alles ist empfehlens- und nachahmenswerth, was an Kunst, Kunstgewerbe und Mode aus dem geschmackvollen Paris kommt. Möge sich die Berliner und überhaupt die deutsche Damenwelt wohl hüten vor der neuesten Geschmacksverirrung, welche jetzt aus Paris als chic importirt werden wird. Nach der New-Yorker Staatszeitung sind in dieser Saison eine halbe Million Kolibris nach Frankreich eingeführt worden, um zu Modezwecken verwendet zu werden. Die Thierchen müssen, damit die Federn den natürlichen Glanz behalten, lebendig entbalgt werden. Man denke, 500,000 unschuldige Thierchen Opfer einer sinnlosen Modeeinrichtung, der weit und breit in allen kultivirten Ländern gefröhnt wird. Jetzt soll man sogar, dem neuesten Pariser Modedictat zufolge, die Ballkleider statt mit Blumen mit goldschillernden Vögeln garniren, die Mäntel mit Federgallons (blau-grün-roth schillernd) besetzen, die Hüte statt der Straußfedern mit großen Vogelgereihen schmücken, die Muffs und Pelzkragen gleichfalls mit Vogelköpfen „zieren". Wie Hohn scheint es in dem nüchternen Worte zu klingen, wie Hohn auf alle unsere sentimentalen Weltanschauungen, auf unsere ästhetischen und gebildeten, feinfühlenden Damen, die nervös werden, wenn sie eine Spinne sehen, die aufschreien, wenn ihr Fuß auf einen Wurm tritt, aber sich nicht entblöden, einen Massenmord gut zu heißen, wenn dadurch ihren Eitelkeitsgelüsten Vorschub geleistet wird. Bei jenen weiblichen Geschöpfen, deren Verstand so schwach ist, um die eigene Gemüthsroheit durch Vogelleichen an Hut und Kleid zu affichiren, sollten doch die Herren Ehemänner und Familienvorstände für das mangelnde Schicklichkeitsgefühl ihrer an Kopf und Herz verküm-

Digitized by Google

merten Gattinnen und Töchter aufkommen und denselben einen Aufputz verbieten, der mit namenlosen Schmerzen unschuldiger Thierchen bezahlt werden muß. Es wird dann dieser Aufputz nur mehr als Kennzeichen derjenigen „Damen“ übrig bleiben, die ohnehin eine Ausnahmestellung in der Gesellschaft einnehmen und denen an der Meinung der anständigen Leute nichts gelegen ist. Machen wir den Ausspruch Schopenhauers zu Schanden, daß das Weib ein Knalleffect der Schöpfung sei!

Aber auch im Berliner Kunstgewerbe, welchem das Münchener Pfropfreis aufgesetzt worden ist, begegen wir einer auffälligen Geschmacklosigkeit, die wohl ihre Ursache in der Massenproduction hat. Reuleaux sagte einst: „Billig und schlecht“; es muß hier berichtigt werden in: „Preiswürdig, aber geschmacklos.“ Von der Porzellanmanufactur angefangen bis zum 50-Pfennig-Bazar liegt die Dutzendwaare in Fabrikaten aus, welche in der Adjustirung eine künstlerische Anleihe außerhalb Berlins gemacht hat, es ist eine Verhudelung und Ueberhudelung, aus welcher das resultirt, was der Berliner den neuesten „Mumpitz“ nennt. Hierzu gehört u. A. der neuere Damenkunstsport des Bemalens kunstgewerblicher Gegenstände: Paravents, Ofen- und Lampenschirme, Photographieständer ꝛc. Die geschmacklosen Tambourins ließ man früher echt aus Neapel kommen, jetzt genügen Treuenbrietzener Pappendeckel dazu. Das „Ueberölmalen“ von Photographien ist auch so ein Berliner Kunstunsinn; aber der höhere Damen-Kunstsport muß ja verallgemeinert werden! Es lebe das Kunstsurrogat! Während in Paris der ganze Geschmack des Landes sich zu concentriren scheint und das Solide und Praktische vereinigt, sehen wir in Berlin, so weit es sich um die Nutzbarmachung der Kunst für die Berliner Erzeugnisse gewerblicher Luxusgegenstände und Ausschmückung der Wohnräume ꝛc. handelt, ein stilloses Potpourri. Die geschmacklose Rokoko-Mode hatte von jeher etwas Degenerirendes, sie ist eine Verirrung und erinnert an die zopfige Zeit des französischen Maitressenthums und der Verweichlichung. Das Kokettiren auch mit echtem alterthümlichen Firlefanz in Schmuck und Hausrath sollte seine Grenzen haben. Wenn der Berliner von Stil spricht, so meint er damit das Praktische, und wo das Praktische dominirt, da pflegt sich das Stillose in Permanenz zu erklären. Das wirklich künstlerisch Schöne im Kunstgewerbe kommt von auswärts, die Reichshauptstadt consumirt, aber sie producirt nicht. Berlin ist die Metropole der Ueberhastung, die Lebensbedingungen und Arbeitslöhne sind zu theuer, um für das Künstlerische Zeit übrig zu haben. Das Nüchtern-Praktische ist ein Feind des guten Geschmacks, wer in Berlin sein Heim von innen und außen künstlerisch decorativ gestalten will, wendet sich immer zuerst an den Mindestfordernden. Der Stuck des Reichstagsgebäudes ist hierfür eine Signatur, sie zeigt das Surrogat, mit welchem die Berliner Kunst abgespeist, aber nicht großgefüttert werden kann. —

Digitized by Google

Bismarck und die Hungercandidaten der Presse.

Das Perpetuum mobile und die Rotationspresse. — Schmock. — Zeitungs-Hexenküche. — Penny-liners und Groschenschmierer. — Das Dementi. — Journalistischer Bauernfang. — Clericus clericum non decimat. — Opportunität. — Farbenwechsel. — Bismarcklästerer und Gassenbuben. — Eine Geschmacklosigkeit gegen die Münchener Allgemeine Zeitung.

— ——

Lieber Leser! Die Presse ist eine Großmacht, verachtet und gefürchtet, wenig geliebt, ein nothwendiges Uebel. Der Mensch möchte gern im Kampf ums Dasein auch einmal eine Ruhepause haben. Wer seine Pflicht thut, und das ist ja das meiste, was man von einem Menschen verlangen kann, der will im Genuß seines Pflichtgefühls auch einmal ungeschoren bleiben, seine Ruhe, seine innere Ruhe haben. Aber der Wunsch nach Frieden und Glück ist meistens nur ein Luftschloß; es giebt eine tausendköpfige Hydra, die auch den friedfertigsten Menschen aus seiner Ruhe aufscheucht und diese ist unsere selbst ewig unruhige Tagespresse. Dieses Perpetuum mobile arbeitet Tag und Nacht beunruhigt, erschreckt die Menschen, stört sie in ihrem Denken und Empfinden, verwirrt ihre Meinungen, hetzt sie auf durch Parteigezänk, verhetzt die Gemeinde, die Bürger, die Familien, entzweit gute Nachbarn, schürt den Neid und die Eifersucht, bedroht den Besitzenden, ängstigt und beunruhigt die Gemüther durch Kriegsgeschrei ohne Grund, wüthet in sittlicher Entrüstung gegen die Spielbank in Monaco, obgleich sie selber täglich, stündlich durch ein Börsenmanöver ein gleich verderbliches Spiel anzettelt und die Leute in's Unglück stürzt. Darum, lieber Leser, rathe ich Dir gut, lies Deine täglichen Zeitungen fortan nach einem alten Recept; so oft Dir nämlich aller sensationeller Kram aufgetischt wird, mit allem erdenklichen Skandal an Uebertreibung, Beschuldigung, Verdammung, Brandmarkung, Ruhestörung, Verhetzung und Gemeinheit, so mache Dir den kleinen aber wirkungsvollen Spruch zu Nutze: „Es ist immer nur halb so schlimm!“ Mit diesem Vorsatz, der uns daran mahnt, daß nichts so heiß gegessen wie gekocht wird, der unser Selbstvertrauen stärkt und uns unsern Gleichmuth bewahrt, kann man getrost auch das Häßliche, das Widerwärtige im Leben an sich herantreten sehen. Nicht mit Unrecht hat Bismarck einst ausgerufen: „Zeitungsschreiber sind Leute, die ihren Beruf verfehlt haben,“ und unser Kaiser hatte seinen Grund, als er auf die „Hungerkandidaten der Presse“ hinwies. Mit dieser Bezeichnung sind Leute gemeint, welche der Presse Handlangerdienste leisten, nachdem sie für einen anderen Beruf sich als untauglich erwiesen. Wer im geschäftlichen Leben nicht vorwärts kommt, wird aus Verzweiflung entweder Lebensversicherungsagent, Lotteriecollecteur oder Photograph; wer

Digitized by Google

die Prima nicht absolviren konnte oder zu indolent war um ein Studium oder sonst einen festen Beruf zu ergreifen, der wird Zeitungsschreiber. Aber wir halten es für unsere Pflicht, hier eine Reserve zu machen für die Nicht-Hungerkandidaten der Presse. Wir haben vornehme Charaktere unter ihnen, welche nicht mit jenen in einen Topf gebracht werden dürfen. Wir haben, lieber Leser, es hier nicht mit den geschulten Redacteurs oder den begabten Feuilletonisten zu thun, sondern mit einer Sorte von Reportern, welche etwas weniger als Gentleman, etwas mehr als Schmock, etwas weniger als ein Parvenü und etwas mehr als ein Pariah, etwas weniger als ein Esel in der Löwenhaut und etwas mehr als eine Null sind.

Sie sind abgerichtet auf das Ausposaunen erdichteter Thatsachen, auf angebliche Enthüllungen, auf jeden Unglücksfall, dressirt auf jede Feuersbrunst, jede Hinrichtung, jedes Wettrennen, jede Première, jedes Jubiläum, sie sind die Kalendermacher der Schwurgerichtssitzungen, sie sind die Friedhofshyänen, die Leichenausbuddler, wie man in Berlin sagt. Ist eine Berühmtheit gestorben, deren Leiche noch kaum erkaltet, so kommen sie mit schicklichen und unschicklichen, meistens uncontrolirbaren Anekdoten aus dem Leben des Heimgegangenen. Sie sind das lebendige Auskunftsbureau, ihr Comptoir ist eine Hexenküche, in der es riecht nach: Rumor, Geklatsch, Chronique scandaleuse, übele Nachrede, Aergerniß, Anstoß, Skandal, Späherdienst, Zwischenträgerei, allerneuesten und alten Geschichten, Enthüllungen, Argwohn, Naseweisheit, Renommisterei, Rachsucht, Schadenfreude, Feigheit, Brodneid, Erfolgseifersucht, Verkleinerung, Arglist, Verheimlichung, Mystification, Unterdrückung, Vorbehalt, perfidem Schweigen und vielleicht noch manchem anderen. In England sagt man a penny-a liner, zu deutsch Groschenschmierer. Dieser Sorte am nächsten verwandt sind die Zeitgeschichtemacher, die Interviewer, die Weinreisenden der Presse, vor denen ein berühmter Mann sich nur schützen kann, wenn er in Ermangelung einer Tarnkappe sich in seinen eisernen Kassenschrank versteckt, falls er einen hat, Leute, welche entweder gar nicht interviewt haben oder aus politischem Unverstand die Unterredung umkehren wie ein altes Hemd und eventuell ein geistiges Alibi nachweisen.

Es giebt Vorkommnisse in den Schreibstuben unserer Tagespresse, für welche wirklich die Prügelstrafe noch angebracht. Hier wäre ein kleines Complimentirbuch passend, betitelt „Mirza Schaffy als Erzieher“:

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch singt Myrza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

Digitized by Google

Bei alledem ist es zuweilen ergötzlich, wenn zwei Zeitungen sich coram publico katzbalgen und sich mit Ehrenrührigkeiten beschädigen; bei solchen Abschlachtungen, lieber Leser, darfst Du immer getrost an Heinrich Heines bekannten Refrain denken:

Doch den Rabbi thät bedünken,
Daß sie alle Beide stinken.

Der Entrüstungssalamander in eigener Sache entsteht meistens aus Neuigkeitenneid oder Allesbesserwisserei, die Ueberhastung in der Jagd nach Neuigkeiten entspringt aus der Eitelkeit, möglichst immer das erste Blatt zu sein, um zu zeigen, wie gut bedient man sei.

Wenn Du, lieber Leser, Deine Morgenzeitung zur Hand nimmst, so denke stets daran, daß die Hälfte der Telegramme schon in der Abendzeitung, mit der Du Dich zu Bette legst, dementirt werden kann. Es ist meistens immer anders als in der ersten Hast telegraphirt wird; irren wir nicht, so war es wiederum Bismarck, der das geflügelte Wort aussprach: „Er lügt wie telegraphirt!“ Unser Postminister Stephan wußte, weshalb er die Ermäßigung journalistischer Telegraphengebühren bekämpfte. Wäre die Reclame einer feilen Tagespresse nicht so zügellos, so könnte man sie fast für lustig halten. Wie geschmeidig und elegant läse sich doch oft ein elegantes Feuilleton, ein fulminanter Leitartikel, hörte man nicht ganz von ferne die Lärmtrompete einer vorsichtigen und gefügigen Reclame heraus. Deutschland hat von England und Amerika gelernt, die neuesten Pariser Preßskandale scheinen die dollarprunkende amerikanische Presse noch zu überflügeln. Hier ein ergötzliches Beispiel aus jüngster Zeit:

„Siècle“ und „Petit Journal“, zwei flotte Skandalblätter, liegen sich in den Haaren auf Tod und Leben. Das „Petit Journal“ behauptet: aus Brotneid und Lust zur Erpressung, „Siècle betheuert: aus sittlicher Entrüstung. „Petit Journal“ hat täglich eine Million Auflage, Rochefort nennt es den „Moniteur des Bedauernswerthen“, die Abonnenten sind aber eine Klasse von ganz guten niederen Bürgerfamilien mit behäbigem Wohlstand. Nun treibt „Petit Journal“ in seinem Annoncentheil das, was man höhere „Spitzederei“ nennt, mit anderen Worten: Bauernfang und Beutelschneiderei; Kapitalien werden monatlich zu 10 Procent verzinst, sichere Betheiligung am Börsenspiel mit absoluter Sicherheit, festes Einkommen von 900 Francs jährlich bei 1000 Francs einmaliger Einzahlung, 5000 Francs in vier Tagen an der Börse zu verdienen mit 50 Francs Einlage. Kapital garantirt. Solche Annoncen bringt „Petit Journal“ spaltenlang. Bei Mißerfolg und nach Verurtheilung der betreffenden inserirenden Gauner zu etlichen Jahren Gefängniß sind diese bereits mit der Kasse durchgebrannt. Die Dummen werden nicht alle, das Geschäft blüht nach wie vor. Stellenvermittler und Geldverleiher annonciren ihre Dienste im „Petit Journal“, dessen Leser im Rufe der größten Einfalt stehen, sie wollen

Digitized by Google

solche Annoncen und die Actionaire brauchen selbige, weil „Petit Journal“ sonst den pikanten Reiz für die „Unteren Zehntausend“, die beständig auf der Glücksjagd sind, verlieren würde. „Petit Journal“ soll auch entwerthete Actien zu Spottpreisen aufkaufen, sie durch Reclame in die Höhe treiben, sie an ihre Abonnenten mit besonderer Gunst unter dem Kurse, in Wirklichkeit weit über ihren Werth verkaufen. Solche Kniffe sollen dem Blättchen Millionen jährlich eintragen. Jetzt aber kommt plötzlich Baron von Portalis, der Sprößling einer alten Familie vom französischen Richteradel, er will die beleidigte Moral rächen, die holde Einfalt vertheidigen, die Sparpfennige der Wittwen und Waisen retten. In seiner Zeitung „Siècle“ deckt er „Petit Journals“ Schandthaten auf, er bringt eine Reihe von Artikeln, »Beware of pickpockets« betitelt. Natürlich wird jetzt „Siècle“, weil es täglich anderthalb Spalten „sittliche Entrüstung“ bringt, von den Abonnenten des „Petit Journal“ gekauft. Die Actien von „Petit Journal“ fallen um 180 Francs, „Siècle“ steigt im Kurse auf Kosten des „Petil Journal“. Letzteres sinnt auf Rache, aber es weiß: jede Zeile der Abwehr ist eine neue Reclame für „Siècle“. Plötzlich gewinnt es Freunde in den Blättern: „Jour“, „Cocarde“, „Petit National“ und „Gil Blas“; diese fallen dem "Siècle“ in den Rücken und weisen nach, daß der Eigenthümer des „Siècle“ durch eigenen Lebenswandel zum Tugendrichter nicht geboren. Sie weisen ihm nach, daß er durch unsaubere Speculationen ein langes Sündenregister habe, aber sie werden abgeführt. Dem Herausgeber des „Gil Blas“ wird bewiesen, daß er früher zwar Zahnbürstenhändler gewesen, ohne jedoch Haare auf den Zähnen zu haben, und sich durch Reclamen für Cocotten ein hübsches Stück Geld verdient, dem Director des „Jour“ erwidert Portalis, er habe als Stadtverordneter 25,000 Francs angenommen, um für ein Electricitätsunternehmen das Wort zu führen. So kämpft die französische Presse einen äußerst schwierigen Kampf um's Dasein. Das Papier ist ebenso theuer wie geduldig, der Vertrieb der Blätter, die auf den Einzelverkauf angewiesen, ist kostspielig und schwierig, sie suchen also ihr Heil in der Annonce und der bezahlten Reclame, Abonnements giebt es in Frankreich fast gar nicht. Die Annoncn sind furchtbar theuer, nur die großen Modeläden und die Schwindelgeschäfte inseriren noch. Anzeigen von Familienereignissen kennt man in Frankreich nicht mehr, und wer möchte zum Verkauf einer alten Bettstelle oder zur Vermiethung eines Zimmers vier bis sechs Francs per Zeile bezahlen! Die Reclamen für Börsenspeculationen und Actienunternehmungen scheinen aber den Zeitungsbesitzern viel Geld abzuwerfen; denn Banquier Pereire klagte einmal, daß Villemessant, der Herausgeber des „Figaro“, für einen kleinen Artikel zu Gunsten einer Actiengründung 10,000 Francs verlangt habe. Der Leiter der Presse in Paris schlägt sich und verträgt sich. Er stellt seine Waffen in den Dienst bald des einen, bald des andern Herrn und bewahrt dabei doch seine Standesehre — denn was ist Ehre?

Digitized by Google

Ein jeder Stand hat eine andere, der Ritter von der Feder ficht, wenn er gesellschaftlich consolidirt ist, für die großen Kaufherren, die sich seiner Dienste nicht entrathen können. Anderweitig geht er auf Streifzüge aus und schlitzt die Pfefferſäcke auf, bis man ihn anwirbt oder ihm wohl auch das Handwerk legt. In unserer scheinbar nüchternen Geschäftszeit bewahrt der Pariser Journalismus somit eine eigenartige Romantik. Die Romantik dieses literarischen Buschklepperthums und der Revolverhelden der Presse blüht ja aber auch in Deutschland, Oesterreich und überall, wenn sie auch nicht immer so greifbare Summen nimmt wie seiner Zeit die Strauchdiebe, welche im Mittelalter den reisenden Kaufmann um seine Waaren und Ducaten erleichterten.

Clericus clericum non decimat, und „wenn's dunkel wird fechten wir selber", sagt der Zeitungsinhaber auch in anderen Ländern als Frankreich. Als man vor Jahren versuchte, die Kellnertrinkgelder abzuschaffen, erschien in einem gelesenen Blatte eine Annonce: „Gesucht wird ein Kellner, der kein Trinkgeld annimmt"; die Antwort darauf war eine Annonce in einer Hötelzeitung: „Gesucht wird eine Zeitung, die kein Trinkgeld annimmt". Die politische Richtung einer ganzen Reihe von Zeitungen liegt im Annoncentheil, keine Zeitung wird gegen eine politische Partei verstoßen, deren Mitglieder der Mehrzahl nach ihre Annoncen und Reclamen durch das betreffende Blatt besorgen lassen.

Achte auch sorgfältig darauf, lieber Leser, wenn du die Besprechung eines neuerschienenen Buches in dieser oder jener Zeitung liesest, ob das betreffende Werk nicht gleichzeitig im Annoncentheil paradirt. Opportunität heißt das seidene durchsichtige Mäntelchen, welches sich die meisten Zeitungen umhängen, und ein anderes Mäntelchen heißt Reserve. Wenn zum Beispiel, lieber Leser, es unter Telegrammen, eiligen Mittheilungen oder unter Rubrik „Klatsch" heißt: „Wie wir hören" — oder: „In unterrichteten Kreisen" — oder: „Aus glaubwürdiger Quelle erfahren wir" — oder: „Aus geschätzter Hand erhalten wir" — oder: „Einem verbürgten Gerüchte nach" — u. s. w., so kannst du mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die daran geknüpften Mittheilungen, wenn nicht erstunken, so doch erlogen oder mindestens entstellt sind. Es ist das Mäntelchen „Vorbehalt", welches man vorsichtig umhängt, um sich nicht zu beschmutzen. Zuweilen sind so eingeleitete Nachrichten auch nur ausgestreckte Fühlfäden, um über irgend eine sensationelle Mittheilung durch Widerspruch oder Richtigstellung mehr darüber zu erfahren und das Dementi folgt dann meistens prompt wie eine Ohrfeige. Das ist die ganze Preßbengelei von Berlin bis Kyritz an der Knatter, von München bis Wassertrübingen, von Frankfurt bis Buxtehude, von Hamburg bis Stallupöhnen, von Wien bis Pardubitz. Aber das Tam-Tam der Presse, so schrill es auch zuweilen das Ohr zerreißt, hat ja auch seine ergötzliche Seite für den, der zu beobachten versteht oder in das Räderwerk einer Redactionsmaschine eingeweiht ist. Da stößt man

Digitized by Google

auf allerlei. Manche Blätter besitzen eine ganz famose Farbenreibemaschine, die nach Opportunität regulirt und gewechselt werden kann. Ein Blatt, das zum Beispiel von Hause aus freisinnig angelegt, wagt die Farbe nicht zu bekennen, es wird je nach Bedarf conservativ mit Entrüstung, nationalliberal, sobald Eugen Richter etwas zu laut gesprochen, und petroleumduftig socialdemokratisch, wenn es gilt, den Mitleidswalzer der Enterbten aufzuspielen, dann wieder katholischer als der Papst, bismärckischer als Bismarck, wagnerischer als Wagner und dann wiederum so väterlich gegen Bismarck, indem es ihm das Zeugniß des Wohlverhaltens ausstellt und dabei mit hämischer Grimasse „seinen Sturz" belächelt. Es liegt wirklich etwas Bubenhaftes darin, überhaupt das Wort „Sturz" zu gebrauchen, als wenn dieser Wohlthäter des Deutschen Reiches, dieser hochragende Koloß überhaupt jemals gestürzt werden könnte, auch wenn er von den Geschäften eines so wahrhaftigen und aufrichtigen Diplomaten, wie ihn noch keine Nation je gesehen, wie ihn die Geschichte nicht kennt, zurückgetreten. Und in diesem lächerlichen und abgeschmackten Hexensabath gegen Bismarck ist ein guter Theil derjenigen Zeitungen betheiligt, die vor sechs Jahren an seinem siebzigsten Geburtstage ihn laut wie einen geliebten Vater des deutschen Volkes vergötterten. Aber damals war das ja was Anderes, das war nur so Modesache mitzuthun, weil es so sein mußte; jetzt haben diese Hundeseelen den Zoll der Dankbarkeit und Verehrung in faule Aepfel umgekehrt. Pardon, „Hundeseelen" ist nicht der richtige Ausdruck; denn ein Hund hat vor diesem Janhagel der Presse eines voraus, nämlich die diesem Thiere innewohnende Treue, und man könnte füglich fragen: Wo ist der Hund, der noch ein Stück Brot von ihnen annimmt? Dies gilt auch für die, welche in Bismarck nur den Preußen sehen, in ihm, der der beste Deutsche ist und der heute wieder seine Reiteruniform anzöge, wenn es gälte, den Erbfeind in Stücke zu zerhauen. Wahrlich, die Süddeutschen, die braven Bayern, Württemberger, Badenser, die reichstreuen Rheinpfälzer, sie können stolz darauf sein, daß man Vater Bismarck in Süddeutschland mehr liebt und hochhält als in manchen Gauen und Städten Norddeutschlands, und wenn es einmal dahin käme, daß man im Auslande mehr Respect vor Bismarck hätte als bei uns, dann gute Nacht deutsche Nationalität, gute Nacht Ehre und Ruhm! Was liegt denn an dem bischen Verstimmung zwischen Berlin und Friedrichsruh! Die Verquickung der Verhältnisse ist naturgemäß und nur die Presse ist es, die mit dem Mikroskop eines ganz unzeitigen Fanatismus dem gesunden deutschen Volke Gespenster auf die Wand zu werfen versucht, die gar nicht vorhanden. Es giebt Gassenbuben, welche die Caricaturen großer Männer mit Kreide an die Planken und Bretterzäune schmieren. Nach der Wahl Bismarck's in Geestemünde schreibt die „Freisinnige Zeitung", welche neben der politischen auch die persönliche Opposition gegen Bismarck vertritt, „er werde im Reichstage wesentlich an Nimbus einbüßen, der seine wirkliche Persönlichkeit

Digitized by Google

in Bezug auf Charaktereigenschaften, Wissen und Können weit überstrahle". Solche Schmähung, Verunglimpfung, Verlästerung verdient niedriger gehängt zu werden, damit auch der niedrigste Pöbel: der Gassenkehrer und der Kanalräumer, die Schinder und Lumpensammler, die Kuppler und Betteln, die Bauernfänger und Falschspieler vor solchem Undank sich entsetze; denn „Undank kommt gleich nach Muttermord", sagt das Sprichwort.

Aber die Verleumdung ist eine Schlange, die sich selber in den Schwanz beißt; wie wird dieser Schwanz wieder wedeln, wenn Bismarck als treuer Paladin des Reiches vor seinem Geestemünder Sitz im Reichstage steht und Deutschland in's Angesicht rufen wird: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!" Denn die Blinden in Genua kennen seinen Tritt. Es gab noch keinen Staatsmann, keinen Diplomaten, der zu rechter Zeit so viel Gemüth, so viel Herz und Takt gezeigt, wie unser Bismarck; denn unser ist er nun mal und soll auch unser bleiben. Ein Cyclop ist dieser Max Bewer, der gleich auf der ersten Seite seines Büchleins: „Bei Bismarck" angesichts einer schamlosen Presse am Jahrestage von Bismarck's Rücktritt ausruft: „Trauer verjährt nicht!" Nein, sie verjährt nicht; aber sie wird sich auch wieder in Freude verwandeln. Wozu dieses Gekläffe der Presse gegen einen Mann, der es längst verlernt hat, die Kugel wie die Dreckschleuder zu fürchten, für die Bismarck nur den Strahl kalter Verachtung hat!

Das Unkraut laß am Wege stahn,
Hüt' dich, Junge, sind Nesseln d'ran!

Es ist in hohem Grade ehrend für Bismarck, wenn er ihm treugebliebenen Männern der Presse in Friedrichsruh sein Haus und sein Herz öffnet, und dieser Liebling des gesunden deutschen Volkes weiß, was er thut, wenn er es thut. Max Bewer, dem die Ehre zu Theil wurde, mit dem Fürsten einige Stunden in Friedrichsruh zwanglos verkehren zu dürfen und der den Bericht über seinen Besuch veröffentlichte, wurde von einigen hochnäsigen bismarckfeindlichen Zeitungen als geistesgestört behandelt; dafür rächte sich Bewer in seinem Büchlein, „Bei Bismarck" betitelt, durch eine Vorrede, welche wohl zu den ätzendsten aller Laugen gehört, welche je die Göttin Satire über eine dreiste und feige Journalistik ausgegossen. Es gehört auch wirklich eine ganz erbärmliche Feigheit der Zeitungsschreiber dazu, einem Bismarck nicht treu bleiben zu können, ihn zu lästern, seitdem er sich einer größeren Ruhe seines thaten- und inhaltreichen Lebens erfreut. Es schießt sich so gut aus dem Hinterhalt, wenn man nicht gesehen wird und sich sicher fühlt vor einem Gegenschuß. Aber was würde es für ein Gekatzbuckel werden in den Redactionsbureaus, wenn es Bismarck einfiele, auch nur einen Einzigen mal plötzlich in seiner Redactionsstube mit einem Besuche zu überraschen — ein Bild für Götter.

Digitized by Google

Es giebt eine Sorte von Preßbuben, von denen Rusticus Bauer ein Liedlein in Reimen singt:

Die literarischen Freibeuter und Piraten,
Die auf die Angst, den Schrecken speculiren
Und mit der Feder frechen Missethaten
Hier Ruf, dort Ehre öffentlich blamiren,
Die unbefugt in die Familienkreise
Sich drängen, den Revolver in der Hand,
Und in der schmutzigsten, gemeinsten Weise
Des Hauses schüchtern, heimliches Gewand
Mit räuberischer Faust zu Boden zerren.

Das sind dieselben Jungens, die mit der Häckselmaschine ihrer Kritik alles, das Gute und das Schlechte, sinnlos köpfen, die auf alle staatliche Ordnung, auf jede Bewegung eines Kaisers raisonniren und am tollsten schreien und die Hüte wie Windmühlen schwenken, wenn ein kaiserlicher Wagen sich in den Straßen zeigt. Eine nette Gesellschaft, heute Republik, morgende brüllende Fürstenverhimmelung! Aber eine wunde Stelle haben diese Leute alle und die fühlen sie alle. Es giebt eine gesellschaftliche Hinausballotage des Schweigens, es rührt sich keine Kugel, keine Hand, an dieser chinesischen Mauer machen — die Meisten dieses Gelichters kehrt und so wird es allen Bismarcklästerern ergehen. Wir sind aber himmelweit entfernt, hiermit der Gesammtheit der Presse das Prädicat „charakterlos" anzuhängen. Es ist nur die ungeziemende „Mache", die unserer Feder Worte leiht, die man eigentlich nicht aussprechen sollte, weil das Ausland aus ganz berechtigter Schadenfreude mit Fingern auf uns weist. Das Ausland ist bereitwillig genug zu sagen: Was sind das für Kerls, diese Deutschen, jetzt haben Sie eine geeinigte Nation, jetzt haben sie ihren Ruhm, um den sie von allen Nationen beneidet werden, und zerren doch so so lange an ihrem Lorbeer, bis er ihnen eines Tages wieder unter den eigenen Händen entblättert! Hätten die Engländer, die Franzosen, diesen Bismarck gehabt, keine Hand würde sich rühren gegen ihn und es auch nur dulden, daß man ihn verlästert, sein Monument besudelt. Aber Gottlob, vertragen kann er's ja, unser Bismarck, sein Ruhmespanzer ist so dick, seine deutsche Treue so fest, seine ehrliche Diplomatie so unerreicht und lauter, daß auch die schärfsten Wurfgeschosse davon abprallen. Von allen tausendfältigen Gattungen menschlicher Gesinnung giebt es auf der ganzen Welt keine, die so verächtlich als diejenige, welche unserm Bismarck eine niedrige Gesinnung zutraut, aber es giebt auch keine Strafe für solche Denkart, die so hart wäre, so wund trifft, wie das Wörtchen „Verachtung!" Aber wir wollen nicht zu hart zu Gerichte sitzen, Milde ziemt den Menschen und wir kennen die Ursachen, aus denen sich all die faulen Reagenzien naturgemäß krystallisiren. Es ist die „Gepflogenheit der Mache", die unsere ganze Publicistik beherrscht. Die Presse wird fast

Digitized by Google

willenlos in den Strudel hineingerissen, die „Mache“ ist es, die sich auf allen Gebieten der Presse gewohnheitsmäßig breit und plump entfaltet. Der Mache allein ist unsere ganze Kritik in Kunst und Literatur unterthan und man ist versucht, den Leitern der Presse kaum einen Vorwurf daraus zu machen, wenn sie fast willenlos von dieser Mache betäubt sind. Wie geschmacklos zwar aber auch drollig berührte nicht die Affaire Lindau-Schabelski. Soll man es eigentlich einem vielmißbrauchten Kritiker übel nehmen, wenn er sich in der Ueberlastung seines Berufes Hülfsarbeiter hält? Jeder Fabrikherr braucht seinen Werkführer und Vorarbeiter, wenn er was schaffen soll, für die Gattung seines Fabrikates muß er ja doch schließlich selbst einstehen. Aber der wunde Punkt kam im besagten Falle ja zum Vorschein und zeigte nur das, was in der Presse fast allerorten geschieht. Schließlich discreditirt sich eine mangelhafte Kritik immer von selbst, denn es giebt keinen höheren Richter in der Kritik als das Publicum selbst und sein Geschmack; fällt dieses Richteramt auch zeitweilig zusammen unter dem Druck der öffentlichen Meinung, ist das Publicum in seinen Anschauungen auch getheilt, so consolidirt es sich doch mit der Zeit immer zu einer compacten Masse und am schnellsten dann, wenn es merkt, mit welcher fabrikmäßigen Hast die Presse durch die Concurrenz genöthigt, gezwungen wird, schnell und coulant zu arbeiten; denn der größere Theil der Presse arbeitet nicht, sondern er bedient nur, je nach Opportunität, Strömung und Gegenströmung. Und dieser „Mache“ gegenüber zu treten und ihr das reizende, allerliebste Lärvchen gelegentlich mal abzureißen, muß man den Muth haben, dann kommen wir vielleicht zu gesünderen Zuständen in Kunst, Literatur und Presse. Die Kunst, gute und richtige Ansichten auszusprechen ist eben nicht leicht, viel schwerer als das Wortgeklingel der Suada, die ja meistens nur eine wohlfeile Art ist, momentan zu blenden wie mit einer Diebslaterne, bis das Schemen verblaßt, der unsaubere Geist sich zu mephitischen Dünsten auflöst. Möge doch die Mache unserer gesammten Zeitungspresse wohl bedenken, daß ihr morgen dasselbe passiren kann, was sie heute an Anderen gerügt hat.

Es ist wohl Schuld des anständigen Publicums und der hohen Behörden, die es sich ruhig gefallen lassen, daß in keiner Stadt die Tagespresse so hoch auf dem Gipfel der Geschmacklosigkeit angelangt ist wie in München. Mit Ausnahme der „Allgemeinen Zeitung“ kultivirt fast jede ihre eigene Specialität in der Auswahl geschmackloser Gerichte, die dem Publicum zugemuthet werden. Bei einigen wird man an Wasserpest und Poubrette erinnert, andere machen in handwerksmäßiger Beschimpfung der Behörden, die es ruhig auf sich sitzen lassen. Im Norden des Reiches wird jeder Zeitungsredacteur eingesperrt wegen Verhöhnung des Magistrates; in München ist die Verhöhnung der Obrigkeit fast sanctionirt, und das Publicum kann sich solche Geschmacklosigkeiten in der Lectüre nicht vom Leibe halten.

Digitized by Google

Es ist auch ein starkes Ansinnen an das gebildete Publicum und man muthet ihm viel Geschmacklosigkeiten zu, wenn es noch die hämischen Anfeindungen der Zeitungen unter sich zu kosten bekommt. Zu welchen Verdächtigungen eine feige Presse schreiten kann in Ausübung ihrer Bismarckbefeindung, das haben wir mal wieder an der Verleumdung gegen die „Münchener Allgemeine Zeitung" gesehen, wobei man sich Verleumder zu Bundesgenossen suchte. Wollte Gott, alle Zeitungen wären so reichstreu wie die „Allgemeine"! Treue hat nur ein einziges Kleid, das trägt sie beständig; die Untreue hat einen ganzen Schrank voll und wechselt nach der Witterung. Diese Verdächtigungen gegen die Allgemeine Zeitung waren ein Cabinetsstück von ausgetüftelter Bosheit und Gassenbüberei, zu welcher die Schmocks und Groschenschmierer den Impuls zu geben pflegen. Die Münchener Nachrichten druckten allzu willig nach; der deutsche Unbekannte aber, der diesen ungeheuer geschmacklosen Bubenstreich ersonnen, muß ein bodenlos feiger Kerl sein. Ja, so ist es, man darf nur nicht Feigheit mit Zaghaftigkeit vergelten und muß die Dinge beim rechten Namen zu nennen den Muth haben, dann bleibt man vor ähnlichen Geschmacklosigkeiten in der Presse und Literatur bewahrt. Uebrigens ist das Maß der Verachtung bei solchen Gelegenheiten immer noch größer als das Maß der Bosheit, und man frägt sich dabei, wie es möglich ist, daß ein in Deutschland erscheinendes Blatt dem feindlich gesinnten Auslande den Triumph bereiten mag, ein anderes angesehenes deutsches Blatt der politischen Franzosenfreundschaft zu bezichtigen. Wer das thut, ist in Wahrheit kein guter Deutscher, auch dann nicht, wenn er die Wahrheit gesprochen hätte.

Literarische Kapuzinerpredigt.

Heißa juchheia! Dideldumdei!
Da geht's ja hoch her. Bin auch dabei,
Das ist mir eine saubere Messe
Mit Tintenfaß und Druckerpresse.
Statt friedlich, frommer Melodei
Hör' ich Spektakel und Zeitungsgeschrei,
Gottverlassene Preßtrompeter!
Raubritter mit Tint' und Feder!
Wo Ruhe ist, da müßt Ihr rühren,
Was Euch nicht schert, das müßt Ihr schüren,
Vor Euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor Euren Praktiken und bösen Kniffen,
Vor Eurem Report und Interview
Ist das Kalb nicht sicher in der Kuh.

Digitized by Google

Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Leute gelaufen,
Thaten Buß' und ließen sich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abraham's Schoos?
Et ait ille: und er sagt:
Nunquam calumniam faciatis,
Wenn Ihr Niemand verlästert und Niemand belügt.
Ja! Vor Eurem Lästern und Lügen
Müssen sich bald die Bäume biegen.
Und Ihr meint zu Abraham
Kommt man heute nur durch Reclam',
Ihr kennt keinen Gott mehr in der Höh',
Euer Götze ist das Portemonnaie.
Heißt es nicht contenti estote:
Seid zufrieden, wechselt nicht immer die Mode!
Und Ihr schreit heute nach Revolution
Und schwänzelt morgen am Kaiserthron.
Da, wo Andere ihr Gewissen
Habt Ihr nur ein luftiges Kissen,
Das bläst man auf ganz nach Belieben,
Kommt der Wind von hüben oder drüben;
Wo Andere haben ein warmes Herz
Habt Ihr einen Topf voll Druckerschwärz',
Um damit zu schmieren und zu sudeln,
Heute schimpfen und morgen hudeln,
Heute posaunen und morgen dudeln,
Heute christeln und morgen judeln!
Statt Ruhe predigt Ihr Randal
Und statt Sittlichkeit Skandal,
Wo Friede ist und wo Genuß
Da bringt Ihr Zwietracht und Verdruß!
Das Morgenblatt
Ist geworden ein Sorgenblatt,
Die Abendnummer
Ist der Abendkummer,
Die Zeitschrift
Ist eine Leidschrift,
Und wenn Ihr noch lange so prakticirt,
Verläumdet, verhetzt und intriguirt,
Das Deutsche Reich, daß Gott erbarm,
Bald wird's wieder heißen: „das Deutsche Arm!"

Digitized by Google

Geschmackvolle Münchener Lokalnachrichten nach bekannter Musterkarte.

Der so allgemein beliebte magistratische Diurnist Niederhuber hat sich gestern mit der ältesten Tochter der Gemüsehändlerswittwe Moosberger verlobt. Wir glauben die Theilnahme der Bevölkerung an dem Glück dieses unserer Redaction so nützlichen Mannes nicht besser zum Ausdruck bringen zu können, als indem wir sagen: „Wir gratuliren!“

Dem sonst so robusten dreißigjährigen Sohn unseres so allgemein verehrten und begüterten Magistratsraths und Metzgermeisters Schweinshax passirte gestern Nachmittag zwischen drei und halb vier Uhr das gräßliche Malheur, einen Kirschkern zu überschlucken, die Theilnahme in der ganzen Stadt ist eine allgemeine.

Wie wir zu unserem lebhaften Bedauern erfahren, ist das dreijährige Enkelkind unseres gefeierten Geheimraths Professor X. an den Masern erkrankt; Herr Geheimerath haben aber die letzte Nacht gut geschlafen. Möge die Theilnahme im ganzen Lande den so hart geprüften Großeltern zum innigsten Troste gereichen.

Wie wir zu unserem Bedauern hören, hat sich der so allgemein beliebte Hausmeister Meier in der äußeren Entenbachstraße beim Herabspringen von dem Tramway den Fuß übertreten, zum Glück war gleich eine Droschke bereit, die ihn zu seiner so schwer geprüften Gattin fahren konnte. Meier ist Vater von fünf Kindern und ein weiterer Zuwachs ist zu erwarten. Unsere Redaction hat bereits drei Mark gezeichnet.

Wie wir zu unserer Freude erfahren, haben Seine Excellenz der Herr Minister von X. in den Osterfeiertagen seinem alten Vater in Dingolfing einen Besuch gemacht. Die Bevölkerung wird mit inniger Rührung von dem pietätvollen Akte des so gefeierten, allverehrten Ministers Kenntniß nehmen.

Der Haupttreffer des Glückshafens auf der Octoberfestwiese wurde von einem mehrstöckigen Hausbesitzer in der Au gemacht; wir glauben im Sinne der ganzen Bevölkerung zu handeln, wenn wir dem wackeren Manne unsere Glückwünsche aussprechen.

Digitized by Google

Wie wir zu unserem schmerzlichen Bedauern hören, ist gestern einer von den jungen Hühnerhunden Seiner Durchlaucht des Fürsten von X. plötzlich verschieden; wie wir richtig zu vermuthen glauben, an Gift. Es wird jetzt endlich einmal Zeit, daß die Polizeidirection auf solche, wie es scheint, geplanten Nachstellungen ein besseres Auge hat; wir sprechen im Sinne der Bevölkerung.

Wie wir zu unserer großen Freude hören, fand gestern die silberne Hochzeit unseres so hoch geschätzten Baders Müller statt, er heirathete bekanntlich vor 25 Jahren die damals noch jugendliche Tochter des Hoftheaterschreinermeisters Huber. Unsere Redaction hat übrigens schon damals die Notiz gebracht, daß der gestrige Ehrentag des so allgemein beliebten Paares stattfinden werde.

Wie die „A. A. Z." erst jetzt mittheilt, haben Seine Hoheit nach Vollendung des zwölften Lebensjahres zum ersten Mal die Ausstellung besucht und geruhten große Sachkenntniß an den Tag zu legen; nach mehrstündiger Unterhaltung mit den Spitzen der Behörden geruhten Se. Hoheit zweimal zu nießen. (Anmerk. der Redaction: Bereits vor acht Tagen haben wir ausführlich die Namen genannt, und daß Se. Hoheit nicht zweimal sondern dreimal genießt habe.)

Geschmackvolle Speisekarten nach modernen Recepten.

Nirgends kommt es so sehr auf den Geschmack an, als bei einem Speisezettel. Da nun aber im Allgemeinen der Geschmack verschieden, so ist es begreiflicherweise mit großen Schwierigkeiten verbunden, einen einheitlichen Speisezettel zusammenzustellen. Wie kann hier Abhülfe geschaffen werden? Sehr einfach: Dadurch, daß man die Leute alle an einen Geschmack gewöhnt, und der Mensch gewöhnt sich ja schließlich an Alles. Hierbei müssen nur die Berufenen, die Geschmacks-Tonangeber, die Chefs in der Geschmacksküche fest zusammenhalten und wissen, was wir wollen. Das Sprichwort sagt: »De gustibus non est disputandum.« Ganz recht, und das läßt sich eben am Besten dadurch erreichen, daß man Allen denselben »gustibus« beibringt. Wir sind zwar auf dem besten Wege dazu, aber leider giebt es immer noch gar viele entweder ganz Geschmacklose, oder Geschmacksverirrte. Wir glauben daher eine zeitgemäße That zu thun,

Digitized by Google

wenn wir in Folgendem einige Speisezettel zusammenstellen, wie sie der moderne, also der einzig richtige Geschmack verlangt. Möge dieses Werk Zweiflern und Verirrten ein Leitmotiv werden!

Für Vegetarianer

(wo möglich im freien Licht zu serviren).

I.

1. Spinat à la Thoma.
2. Gemüse im Goldrahmen.
3. Grüner Kohl in Oel oder in Wasser.
4. Madonna im Kohl.
5. Allerlei Salat in Oel und Essig.
6. Noch einmal grüner Kohl.

II.

1. Mehlsuppe mit grauen Klößchen.
1. Ungesalzener Reisbrei mit Spargelstielen au naturel.
3. Gedünstetes Impressions-Gemüse mit Nudeln.
4. Blanc-manger (nicht zu verwechseln mit Blamage, was sich ähnlich ausspricht).

Hedda-Gabel-Frühstück.

1. Rückenmarks-Suppe.
2. Gespenster-Heuschrecken mit erweichten Hirnschnitten.
3. Wildenten-Ragout à la scandinave.
4. Frau von Meer-Schweinchen-Knöchel
   (mit Verstand zu genießen).
5. Rosmersholmer Rennthierschinken.
6. Allerlei nördliches Süd-Obst

(leider giebt es immer noch viele Leute, die dafür danken).

Digitized by Google

Für Kaffeekränzchen und schöngeistige Thee's.

1. Rembrandt-Schnittchen.
2. Niederdeutscher Pumpernickel mit Holländer Käse.
3. Matjeshäringe.
4. Heimliche Kaisertorte.
5. Potpourri: Tutti frutti, oder
   für einen Groschen Allerlei.

Für musikalische Soirées.

1. Liszt-Brödchen mit starkem Likör und starkem Tabak.
2. Wagner-Schnitten mit stärkerem Likör und stärkerem Tabak.
3. Berlioz-Zwieback mit stärkstem Likör und stärkstem Tabak.

(Bei dieser Gelegenheit gestatten wir uns, für schwächere, antikisirende Naturen unser großes Lager in Ohrenwatte, Trommelfell-Schoner, Blechdämpfer, Anti-Posaunin und ähnlichen Artikeln in empfehlende Erinnerung zu bringen.)

Für die Volksküche.

1. Kraftsuppe mit allerlei Unverdaulichem.
2. Sumpf-Fische mit Streik-Kartoffeln.
3. Verlorene Pa-Radieschen.
4. Volkshefe-Klöße.
5. Sand-in die Augen-Torte (für Sonntags).

Fusel à la discretion.

Digitized by Google

Ein modernes Diner.

Speisen.	Getränke.	Musik-Pièces.
Russischer Caviar und Verrückter Häring } à la Tolstoi.	Wutky.	Die Kreutzersonate.
Spitalsuppe nach französischer Art.	Absynth.	Ach, wie schön ist's in der Morgue.
Soles (spr. Zola) in Tolstoisels-sauce.		
Leipziger Haubenlerchen mit Haut-goût.	Schwedischer Punsch.	Lerchlein im wilden Bruch, sauber bist nit.
Mutterschweinchen à la Bar.	Hofmannstropfen.	Mutter, der Mann mit dem Koaks.
Böcklin-Coteletten mit Fischschwänzen in blauer Sauce.	Iva-Bitter.	O, du himmelblauer See.
Spanferkel à la Liebermann mit Trichinen.	Augustiner-Bräu.	Mir ist so kannibalisch wohl, wie .....
Preßkopf aus dementirten Zeitungsenten.	Kirschwasser.	Lug und Trugwalzer.
Thier-Stück mit grünem Salat.	Apfelwein-Sect.	Mein Schatz ist a Spachtler, a Spachtler muß sein!
Stuck-Torte mit Cremser-Weiß-Baiser's.		
Uhde'sche Handkäse (sehr reif).	Schnäpse.	So sind sie Alle (Schlußgalopp).
Saubere Früchtchen aller Art.		

Die Rembrandt-Schlacht.

Bei Correctur unseres Buches hat bereits der Kampf für und wider das Buch: „Wer ist Rembrandt?“ von Max Lautner, begonnen, er wird wohl auf der ganzen Schlachtlinie aller Kunstgelehrten erbittert weitergeführt werden und langsam austoben. Ob die Mehrheit den Sieg davontragen wird, ist fraglich. Als warme Kämpfer für Lautner sind zunächst zu verzeichnen: die Breslauer Zeitung, das Neue Wiener Tageblatt, die Vossische Zeitung, die Kreuzzeitung; als erbitterte Gegner Laut-

Digitized by Google

ners: die Schlesische Zeitung (Dr. Janitsch), die Norddeutsche Allgemeine, die Tägliche Rundschau, Die Post (Rosenberg), das Berliner Tageblatt (Schlingmann) und Dr. A. Bredius im Haag. Die Münchener N. Nachrichten beschränkten sich auf Wiedergabe, weil es ihnen an der geeigneten Kraft zu einem selbständigen Artikel in dieser Frage mangelt, und machten so sich bewußtlos zu Mitschuldigen der „Norddeutschen Allgemeinen". Ein altes Juristensprichwort sagt: „Wer zuerst grob wird, hat Unrecht". Lautner, der ja auf einen heißen Kampf gefaßt sein mußte, sich Schmähungen in der Tagespresse aber nicht gefallen zu lassen braucht, überläßt dieses Vorrecht seinen Gegnern. Rosenberg (Post) ist als Kunsthistoriker nicht maßgebend; er wundert sich auch nur, daß alle Kunstkenner, zu denen er sich nicht rechnet, sich bisher getäuscht haben sollen, und wirft die zwanzigjährige Arbeitsleistung Bode's gegen die fünfjährige Lautner's in die Wagschale. Auch das „Berliner Tageblatt" rankt sich wie ein Schlinggewächs um Dr. Bode, die Säule der bewährten guten alten „Tradition", es bringt chronologische Verdrehungen, falsche Zahlen und ganz irrige Darstellungen über die angebliche „Bestimmung" von „Salomo's Opfer" durch Dr. Bode. Der Schreiber hat Lautner's Buch nur sehr oberflächlich angesehen, sonst wäre ihm nicht die drollige Verwechselung passirt: Rembrandt sei im Auftrage der Ostindischen Compagnie Kunsthändler gewesen. Zum Schlusse sucht das Berliner Tageblatt den Lautner bei dessen Protector, Herrn Oberpräsidenten von Seydewitz, zu discreditiren. Natürlich, die Tagespresse ist ja auch in solchen Dingen eine Großmacht, der man zuweilen mit gebundenen Händen gegenübersteht. Die Schlesische Zeitung (Museumsdirector Dr. Janitsch, nur bekannt durch seine naiven Kritiken moderner Bilder) nennt Lautner einen Rekruten. Nun, gegen das, was Janitsch bisher geleistet, ist Lautner's ernstes Buch ein Generalstabswerk. Für alle diese Herren ist natürlich Dr. Bode ausschließlich maßgebend, dieser sagt reservirt, er messe Lautner's Buch keine Bedeutung bei, und damit Punktum! Es ist ja auch ganz natürlich, daß die urtheilslosen Feuilletonisten sich an die Rockschöße Bode's klammern, der ja als Autorität in der Werthschätzung alter Gemälde ganz Unerhörtes geleistet hat; nur können wir dabei noch nicht glauben, daß Dr. Bode sich hinter diese Leute verkriecht.

So viel ist ja zunächst ersichtlich, daß das seriöse Buch von Lautner manchen unserer Kunstgelehrten recht unbequem geworden; das ist aber kein Grund, die sachliche Kritik außer Acht zu lassen und subjective Gehässigkeit gegen Lautner an deren Stelle zu setzen. Dazu ist das Lautner'sche Buch zu ernst gehalten, um es auf die leichtfertige Achsel zu nehmen. Die Ausführungen des Dr. Bredius im Haag sind nur ein Bruchtheil, aber kein vollgültiger Beweis. Hat Alt-Holland sich damit erschöpft und nichts Besseres in's Treffen zu führen, so dürfte Lautner vorläufig Recht behalten. Hoffen wir, daß bis zum Erscheinen des zweiten Bändchens von „Sodom

Digitized by Google

und Gomorrha" die Holländer sich etwas mehr in dieser Frage gerührt haben! Wir lassen inzwischen die Sache reifen. Für heute wollen wir uns nur kurz mit der „Norddeutschen Allgemeinen" beschäftigen, weil sie mit ihrem Schmähartikel gegen Lautner bereits glücklich in der eigenen Falle sitzt und sich nun wie ein gefangenes Mäuschen bemitleiden lassen muß. Es giebt nämlich ein lustiges Sprichwort, das heißt: „Wer lügen will, muß ein gutes Gedächtniß haben". Wir wollen hier aber nicht das garstige Wort „Lüge" anwenden, sondern das mildere Wort „Unwahrheit" gebrauchen; denn die Beweisumstände sind so ungeschickt gemuthmaßt, oder zeugen von einem so schlechten Gedächtniß, daß hiernach der Werth des ganzen Artikels gegen Lautner völlig zusammenbricht. Der Verfasser dieses Artikels (B.?) sagt, daß er zu den wenigen Auserwählten gehört, welche häufiger den Arbeiten des Restaurators, Professor Hauser in München, beiwohnen durften, er habe Lautner in dessen Atelier damals kennen gelernt, kenne von damals das Bild „Salomo's Opfer" als eine saucige Malerei mit groben Zeichenfehlern ꝛc. Wer war nun dieser Mann in der Tarnkappe? Lautner erklärt, er habe in Hauser's Atelier nur Dr. Bayersdorffer und den Photographen Hanfstängl gesehen (Bayersdorffer ist jetzt zweiter Conservator der königlichen Gallerien in München); hieraus geht also wohl hervor, daß Bayersdorffer (der bereits bekannt haben soll, daß er Lautner persönlich kenne und dessen Werk für eine Studentenarbeit halte) der Verfasser jenes Artikels gegen Lautner in der „Norddeutschen Allgemeinen" sein muß. Jedenfalls dürfte nun der Redaction derselben nichts Anderes übrig bleiben, als zu erklären, daß der Verfasser des Artikels nicht Dr. Bayersdorffer ist; thut sie dies aber, so giebt sie damit zu, daß der ganze Schmähartikel gegen Lautner ein aus Muthmaßung und Phantasie zusammengesetztes Machwerk ohne jede Beweisführung ist, nur geschrieben, um in der ernsten Frage auch ein Wort mitreden zu dürfen. Für uns hat es zunächst nur den Beweis, mit welchem Leichtsinn jene Mache inscenirt wird, die wir in unserem Abschnitt über die Hungercandidaten der Presse gekennzeichnet haben.

Wir ertheilen jetzt Herrn Max Lautner das Wort. Derselbe schreibt:

Als ich im Mai 1885 in München war, habe ich in dem Atelier des Herrn Conservators Professor A. Hauser keine anderen Herren gesprochen als Herrn Conservator Dr. Bayersdorffer und Herrn Hofphotographen Hanfstängl. Einmal begegnete ich im Vestibül der Pinakothek Herrn Dr. Bode aus Berlin und wechselte einige Worte mit ihm*. Der Referent der „Norddeutschen Allgemeinen", welcher erzählt, er gehöre zu den „wenigen Auserwählten, die häufiger dem Restaurator Hauser bei der Arbeit zusehen dürfen", und mittheilt, er sei mit ihm zusammengetroffen und habe in Gegenwart des Herrn Professor Hauser das Bild „Salomo's

* Dr. Bode kann also nicht wohl der Verfasser jenes Artikels sein.

Digitized by Google

Opfer" gesehen und mit mir darüber disputirt, kann also nur in der vierten Dimension zugegen gewesen sein. Dieser große Unbekannte, der damals seine Person wahrscheinlich mittelst der Tarnkappe für mich unsichtbar zu machen wußte, verbirgt sich und seinen Namen* auch bis heute hartnäckig — und er hat Grund dazu.

Indem der Herr sich vor den Augen des Lesers in die Nähe geachteter Kunstkenner versetzt und sich unter die Auserwählten ihres Umganges rechnet, sucht er bei dem Leser die Meinung zu erwecken, er selbst sei ein kunstverständiger und urtheilsfähiger Mann. Nachdem er durch den pluralis majestatis — „wir, einschließlich Herrn Professor Hauser" — seinem Urtheil das nöthige Gewicht beigelegt hat, unterzieht er nun sofort das Bild „Salomo's Opfer" sowie auch mein Buch seiner Kritik. In dem wunderlichen Glauben, das Buch „Wer ist Rembrandt?" basire sich hauptsächlich auf das genannte Bild, sucht er dieses zunächst völlig herabzusetzen und erzählt, es habe damals nur durch Sauce und riesige Verzeichnungen Eindruck gemacht. Die meinem Buche beigegebene Photogravüre und ein Brief des Herrn Hauser junior (jetzt am Berliner Museum angestellt) sagen aber das Gegentheil! letzterer lautet: „In den Pinakothekſälen hält das Bild (Salomo's Opfer) überall neben den besten Sachen aus, hat auch Allen, die es sahen, sehr gefallen."

Ueber den Kunstwerth des Bildes liegen mir eidliche Aussagen bekannter Kunstgelehrten als Sachverständige vor. Die Realität dieser Eide stelle ich demnächst gedruckt dem „Auserwählten" der „Norddeutschen Allgemeinen" und allen denen entgegen, welche sich jetzt bemühen, unwahre Nachrichten und thörichte Urtheile über mich und mein Buch in Umlauf zu setzen. Der Herr Referent der „Norddeutschen Allgemeinen" wird hiernach wohl ein wenig vorsichtiger werden, bevor er wieder einmal unternimmt, wie es scheint wider besseres Wissen, nach Ablauf von sechs Jahren plötzlich ein Kunstwerk herabzusetzen und einen Mann, der ein ernstes Buch geschrieben hat, lächerlich zu machen; denn sonst dürfte er die Lacher nicht auf seiner Seite behalten. Hiermit ist der Referent der „Norddeutschen Allgemeinen" in seiner vollen Unglaubwürdigkeit gekennzeichnet; es erübrigt noch, auf die weiteren Unwahrheiten des Herrn näher einzugehen, obgleich man mit solchem Gegner nicht kämpfen sollte. Es ist eine absolute Unwahrheit, daß ich bei meiner Anwesenheit in München im Mai 1885 Herrn Professor Hauser „drei volle Namensbezeichnungen Rembrandt's" auf dem Bilde „Salomo's Opfer" gezeigt haben soll, während dieser nebst dem unsichtbaren Herrn Recensenten nur Risse, Schmutzflecke ꝛc. gesehen habe. Nie-

* Wer in einer Anklageschrift eine Situation beschreibt, sich selbst dabei als Hauptperson hinstellt, sich als Schiedsrichter bei Hauser aufgeworfen haben will und dabei mit einer gewissen mitleidigen Ueberlegenheit von Lautner als einem ganz bescheidenen jungen Mann spricht, hat, wenn er als ehrlich gelten soll, keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen.

Digitized by Google

mals habe ich behauptet, den Namen Rembrandt's auf diesem Bilde zu sehen (der auch nie darauf gestanden), auch von der Existenz des Monogrammes Ferdinand Bol's wußte ich damals in München noch nichts, ich habe diese Bezeichnung aber mit Hülfe der Hanfstängl'schen Photographie gefunden, resp. richtig erkennen können.

Mit dem gleichen Rechte, mit welchem Bredius sagt: „Ist also bewiesen, daß dieses Bild von Rembrandt ist, dann fällt Lautner's ganze Theorie doch wohl zusammen!" — ebenso kann man folgerichtig sagen, daß mit den „Staalmeestern" und mit „Joseph von Potiphar" die ganze Theorie siegt und aufrecht stehen bleibt. Es sind aber auf allen drei Bildern und gerade auf diesen absolut sichere Bezeichnungen von F. Bol vorhanden — Bezeichnungen, welche sich nur auf diesen Meister deuten lassen. Der Beweis der Identität, von dem Dr. Bredius redet, ist durch das Buch von Dr. Dyserinck ganz und gar nicht erbracht, die Frage ist dadurch nur etwas complicirt. Aber in einer localen und temporären Möglichkeit ist noch längst nicht eine Nothwendigkeit der Identität gegeben.

Möge sich meinem Buche immerhin Lüge, Mißgunst, gekränkte Eitelkeit, Unverstand oder Böswilligkeit aller Art entgegenstellen: die in meinen Forschungen enthaltene Wahrheit wird sich durchringen; denn „die Wahrheit ist die größte Kraft".

Breslau, Schillerstraße 4, den 4. Juni 1891.

Max Lautner.

In unbequemen Streitfragen wird die gegentheilige Ansicht oft auf Kosten der Wahrheit mit drei Worten abgethan, erstickt, getödtet; die Tagespresse kann sich das erlauben, sie ist auch in solchen Fragen eine gewaltthätige Großmacht, vergleichbar dem Ueberfall eines Bahnzuges durch Schienenentgleisung. Es ist aber Aufgabe einer ehrlichen Presse, einen ernsten Forscher ernst zu widerlegen, nicht aber ungeprüft Schmähungen auf ihn zu häufen. Es ist das Loos der Reformatoren und Entdecker, gekreuzigt zu werden; man muß es der Tagespresse lassen, sie arbeitet prompt, auf wissenschaftlichen Ernst kommt es da nicht an. Wäre Lautner ein reicher unabhängiger Mann in großer Stellung und erfreute er sich nicht mehr seiner Jugend, so würde man ihn vielleicht preisen.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" glauben neuerdings durch die gar nicht zur Sache gehörige Erzählung der Vorgeschichte des Bildes (Salomo's Opfer) einen Schatten auf Lautner's Ehrlichkeit werfen zu müssen, nicht merkend, daß der ganze Vorgang nur ein vortheilhaftes Licht auf Lautner's Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe wirft. Gegen journalistische Großmacht kämpfen Götter selbst vergebens. — Leute, die auch heute noch

Digitized by Google

in dem Dresden-Darmstädter Holbein-Madonnenstreit sich nicht einig sind, werden auch in dieser Rembrandtfrage ewig im Dunkeln tasten. —

Die Breslauer Zeitung vom 6. Juni bringt folgende Mittheilung: „Der Verfasser des vielbesprochenen Buches »Wer ist Rembrandt?«, Herr Max Lautner, hielt am Freitag Abend in einer von Mitgliedern und Gästen zahlreich besuchten Sitzung der »Schlesischen Gesellschaft von Freunden der Photographie« hierselbst einen mit Demonstrationen verbundenen Vortrag, in welchem er Gelegenheit nahm, das photographische Verfahren zu erläutern, mittelst dessen er die seinem Buche beigegebenen Photogramme der Namensbezeichnungen Ferdinand Bol's hergestellt hat. Diese Vorführung hatte ein um so größeres Interesse, als einige Kritiker des Lautner'schen Buches keinen Anstand genommen haben, dem Autor mehr oder weniger unverblümt nachzusagen, daß er jene Photogramme durch »Fälschungen« resp. unerlaubte Retouchen erzielt habe. An den durch ein reiches Anschauungsmaterial erläuterten Vortrag knüpfte sich eine eingehende, sich vorwiegend auf die technische Seite der Frage erstreckende Discussion, an welcher sich außer dem Vortragenden der Vorsitzende Professor Dr. Neisser, Professor Dr. Metzdorff, Dr. Kunisch, Professor Dr. Hermann Cohn, Professor Dr. Schmarsow und Redacteur Karl Vollrath, zum Theil wiederholt, betheiligten. Nach dem Schlusse der Discussion entschied sich die Versammlung einstimmig dahin, in Anerkennung der ernsten wissenschaftlichen Bemühungen und Resultate Lautner's die neue Methode weiter zu prüfen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen allgemein bekannt zu geben."

Zeitungen, welche ohne Prüfung zu schmähen gewöhnt sind, werden sich nicht beeilen, diese Notiz zum Abdruck zu bringen.

Man sieht hier also, wer in der Bekämpfung Lautner's zu Unwahrheiten greift, discreditirt seine eigene Kampfweise; es war Verkleinerungssucht Seitens der „Norddeutschen Allgemeinen", um Jemanden todtzumachen, der unbequem werden könnte. Das ist die Praxis vieler Blätter. Wie immer aber auch der Kampf sich endgültig entscheiden mag, das Eine — und darauf kam es uns in unserem Abschnitt „Das Rembrandt-Narrenschiff" an — ist uns aus Lautner's Werk und seinen holländischen Notariatsakten bestätigt, daß das sonderbare Werk „Rembrandt als Erzieher" in seiner Glorification des Menschen und Apostels Rembrandt und der ihm angedichteten Mission als einen Beglücker der zukünftigen Menschheit eine Geschmacklosigkeit; und diese Geschmacklosigkeiten in Kunst, Literatur und Presse rücksichtslos zu bekämpfen, wird unsere Aufgabe auch in den folgenden Heften sein

Es ist eine erhabene Doktrin, daß das absolute Recht und die absolute Wahrheit wohl eine Zeit lang vergewaltigt und unterdrückt, aber niemals vom Erdboden fortgefegt werden können.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Metzger & Wittig, Leipzig.

Digitized by Google

R. II 5

Zweite Auflage.

Sodom und Gomorrha

oder

Der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

II.

Inhalt:

Die Münchener Jury und ihr hochnothpeinliches Halsgericht im Glaspalast.
Einer Jury Zweck, Ziel und Ende.
Ibsen als Possenreißer in London.
Die Lüge. Ein realistisches Conflictsdrama aus dem Norwegischen von P. von Schönthan.
Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin und seine verpfuschten Entwürfe.
Die Modernen und ihre geistige Prostitution.
Aus der Kunstwaschanstalt der Tagespresse.
Der Hecht im Karpfenteich des Wiener Burgtheaters.
Uebersättigung. — Medaillenhochfluth.
Meine München-Hausiade.

München 1891
Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

Mit diesem zweiten Hefte von „**Sodom und Gomorrha**“ publiciren wir eine neue Reihe uns zugekommener Artikel. Es ist gleich dem ersten Hefte „**ein ethischer Kern in stacheliger Hülle.**“ Die Herausgeber heben die Nothwendigkeit hervor, daß der Ungeschmack auf allen Gebieten nur durch Ironie und Satire wirksam bekämpft werden kann.

Das demnächst erscheinende **dritte Heft** wird u. A. bringen: **Die Tölpelhaftigkeit des Spiritismus. — Geschmacksverderber und Proletariat in den Kunstausstellungen. — Das Nackte in der bildenden Kunst. — Sankt Georg, der Kunstritter ohne Furcht und Tadel. — Die Begriffsverwechselung des Wortes „Ehre“.**

Der „Breslauer General-Anzeiger“ sagt über Heft I.:

Der im Titel angedeutete principielle Zweck dieser zwanglosen Hefte ist im Heft I. glänzend und überzeugend erreicht. In einer brillanten Stilistik, mit einer unwiderlegbaren Logik, mit feinem durchgebildeten ästhetischen Geschmack wird hier in satirischer und original-humoristischer Art die üppig wuchernde Unnatur, der verpestende Marasmus unserer modernen deutschen Kunst, Litteratur und Presse auf allen Gebieten bekämpft. Die Kritik ist wirklich höchst originell, cyklopisch, wird aber nichtsdestoweniger fast niemals persönlich, sondern steht stets über dem Thema. Die Ibsen- und Rembrandtomanie, „Sodom und die Sudelmänner“, „Bismarckhetze“ ꝛc. werden einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen. Wir können dieses Heft I., welches wir von der ersten bis zur letzten Zeile mit einem wahren geistigen Genuß gelesen haben, nur angelegentlichst empfehlen. Vivant sequentes!

Digitized by Google

Sodom und Gomorrha

oder

der Untergang des guten Geschmacks

in

Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

II.

Zweite Auflage.

München 1891.

Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Münchener Jury und ihr hochnothpeinliches Halsgericht im Glaspalast . . 3
Einer Jury Zweck, Ziel und Ende 13
Ibsen als Possenreißer in London 20
Ibsen als Geist 22
Die Lüge. Ein realistisches Conflictsdrama aus dem Norwegischen 31
Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin und seine verpfuschten Entwürfe . . 35
Die Modernen und ihre geistige Prostitution 40
Aus der Kunstwaschanstalt der Tagespresse 47
Der Hecht im Karpfenteich 54
Litterarische Uebersättigung 55
Medaillen-Hochfluth 59
Meine München-Hausiade. Glaspalaststudie eines Durchgereisten 62

Digitized by Google

Die Münchener Jury und ihr hochnothpeinliches Halsgericht im Glaspalast.

Von

einem Mitgliede der Münchener Künstlergenossenschaft.

Querköpfigkeit. — Coterie. — Das Berliner Bilder-Kistenmagazin. — Statutenverstoß. — Die Vergewaltigung der Kinder des eigenen Hauses. — Begünstigung des Auslandes. — Mahnung.

Als vor nunmehr drei Jahren, nach Beseitigung großer, sich dem Unternehmen entgegenstellender Schwierigkeiten und nicht ohne heftigen Widerstand im eigenen Hause, die „Münchener Jahresausstellung" als beschlossene Sache betrachtet werden konnte, da knüpften sich frohe Hoffnungen an dieselbe und es schien eine kurze Zeit, als sollte ein neuer Frühling erblühen für die Münchener Kunst.

War es doch längst schon zur Evidenz erwiesen, daß für die in den letzten zehn Jahren so stark gewachsene Münchener Künstlerkolonie, die in vierjährigen Intervallen wiederkehrenden „Internationalen Kunst-Ausstellungen" mit ihrem stets beschränkten Raum bei Weitem nicht mehr ausreichend waren, um all dem Guten und Schönen, das mit fröhlicher Begeisterung und ach, so oft, mit heldenmüthiger Entsagung und Opferwilligkeit von unseren Künstlern, von Jung und Alt, geschaffen wurde zum Ansehen und zum Rechte zu verhelfen.

Wenn der Fremde in den Jahren, wo wir keine große Ausstellung haben, so hieß es da, nach München kommt, empfängt er durchaus keinen Eindruck von dem Kunstschaffen unserer berühmten Stadt. Die Localausstellung ist nicht geeignet, ein klares Bild davon zu bieten; höchstens sind es die Kunsthandlungen, mit ihren bekannten Nummern gangbarer Meister und guter Namen. Es machte sich auch besonders das dringende Bedürfniß geltend, den zahlreich emporstrebenden, jüngeren Künstlern häufiger Gelegenheit zu bieten, mit ihren Werken vor ein großes Publicum zu treten.

Geben wir also fortan alljährlich eine große Vorstellung! wir können es ja, schaffen wir eine Ausstellung, so hieß es, wo alles Gute, was alljährlich in München gemalt, gemeißelt und gestochen wird, ehrenvollen

Digitized by Google

Platz finden kann und muß. — Und so entstand die Münchener Jahresausstellung, — von der Generalversammlung der hiesigen Künstlergenossenschaft nur unter der ausdrücklichen Bedingung genehmigt, daß es eine „Deutsche Ausstellung" werde mit Hinzulassung auswärtiger Kunstwerke. Es wurde noch hinzugefügt, daß durch die Jahresausstellungen, die schon oben erwähnten „Internationalen" in keiner Weise gefährdet werden dürften, woraus allein schon hervorgeht, daß das charakteristische Gepräge der Jahresausstellung — deutsch — sein müsse.

Nachdem man Vorstehendes gelesen, gehe man in den Glaspalast und sehe sich diese deutsche Jahresausstellung an, deren Firma jetzt allerdings moderirt worden ist. — Man wird, denke ich, gerade den entgegengesetzten Eindruck erhalten, den einer fremdländischen Ausstellung, mit Hinzulassung deutscher Kunstwerke, — und zwar vorwiegend solcher, welche möglichst getreu die verschiedenen Ausländer in ihrer Aeußerlichkeit nachahmen.

Selbständige Kunstwerke von Münchener Künstlern ersten Ranges, welche außer ihren technischen Vorzügen auch deutsche Eigenart, Geist und Herz, sowie eine tiefe Innerlichkeit verriethen, sind in großer Anzahl von der Jury zurückgewiesen worden. — Doch ich will nicht vorgreifen, davon später. Nur eine Frage möchte an dieser Stelle noch in Betracht zu ziehen sein, die nämlich, wodurch sich wohl die bereits ausgeschriebene nächstjährige „Internationale Kunstausstellung" von der heurigen Jahresausstellung noch unterscheiden soll?

Wissen Sie es vielleicht, meine sehr verehrten Leser? — Nein? — Ich weiß es nämlich auch nicht. — Doch halt! Es fällt mir etwas ein, die klugen Köpfe der Juroren könnten doch noch einen Unterschied ausfindig machen, den nämlich, daß man im nächsten Jahre — gar keine Münchener Kunstwerke zur Ausstellung zuläßt.

Nachdem also bei der Gründung unserer Jahresausstellung durch schöne patriotisch und poetisch gefärbte Reden und glänzende Versprechungen die Münchener Künstlergenossenschaft in ihrer Mehrheit gehörig präparirt worden war und zu Allem „ja" gesagt hatte, ging man auch gleich an die Ausführung, nach bekanntem Modus. — Eine geschäftige Coterie nahm sich der ganzen Sache auf das Wärmste an. Diese guten Menschen beschlossen Alles allein zu besorgen; Aufnahme der Werke, Aufstellung, sowie Prämiirung derselben. In ihrer Selbstverleugnung hätten sie auch noch am liebsten der Vorstandschaft die Geschäfte aus der Hand gewunden. (Vergleiche Dr. Hirth's schmachvoll mißglückten Angriff gegen Stieler.) Doch das ist ihnen seltsamer Weise nicht zugestanden worden und es ist eigentlich bedauerlich, denn wir wären dann voraussichtlich schon um einen großen Schritt weiter gekommen, ich meine dahin, wohin es nothwendiger Weise kommen muß und zwar bald kommen muß, wenn für die Münchener Kunst noch Hoffnung bestehen soll, von der ihr zugefügten Schädigung sich

Digitized by Google

baldigst zu erholen — zum Zusammenbruch des ganzen Unternehmens in seiner heutigen Fassung.

Diese Coterie, aus der sich alljährlich bei unserem unglaublichen Wahlmodus der größte Theil der Jury rekrutiren kann, welche letztere sich nicht scheut, die heiligsten Interessen der Corporation, welcher sie zu dienen vorgiebt, und des Landes, welches sie nährt, mit Füßen zu treten, wird, wenn man ihr nicht gewaltsam ein Ziel setzt, den ganzen Ruhm Münchens, der ersten Kunststadt Deutschlands, das Lebenswerk eines großen Königs und die mit so schönem Erfolge gekrönte Arbeit von Generationen in kurzer Zeit in Frage gestellt haben.* — Wie jener große Fürst, welchem München seinen heutigen Glanz und besonders seinen Kunstruhm zum größten Theile zu verdanken hat, ganz richtig einsah, ist es vor allen Dingen nothwendig, daß in einer Stadt, in welcher die Kunst eine Pflegestätte haben soll, auch ein gesunder Nährboden für dieselbe geschaffen sei. Dieser Satz ist so einfach und so einleuchtend, daß ihn eigentlich ein moderner Negerknabe begreifen sollte. Nun waren wir in München in der glücklichen Lage, einen solchen „gesunden Nährboden" bereits zu besitzen, bis es sich eine blindwüthige Partei zur Aufgabe machte, denselben den hiesigen Künstlern unter den Füßen hinwegzuziehen.

Wie das geschehen und weiter geübt wird, möchte ich in aller Kürze in folgenden Zeilen erläutern.

Wie hat es sich die Jury angelegen sein lassen den Münchener Kunstinteressen gerecht zu werden? — Ich betone die diesjährige Jury aus dem Grunde, weil sie alle vorhergegangenen in den Schatten stellte und das Maß der Langmuth erschöpfen mußte. Ein kleines Beispiel von ihrer Kollegialität lieferten einige dieser Herren bereits, als es sich darum handelte, die Gemälde der Münchener Abtheilung in der Internationalen Kunstausstellung zu Berlin aufzuhängen. Nachdem sich die auf ihren eigenen Wunsch mit der Mission betrauten Herren nach Berlin begeben hatten und für ihre eigenen Werke, welche sie natürlich für die vornehmsten hielten, die besten und günstigsten Plätze ausgewählt, nahmen sie sich auch der Uebrigen an und bedeckten damit die Wände der für München reservirten Räume. Es stellte sich nun bald heraus, daß der vorhandene Raum für die von der hiesigen Jury statutengemäß für Berlin angenommenen Werke bei Weitem nicht zureichte. — Nun sollte man wohl glauben, hätten diese Herren, die Vorstandschaft in München von der Calamität sofort in Kenntniß gesetzt und um neue Instructionen gebeten. — Gott bewahre! Es handelte sich ja nur um etwa — hundert und dreißig! von der Jury angenommener Gemälde — und für ihre eigenen war ja gut gesorgt. Sie reisten ganz vergnügt nach München zurück, nachdem sie in

* Der geschmacklosen Coterie, von welcher hier die Rede ist, eine solche Macht zutrauen, heißt ihr doch wohl eine zu große Ehre erweisen. Die Herausgeber.

Digitized by Google

Berlin verschiedenen Festlichkeiten beigewohnt hatten, wo viel geredet wurde vom Idealen in der Kunst, von Kollegialität und dergleichen hochtrabenden Dingen, und überließen jene hundert und dreißig Werke ruhig ihrem weiteren Schicksale d. h. dieselben blieben in irgend einem Schuppen for Queen's pleasure eingesperrt und wären bei Gelegenheit ihren Autoren wieder einmal zugestellt worden; — wenn die Münchener Künstlergenossenschaft nicht außer einer Jury auch noch eine Vorstandschaft gehabt hätte, mit einem recht schneidigen Präsidenten, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann, welcher außer anderen Vorzügen auch ein recht deutlich ausgebildetes Pflichtgefühl besitzt.

Die Vorstandschaft ersuchte die Herren Abgesandten, sogleich noch einmal nach Berlin zurückzukehren und ihre Schuldigkeit zu thun, d. h. dafür zu sorgen, daß jenen stehen gelassenen Werken zu ihrem Rechte verholfen werde. — Jedoch man weigerte sich. — Es wäre ja überhaupt nicht daran zu denken, noch für so viele Bilder Platz zu gewinnen und übrigens seien dieselben ja auch nichts besseres werth, als ausgeschlossen (oder besser: eingeschlossen) zu werden.* Wo bleibt die sittliche Würde, wenn jedes Mittel recht scheint, seine Berufsgenossen zu unterdrücken? Es blieb der Vorstandschaft nichts übrig, als ihren Präsidenten Stieler zu ersuchen, selbst nach Berlin zu reisen, um zu retten, was noch zu retten war. — Demselben ist es denn auch gelungen, durch energisches Vorgehen gut zu machen, was jene Herren gesündigt hatten und hat sich der Präsident dadurch auf's Neue den wärmsten Dank der Münchener Künstlergenossenschaft verdient.

Auch der gesammten Vorstandschaft muß für ihr Vorgehen in dieser Angelegenheit, der schuldige Dank ausgesprochen werden.

Ich komme jetzt auf die hiesige Jahresausstellung zu sprechen und muß zugestehen, daß das Arrangement derselben und der äußere Gesammteindruck ein ganz befriedigender ist. Die Ausstellung hat im Ganzen ein vornehm künstlerisches Gepräge und sind namentlich die Werke mit mehr Sachkenntniß und Geschicklichkeit aufgestellt worden, als in früheren Jahren.

Die einzelnen Werke näher zu besprechen, ist nicht meine Aufgabe, da ich nicht beabsichtige, eine Kritik zu schreiben. Doch kann ich es nicht

---

* Wir stellen dieser geschmacklosen Thatsache eine sehr bezeichnende Notiz des Berliner Courier (Nr. 45. 1891) gegenüber, die wie eine Selbstverspottung des Herrn von Werner klingen würde, wenn sie nicht ernst gemeint wäre: — „Unter der anfeuernden Inspicirung Anton von Werner's hat auf der ganzen Linie die Umwandlung und Adaptirung der zur Bergung der Kunstwerke bestimmten Räume ihren Anfang genommen. Dank diesen Neuerungen wird die Internationale Kunstausstellung 1891 zweitausend Gemälde mehr fassen, als ihre denkwürdige Vorläuferin, die Jubiläums-Kunstausstellung 1888. Man wird sich beim Betreten des Landes-Ausstellungspalastes zuerst gar nicht „auskennen." — Muß angesichts solcher Vorkommnisse nicht strebsamen, zurückgewiesenen Künstler die Röthe des Zornes und der Scham in's jedem Gesicht steigen?

Digitized by Google

unterlassen, weil ein Theil unserer Presse wie gewöhnlich so auch in diesem Jahre wieder anbetend kniet vor jeder ausländischen Curiosität — darauf hinzuweisen, daß die deutsche Abtheilung Kunstwerke aufzuweisen hat, die sich mit jedem Ausländer messen können, ja, daß Werke, wie die von Menzel, Lenbach, die beiden Kaulbach, Herterich, Hildebrand's weibl. Bildniß und andere, an Kunstwerth wohl die Hälfte von dem aufwiegen, was man aus aller Herren Länder hier zusammengeschleppt hat auf unsere Kosten. Der Gesammteindruck, welchen die Ausstellung macht ist also zugestanden ein guter. Aber ich komme nun zu der Erörterung der Frage, ob damit auch Alles erreicht ist, was die Jahresausstellung für die Interessen Münchens als Kunststadt anzustreben hat, — und da sage ich „Nein! — Tausendmal Nein!" — Die Hauptsache hat dieselbe vielmehr ganz verfehlt, das nämlich, weshalb die Jahresausstellung überhaupt geschaffen wurde: „der heimischen und nationalen Kunst ein mächtiger Förderer zu sein."

Was ist es vor Allem, wodurch es Paris gelungen ist, die Führerschaft der Welt in künstlerischen Dingen sich anzueignen und besonders, in einer so schwierigen Zeit wie der unsrigen auch zu behaupten? — Ist das dadurch erreicht, daß man große Ausstellungen machte, von allen möglichen internationalen Curiositäten und Absonderlichkeiten, von zum großen Theile mindestens sehr zweifelhaftem künstlerischen Werthe, dem zu Liebe man viel bedeutendere Werke von Künstlern des eigenen Landes gänzlich von der Ausstellung ausschloß? — Oder ist es dadurch erreicht worden, daß man dort weiß, was Patriotismus bedeutet und in richtiger Erkenntniß von dem was Noth thut, mit allen nur erdenklichen Mitteln die heimische und nationale Kunst zu fördern bestrebt war, dieselbe bei jeder Gelegenheit auf den Schild zu heben wußte und stets in den Vordergrund stellte? — Ich glaube, daß nur Wenige, um die richtige Antwort verlegen sein werden.

Man machte Ausstellungen in Paris von jeher zur Ehre und zur Förderung der eigenen Künstler. Man hieß auch wohl einen Fremden willkommen, vorausgesetzt, daß seine Werke würdig waren, um zugelassen zu werden. — Darum gilt es noch heute als eine ganz besondere Auszeichnung, wenn die Werke ausländischer Künstler im dortigen Salon Aufnahme finden.

Bei uns geht man von ganz anderen Erwägungen aus. Die heimische Kunst und die heimischen Künstler sind gänzlich Nebensache. Hauptsache dagegen der Augenkitzel einzelner Personen, das Streberthum und der in falschen Bahnen wandelnde persönliche Ehrgeiz mit seiner Sucht nach Orden und Medaillen auf Gegenseitigkeit. Wie könnte es sonst kommen, daß Gemälde, wie wir sie erst jüngst im Kunstverein zu sehen Gelegenheit hatten, das großartige Landschaftsbild unseres rühmlichst bekannten W . . . und das herrliche Meer von E . . ., beides Werke, welche mit „Medaillen" ausgezeichnet worden wären, wenn sie ein Ausländer zur Ausstellung gebracht

Digitized by Google

hätte, wie könnte es, frage ich, kommen, daß solche deutsche Werke von der Jury für die deutsche Münchener Jahresausstellung zurückgewiesen werden konnten? . . . Der Uneingeweihte wird sich fragen, ob denn gar keine Statuten für die Jahresausstellung geschaffen waren. O ja, Statuten haben wir wohl. Es genügt indessen, daß dieselben auf dem Papiere stehen und daß man sie event. einmal irgendwie gebrauchen kann. Aber innegehalten werden sie nicht, am allerwenigsten von denen, welche darüber zu wachen haben. Wir haben einige Paragraphen, welche der Jury ganz bestimmt vorschreiben, was sie thun darf, aber — — — da heißt es zum Beispiel in den Satzungen für die Jahresausstellung § 2, Ziffer 3: „Von einem Künstler können nur drei Werke gleicher Gattung zugelassen werden." — Dabei befindet sich allerdings eine Bemerkung, welche besagt: „Bei hervorragenden Werken ist die Jury berechtigt eine Ausnahme zu machen." — Man wollte es durch diesen Zusatz der Jury ermöglichen, einmal in einem ganz außergewöhnlichen Falle und im besonderen Interesse der Ausstellung eine Ausnahme eintreten zu lassen.

Doch wie hat sich die Jury diesen Paragraphen ausgelegt und ihre Macht zum Schaden der heimischen Künstler mißbraucht? — Nehmen wir den Katalog zur Hand, denn Zahlen beweisen stets am besten.

Die Jury selbst ist, was den Platzanspruch für ihre eigenen Werke anbelangt, bescheiden gewesen. Wir finden da nur Stuck mit zwei und Trübner mit neun Gemälden mehr vertreten, als ihnen statutengemäß zukommt. Der Erstere hat fünf, der Andere zwölf Gemälde zur Ausstellung gebracht. Es mußten also um das zu ermöglichen, elf Werke anderer Münchener Künstler zurückgewiesen werden. Die übrigen Jurymitglieder haben die vorschriftsmäßige Anzahl nicht überschritten, oder auch zum Theil gar nichts ausgestellt.

Nun folgt aber eine Collectivausstellung auf die andere, im Ganzen elf an der Zahl und zwar mit Ausnahme von zweien, des Münchener Kubierschky und des Frankfurter H. Thoma, von lauter Ausländern.

Von Thoma sind laut Katalog zur Ausstellung gelangt zwanzig Werke, von Kubierschky 11, von Artz im Haag 15, Böcklin 17, de Haas 16, Hamel 14, Hamilton 14, Mauve in Holland 17, Menpes in England 25, Marées ist mit 31 Nummern vertreten und J. Reid in London gar mit im Ganzen „fünfundsechzig Werken." — 33 Oelgemälden und 32 Aquarellen und Zeichnungen. Darunter befinden sich und zwar zum größten Theil, kaum halbvollendete Gemälde, ferner ganz flüchtige geschmacklose Skizzen und schließlich so skizzenhafte Andeutungen, welche für gar Niemanden ein Interesse haben können, als für den Maler selbst. — Ich habe bei dieser Zusammenstellung von den Künstlern gänzlich Abstand genommen, welche allerdings mit mehr, als der vorschriftsmäßigen Anzahl aber mit weniger als — zehn — Nummern in der Ausstellung vertreten sind.

Digitized by Google

Zugestanden nun, daß in allen diesen Sammelausstellungen der Jahresausstellung viel des Interessanten und sogar einiges künstlerisch „Hervorragendes“ enthalten ist, so ist das doch durchaus ungenügend, um damit die Vergewaltigung entschuldigen zu können, welche den heimischen Künstlern dadurch angethan wurde und den Schaden auszugleichen, welcher der Münchener Kunst sowohl in idealer als auch in materieller Hinsicht zugefügt worden ist. Den Fremden ist es natürlich in keiner Weise zu verdenken, wenn sie den ihnen aufgedrungenen Vortheil (man geht ja förmlich betteln im Auslande) nach allen Richtungen hin ausnutzen, lachend über den deutschen Michel, der in gewisser Hinsicht noch immer derselbe ist wie in vormärzlichen Zeiten. Wenn statutengemäß nur drei Werke einer Gattung von jedem Künstler ausgestellt werden dürfen — und dabei heißt es noch: „Maßgebend für die Aufnahme ist außer der Qualität der Kunstwerke die Rücksicht auf den vorhandenen Raum,“ — so kann es sich wohl Jeder, der ein Interesse daran hat, leicht selbst ausrechnen, wie viele unserer Münchener Künstler diesem „Fremdensport“, denn anders kann man es nicht nennen, zum Opfer fallen mußten. Es sind so zu sagen die Kinder des eigenen Hauses, welche man auf die Straße wirft und ihnen das Brot nimmt, um Fremden en masse Wohnung und Nahrung bieten zu können. — Und dabei ist es nicht etwa die Mittelmäßigkeit der heimischen Kunst, welcher ich hier das Wort rede, o nein, Mittelmäßiges und darunter findet sich in der Ausstellung noch leider gar zu viel, — es ist vielmehr der Umstand, daß ein großer Theil unserer allerbesten Namen und ganz besonders hervorragende Kunstwerke ohne einen anderen Grund von der Ausstellung ausgeschlossen wurden, als für diese „Masseneinquartirung“ Platz zu schaffen.

Zur Ehre der Jurymitglieder kann und will ich wenigstens nicht annehmen, daß noch andere Gründe maßgebend gewesen sein könnten bei einer Abschlachtung so scheußlicher Art, wie sie dieses Jahr im königlichen Glaspalast stattgefunden hat.

Nun möge man aber ja nicht annehmen, daß ich ein Gegner der Fremden in der Ausstellung sei, ich halte es sogar für wünschenswerth aus mehr als einem Grunde, daß unsere Ausstellung alljährlich eine Zahl besonders hervorragender ausländischer Werke aufzuweisen habe. Ich erkenne es an, daß die beiden allerbedeutendsten Werke unserer diesjährigen Ausstellung von Ausländern herrühren: „Comitésitzung der französischen Ausstellung in Kopenhagen“ von Kroyes und „der goldene Regen“ von Courtens. Es sind das Werke, welche nicht nur die allergrößte Zierde unserer Ausstellung bilden, sondern es wird unseren Künstlern auch eine Fülle von Anregung und Studium durch solche besonders hervorragenden Werke geboten, doch darf das Heranziehen der Fremden nie so ausarten, daß die Ausstellung von fremder Marktwaare überfluthet wird, oder von unverständlichen skizzenhaften Andeutungen, welche nur Interesse für ihre

Digitized by Google

eigenen Urheber haben — oder ferner, daß auch nur „ein“ hiesiger Künstler aus diesem Grunde ausgeschlossen werde. — Wir haben ja dafür die schon erwähnten „Internationalen Kunstausstellungen“, wo ohnehin das fremde Element den breitesten Raum einzunehmen hat und ich dächte doch auch, daß die besondere Eigenart der vorgenannten Künstler, welche mit bis zu 65 Werken erschienen sind, aus der vorschriftsmäßigen Anzahl genügend erkannt werden kann. Wenn nicht, nun, so bieten ja die nächsten Jahre immer wieder auf's Neue Gelegenheit dazu.

Was dürfte nun für München das Resultat sein, wenn seitens der Jury so weiter gewirthschaftet wird, wie es in den letzten Jahren geschah und wie es sich von Jahr zu Jahr gesteigert hat? — Man hat einer großen Anzahl, von hier lebenden angesehenen Künstlern die Pforten der Ausstellung verschlossen. Man hat Werke zurückgewiesen, welche während ihrer kurzen Ausstellung im hiesigen Kunstverein Aufsehen machten und die Aufmerksamkeit der ganzen künstlerisch gebildeten Kreise Münchens auf sich gelenkt hatten. Man muß zugestehen, daß dazu ein gewisser Muth gehört, um nicht zu sagen: Hochmuth. — Was bleibt nun jenen Künstlern anders übrig, als anderwärts für ihre Werke die ihnen hier versagte Unterkunft zu suchen? — Was sollte dieselben dann wohl noch weiter veranlassen, ihren Wohnsitz in München beizubehalten? — Ist es denn nicht ganz natürlich, daß man fortgeht, wo man nicht gern gesehen ist und sich dahin wendet, wo sich Arme ausbreiten, um einen liebevoll zu umfangen? — Und was läge da dem deutschen Künstler wohl näher, als Berlin? — Berlin, das schon so lange und sehnsüchtig darnach verlangt, die erste Kunststadt Deutschlands zu werden, das große Mittel aufwendet, um diesen Zweck zu erreichen und dem es dennoch nicht gelingen könnte, unserem lieben trauten München die Palme aus der Hand zu winden, wenn ihm nicht durch vorstehende Unbesonnenheiten einer gefährlichen Coterie von München aus selbst direct in die Hände gearbeitet würde.

München könnte also demnächst das traurige Schauspiel einer Massenauswanderung seiner Künstler erleben, was dann? — Es würden ja noch immer eine große Zahl hervorragender Kräfte verbleiben, zumal diejenigen, welche ein Amt bekleiden und nicht zuletzt — die Coterie mit ihren wirklichen und künstlich gezüchteten Größen. — Wäre aber München dann noch dieselbe große Kunststadt wie bisher? — Es würde auch vielleicht der Markt noch eine Zeit lang bleiben, — vielleicht!

Der Fremde kam schon längst nach München, angezogen durch die Sehenswürdigkeiten unserer Stadt, um Münchner Kunst zu sehen und Werke Münchner Künstler zu erwerben. Denn München hatte seinen Ruhm als Kunststadt in der Welt schon längst, bevor an Unternehmungen, wie sie hier besprochen werden, nur gedacht war.

Wenn es sich nun eine geschäftige Jury auch angelegen sein läßt, durch ihre Ausstellung etwa zu sagen: „Lieber Fremder, du kamst bisher

Digitized by Google

nach München, um Münchner Kunst nicht nur an der Quelle zu genießen, nein, auch zu kaufen, wenn du in der glücklichen Lage warst, dir das gestatten zu können; das ist ja recht schön von dir gewesen, aber — es war doch eigentlich recht geschmacklos. Wir sind zwar hier zum nicht geringen Theil dadurch eine wohlhabende blühende Stadt geworden; das ist ja Alles recht schön und anerkennenswerth, aber — wir fühlen doch die Verpflichtung, dich lieber Fremder aufzuklären und dich über das Wesen „wahrer Kunst" zu belehren. Lege fürderhin dein Geld besser an wie bisher und kaufe dir z. B. hier dieses Gemälde von dem berühmten X. — — —. Na, da mußt du staunen nicht wahr?" — Und wenn dann besagter Fremder schüchtern einwenden sollte: „Staunen? — nun ja, allerdings, aber, ich weiß nicht, was das Gemälde eigentlich vorstellt." — „Aber! was es vorstellt! — Das ist ja ganz gleichgültig, je weniger du erkennst mein Lieber, um so mehr kannst du dir doch was dabei denken und vermuthen. Und das Denken mein Lieber, das ist bei unserer Kunst die Hauptsache, d. h. was der Beschauer in dieselbe hinein zu denken hat." — Oder, wenn dir das wirklich nicht gefällt, was sagst du denn zu dem famosen Y. . . .? „Ah! Ja, es ist gewiß ein großes Kunstwerk, denn sonst könnte es sich ja nicht in dieser berühmten Ausstellung befinden, aber — Was? schon wieder ein Aber? — Ja, ich finde nämlich keinen logischen Zusammenhang der Körperformen, keine Zeichnung, die Füße und — Halt! Hören Sie auf! Da haben wir es ja, wie verwildert Ihr Geschmack ist, mein Herr. — Zeichnung — Verständniß für Körperformen und dergleichen veraltetes dummes Zeug! — Welcher gebildete Mensch redet denn heute überhaupt noch davon? — Mein Lieber, ein Künstler, der zeichnen kann, ist nach unserer heutigen Anschauung überhaupt kein wahrer Künstler. — Wozu haben wir denn den photographischen Apparat? — „Aber ich möchte denn doch," — „Was haben Sie denn noch immer zu mögen? lassen Sie sich belehren und seien Sie dankbar dafür."

So ist es doch mindestens fraglich, ob besagter Fremder nicht „bockig" wird und nach empfangener „Belehrung" es am Ende vorzieht, wieder gleich nach den bezüglichen Quellen zu gehen. — Der schwache Besuch unserer diesjährigen Ausstellung dürfte schon nach dieser Richtung hin etwas zu denken geben.

Ich habe ein häßliches Wort aussprechen hören, ein Wort, das nur die Verzweiflung eingeben konnte. Die Aufregung ist ja natürlich eine große, es hieß: „Sprengung der Künstlergenossenschaft." — So groß und so berechtigt die Erbitterung in künstlerischen Kreisen Münchens ist, in vielen Fällen die Verzweiflung, so hat doch dieses Schreckenswort mein ganzes patriotisches Gefühl erschüttert und ist der eigentliche Grund zu dieser Schrift.

Es giebt noch andere Mittel als dies äußerste. Wenn eine einflußreiche schädliche, jedoch verhältnißmäßig kleine Coterie, so stark sein kann,

Digitized by Google

vermochte sie das nur zu werden, durch einmüthiges, zähes Zusammenhalten. Wenn nun die besonnenen Elemente der Künstlergenossenschaft, welche doch Gott sei Dank, die starke Majorität bilden, sich daran ein Beispiel nehmen wollten und sich zu guter That einmüthiglich zusammen finden, so muß es ja ein leichtes sein, Ordnung und Recht zu schaffen. Es ist so Vieles selbst verschuldet worden und trifft der Vorwurf, durch Theilnahmlosigkeit sich einer Unterlassungssünde schuldig gemacht zu haben Viele, welche jetzt unter der entstandenen Gesetzlosigkeit und Willkür mit zu leiden haben.

Wenn nun, so meine ich, diese starke Majorität endlich einmal fest wie ein Mann zusammen steht, die Statuten, soweit es nothwendig ist, einer Verbesserung unterzieht, wobei es vor Allem darauf ankommt, die „Kautschukparagraphen" zu entfernen, und felsenfest die „ursprüngliche Durchführung" des Programms verlangt, so müssen doch gesunde und geordnete Zustände einzuführen sein. Nur die unselige Zersplitterung ist schuld daran, daß es so weit hat kommen können. Ferner dürfte es auch endlich an der Zeit sein, die ganze Art und Weise, wie noch heute eine Jury arbeitet, einer gründlichen Reorganisation zu unterwerfen.

Ich gebe zu, daß es schwierig ist, hier den richtigen Modus zu finden. So wie die Sache bisher betrieben wurde ist es unwürdig einer Zeit, welche das neunzehnte Jahrhundert beschließt. Daß es anderswo auch so ist oder ähnlich, darf für uns kein Grund sein, diese Zustände beizuhalten.

Eine Jury in Kunstsachen von heute (1891) ist noch das letzte Ueberbleibsel, der allerletzte traurige Rest einer stockfinsteren, längstvergangenen Zeit. Es ist eigentlich schade, daß man eine solche nicht für das Nationalmuseum conserviren kann. — Wie in den Zeiten der Inquisition Menschen zum Tode verurtheilt und hingeschlachtet werden konnten, ohne daß man es für nöthig befand, den unglücklichen Opfern von oft finsterer Rach- und Ränkesucht, ihr Urtheil nach aller Form Rechtens zu begründen, — ebenso schlachtet die Jury einer heutigen Kunstausstellung ihre Opfer ab. Wo wir überall und in allen anderen Dingen nur öffentliches Verfahren kennen, genügt hier ein abweisendes Urtheil — begründet braucht dasselbe nicht zu werden, um Kunstwerke von hoher Bedeutung auszuschließen und oft ganze Existenzen zu Grunde zu richten. — Wie oft hat nicht ein Mensch seine ganze Hoffnung auf ein Werk gesetzt, gedarbt, um es zu vollenden — hier wird er in frivoler und leichtfertiger Weise um die Möglichkeit gebracht, dasselbe auch nur — ausstellen zu können.

Wenn Männer von Pflichtgefühl, und solche soll man nur damit betrauen, ihre Aufgabe mit heiligem Ernst erfüllen und wie es sich gehört, nur solche Werke ausschließen, welchen es an wirklich künstlerischen Qualitäten gebricht, so muß das Urtheil auch begründet werden können. — Richtungen und Moden dürfen niemals ausschlaggebend sein, denn die

Digitized by Google

Kunst ist keine Modedame, welche unter allen Umständen „modern“ sein muß, um genießbar zu sein. Eine Kunst, welche nur „modern“ ist, weil sie affectirt ist, und nichts weiter, trägt ihren Tod schon in sich, denn sie wird in kurzer Zeit wieder „unmodern“ werden, während das Zeichen aller wahren Kunst gerade darin besteht, „alle Epochen unabhängig von den verschiedenen Moden siegreich zu überdauern.“

Es ist auch ferner zu begründen, wenn Kunstwerke aus politischen oder Sittlichkeitsrücksichten ausgeschlossen werden müssen.

Daß es nicht länger so fortbestehen kann wie bisher, dafür hat die diesjährige Jury gründlich gesorgt. Wenn man den Willen hat zu reformiren, so wird ein anderer Modus auch gefunden werden.

Im Angesichte der Gefahr, welche die Münchener Kunst bedroht und die, wie ich glaube, in diesem Jahre auch von den sonst vertrauensseligsten Gemüthern erkannt worden ist, fordere ich die Majorität der Münchener Künstlergenossenschaft auf, zum festen Zusammenstehen, damit folgendes Programm zur Durchführung komme:

„In vierjährigen Perioden wiederkehrende Internationale Kunstausstellungen in München“ und „in jedem dazwischen liegenden Jahre eine deutsche Münchener Jahresausstellung!“ B.—

Einer Jury Zweck, Ziel und Ende.

Befähigung der Jury. — Die Hinausgestoßenen. — Ueberhebung. — Erbitterung. — Kopf ab! — Menschenwürde. — Vandalismus. — Geschmacksverderber von Beruf. — Neufundländernaturen. — Vilma Parlaghy. — A. von Werner, der fürstliche Portier. — Kunstsalbaderei der Presse. — Beleidigung der Menschlichkeit. — Remedium.

Be not like dumb driven cattle,
Be a hero in the strife.
Longfellow.

Wir haben der vorstehenden Abhandlung des als Mann und Künstler gleich wackeren Verfassers noch ein Geleitswort für seine Wünsche hinzuzufügen.

Zum guten Geschmack, den jeder Gebildete sich zu eigen machen soll, gehört u. A. auch die Ehrung der Rechte Anderer. Die schönste Zierde eines Richters ist Gerechtigkeit und Milde; diese Eigenschaften gepaart ziemen auch einer Ausstellungsjury. Zum Mitglied einer Jury gehört ein befähigter Künstler, aber auch ein ganzer Mensch. Es giebt keinen schöneren Lohn für einen Künstler, als wenn er sich neben der Anerkennung für seine Leistungen auch die Herzen seiner Mitmenschen erwirbt. Wen das Glück mit Milde und Wohlwollen überschüttet hat, soll auch Milde und

Digitized by Google

Wohlwollen gegen seine Berufsgenossen üben und muß tüchtig sein im täglichen Leben. In eine Ausstellungsjury gehören liebenswerthe, vertrauenswürdige Männer, welche keine destructiven Tendenzen verfolgen, nicht das Sprengpulver für die Genossenschaft der Künstler heimlich in der Tasche tragen.

Wir brauchen uns kaum ein Bild zu machen von dem, was man Künstlers Erdenwallen nennt, weil es genügend bekannt ist. Manchem jungen Künstler, wenn er sein erstes Bild verkauft hat, ergeht es wie Hans im Glück, und die junge Malerin, welcher der Zutritt zur Akademie verschlossen ist, trotzdem aber voll froher Hoffnungen und mit einem gar nicht übelen Talent in einer Kunststadt sich niederläßt, wird in jetziger Zeit niemals ihre Träume verwirklicht sehen; sie spielt die Geschichte vom Milchmädchen mit dem zerbrochenen Topf. Es wäre für diese Geschöpfe, die ja meistens aus guter Familie sind, ein Zustand um direct in's Wasser zu gehen, hätte das gütige und allwaltende Geschick nicht Mitleid mit ihnen und schenkte ihnen trotz der Jury von Zeit zu Zeit einen Sonnenstrahl. Was ist denn überhaupt so ein Künstlerleben, wenn man Talent aber kein Glück hat! Die Akademien entlassen alljährlich eine Unmasse mit unnützen Diplomen und Belobigungen ausgestatteter junger Leute und Einer unter hundert kann sich durchwinden. Die übrigen kommen aus Hunger in den Sudeltopf oder werden im günstigsten Falle Zeichenlehrer an einer Volksschule; jeder wartet auf eine freie Stelle. Wer wartet überhaupt nicht auf eine freiwerdende Stelle; »ôte-toi, que je me mette!« ist die Losung der ganzen Welt! Mit den jungen Mädchen ist es nicht viel anders, sie werden aus Verzweiflung Bonnen oder Gesellschafterinnen u. dgl. An welche Thür klopft man nicht, wenn der Hunger stachelt, ein Retouchirplatz bei einem Photographen ist immer noch ein einträgliches Geschäft gegen das Loos der meisten. Manche verhungern aus Vornehmheit, weil ihnen der Kampf ums Dasein als etwas Frevelhaftes erscheint, und das Ringen miteinander um den Erfolg ist ihnen ein Greuel. Das Wüthen einer Jury erzeugt außerdem ein Wüthen in hartnäckiger Feindschaft gegen einander. Wer aber niemals Einblick hatte in solche Verhältnisse einer Kunststadt, geht wohl ruhig durch die Straßen, an manchem Dachatelier vorüber und hört nichts von dem Elend, das es in sich birgt, weil der Schrei der Noth, des Schmerzes und des Todeskampfes nicht bis zu seinen Ohren dringt, weiß nicht, daß Mancher, den die Jury mit roher Faust beinahe erwürgte, nicht einmal dazu gelangen kann, sich ein Stück Brod zu verdienen wie jeder Handlanger oder Lastträger. Hat denn der Schrei der Unterdrückten nicht der Jury in's Ohr gegellt: „Zur Beisteuer für das Prinz-Regenten-Album waren wir eben gut genug, dafür wurden unsere Bilder zum Glaspalast hinausgeworfen!“ Die Henkersknechte einer Jury sind allerdings nicht immer all zu stark belastet mit sittlicher Würde und jedes Mittel scheint ihnen recht und gut, wenn es gilt ihren eigenen

Digitized by Google

Zweck zu erreichen; sie erkennen nur den eigenen Erfolg im Leben an und es erscheint ihnen unbegreiflich, daß auch Andere einen Erfolg im Leben haben möchten, ja, die armen Zurückgestoßenen flößen ihnen eine Art von Verachtung ein; denn es scheint ihnen unfaßbar, wie einer nicht gleich den Wohlstand oder den Erfolg mit sich bringen kann. Sie sind so ausschließlich von ihrer eigenen Größe eingenommen, daß ihnen jedes andere Streben gering erscheint; Künstler ohne Namen sind in ihren Augen Bummler und Lumpen, Schriftsteller unbrauchbare Subjecte, Geschichtsschreiber sind Aufschneider; denn die neue Kunst macht ja die neue, die anachronistische, die verlogene Geschichte in ihren Bildern. Manche freilich, die das Elend mit seinen Krallen schon gepackt hat, verwandeln bald ihre heimliche Empörung in Resignation, weil Niemand da ist, der für sie ein Wort zu reden sich getraut. Zur Resignation gelangt man, wenn man sein tägliches Brod verdienen möchte und Niemand zur Stütze noch zum Gönner hat. Auf einen Künstler, der im Leben Sieger bleibt, kommen jetzt hundert Besiegte. Was nützt es manchem Zurückgewiesenen, daß er seinen Geist mit Gedanken nährt? Er muß Hungers sterben oder seinem Stande entsagen. Daß ein Mensch durch seine eigene Schuld aus seiner natürlichen Lehnsbahn geschleudert wird, ist nicht mehr als gerecht; wenn dieser seinem Stande Entzogener ein Trunkenbold, ein Wüstling, ein Faulenzer war, so erleidet er seine gerechte Strafe und darf sich nicht beklagen. Aber wenn man sich keinen Vorwurf zu machen, wenn man gearbeitet, gekämpft, gerungen hat, muß man dann nicht annehmen, daß die, welche seine Richter zu sein sich berufen glauben, schlecht organisirt sind? Dann soll es das Verhängniß sein, wenn die Energie schwindet, der Wille zerbröckelt und was noch schlimmer — das künstlerische Gewissen erschlafft. Wer hat ein größeres Recht zu sagen: „Ich bin ein ehrlicher Mann" — der, welcher immer Glück hatte oder der, dem das Glück die Pforten des Tempels wies? Es ist bei alledem ein sehr bescheidenes Glück, sein Bild von der Jury nur eben zugelassen zu sehen; ein Glück, für welches die Reichen dieser Erde wohl nur ein mitleidiges Lächeln haben. Glück! Wo ist denn überhaupt das wahre Glück? Es ist meistens dort, wo man es am wenigsten vermuthet, und es ist selten dort, wo man es zu finden glaubt. Da nun eine Künstlerjury in der That ein vollständiges System geschaffen hat, welches sie beschützt, so ist es natürlich nicht gerathen, sich gegen sie aufzulehnen, denn der einzelne Hinausgestoßene hat der Menge gegenüber stets unrecht! Ja, eine Jury ist ein schlechtes Machwerk, das kann man nicht leugnen, wenn es aber unmöglich scheint sie zu verbessern, muß man sie schon ertragen; aber die Rechtschaffenheit erscheint dann dem Aermsten nur eine Falle und die Tugend eine Betrügerin. Der ehrliche aber zurückgewiesene Künstler glaubt unter dem Zeichen des Skorpion geboren zu sein, oder daß man sein Talent vor den Augen eines hohen Protectors verborgen halten will, er plagt und wehrt sich, arbeitet still im Verborgenen

Digitized by Google

und sieht sich doch überwunden, während der verwegene Geselle, der nichts fürchtet, die, welche ihm im Wege sind, öffentlich bei Seite schafft und sich dreist Glück, Auszeichnung und Reichthum erwirkt. Bisher klagte der unverdient Erniedrigte nur das Schicksal, nicht die Menschen an, jetzt aber kehrt sich die Klage in Wuth um gegen die ganze Welt. Künstler, die sich durch Gewissensskrupel hemmen lassen, sind eben dumme Tröpfe. Man will irgendwo ein Echo gehört haben: „Ich nehme dein Bild auf, lieber X aus Brüssel oder Wien oder Kopenhagen, und verschaffe dir eine goldene Medaille, erinnere dich aber meiner, wenn nächstes Jahr eine Ausstellung in deiner Stadt." Orden um Orden, Beräucherung auf Gegenseitigkeit, gleichviel ob es der Elephantenorden oder der Aztekenorden von Gouadeloup, oder die goldene Rinocerosmedaille des Khedive, wenn nur der äußere Adel dadurch den inneren Adel erstickt; das ist vielfach ein Stigma unserer Zeit. —

Um vorwärts zu kommen, muß man Streber sein und vor nichts zurückschrecken; wer schweigend in der Stille Gutes und Schönes schafft, ist ein dummer Teufel, ein Trottel, er wird nicht beachtet, „wir brauchen Lärm und jemehr das unverständige Publicum sich über unsere geschmacklosen Bilder ärgert, desto größer die Reclame, desto mehr kommen wir in den Mund der Leute!" Bei solchen Gedanken kommt dem armen Teufel freilich das Bewußtsein, als ob seine Tugend, sein Seelenadel und seine Menschenwürde dahinschwände. „Wir haben ja genug arme Teufel von Künstlern, die nichts von ihrem Leben haben, auch nichts von ihrem Leben haben wollen, weil sie den Werth desselben überhaupt nicht verstehen. Was brauchen wir uns um die zu kümmern, wenn sie auch noch so talentreich sind. Fort mit ihnen!" Aber wer möchte der Behauptung wohl widersprechen, daß eine Jury meistens in dem Sinne urtheilt, in welchem sie zu urtheilen wünscht! Ihr Leitmotiv ist eigene nicht befriedigte Eitelkeit, diese ist unersättlich und greift zu jedem Mittel. Eine Jury aber, welche der Kunstentwickelung durch solche Mittel Hemmschuhe anlegt, begeht eine Geschmacklosigkeit, noch größer freilich ist die Geschmacklosigkeit, wenn ein Präses der Jury z. B. ausspricht, daß ein Künstler wie Ludwig Knaus bisher nur ein Hemmschuh für die Entwickelung der Kunst gewesen. Wird es da nicht Zeit, daß man einem solchen Präses einen Radschuh oder eine Zwangsjacke anlegt?

„Man schlage der Venus von Milo beide Beine ab und lasse sie auf Krücken gehen, man reiße der Sixtinischen Madonna die Backenzähne aus und binde ihr ein Tuch um das geschwollene Gesicht; denn das alles ist veraltet und hat keine Berechtigung neben uns!" So ungefähr denkt die rohe Henkerskraft des Fanatismus. Wenn nun solche Geschmacksverderber mit souveräner Verachtung auf das herabsehen, was das Menschenherz adelt, wenn sie nur mit einem einzigen zurückgewiesenen Kunstwerk die Künstlerlaufbahn, den guten Namen, den zukünftigen Ruhm, die Ehre eines Künstlers, ja die Existenz einer ganzen Familie untergraben, wenn

Digitized by Google

sie damit bewußt oder unbewußt eine nach dem Gesetze verbotene Aufreizung zum Klassenhaß* begehen, so ist es kein Wunder, wenn durch alle Genossenschaften der Künstler, aber auch durch die ihnen nahestehenden Kreise ein Schrei der Wuth und Empörung gellt wie in einem Barbarenstaat, wo es Gesetz ist, ohne Richterspruch zu köpfen. Und die Jury köpft ohne Richterspruch, man sagt, es würde oft nur durch Kopfschütteln oder Kopfnicken schnell in Bausch und Bogen abgemacht, und hat die Mehrzahl ein Bild angenommen, hat es die Jury passirt, darf sich der Vorsitzende der Jury gestatten, dann noch ein Examen bei den einzelnen Jurymitgliedern vorzunehmen, weshalb er dem Bilde seine Stimme gegeben, was er daran denn überhaupt schön finde? Das heißt doch „Kopf ab!" um jeden Preis, und manch' berechtigtes Talent niest in den Sack von Präses' Gnaden. Wenn ein Schriftsteller sein Manuscript zurück erhält, einem Commis eine Stelle versagt wird: so geschieht es wenigstens nicht öffentlich, ein Jurist, der durchs Staatsexamen fällt, kann es allenfalls nochmals machen, aber ein zurückgewiesener Künstler erhält von der Jury eine Censur-Nummer auf seinen Rücken geklebt, die Jedermann sehen kann, weil die Jury nicht beeidigt, nicht discret ist, es wenigstens vor der Dienerschaft einer Ausstellung nicht zu sein braucht, welche lachend die geschmacklosen Witze mit anhören muß und sie weiter colportirt. Gewiß ist es gut, sich sagen zu können: man habe keine Feinde; andere sagen: „Viel Feind', viel Ehr'!" Aber die Wahrheit liegt in der Mitte; es ist Pflicht eines jeden Mannes, sich nicht gewaltsam Feinde zu züchten. Ist die Verleihung von goldenen Medaillen, Orden und Adel dazu da, daß sie den Adel der Gesinnung, den Adel der Kunst, den Adel der Menschenwürde erstickt? Nein! Die damit Beliehenen sollen ein gutes Beispiel geben, sie sollen den gemaßregelten Künstlern ehrlich Aug' in Auge sehen können, sonst sind sie nur ein Häuflein Vandalen, gegen welche die geschmacklosen Bilderstürmer der Reformationszeit fromme Seelen waren.

Wie kommt denn eine Jury dazu zum Beispiel ein sehr talentvoll gemaltes Bild von Peter Huber, oder wie er sonst heißen mag, einfach zurückzuweisen? Geschieht es, weil er zufällig nur den ehrlichen Namen Huber führt, oder etwa weil die Münchener Nachrichten ihn im vorigen Jahre aus Versehen zu einem Liebling der Götter erhoben? Letzteres wäre vielleicht

---

* An dieser wüthenden, mit System inscenirten Aufreizung zum Klassenhaß betheiligten sich auch die Münchener N. Nachrichten, indem sie sich bemühten, die Kunsthändler in ihrem ehrenvollen Beruf öffentlich anzugreifen und zu schädigen. Dieses blinde Wüthen gegen die berechtigten Interessen Anderer hat etwas doppelt Geschmackloses, wenn es von einem Manne wie Dr. Hirth inscenirt wird, der sich mit der Jury identificirt, sich als Dictator aufspielt, und der vor Jahren im kaufmännischen Verein seinen Vortrag mit der salbungsvollen und väterlichen Mahnung schloß, in allen Arten von Geschäften stets so zu handeln, daß der Andere keinen Schaden erleide.

Digitized by Google

Grund genug. Aber ist denn die Jury eine Erzieherin, ein Censor der Künstler? Hat sie in ihrem Selbstzweck ein Recht, sich als Vormund des Publicums aufzuspielen? Darf sie dem Publicum gebieten: „Dies darfst du sehen und jenes nicht?“ Was heißt denn überhaupt das Wort „Jury“? Werden die Mitglieder beeidigt, vorurtheilsfrei und gerecht zu sein? Nein! Ist der Ausdruck „Jury“ nicht ein blamabeler, widersinniger, wenn man sie unbeeidigt schalten und walten läßt? Hinge z. B. Uhde's Bild die „Flucht nach Aegypten“ in der sogenannten „Todtenkammer“ des Glaspalastes, wohin man schon ganz hübsche und frische Talente verbannte, so würde das Bild gar keine Beachtung finden, aber wir gehen noch einen Schritt weiter, stünde auf diesem Bilde nicht der Name Uhde, so würde man dieses Bild, wenn es genau so von einem andern Künstler gemalt wäre, wahrscheinlich als eine Verrohung guter Sitten, als eine Verkrüppelung der Kunst zum Glaspalast hinausgewiesen haben. Uns will es scheinen, als hätte Uhde mit seiner „Flucht nach Aegypten“ den höchsten Trumpf seiner Geschmacklosigkeit ausgespielt, denn etwas noch Geschmackloseres giebt es überhaupt nicht mehr. Wer aber denkt nicht bei diesem Wagestück an Uhland's „Glück von Edenhall“! Uhde trinkt aus der Schale seines Zornes das Wohl der modernen Kunst und das Glücksglas zerbricht ihm in den Händen. Jeder Künstler, der ein Bild malt, pflegt sich bei seiner Arbeit wenigstens etwas zu denken, hier aber haben wir es mit einem Appell an das „dumme Publicum“ zu thun, mit einer Kunstvertrottelung, bei der es schade um jeden Pinselstrich, schade um die vergeudete Zeit, deren Experimente steil bergab führen. „Ich sterbe gerne“, sagt der herabgestürzte Alpenfex, „denn ich bin 500 Meter tiefer herabgestürzt als meine sämmtlichen Collegen.“ So auch der Geschmacksverderber von Beruf; wenn er fällt, hat er auch den Trost, daß er tiefer fällt als alle Naturalisten. Eine Kunstausstellungsjury hat viel von einer Neufundländernatur, Niemand traut sich recht 'ran, weil am Eingang der Hüter des Hauses die Zähne fletscht und in seiner Dressur von vornherein Jeden für einen unberechtigten Eindringling hält. Kann man der Würde eines strebsamen Künstlers, auch den geringeren unter ihnen, es verdenken, wenn sie sich nicht einem Refüs, einer Chikane aussetzen wollen? Nun sagt man wohl, es müsse eine Grenze gezogen werden zwischen absolut gut und absolut schlecht; aber die Jury verschiebt diese Grenze willkürlich, indem sie die fadesten, langweiligsten Gemälde mit Unholden, Megären, Gorgonenhäuptern, confiscirten Gesichtern, weiblichen Nachteulen, Spinnen, Kröten und Vogelscheuchen für absolut künstlerisch ausgiebt.

Als Vilma Parlaghy's Moltke-Bildniß, welches dem heimgegangenen Feldmarschall sehr wohl gefallen, in der Berliner Kunstausstellung zurückgewiesen wurde, wußte man genau, was man that; es war schon ein Moltke-Bildniß von A. von Werner da und — Kladderdatsch erwies Herrn von Werner die Ehre, ihn in der Kleidung eines fürstlichen Portiers am

Digitized by Google

Eingang der Ausstellung mit Bandelier und Tambourmajorsstab abzubilden. Aber der fürstliche Herr dieses Portiers wollte seinen getreuen Feldmarschall doch mehr geehrt wissen. Nicht Vilma Parlaghy sondern der Feldmarschall wurde im Ehrensaal untergebracht. So werden vermeintliche Privilegien gestürzt und das rein Menschliche tritt in seine Rechte. Die Münchener Nachrichten waren so geschmackvoll Vilma Parlaghy's Moltke-Bildniß, welches das letzte nach dem Leben gemalte Portrait ist, in der Qualität bloß deshalb herabzusetzen, weil A. von Werner ein rechtmäßiges Moltke-Bildniß gemalt und ausgestellt hatte. Demnach ist also ein Portrait, zu dem der Feldmarschall selbst und mit Freuden gesessen, ein unrechtmäßiges. Man sieht, daß oft leere Namen- und Erfolgsanbeterei unsere Kunstpresse beherrschen. Was aber ist das Resultat einer solchen Henkersarbeit? Wir sehen es an der III. Münchener Jahresausstellung: eine in manchen Details zwar ganz ansprechende, aber im Ganzen außerordentlich langweilige, trockene, ermüdende Ausstellung, in welcher das viel umworbene, umschmeichelte Ausland seine Triumphe feiert und dessen Bilderkisten man die Wege mit Gold bepflastert.

Glaubt eine Jury, unterstützt von der bekannten, väterlich wohlwollenden Kunst-Salbaderei der Tagespresse, durch solche Anschauungen und unter Wahrung ihrer eigenen Kunstspecialität, die Höhen der Menschheit zu erklimmen, so begeht sie eine einfache Beleidigung der Menschlichkeit.

Es will uns bedünken, daß eine Künstlergenossenschaft, welche sich mit größeren Ausstellungen befaßt, solchen Ungeschlachtheiten gegenüber ihre ganze Würde zu wahren und zeitgemäße Reformen anzustreben habe. Bei Revision ihrer Statuten erfordern es unseres Erachtens die ganzen Zeitverhältnisse, daß folgende Punkte einer genauen Erwägung werth seien:

1. Ballotage über die künstlerische Befähigung neu aufzunehmender Genossenschaftsmitglieder.
2. Kein Mitglied kann von einer Ausstellung ausgeschlossen werden, hat aber eine geringe Platzmiethe zu zahlen.
3. Aufnahme von Privatleuten als Mitglieder der K. Genossenschaft mit berathender oder auch entscheidender Stimme.
4. Beeidigung der Jury.
5. Keine Frachtfreiheit für auswärtige Kunstwerke.
6. (Für München geltend). Ausnützung der Gallerien des Glaspalastes bei größeren Beschickungen (auch durch Architektur und Graphik) mit würdiger Ausstattung der Kabinette.

Wir glauben, daß die Berücksichtigung dieser Punkte als ein gutes Remedium wesentlich zum Frieden und zur Gerechtigkeit beitragen wird.

Digitized by Google

Ibsen als Possenreißer in London.

Der Begriff des Schmutzes und der Verderbtheit. — Ibsen als Geist. — Der Alchymist. — Verhohnnagelung in Norwegen.

Der geschmacklose Ibsen macht in England sehr wenig Fortschritte. „Rosmersholm" und die „Gespenster" haben in den Londoner Theatern nach kurzem Versuche abgesetzt werden müssen. Selbst „Hedda Gabler", obwohl durch Ausmerzung verfänglicher Stellen annehmbar hergerichtet, hat sich trotz des ausgezeichneten Spieles nicht halten können. Die Londoner Presse urtheilt beinahe durchweg so abfällig wie nur möglich über die ganze Richtung. Sie erklärt die „unfertige Ausführung" für ebenso unerträglich, wie den „trübseligen Stoff" für gemeinschädlich. Die Witzblätter wimmeln von Satiren. Wohl dem Dichter, der dem drastischen Komiker Toole in London unter die Hände geräth; war er noch kein populärer Mann, so wird er es durch Toole ganz gewiß.

Dem tiefgefühlten Bedürfnisse, bei einer Ibsen'schen Vorstellung aus vollem Halse zu lachen, ist der Schauspieler und Theaterdirector Toole in scherzhaftester Weise entgegengekommen. Sucht man daher immer noch in allen Handbüchern Londons vergebens nach der stillen Kapelle, wo die Secte der Ibseniten ihren Propheten in Langeweile anbetet, so fehlt es wenigstens nicht mehr an einem Musentempel, wo man ihn allabendlich in Kurzweile auslacht. „Ibsen's Gespenst oder Toole bis auf die Gegenwart fortgeführt" (Ibsen's Ghost or Toole up to Date) heißt der Titel der Posse, die seit einigen Wochen über die Bretter von Toole's Theater geht. Toole ist als Schauspieler der erste Possenreißer Londons und bis auf die Gegenwart führt er sich fort, indem er mitten im Stücke aus dem alten von Gespenstern heimgesuchten Peter Terenz in den Vererbungsdichter Ibsen übergeht, und zwar mit einer so täuschenden Maske, daß das vom Geiste des Schwanks durchdrungene Publicum nach der Vorstellung den Dichter Ibsen herausruft!

Drei Ibsen'sche Dramen hat Toole zu einer Posse einschlachten lassen: Die Gespenster, Nora, ein Puppenheim, und Hedda Gabler. Das Stück beginnt, wo Hedda Gabler aufhört, indem Thea Elvsted sich nach dem Selbstmorde Hedda's mit Jörgen Tesman vermählt und ihn — verläßt, wie sich das für eine Ibsenide geziemt. Sie verbrennt ihre Liebesbriefe, ihre Säuglinge, wie sie dieselben nennt, ruft ihm wehmüthig zu: „Ich bin neugierig, wer deine nächste Frau sein wird," schreibt ihm einen Abschiedsbrief, den er selbst auf die Post zu bringen hat, und vertraut ihm zugleich das schreckliche Geheimniß ihres Lebens an, ihre Küßwuth. Wo immer sie kann, küßt sie, hinter der Thür, auf der Treppe, auf Bällen und Abendgesellschaften. Dreimal küßte sie in der laufenden Woche: am Montag den

Digitized by Google

Assessor Brack, am Dienstag den Herrn X und am Mittwoch den Herrn Y! Und ihr Tropf von Ehemann antwortet auf diese Eröffnungen mit einem bekannten albernen: „Man denke!“ Die Erklärung dieser seltsamen Küßwuth erhielt sie erst von ihrem Großvater Peter Terenz (Toole), der sich mit der Großmutter soeben auf sechs Monate zum Besuche eingeladen hat. Peter Terenz ist ein aufgeräumter Greis mit zwei einsamen Haarsardinen auf dem sonst kahlen Schädel; er hat sich Nachmittags im Prince's Theatre die französische Pantomime »L'Enfant Prodrigue« angesehen, langt, von der Gebärdesucht angesteckt, bei seiner Enkelin an und fuchtelt mit den Händen in der Luft herum, wie ein Hampelmann, wie eine Jahrmarktspuppe in den berühmten Londoner „Pantomines“, ohne aber im Stande zu sein, die in das Kußräthsel vertiefte Thea aufzuheitern. Da endlich erfährt er ihr Leid, macht einen Luftsprung des Entsetzens und schreit, wie Frau Alving: „Gespenster, Gespenster!“ Von ihm selbst hat die Arme die Küßwuth geerbt. Küßte er doch am Vorabend seiner Hochzeit eine der hübschesten Brautjungfern, und bis auf den heutigen Tag fühlt er das Bedürfniß, jeden hübschen Mädchenkopf zu umfassen und zu küssen. Gespenster, Gespenster!

Und während Großvater und Enkelin noch über die heillose Vererbungstheorie brüten, verdunkelt sich die Scene und nach Verlauf weniger Minuten sind beide in den Dichter Ibsen und die Selbstmordsfeinschmeckerin Hedda Gabler umgewandelt. Und schwere Prüfungen stehen ihm als Dichter Ibsen bevor; denn es erscheint seine Frau, die alte Großmutter Terenz, und hält ihm eine Strafpredigt. Während er in Prince's Theatre zum Enfant Prodigue ging, hat sie die Vorstellung von Ibsen's „Nora, ein Puppenheim“ besucht und dabei zum ersten Mal die Entdeckung gemacht, daß sie ein Weib und er ein Scheusal von Anstand und Ehrenhaftigkeit sei. Wüthend fährt sie ihn an: „Du bist mir stets treu geblieben und du willst ein Mann sein! Du nennst mich tugendhaft und hast dir mit meinen Haarnadeln deine Pfeife gestochert; gabst du mir denn je Gelegenheit, etwas anderes als tugendhaft zu sein? Hast du mich je in gemeine Gesellschaft geführt oder anrüchige Herren zu Tische geladen? Hast du je eine für weibliche Ohren verletzende Bemerkung gemacht?“ Sie schließt mit dem Fluche: „Du schändlich geistesgesunder Mann!“ und da ihr selbst bei der widrigen Fleckenlosigkeit ihres langweiligen Ehestandes nur mehr der Selbstmord übrig bleibt — ist sie doch zu alt, um noch ihr eigenes Leben zu leben —, so soll wenigstens der Großvater Ibsen zur Strafe sich vorher umbringen. Und nun tritt denn die Verschiedenheit der beiden Ibseniden hervor: die Großmutter Terenz ist erst bis zur Nora vorgedrungen, weiß also noch nichts von Hedda Gabler und dem ästhetisch schönen Selbstmorde. Die in Hedda umgewandelte Thea drückt dem Großvater eine Knallbüchse in die Hand, bittet ihn, sich mit Anmuth zu erschießen und eine schöne Stelle auszusuchen, am Kopfe, am Halse, in der Brust, und kitzelt ihn dabei an den betreffenden Orten; die Großmutter

Digitized by Google

aber, die von diesen Feinheiten nichts versteht, brummt verdrießlich: „Erschieß dich überhaupt, alle Stellen sind gut!“ Darüber aber kommt der zitternde Ibsen zu keinem Entschlusse. „Die Damen zuerst!“ ruft er in höflicher Angst; aber die Damen bedanken sich für den Vortritt, und schließlich entscheiden sie sich für den gleichzeitigen Gesammtselbstmord, an dem der blöde Jörgen Tesman theilnimmt, dank dem unerschöpflichen Vorrath an Knallbüchsen, über den die schußfrohe Hedda verfügt. Den Abschluß macht ein von den Leichen gesungenes Couplet, bei welchem die Ibsen'schen „Ladies“ in den „Hades“ gewünscht werden, was sich zwar auf Englisch reimt, aber in keiner Sprache in Erfüllung geht. Vierzig Minuten dauert der Schwank und ebenso lange der ununterbrochene Lachkrampf über die Verspottung des norwegischen Dichters, dessen Name bis jetzt in London nur den Begriff des Schmutzes, der Verdrehtheit und der Langeweile in sich schließt.

Ibsen als Geist.

Londoner Posse in einem Aufzuge

von J. M. Barrie.

Mit großem Erfolg allabendlich aufgeführt im Toole-Theater in London mit folgenden

Personen:

George Tesman, ein Idiot	Mr. G. Shelton.
Thea Tesman, seine Frau bis auf Weiteres	Miß Irene Vanbrugh.
Peter Terence, ihr Großvater	Mr. G. L. Toole.
Delia Terence, dessen Spielpuppe	Miß E. Johnstone.

(Peter spielt nach Gosse's, die übrigen spielen nach Archer's Uebersetzung.)

Das Aufführungsrecht vermittelt die Verlagshandlung.

Scene wie in Hedda Gabler. George schreibt an einem Pult. Thea ist am Kamin beschäftigt, Briefe zu verbrennen. Beide erscheinen in den Masken von Jörgen Tesman und Thea aus „Hedda Gabler“, deren Charaktere sie steif und marionettenhaft wie hölzerne Jahrmarktspuppen wiedergeben.

George. Weißt Du, mein Schatz, ich glaube, ich werde doch noch etwas aus den Manuscripten des armen Eylert Lövborg machen können. Dann gebe ich sie als meine eigene Arbeit aus, und wer weiß, am Ende verhelfen sie mir doch noch zu Berühmtheit. Denk nur mal, Hedda!

Thea. Ich wollte, Du vergäßest nicht immer, daß ich Thea heiße!

George. Ich meine natürlich Thea. Wir heiratheten aber so rasch, nachdem die arme Hedda sich erschossen hatte, daß ich Euch noch immer mit einander verwechsle. — Thea, wie viele t's sind in „entartet“?

Thea. Vier.

Digitized by Google

George. Und kriegt „Influenza“ ein r oder nicht?

Thea. Welchen Unterschied macht das? Du kriegst sie jedenfalls.

George. Schreibt man höflich mit F oder V?

Thea. Was weiß ich! Schreibe nur statt höflich — artig.

George. Das will ich Hedda — Thea meine ich. Noch eins sage mir: Hat Christenthum ein K?

Thea. Das Christenthum hat — nichts!

George. Denk mal so was! Thea, ich glaube das Beste ist, ich überlasse die Orthographie meinem Schreiber. Aber wo ist denn der eigentlich?

Thea. Er ist oben und — packt.

George. Da seh einer mal! Es ist der sechste in diesem Monat. Möchte nur wissen, warum sie mir alle davonlaufen?

Thea (für sich). Das gute, dumme Schaf kann's nicht errathen!

George. Und dann Thea — was thust Du denn eigentlich da?

Thea. Ich verbrenne die Briefe, die Du mir vor unserer Verheirathung schriebst.

George. Und was ist denn in dem Packet, mit dem Du diesen ganzen Morgen beschäftigt warst.

Thea. Die Geschenke, die Du mir vor unserer Verheirathung gabst, dann mein Verlobungsring — will sagen Ringe, sowie mein Ehering — besser noch — Eheringe. — Jetzt wird er's doch endlich begreifen, obgleich er nur ein Gelehrter ist.

George. Mein sorgsames, kleines, süßes Weibchen!

Thea. Nein, wie begriffsstützig ist doch der! — George, ich — ich gehe jetzt auf und davon.

George. Thue das mein Schätzchen. Aber sag', wäre es nicht besser, Du ruhtest erst ein wenig?

Thea. Ich beabsichtige aber nicht — nicht zurückzukommen.

George. Du willst zu Großpapa gehen, Thea? Aber weißt Du denn nicht, daß er und Großmama zu uns kommen? Denk' mal, wie sich die freuen werden, Dich und mich so glücklich zu finden.

Thea. Glücklich! — George ich, — weißt Du — ich werde Dir schreiben.

George. Ach ja, wie hübsch Thea!

Thea. Wunderst Du Dich denn gar nicht, daß ich Dir einen Brief schreiben will?

George. O nein, warum sollt' ich? Aber sag', darf ich ihn denn auch Tante Julle zeigen?

Thea. Ja, George — das heißt, wenn ich erst fort bin.

George. Und willst Du ihn gleich jetzt schreiben?

Thea. Natürlich, sofort — je eher desto besser.

George (bringt Tinte und Papier). So, da! Sieh' nur, ich habe nicht einmal einen Klecks gemacht, kein bischen verschüttet, kein einziges Tröpfchen. —

Digitized by Google

Wie schön Du bist, Thea! Weißt Du, Gerichtsrath Brack, sagte gestern, er beneide mich um meine hübsche kleine Frau — ja, das sagte er. Na, was sagst Du dazu?

Thea. Ich bin nur neugierig, wer das Glück hat, Deine nächste Frau zu werden.

George. Ja, denk' mal, das möcht' ich auch wissen.

Thea. Ein Couvert!

George. Und Thea, ich —

Thea. Eine Briefmarke!

George. Du Thea ich —

Thea (liest). „Herrn George Tesman, Hochwohlgeboren." — So, nun setze mal rasch Deinen Hut auf und stecke den Brief da in den Postkasten.

George. Ach Thea! Dieser neue Beweis Deiner Liebe rührt mich außerordentlich. Ich werde Großpapa und Großmama davon erzählen, sowie sie nur hier sind. Wie lieb von ihnen, uns anzubieten, sechs Monate bei uns zu bleiben.

Thea (für sich). Ich kann ihnen jetzt unmöglich begegnen; wäre es nicht am besten, ich sagte George alles? Ja, das will ich! — George, ich bin Dir keine treue Frau gewesen!

George. So gut als Hedda Gabler selbst. Meine Liebe, erinnere Dich an das, was der Gerichtsrath Brack gesagt hat. Wie?

Thea. Der Gerichtsrath Brack! — George, der Gerichtsrath Brack hat mich gestern Abend geküßt.

George. Da seh mal einer den! (Geht ab.)

Thea. Wie unschuldsvoll und harmlos sind doch diese jungen Gelehrten! Möchte nur wissen, ob sie alle so sind? — Aber ich muß nun fort, ehe der Großpapa und die langweilige, einfältige Großmama kommen. (Setzt den Hut auf und nimmt die Reisetasche.) Gerade so sah ich aus, als ich meinen vorigen Mann Elvstedt verließ — mit dieser Tasche in der Hand und eben diesem Jäckchen — wenn es diesen Namen verdient — über den Schultern. Und nun in ganz derselben Art und Weise meinen zweiten Mann zu verlassen, das — das — heimelt mich ordentlich an. (Die Hausglocke ertönt.) Der Großpapa und die Großmama! Die dürfen mich so nicht sehen! Sie sind noch zu altmodisch, sie wären im Stande, es mir als ein Unrecht anzurechnen, daß ich George verlasse. (Versteckt Hut und Reisetasche.)

Peter (tritt ein. Mit komischen Gestikulationen). Ach, Thea, wie beglückt macht es Großmama und mich, daß Du endlich einen Gatten nach Deinem Herzen gefunden.

Thea. Gatten! Ach so, Du meinst George! — Aber warum ist die gute, alte, hausbackene Großmama nicht mitgekommen?

Peter. Sie wird bald hier sein, sie wollte nur zuvor ein Theaterstück

Digitized by Google

sehen: „ein Puppenheim“ heißt es; muß kindisches Zeug sein, dem Titel nach. (Erblickt die Briefe.) Aber Thea, was hast Du denn hier gemacht? Hast George's Manuscripte verbrannt? Eine schöne Frau, eine nette Frau, muß ich gestehen!

Thea (für sich). Ich werde ihm alles sagen. — Großpapa das sind George's Briefe an mich, die ich verbrenne, und jeder von ihnen ist in meinen Augen gleichsam ein Säugling — George's Kinder und die meinen hundert und siebenundzwanzig im Ganzen.

Peter (macht einen Luftsprung und schreit): Thea Tesman!

Thea. Bitte, Tesman nur noch für kurze Zeit. Großpapa, ich werde George verlassen!

Peter. Ihn verlassen?! Was that er denn?

Thea. Er? Nichts! Ich aber bin seiner unwerth, O, Großpapa! Gestern war ich auf dem Ball bei Leybourne; da gingen der Gerichtsrath Brack und ich in das Gewächshaus und er — küßte mich!

Peter (erschrocken). Küßte sie!! — Soll mein 40jähriges Geheimniß nun doch noch an's Tageslicht gezerrt werden? — Hm! Thea, ich kann nur nicht einsehen, warum man Dich für Brack's unanständige That verantwortlich machen sollte.

Thea. Das natürlich nicht; aber weißt Du, ich ließ es geschehen, nein, ich veranlaßte es sogar, ja ich heischte es. Das ist aber nicht alles; denn höre nur: am Dienstag küßte mich Pastor Grieg und am Mittwoch Henrick Manson, am Donnerstag aber Eylert. O, Großpapa, ich werde noch wahnsinnig, wahnsinnig, wahnsinnig!

Peter (macht einen Luftsprung und schreit): Gespenster!! — Thea, mein Kind, die Männer thun so etwas gar nicht!

Thea. Sie thun's Großpapa, gewiß sie thun's. Ich aber — — ich mag es wohl leiden! George wundert sich, warum keiner seiner Schreiber länger als einen Tag bleibt — ich aber wundere mich nicht, denn ich weiß es, meine Küsse erschrecken die Jünglinge, vor mir fliehen sie. (Der Schreiber tritt mit einer Reisetasche bei der Thür rechts ein und will sich bei einer anderen Thüre hinausschleichen; sobald ihn aber Thea sieht, zwingt sie ihn, sie zu küssen — hierauf stürzt er hastig hinaus.) O, Großpapa, sage mir, warum mußte ich das thun?

Peter (zitternd sich den Angstschweiß wischend). Wie kann ich das wissen?

Thea. Du weißt es; ich kann es auf Deiner Stirne lesen!

Peter (macht schon wieder einen Luftsprung, schreiend): Gespenster!! Sie sieht sie auf meiner Stirne und ich glaubte sie so tief in meiner Brust verborgen!

Thea. Warum, o, sage mir, warum bin ich so anders wie andere Frauen (Flüsternd:) „andere Frauen“ — das ist Dein Schlagwort, Großpapa.

Peter. Nein Thea — meines ist: Heiße Lust nach Küssen. — Gosse ist meine Autorität.

Digitized by Google

Thea. Und meine ist Archer. — — Aber so sprich doch etwas!

Peter. Gut also: Gespenster!

Thea. Woher habe ich nur diese übergroße Lust, geküßt zu werden? Sie siedet in meinen Gebeinen, tobt in meinen Adern und ist eine Leidenschaft, der ich nicht Herr werden kann.

Peter. So falle denn der Riegel meines Geheimnisses! — Thea, ich werde Dir alles bekennen, aber vor allem erst einen — Cognac! (Trinkt). So wisse denn: Vor 40 Jahren heirathete ich Deine Großmama, mein herziges, kleines, kindisches Weibchen, meine Delia. Seit jenem Tage nun, bin ich nicht einen Augenblick mehr glücklich gewesen; die Schuld lag aber keineswegs an ihr, sondern lediglich an mir. Zwei Tage vor der Hochzeit — während eine der Brautjungfern bei meiner Braut wohnte — ereignete es sich, daß das Gas plötzlich erlosch. Zwar wurde es bald wieder angezündet, allein in der Zwischenzeit, da — o, Thea, Thea! — —

Thea. So fahre doch fort!

Peter. Die Brautjungfer war schön — sie hatte tabackfarbiges Haar, lachende Schultern, ein impertinentes Näschen, war sehr rund und doch nur 20 Centimeter um die Taille. Es überkam mich die Lust, sie nur ein einziges mal zu umfassen, sie an mich zu pressen, sie zu kü — kurz sie war just meine Sorte. — Bis zu jenem fatalen Abend war es mir gelungen, mich fern genug von ihr zu halten, um ihr nicht zu nahe zu kommen — — als aber das Gas ausging — —

Thea — Gas ausging? —

Peter. Da — es mußte Vererbung sein! — Da Thea, da — ha, ha, ha! — da — küßte ich sie! Ja ja — ich küßte sie wirklich, denn sie war ganz und gar meine Sorte.

Thea. Oh, oh, oh!

Peter. Schilt mich nicht Thea, sonst werde ich — hupfig! Thu's nicht! — Bald darauf brannte das Gas wieder und sie befand sich am anderen Ende des Zimmers — sie sah Photographien an. — Jetzt weißt Du es, Du hast die Leidenschaft, die Lust nach Küssen vererbt bekommen — und ich bin es, der Dir diese gemeine Lust anerbte.

Thea. Es fällt mir wie Schuppen von den Augen und endlich ward ich sehend! O, Du gottloser, alter Sünder! (Sinkt in Ohnmacht).

Peter (macht einen Luftsprung und schreit): Gespenster!! — Ich hoffe, ich sage nicht zu oft Gespenster. — Aber man muß eben bedenken, daß sie just meine Sorte war. Was? In Ohnmacht? todt!? O sage nicht, daß Du todt bist, nicht todt, o bitte nicht todt! — Cognac!! (Schenkt welchen in ein Glas.) Thea, mein Herz, willst Du? Mit Kohlensaurem?

Thea (mit schwacher Stimme). Nein, mit — Schwefelsaurem!

Peter. Und ich ziehe ihn pur vor. (Trinkt das Glas aus.)

Thea (richtet sich auf). Gespenster!!

Digitized by Google

Peter. Bist Du auch damit behaftet? O, Thea, sprich! Was bedeutet diese Veränderung, die so plötzlich über Dich hereinbricht?

Thea. Du bemerkst sie? Ich fühle die heftigste Gährung in meinem Innern vor sich gehen. Großvater, Deine schändliche Mittheilung verwandelt mich in — eine Hedda! (Die Bühne wird dunkel.)

Peter. Auch ich fühle, daß etwas Schreckliches mit mir vorgeht.

Thea — Sieh, o sieh auf mich! Nicht mehr Thea Tesman steht vor Dir, sondern ich bin Hedda Gabler!

Peter. Und ich bin jetzt nicht mehr Peter Terence: ich bin Ibsen! (Die Bühne wird wieder hell und zeigt Thea in Geberde und Kleidung als Hedda Gabler, während Peter sich in Ibsen's Gestalt verwandelt hat.)

Thea. Ach die Säuglinge! (Stürzt sich auf die Briefe und schleudert sie in's Feuer. Eine Glocke ertönt.)

Peter. Die Großmama!!

Thea. Dann muß ich fort — ich muß denken, denken —

Peter. Ueber Deine Zukunft?

Thea. Nein, über die Deinige. Wie wirst Du es thun, Großpapa?

Peter. Thun —, was?

Thea. Du gedenkst doch nicht weiter zu leben? Nein! Nimm Weinlaub in Dein Haar und dann thue es!

Peter. Cognac!

Thea (an's Fenster tretend). Vererbung! O, wie konntest Du mir das anthun? Großpapa, ich sehe eine neue Zeit heraufdämmern; ich sage, ich prophezeihe Dir, daß die alten Verhältnisse verschwinden werden und mit ihnen alle Vererblichkeit; an ihrer statt werden neue Lebensverhältnisse kommen, unter denen es aber nichts geben wird, was man jetzt „Großväter" nennt. (Geht ab, spricht aber noch durch den Vorhang in das Zimmer.) Laß es in Schönheit geschehen, versprich mir das Großpapa.

Peter (allein). Ich bin so froh, daß Delia kommt, meine harmlose, dumme, kleine Delia. (Delia tritt ein, eine beliebte alte Dame, sieht aus wie ein norwegisches Wallroß.) Ach, meine Delia! Und wie hat Dir denn das „Puppenheim" gefallen?

Delia. Mir gefallen? Es hat mich zu einem Weibe gemacht.

Peter. Delia, ich mache mir nichts aus Thea, ich möchte heim.

Delia. Heim! O, wie ich dies Wort hasse!

Peter. Was?! Sind wir nicht glücklich gewesen?

Delia. Glücklich?! Ja, weil wir es nicht besser verstanden.

Peter. Eine tugendhafte Frau —

Delia. Tugendhaft! Als ob ich je Gelegenheit gehabt hätte, etwas anderes als tugendhaft zu sein! Ich weiß schon was Du sagen willst: — Du bist mir treu gewesen. Ha, Du bist mir stets treu geblieben und Du willst ein Mann sein! Peter Terence — ich will nicht länger Deine Puppe sein!

Peter. Aber Delia — —

Digitized by Google

Delia (wüthend). Sollten wir einander nicht Object und Ergänzung sein? Wenigstens war das die Bedingung, unter der ich Dich nahm; und wie hast Du sie gehalten? Wie bist Du Deinem Versprechen treu geblieben? Peter Terence, darauf gieb mir Antwort! Hast Du mich je in gemeine Gesellschaft gebracht? Nein! Oder wagtest Du es, hierauf mit Ja zu antworten? Nicht wahr, Du wagst es nicht. Befand sich unter den weiblichen Wesen, die während der vierzig Jahre unseres lächerlichen Glückseligkeitsdusels unser Haus besuchten, auch nur ein Wesen, das nicht eine vollendete Dame gewesen wäre? Nein! Peter Terence, es befand sich keines unter ihnen allen. Du kennst die Welt, Du siehst sie in ihren wahren Farben und dennoch — hast Du mir je auch nur einen einzigen liederlichen Herrn zu Tisch als Gast geladen? Nein und abermals nein! Hast Du jemals in meiner Gegenwart irgend eine verletzende Redensart gebraucht, die unpassend für ein weibliches Ohr gewesen wäre? Niemals! — Ich habe Dir sechs Kinder geboren, Peter Terence; hast Du je vorgeschlagen, sie außer Haus aufziehen zu lassen, da ein echtes Weib nicht mit Kindern und Säuglingen belästigt werden dürfe? Nein, das fiel Dir gar nicht ein. Statt dessen herztest Du mich auf Deinen Knien, nanntest mich tugendhaft und hast Dir mit meinen Haarnadeln die Pfeife gestochert. Und so mußte ich die Kinder selbst aufziehen, während ich doch mein eigenes Leben hätte genießen können. Sie nannten mich Mutter — und Du standest dabei und duldetest es.

Peter. Aber mein Herzchen, mein Entchen —

Delia. Nein!

Peter. Mein Wildentchen dann —

Delia. Nein, sage ich! —

Peter. Cognac!

Delia. Nein!

Peter. Nun denn: Gespenster! Ich muß etwas sagen.

Delia. Nicht zu mir. Von nun an müssen unsere Pfade sich trennen, Du schändlich geistes-gesunder Mann! Auch nicht durch eine einzige kleine Vererbung oder Inficirung hast Du es verstanden, Dich uns Frauen interessant zu machen! Du gehst den einen Weg, ich gehe den anderen. Je eher Du aber den Deinigen antrittst, desto besser! Geh', sage ich, geh'!

Thea (schleicht sich mit einer Schürze voll hölzernen Knallbüchsen herein). Da, Großpapa, nimm! (Bietet ihm eine Knallbüchse.)

Peter (zurückschauernd). Hedda's Pistole!

Thea. Eine von den ihrigen, ja, es sind noch Ueberbleibsel aus ihrem Selbstmordclub. Nimm sie, Großpapa und verlasse diese verächtliche Welt mit Gleichmuth auf der Stirne und Weinlaub im Haar. Das ist der einzige noch offene Weg für einen muthigen Mann. (Flüsternd) Archer's Uebersetzung sagt, daß Du hier die Knallbüchse nehmen mußt.

Peter (der sie traurig nimmt). Ach ja, und Gosse sagt es leider auch. —

Digitized by Google

Thea. Thu' es mit Schönheit, Großpapa. Es giebt allerlei gute Stellen dafür.

Peter. Jede ist gut genug, so lange sie einen Weg bietet.

Thea (ihn kitzelnd). Nicht so hoch, Großpapa; hier!

Delia (ihn kitzelnd). Hier ist eine sehr gute Stelle.

Thea. Oder hier!

Delia. Oder hier!

Peter (schreit und lacht). Nur nicht kitzeln — ich bin nicht an dergleichen gewöhnt. Es scheint hier sehr heiß zu sein — findet Ihr es nicht auch? — Apropos, wäre es nicht besser, ich legte mich zuerst in malerischer Weise hin — es würde graziöser aussehen, als wenn ich nachher so rückwärts hinpurzle? Nein? — Ihr meint nicht? So will ich es also thun, wenn ich drei zähle. Eins — zwei — — Haltet 'mal, mir kommt eine Idee: warum solltet Ihr nicht mit mir gehen?

Thea. Warum nicht?

Delia. Er hat Recht, ja warum auch nicht?

Peter (giebt die Knallbüchse an Delia — in höflicher Angst). Die Damen zuerst.

Thea. Nicht doch — alle zu gleicher Zeit. Da sind noch mehr Knallbüchsen (giebt Delia die eine und behält die andere für sich). Jetzt, Großpapa, wollen wir alle schießen, wenn Du drei sagst.

Peter. Eins — zwei — — — Aber wohin begeben wir uns eigentlich?

Delia. Ach ja, wohin?

Peter. Laßt uns sagen: zu Hedda. Eins — zwei — — — Hast Du eine gute Stelle gefunden, Thea? Und Du, Delia, hast Du Weinlaub im Haar? Also: eins — zwei — — eins — zwei — — — drei! (Alle schießen und purzeln um.)

George (tritt ein). Na, da hat 'mal wieder Jemand mit Pistolen gespielt. Denk' 'mal! Nein, so 'was thut man doch nicht! (Er nimmt aus den noch vorräthigen Knallbüchsen eine und erschießt sich damit aus Versehen ebenfalls.)

(Vorhang fällt.)

Können wir nun auch nicht sagen, daß England für den Geschmack ausschlaggebend ist, so beweist es doch in wahren Kunstsachen einen feinen Takt. Es hat hier richtig erkannt, daß Ibsen ein Alchymist ist, der sich in seinen Retorten vergreift. In seinem „Volksfeind" macht der ehemalige Apotheker Ibsen ein solches verunglücktes chemisches Experiment. Denke dir, lieber Leser, ein norwegisches Seebad, wo Ebbe und Fluth luftreinigend alle Miasmen von Leib und Seele fernhalten, wo ein erfrischender Nordwest die Brust der Menschen gesund badet. Denke dir auch, lieber Leser, in diesem Seebade eine Trinkquelle, die zwar am Strande sandiger Dünen niemals vorkommt, aber nehmen wir an, der Badeort sei in einem von hohen Bergen umgebenen Fjord. Nun, solche Trinkquellen sprudeln hell

Digitized by Google

und rein von den Bergen, aus den Tiefen und Schächten der Mineralien, das sind keine sumpfigen Cloaken, die vom Drange des Irdischen berührt wurden.

Auf den Bergen ist Freiheit, Todtengrüfte
Steigen nicht auf in die freien Lüfte,
Und die Welt ist vollkommen überall,
Wo der — Ibsen — nicht hinkommt mit seiner Qual.

Aber diese Ibsen'sche Bergquelle muß nothwendiger Weise Millionen von Bacterien haben, weil der naive Badearzt ja sonst nicht mit seinem dummen, kaltherzigen Bruder-Schafskopf in Conflict gerathen könnte, und einen Conflict muß Ibsen ja immer künstlich herbeizerren, sonst hätte er ja, wie im „Volksfeind", keine Gelegenheit, mit dieser verpesteten Quelle auf den so beliebten „verpesteten Boden der menschlichen Gesellschaft", auf den „moralischen Scorbut" hinzuweisen. Und dazu muß kleinstädtische Beschränktheit und verlogene Misère als Folie dienen. Angenommen aber, dieser reinen Bergtrinkquelle Norwegens wären durch irgend eine Bauernmistpfütze zufällig Miasmen zugeführt, so würden ja einige Tage Spatenstiche das Uebel wieder beseitigen, denn bei Gründung des Bades wird doch die Behörde, welche Quellen zu prüfen hat, das Trinkwasser für heilsam oder wenigstens unschädlich befunden haben. Wozu also dieser Lärm? Weil es furchtbar bühnenwirksam ist, wenn der süße Pöbel Jemandem mit Tumult die Fenster einzuwerfen Gelegenheit hat; das wirkt auf die Gallerie und auf die Nerven der Gründlinge, als wenn ein toller Hund über die Bühne gehetzt wird. Aber dieser Knalleffect genügt noch nicht. Es müssen die bekannten Ibsen'schen Frauengestalten heran, die keine Spur von Gattenliebe kennen und die Niederlage des Mannes in Gegenwart ihrer Kinder höhnend dulden und mit ansehen. Ein wahrer Rotzlöffel von zehnjährigem Jungen muß heran, um mit seiner Schwester über biblische Sätze und die Erbsünde höhnend zu disputiren. Die Symphonie der Kinderseele muß in den Staub, sie muß, weil Ibsen das zum Ausputz seines Stückes braucht, der Pessimismus steigt aus dem Souffleurkasten und wird aus plärrendem Kindermunde von der Bühne ins Parquet hineingespuckt, von der „Schaubühne", die nach Schiller „eine moralische Anstalt" sein soll. Der Atheismus ist ein verdammt schlechtes Erziehungsmittel für unreife Backfische und dumme Jungen. Ibsen's hohe Mission besteht in der Erschütterung von Kirche, Staat und Schule, und Amerika ist sein Elderado, Yankee doodle ihm lieber als Beethoven's neunte Symphonie. Nach Ibsen giebt es überhaupt keine guten Menschen, alle sind Schurken oder zum Schurken veranlagt. Von einer moralischen Wirkung eines Stückes ist vorauszusetzen, daß das Schlechte immer wieder an seinem Gegenstück, dem Guten, sich erläutert und erklärt, nach Ibsen giebt es keine waltende Gerechtigkeit, keinen höheren Lohn für das Gute, keine höhere Strafe für das Böse, das Gute unterliegt, das Schlechte siegt. Aber jeder Mensch ausnahmslos hat

Digitized by Google

in sich a priori die moralische Anlage, welche wir die Stimme des Gewissens nennen und welche Kant mit Recht als ein „unbegreifliches Wunder" bezeichnet.

Ibsen ist von seinem Parteistandpunkt als Pessimist unfähig, menschliche Verhältnisse unparteiisch und vorurtheilsfrei zu schildern, deshalb fehlt seinen Gestalten die Fähigkeit, menschlich schön zu leben, menschlich schön zu lieben, menschlich schön zu handeln. In seiner Heimath Norwegen hat Ibsen nachstehende Carrikatur hervorgerufen.

Die Lüge.

Realistisches Conflictsdrama aus dem Norwegischen.

Hôtelzimmer in Bergen, Aussicht nach dem Sogne Fjord. — Unaufgeräumt. Das Doppelbett ist nicht gemacht, vor dem Waschtisch ist eine Lache, die Koffer sind geöffnet, Kleider und Wäschestücke liegen herum, auf dem Schreibtisch ein Herren-Halbschuh, dessen Flugbahn hier ein Ende genommen zu haben scheint.

Frau Skönje (im Unterrock, sich Arme und Hände abtrocknend. Es klopft). Wer ist da?

Knut (durch die Thür rufend): Ich bin's, Knut!

Frau Skönje. Sie können nicht herein, — ich wasche mich ... oder warten Sie, nur einen Augenblick, ich werfe was über. (Sie zieht rasch einen Regenmantel an, indem sie die letzten Knöpfe zumacht, dreht sie den Schlüssel herum.)

Knut. Schönen guten Morgen!

Frau Skönje. So früh, hatten wir uns nicht für zehn Uhr verabredet, den Hafen zu besehen, glaube ich?

Knut. Ja, ja, aber sehen Sie, wenn man reist, man kommt in Verlegenheit, und da wollte ich mir einen Bogen Papier ausborgen, Axel Skönje hat ja immer dergleichen.

Frau Skönje. Gewiß. Wollen Sie etwas schreiben?

Knut. Nein, aber ich möchte mir einen Halskragen schneiden, — die Wäsche wird knapp, wenn man hier zu Lande reist, und heute da und morgen dort übernachtet ...

Frau Skönje. Ich will es meinem Mann sagen, er sitzt da drinnen und schreibt.

Knut. Dann lassen Sie ihn doch nur ... aber das wollte ich Sie fragen: Wissen Sie gewiß, daß er arbeitet? —

Frau Skönje. Wie meinen Sie das, Knut?

Knut. Hm, man könnte sich doch auch zurückziehen, um heimlich ... haben Sie nie etwas bemerkt, — wissen Sie, seine Hände sind manchmal unsicher, und der blonde Schnurrbart hängt ihm so in den Mund ...

Digitized by Google

Frau Skönje. Sie meinen, daß er trinken könnte, — o Knut, nicht mehr, wie wir . . .

Knut (betrachtet den Schreibtisch). Um so besser, um so besser, liebe Frau Skönje, es fiel mir auch nur so ein, man sieht das Eine und das Andere, und dann macht man sich ein Bild daraus, — zum Beispiel, der Stiefel hier . . . hm, das kommt unter Eheleuten vor, aber gewöhnlich wird derlei hübsch weggeräumt, ehe die Freunde eintreten.

Frau Skönje. Sie könnten glauben? Wo denken Sie hin, es ist ein Zufall, ein guter Zufall, sage ich Ihnen, ein Gelehrter nimmt das mit der Ordnung nicht so genau . . . Ich bitte Sie, in einer jungen Ehe kommt es doch dazu nicht?

Knut. Ja, Sie haben Recht . . . in einer jungen Ehe! — O, die Unantastbarkeit der Ehe, und das Heiligthum der Familie. Und nach fünfundzwanzig Jahren der Heuchelei, des Hadern und der Untreue betrinken sie sich, und die Silberbraut setzt sich einen Kranz auf. Und der Pastor ist auch dabei und lächelt wohlgefällig, und er segnet die Lüge.

Frau Skönje. Knut!

Knut. Ja die Lüge. Das glänzende Gewand, der Bratenrock, unter dem wir unser haariges, rauhes Bocksfell verbergen, die Gemeinheit, die Instincte. Zeigen Sie mir eine Ehe, die was besseres ist als eine Lüge, in unserm Vaterland. Und selbst Sie, werthe Frau Skönje, auch Sie können mit dem da drinnen nicht glücklich sein; . . . ein Gelehrter, was ist das mehr als ein Heuchler, ein Lügner, was kann er denn wissen, nichts Positives, gewiß nicht, Frau Skönje. — Haben Sie denn nie ein stärkeres Glückseligkeitsgefühl gehabt, ich meine, ehe Sie Axel Skönje geheirathet haben?

Frau Skönje. (Nach längerem Besinnen, mit gesenktem Blick.) O doch, ja ich glaube. Sehen Sie als Mädchen und dann, wenn man einen Künstler kennen lernt, man hält das für was Höheres, nicht wahr?

Knut. Und den haben Sie geliebt? . . .

Frau Skönje. Mein Gott, es ist mir nie so recht klar geworden, aber jetzt . . . und wenn man so ausgefragt wird.

Knut. Aber dann ist ja Ihre Ehe mit Axel eine ganz gemeine Lüge, — eine Gemeinschaft ohne Liebe, das ist, um den Verstand zu verlieren, und ohne Leidenschaft, nur so nebeneinander herzugehen, nur weil man zu träge und zu feig ist, die Schmach abzuschütteln. Signe, das ist ein Abgrund, retten Sie sich . . . Sie müssen sich retten, oder es schlägt über Sie zusammen . . . Signe, wer ist der Künstler?

Frau Skönje (leise). Dahlen.

Knut. Es giebt viele Dahlen, der „Pferde-Dahlen?"

Frau Skönje. Nein, der „Flundern-Dahlen", er malt nämlich nur Flundern, müssen Sie wissen.

Digitized by Google

Knut. Ja, ja, ich weiß. Haben Sie ihn denn nicht gesehen, er wohnt unter einem Dach mit uns, — seit drei Tagen ist er in Bergen. . . . Kleiner wie ich, nicht wahr? Und ein Bein zieht er nach, — so? (ahmt den Gang eines Lahmen nach).

Frau Skönje (schwärmerisch). Das linke Bein war es, — und dann, er stottert beim Sprechen.

Knut. Es ist gut, — Frau Skönje, ich werde Ihr Lebensglück retten — das ist ja ganz klar: Ihr müßt einander angehören, Signe und Dahlen, — und dem mit Axel muß ein Ende gemacht werden, bald, gleich, auf der Stelle, denn die Lüge entwürdigt; — Wahrheit Signe, Wahrheit um jeden Preis!

Frau Skönje. Sie sind mein wahrer Freund, Knut, das weiß ich jetzt, — ich werde dankbar sein, und meine Schuld abtragen, so wie ich kann.

Knut. Reden Sie nicht von einer Schuld, wo ich meine Pflicht thue, ich diene der Wahrheit, das ist meine Religion, mein Cultus. — Gehen Sie jetzt zu Axel.

Frau Skönje (winkt zärtlich, geht links ab).

Knut (hat inzwischen an der Glockenschnur gezogen, es klingelt auf dem Flur. Gleich darauf kommt ein Gasthof-Hausknecht, dem Knut in einer längeren, still geführten Unterhaltung den Auftrag giebt, Herrn Dahlen heraufzubitten. Nachdem der Hausknecht abgegangen ist, macht er oberflächlich Ordnung: breitet seinen Paletot über den Waschtisch, legt Kleider und Wäschestücke unter die Bettdecke, schließt den Schuh in den Bücherschrank ꝛc. Es klopft):

Dahlen (erscheint auf der Thürschwelle, er hat einen schleppenden Gang, die linke Hand ist auch etwas kürzer als die Rechte).

Knut. Herr Dahlen?

Dahlen. Ja . . . .

Knut. Ich dachte: Sie stottern?

Dahlen (stotternd). Ko—o—ommt scho—o—on!

Knut (sich vorstellend). Knut Drontje . . ., setzen Sie sich, bitte . . . (er zeigt auf den Reisekorb). Ohne Umstände unter Männern, Herr Dahlen. Ich meine, Sie könnten wissen, um was es sich handelt . . .

Dahlen. Keine Ah—nung! (Er setzt sich, zieht an den Fingergelenken, bis sie knacksen). Schie—ie—ießen Sie los!

Knut. Ja, „losschießen" — nun also: Signe ist hier.

Dahlen. So, hm . . .

Knut. Signe Skönje, sie ist verheirathet, das wissen Sie ja — unglücklich, das kann ich hinzufügen. Sie ist meine Freundin, und sie hat mir die Beziehungen gestanden, die zwischen Ihnen und ihr . . Bitte lassen Sie jetzt Ihre Finger, sehen Sie, es macht mich nervös; — kurz sie liebt Sie noch, wie damals.

Dahlen. Potz Tausend, lie—ie—iebt mi—i—ich . . .

Knut. Sie kennen die Pflicht, die uns Ehre und Gewissen auferlegen, wenn eine Frau uns liebt, . . . wir heirathen sie, Herr Dahlen.

Digitized by Google

Dahlen. Erlau—au—uben Sie, — sie hat ja Skönje genommen, und es giebt ein norwe—e—egisches Sprichwort: „Wer zuerst kommt, — ma—a—ahlt sozusagen zuerst!“ Und Skönje ist zu—erst gekommen, er darf zu—e—e . . . .

Knut. Skönje, Skönje! Mit dem sie die erbärmliche Lüge einer wurzelfaulen Ehe großzieht. Dieses Band muß zerschnitten werden, heute, morgen, — sobald Sie sich entschließen.

Dahlen (der eine Nagelscheere aus der Westentasche zieht und sich den abgetretenen unteren Rand seiner Beinkleider beschneidet): Ich mich entschließen, — wo—zu—u—u?

Knut. Ja, giebt es denn für Sie noch etwas Anderes, — müssen Sie denn Signe nicht aus dem Abgrund einer entwürdigenden Gemeinschaft retten, sehen Sie nicht, wie es über sie zusammenschlägt. Jetzt liegt es bei Ihnen, Alles gut zu machen, — und dann die Wahrheit, Herr Dahlen, — die Wahrheit!

Dahlen. Was haben S—ie denn nur? Frau Signe Skönje ist ja ga—a—a—anz glücklich . . .

Knut. Praktisch vielleicht, — theoretisch nicht, und darauf kommt es an, sie kann nicht glücklich sein . . . sie darf nicht. — Herr Dahlen, sind Sie bereit? (Er tritt zum Glockenzug.)

Dahlen. Potz Tau—au—ausend, Sie werden doch ni—i—icht den Prediger klingeln wollen, se—e—ehen Sie, — ich denke ja gar nicht daran . . . Ich gehe zu meinen Flu—u—undern!

Knut. O dann waren Sie ja Signes nie würdig!

Dahlen. Wohl mö—ö—öglich. War mir sehr angene—e—ehm . . .! (ab.)

Knut (ballt die Fäuste): Schuft! Und von diesem Burschen verschmäht zu werden! — Was ist denn das Furchtbarere, das, oder die Ehe mit Axel Skönje? . . . Kein Ausweg, keine Rettung.

Frau Skönje (von links, sie athmet auf, bleibt nach dem ersten Schritt stehen): So — das liegt hinter uns, es ist aus . . . Knut, ich bin so glücklich, wissen Sie so befreit. Ja es war eine Nichtswürdigkeit diese Ehe mit Axel, — Sie haben mir's erst klar gemacht, mein Wohlthäter (sie legt die Arme auf seine Schultern:), und da hab' ich ihm die ganze Wahrheit gesagt, so frei in's Gesicht, denn das macht stolz und muthig; — nicht wahr, der Sanct Georgsritter war es, der den häßlichen Wurm tödtete, — wenn Sie mich gesehen hätten . . . Jetzt weiß er alles, die ganze Wahrheit, Knut, nicht wahr, Sie sind stolz auf mich? Daß ich ihn nicht mehr liebe und wie ganz anders er ist, Dahlen — so viel tiefer . . . Sie haben mit ihm gesprochen?

Knut. Ja, aber sehen Sie . . . ach Gott wie soll ich es Ihnen nur beibringen?

Frau Skönje (nach einem langen Blicke, den sie auf Knut geworfen): Knut, Sie haben ihm alle Hoffnung genommen, weil Sie selber — Sie lieben . . . ja, ja . . .

Digitized by Google

Knut (bei Seite). O weh, jetzt hat sie mich ... (laut); Werthe Freundin, Sie wissen, wie hoch ich Sie schätze, — ja sehen Sie, wenn Sie damals, vor Axel und dann vor Dahlen, Sie verstehen mich; aber so ... Sehen Sie, unser Bund wäre eine Lüge, eine gemeine Lüge, nicht wahr, und Sie wissen die Wahrheit über alles, nicht wahr? ... (Bei Seite.) Um 11 Uhr geht der Dampfer, es ist die höchste Zeit für mich! (Wendet sich zum Gehen.) Leben Sie wohl, geliebte Freundin, — sehen Sie, jetzt darf ich nicht mehr länger in Ihrer Nähe sein, nicht wahr, das verstehen Ste? ... (rasch ab.)

Frau Skönje (die zwischen zwei Stühlen auf der Erde sitzt). Er hat recht, — hm, eigentlich hab' ich jetzt gar keinen Mann, aber besser so, als eine Lüge durch den Priester segnen lassen, — die Wahrheit, — die Wahrheit! ...

(Der Vorhang fällt.)

Für die Uebertragung: Paul v. Schönthan.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal und seine verpfuschten Entwürfe.

Das Seelenlose. — Rossebändiger. — Tortenaufsatz. — Der betrübte Lohgerber. — Begas' Schillerpuppe. — Der Gründer des Reiches. — Gott die Ehre! — Des Glaubens Zuversicht.

„Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft!"

Begas, Schilling, Geiger und Hilgers, Namen von gutem Klang, sind auf's Neue mit Entwürfen für die große Aufgabe in die Arena getreten, ihr Wille war gewiß ein guter; aber alle bekunden Unbeholfenheit. Es ist eine geistige Unbeholfenheit, die mit Bleigewichten an den Schwingen, dem Adler das Fliegen erschwert; und doch liegt der Entwurf für ein Kaiser Wilhelm-Denkmal so spielend nahe. Wir wollen nicht zurückgreifen auf unsere in Heft I von „Sodom und Gomorrha"* gegebene Idee für ein Kaiser Wilhelm-Denkmal; diese paßt nur außerhalb des Brandenburger Thores und geht, obgleich sie viel Anerkennung, ja Bewunderung gefunden, nicht für die unglückliche Schloßfreiheit. Da aber dieser verfehlte Lotterieplatz nun einmal gewählt ist, wollen wir heute mit einer neuen Idee hervortreten, welche alle bisherigen Entwürfe schlägt. Wir werden dafür den Beweis liefern. Es ist richtig und es bewahrheitet sich bei allen ähnlichen Gelegenheiten, daß der Berliner künstlerisch recht genügsam, und so manches für Kunst hinnimmt, was diesen Namen nicht verdient. Das

* Siehe Artikel: „Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit."

Digitized by Google

Herkömmliche, das Gewöhnliche, das Verbrauchte ist keine Kunst, sondern nur Copie. Der Uebergang Begas' von seinem ersten Entwurf zu seinem heutigen ist der Uebergang von der Flachheit zur Prahlerei. Sein neuer Entwurf ist bombastisch und geschmacklos. Der Berliner nennt es: „Der Friedensengel als Rossebändiger", ein Kunstreiterstück der hohen Schule, man wird dabei an Manege, Hippodrom, Equitationsschule erinnert. Es wäre übrigens wirklich sehr hübsch, wenn einige recht langweilig gewordene Gestalten 'mal eine Zeit lang aus der bildenden Kunst verschwinden möchten: die Engel mit Flügeln, die Victorien mit plumpen nackten Füßen in Ueberlebensgröße, die Amoretten und die widerwärtigen Gnomen. An diesem Kaiser ist nichts Charakteristisches; wohlthuend berührt es aber, daß Begas wenigstens unter anderen Figuren am Sockel, Bismarck hinzustellen nicht vergessen hat.* Auch Schilling's Entwurf ist in überraschender Weise mißlungen, er sieht aus wie ein Tortenaufsatz, Conditorwaare. Geiger hat einen betrübten Kaiser auf einem ermatteten Gaul fertiggebracht, und der Berliner mit seinem frevelhaften Kalauerwitz hat diesen Entwurf bereits: „Kaiser Wilhelm als Besiegter von Sedan" getauft. Das wird wohl keinen Sieg, sondern eine Niederlage für Geiger zu bedeuten haben. Der Sockel trägt als einzigen Schmuck zwei herabhängende Löwenfelle; wem fällt bei diesem Geiger nicht der betrübte Lohgerber ein, dem die Felle weggeschwommen sind. Es giebt allerdings Reiterstandbilder, zu welchen der Beschauer auf bequemen Stufen bis zu den Naslöchern des Gaules hinansteigen kann, aber bis zur Seele zu gelangen, will Niemandem gelingen. Hilgers hat einen guten, vornehmen Reitergeneral geschaffen, sein Sockel ist mehr als tadelnswerth; er zeigt uns Walkyren als Karyatiden. Ganz abgesehen davon, daß Walkyren seit Wagner immer etwas an den Circus erinnern, dürfen nordische Jungfrauen keine Karyatiden abgeben, letztere sind und bleiben Griechinnen auch in der modernen Kunst. Ebenso wenig anmuthig berührt der auf den Stufen des Monuments liegende römische Krieger. Wir brauchen keine Römer, die einst Deutschland geknechtet, wir brauchen stramme deutsche Landwehrmänner auf der Wacht; nach Hunderten von Jahren wird man sich über die mehr verdienstvollen Uniformen unserer Braven an dem Denkmal vielleicht mehr freuen, als wir jetzt über griechische Toga und römische Beinschienen. Es ist eine Abgeschmacktheit, immer wieder mit solchem classisch sein sollenden Zierrath daherzukommen. Ferner läßt Hilgers am Sockel eine weibliche Figur als „Gerechtigkeit" knien, mit verbundenen Augen und der unvermeidlichen Fleischwaage Shylock's in der

* Bei der geschmacklosen Bismarckhetze, welche ein großer Theil der Tagespresse durch lügnerische Detailerzählungen über seine Demission und seine Familienangehörigen fortsetzt, ist eine solche Erscheinung doppelt erfreulich. Wer einen Mann wie Bismarck schmähet, der schmähet sich selbst. Wäre Bismarck ein Amerikaner, würden seine Schmäher drüben ganz einfach getheert und gefedert. Hirth und Mosse auf einem Sockel als Doppelstandbild gestellt, würden sich ganz gut machen.

Digitized by Google

Hand. Eine Themis mag man mit der Waage, einen Schloßfreiheits-Lotteriecollecteur mit der Binde abbilden, aber die Gerechtigkeit ist keine ruhende Dame, sie muß mit offenen Augen, stehend und ununterbrochen thätig gedacht sein. Eine solche Allegorien-Verwechselung hat etwas von der Mythologie einer höheren Töchterschule. Was ist nun das Resultat dieser zweiten Kaiserdenkmal-Concurrenz? Es hat sich aus dem Kern dieser und aller früheren zahlreichen, zum Theil dilettantenhaften, ja verrückten Entwürfe auch nicht ein einziger seelisch groß empfundener Gedanke krystallisiren können — und das ist traurig in unserer sogenannten — großen Zeit.

Unser früher gegebenes Motiv einstweilen bei Seite lassend, und namentlich seitdem definitiv festgestellt ist, daß es wesentlich aus einem Reiterbilde bestehen soll, haben wir nun keineswegs den Gesammtaufbau eines umfänglichen, zusammengesetzten Monumentes im Auge. Wenn nämlich der Hauptgrund der Denkmals-Errichtung (die durch Schlachtensieg errungene Gründung des Deutschen Reiches) die Hauptsache, alles andere Nebensache sein soll, so liegt unser Gedanke so nahe, und doch ist kein Künstler darauf verfallen. Dies ist um so mehr zu betonen, als seit etwa einem Menschenalter das umgekehrte Princip — man kann wohl wegwerfend sagen — „Mode" geworden ist, nämlich, daß das Nebensächliche Hauptsache sei. Begas' Schillerdenkmal in Berlin mag der Anfang gewesen sein, von dem die Anekdote in Umlauf gekommen ist, daß er selbst der abfälligen Kritik seiner Schillerfigur gegenüber erklärt haben soll: Die vier Sockelfiguren wären ja das eigentliche Schillerdenkmal; die Puppe oben sei ihm nur aus Versehen dort hinaufgekommen. — Auch an den neuesten vier Entwürfen zum Kaiserdenkmal hat der alte Schwindel Platz gegriffen, daß alles Andere Hauptsache ist, bis auf die Kaiserfigur, die eigentlich gar nicht weiter in Betracht kommt. Und wie ist nun dies gehandhabt! Da es z. B. Begas nicht einmal gelungen, eine Portraitähnlichkeit des Kaisers zu erreichen, so darf man doch nicht verlangen, daß Roß und Reiterfigur allein charakteristisch wirken sollen, wenn das Antlitz nicht einmal zu den Thaten des Kaisers in Beziehung gebracht ist. Bei Schilling sieht man nur den greisen Patriarchen, der über die Werke des Friedens nachsinnt. Bei Geiger's Statue, welche, wie gesagt, lediglich die Last der Jahre des Kaisers und des Rosses zur Anschauung bringt, darf man die Realisirung des Wunsches hoffen: „Und Roß und Reiter sah man niemals wieder." Hilgers wiederum hat eine Reiterfigur mit den althergebrachten Gesten geschildert, die in dem machtvoll, energisch hochaufgerichteten Hauptes reitenden Kaiser mit dem Marschallstabe wenigstens den Soldaten und Heerführer charakterisirt zu haben scheint. Daß dieser in erster Linie zur Anschauung gebracht werden muß, mag ja keine Frage sein. Mit dem Schwert als Schlachtensieger hat er das Reich gegründet und so muß in seiner äußeren Erscheinung der tapfere Krieger zur Geltung kommen, so wie sie sich thatsächlich im Leben durch Gestalt und Haltung aussprach.

Digitized by Google

Aber das, was gerade ihm vor allen Heerführern und Siegern aller Zeiten am eigenthümlichsten und vielleicht ganz einzig ist, das ist die tiefe Demuth und Bescheidenheit, in der er selbst stets und überall jede eigene Ruhmesanmaßung zurückgewiesen, in seinen aus dem Innersten kommenden Worten stets nur Gott die Ehre gegeben und sich nur als ein hochbegnadetes Werkzeug des Höchsten betrachtet hat. Wenn diese Seite seines Charakters nicht in der Reiterfigur zur Geltung kommt, so ist er kaum halb richtig charakterisirt. Uns will dies auch von plastischer Seite durch naheliegende Motive so leicht erscheinen, daß sich darauf unsere höchste Verwunderung stützt, die Motive noch nie verwerthet gefunden zu haben. Der Kaiser ist von Grund aus Soldat; als solcher hat er gekämpft, mitgefühlt und gesiegt; nach eigener Anschauung im Dienste des Herrschers der Heerschaaren. Seinem höchsten Kriegsherrn giebt er die Ehre; und er thut dies als Soldat, indem er auf ihn blickt mit leicht zurückgebogenem Haupte und vor ihm das Schwert senkt. Die linke Hand gehört auf die Brust. Das Motiv der Geberde, und zwar gar kein alltägliches und doch nicht befremdendes*, ist hier durch die Person selbst und ihre Beziehung zu ihren Thaten so zu sagen von selbst gegeben. Wie der Feldherr die höchste Ehre genießt, wenn er seine Truppe dem obersten Kriegsherrn im Parademarsch vorführt, und diesem zugleich damit die höchste Ehrerbietung darbringt, so würde der Kaiser am höchsten geehrt durch die Darstellung, in der er seinem erwählten Kriegsherrn in soldatischer Weise die höchste Ehre bezeugt. Wenn man bloß tadelt, wie manche unserer Kritiker, und nichts Besseres dafür an die Stelle zu setzen weiß, so begeht man nicht viel mehr und auch nicht viel weniger als eine Albernheit. Fast unsere gesammte Tageskritik macht es so, hat aber keine einzige Idee im Vorrath, sie leidet an Gedankenklein.

Wir hören nun von dem schreienden und ewig kalauernden Berlin den Einwand: „Das geht nicht, das ist Theater!“ Wir aber sagen: „nein, das ist nicht Theater, das ist göttliche, kirchliche Andacht und Frömmigkeit, das ist Erhabenheit und Rührung zugleich und diese wirkt packend und erhebend auf das Volk, auf das gesammte deutsche Volk, für das ein Denkmal gemacht wird!“ — Echte innere Frömmigkeit und stille Demuth des Herzens vor Gott ist eine Tugend, welcher wir nicht entsagen wollen. Wir wollen unsere Kinder nicht zu Muckern und Scheinheiligen erziehen; aber wir wollen gute Menschen sein. Darin ist Kaiser Wilhelm seinem Volke ein Vorbild. In der Kunst, ein guter Mensch zu sein, besteht die höchste Freiheit. Wir wollen unseren edlen Kaiser nicht als Rossebändiger, sondern als streitbaren Helden des Glaubens und der Zuversicht auf der Schloß-

* Wir erinnern an die Figur des Gottfried von Bouillon auf Wilhelm von Kaulbach's Wandgemälde: „Kreuzfahrer vor Jerusalem“ im Treppenhause des neuen Museums in Berlin.

Digitized by Google

freiheit verkörpert sehen, ihn, der uns bis zu seinem Lebensende eine Zuversicht war. Andere werden sagen: „Das geht nicht, weil man bei aufblickendem Auge vom Kopf nur Kinn und Nasenlöcher sehen würde.“ Abgesehen davon, daß man auch bei gerabeaus gestelltem Kopfe bei einer so hochaufgestellten Reiterstatue von vorne auch nicht viel mehr sehen würde, ist nur zu sagen, daß Laokoon, die Niobe ꝛc. mehrfach doch noch immer als Meisterwerke anerkannt werden, mancher moderner Sculpturen nicht zu gedenken (z. B. Rauch's Moses).* Das „Wie“ des Aufblickes ist eben Sache des Künstlers. Ein sich bäumendes Pferd giebt in der Vorderansicht an sich auch nur Pferdebauch, Pferdemaul und Nüstern. In Betreff dieser Unteransichten, also auch des Kopfes des Reiters kommt in diesem Falle der bestimmte Aufstellungsplatz den Bildern schon zu Hülfe, da von vorne überhaupt kein Abstand zu gewinnen sein wird für die rechte Betrachtung und nur die Profil- und Halbprofil-Ansichten in Rechnung kommen können. Alles weitere in Gestaltung und Haltung des Reiters, des Pferdes, dessen Gangart ꝛc. ist Sache des Künstlers. Und nun gar erst der Sockel und der ganze übrige Aufbau! Da mag der Künstler seiner architektonischen und plastischen Dichtkunst freien Raum gewähren, nur soll er nicht vergessen, sich in den Schranken zu halten, die gefordert werden, wenn das Reiterbild Hauptsache bleiben und nicht durch den Sockel herabgedrückt oder ganz zerdrückt werden soll, wobei außer dem Inhalt der Compositionen selbst, die sich, sei es in historischen, sei es in allegorischen Figuren, auf Thaten und Charakter des Reiters beziehen werden, auch der Maßstab vor Allem in's Gewicht fällt. Wer aber um das Nebensächliche, um die Ausschmückung des Piedestals oder des Architektonischen noch in Verlegenheit sein sollte, der findet gerade im Hinblick auf Kaiser Wilhelm's Menschlichkeit ein dankbares Feld. Die Frauen vom Rothen Kreuz, die Verwundetenpflege, die Figuren des Glaubens, der Humanität, der Milde, welche Schonung üben gegen einen bedrängten Feind, die Barmherzigkeit, welche Speisen an eine belagerte Bevölkerung vertheilt, die Kraft der Selbstbeherrschung nach dem Schlachtenglück auf dem Höhepunkt des Ruhmes und das wahre Samariterthum, welches aus einem milden und verschwiegenen Herzen quillt: das Alles ist wohl werth, in blendend weißem Marmor verkörpert zu werden, und dazu bedarf es keines Dichters mehr, die Poesie auf diesem Gebiete drängt sich uns ja auf Schritt und Tritt entgegen, ohne das unvermeidliche Füllhorn zu schwingen. Ob dabei antike Quadrigen mit modernen Feldherren als Fahrgäste zulässig sind, will uns nicht recht in den Sinn, man könnte sie ganz mit demselben Rechte auf ein Velocipeb setzen. Dem Berliner Volkswitz welcher sagt: „nur Muth, die Sache wird schon schief gehen!“ ist natürlich Thür und Thor geöffnet, wenn Moltke oder Prinz

* Siehe auch: Antlitz Karls des Großen auf W. von Kaulbach's Gemälde „Otto III. in dessen Gruft.“ Germanisches Museum, Nürnberg.

Digitized by Google

Friedrich Karl auf einem griechischen Viergespann oder auf einem Bycikel daherkommen. Ferd. Keller's Allegorie ist ein warnendes Beispiel. Man wird sich aus München kaum sagen lassen, wie ein Kaiserdenkmal beschaffen sein muß; die Metropole lebt in dem Glauben, daß Alles, was nicht A. v. Werner sanctionirt, überhaupt keine Kunst ist.

Man sieht, daß an den altherkömmlichen Motiven der fliegenden oder schreitenden Reiterbilder die Phantasielosigkeit nachgerade auch zu einer Geschmacklosigkeit wird, welche epidemische Gedankenarmuth erzeugt und unsere moderne Kunst bergab führt. Möge Berlin vor einem Kaiserdenkmal bewahrt bleiben, welches dem Kunstleben der Reichshauptstadt auf's Neue den Stempel des Gewöhnlichen, des Herkömmlichen, des grenzenlos Langweiligen und Unzulänglichen aufdrückt. Je mehr Berlin Weltstadt wurde, desto particularistischer wurde es; das mag paradox erscheinen, aber wir meinen dies im specifisch berlinischem Sinne: der Berliner will immer Berliner sein und duldet keine andere Größe neben sich; daraus folgt, daß der Berliner auch seinen eigenen Geschmack für sich beansprucht, keinen fremden Gedanken zuläßt und dadurch auch in der Cultivirung des Ungeschmacks Particularist sein will und muß. Es genügt ihm, wenn sämmtliche Reiterstandbilder der Reichshauptstadt wie die Springer im Schachspiel einander gleich sind, der eine Gaul setzt den linken, der andere den rechten Fuß zuerst vor, und der Zweck ist damit ja vollkommen erreicht! — Hüten wir uns bei einem Kaiser Wilhelm-Denkmal wenigstens vor künstlerischer Nüchternheit, insbesondere vor Ideenaufwärmungen, welche bereits an der Siegessäule, beim Niederwaldbdenkmal und in der Nationalgallerie vertreten sind. Es wäre dies geradezu ein Frevel zu nennen.

Die Modernen und ihre geistige Prostitution.

Die Verkommenen. — Gründeutschland und die Grünspechte. — Cochonnerien. — Priapische Naturen. — Goethelästerer. — Marsyas und Apollo. — Die Cis-Moll-Sonate. — Schlagschaum.

Die Lyriker von gestern
Die hatten die Musen als Schwestern
Und tranken kastalischen Quell.
Die Lyriker von heute
Die haben Hetären als Bräute
Und saufen damit im Bordell!
(Wilhelm Jensen.)

Wer den „Modernen" zu Leibe will, kann unmöglich ganz in den Grenzen der Aesthetik bleiben, weil er zuvor die Schmutzmauern durchbrechen muß, mit welchen die Modernen sich umgeben haben. Wir können also nur in der Aesthetik Abraham's a Santa Clara reden; jedenfalls aber ist es immer ein ästhetisches Verdienst, einen Bergstrom in einen Augiasstall zu leiten. Aesthetik ist übrigens im Grunde genommen ein

Digitized by Google

recht dummes Wort, die meisten Menschen verstehen es nicht, weil sie den Begriff Aesthetik nicht genügend kennen. Karl Erdmann erzählt z. B. in seinen „Begriffen der Aesthetik“ von einer jungen Dame, sie habe ihm mit Nachdruck erklärt, warum Apfelkuchen mit Schlagsahne das Schönste auf der Welt sei. So klar, bestimmt und einwandsfrei dieses Urtheil auch lautet, man wird einräumen, daß es auf volle Allgemeingültigkeit keinen rechten Anspruch erheben darf. Es giebt Menschen, die eine Symphonie von Beethoven vorziehen oder einen Blick von Capri oder den Kölner Dom. Aber auch sonst giebt es unzählig schöne Dinge auf dieser schönen Erde. Da steht z. B. gleich im Berliner Tageblatt zu lesen: „Die Pferdebahn von Erfurt gebe eine bildschöne Dividende.“ — Auch 'ne Aesthetik! Von der Rache wollen wir nicht reden, die ist anerkanntermaßen mehr „süß“ als „schön“. Daß aber die Liebe das Schönste sei, darüber ist man sich, Gott sei Dank, im Allgemeinen einig. Trotzdem behaupten manche Menschen, das Schönste sei und bleibe doch immer die Tugend, das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht u. dergl. mehr. Man kann also bei solchen Meinungsverschiedenheiten mit Recht fragen, was ist z. B. in Kunst und Litteratur überhaupt noch schön und was ist unbedingt häßlich? Kann schön wirklich häßlich, kann häßlich unbedingt schön sein. Der Werthmesser hierfür liegt ganz allein in der Beurtheilung von Seiten der Majorität und diese wird zu allen Zeiten auf Seite des ästhetisch Schönen sein.

Die Modernen, welche für eine Aesthetik des Häßlichen schwärmen, ursprünglich „Gründeutschland“ heißen und zur „freien Bühne“ schwören, haben jetzt in Wien und Berlin einen anderen Namen erhalten, man nennt sie „die Verkommenen“, auch „die Enterbten“, weil sie zu kurz gekommen sind an dem, was andere Menschen Esprit und ein gesundes Glücksempfinden nennen. „Die Verkommenen!“ das ist kein angenehmes Prädikat für Leute, welche eben noch orthographisch schreiben können. In einer zukünftigen Geschichte der Civilisation werden diese Modernen in ihrem jetzigen Stadium eine außerordentlich klägliche Rolle spielen; man wird sie eine Staubwolke nennen, deren sandige Wirkung man instinktmäßig dadurch abzuschwächen sich bemüht, daß man ihr schon beim Herannahen des Wirbelwindes den Rücken kehrt. Die Bezeichnung „Gründeutschland“ ist natürlich ein viel zu poetischer Name für die Modernen, man sollte sie Grünspechte nennen. Es giebt Geschöpfe in der Naturgeschichte, welche nicht allein viel Grünfutter consumiren, sondern es auch grün wieder von sich geben. Die Selbststrangulirung der Modernen dauert fort. In München haben sie Ibsen zum Ehrenpräsidenten erwählt und parodiren ihn, nachdem sie sich selbst parodirt. Eine solche Persiflage auf ihren Ehrenpräsidenten ist wie der Popans in Venedig, wo man am Mardi gras den Prinzen Carneval als ausgestopfte Strohpuppe unter Korybantenmusik in die Lagunen wirft, nachdem man einige Faschingswochen hindurch Schindluder mit ihm getrieben. Diese Selbstverhöhnung der Modernen ist das beste Zeichen ihres

Digitized by Google

Niederganges, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann; denn wer niedergeht, muß zuvor oben gewesen sein, und das waren sie ja noch nicht. Die Modernen in ihren Leistungen sind eine feuchtfröhliche Trauerversammlung, in welcher sie sich künstliche Begeisterung einreden, die sie nicht fühlen. Man muß nur nicht Suade mit Geist verwechseln. Diese Cochonnerien aus Geldspeculation sind ein banausisches Geschäft. Wenn sie nur wenigstens geistreiche Pflastertreter wären, aber dazu fehlt ihnen der Esprit der Franzosen; ihre litterarischen Arbeiten, die sich, weil keiner der Gesellschaft mit einer selbständigen großartigen Schöpfung hervorzutreten vermag, in gemeinsamen Musenalmanachs ablagern, wirken wie ein Brechmittel. Es ist darin ein Sichblähen auf Gegenseitigkeit, und in irgend einem Winkel des hauptstädtischen Wäscherviertels werden diese Blähungen abgesetzt. Es ist durchweg eine gequälte Poesie, nur selten kommt ein guter Knittelvers zum Vorschein. Das menschliche Herz mit seinem Sehnen und Verlangen schlägt bei ihnen meistens einen ekelhaften Weg ein, der dicht am Strafgesetzbuch vorüber streift; man könnte ihre gemeinsamen Almanachs „Die Glorificirung des Dirnenhaften" betiteln. Es ist ein litterarisches Schlampen mit inferioren, ungebildeten Weibsbildern, eine priapische Abseitspoesie mit wenig Witz und vielem Behagen. Sociales Elend geschildert ohne Geist, ohne Witz, aber mit thierischer Verrohung, die detailirte Wiedergabe von Scheußlichkeiten menschlicher und thierischer Schande, das sind die Arbeiten dieser Geschmacksverderber von Beruf, in deren Novellistik hie und da grüne Jungen geschildert werden, die noch nicht mannbar geworden und jede keimende Kraft des Geistes verspritzen oder mit fragwürdigen Weibern, geschiedenen oder entlaufenen Gattinnen und hysterischen Dichterinnen Affenschande treiben. Man wird bei der Lectüre solcher Erscheinungen an einen Affenhauskultus, an ein Mittelding zwischen Priap und Weltschmerz erinnert. Und solche Schweinspurzelbäume der Poesie nennen diese Leute „Modernes Leben". Es ist ein Mischmasch von fressendem Hunger und krankhafter Wollust, was diese Leute in ihren Schriften geflissentlich herauskehren, so wie der Orang-Utang, der seinen eigenen Unrath verschlingt und coram publico seine Chokoladenseite herauskehrt. Diese ist die Sonnenscheibe unserer modernen Priapsabgötterei, die mit übelriechenden Jägerhemden, mit ungekämmtem Haupthaar und schmutzigen Nägeln umherläuft und in der Verklärung des käuflichen Weibes ihre Poesie gipfeln läßt, in Weibern, die alle gleichsam durch einen Leimring gekennzeichnet sind, an denen kleben zu bleiben man sich hüten muß.

Das Ungefährliche und Drollige unserer „Modernen" aber besteht darin, daß sie alles Erhabene in unserer Litteraturgeschichte mausetodt machen möchten und dazu kein anderes Mittel finden können, als ihre Poesie und Prosa, die so trocken, wie verschimmeltes Brod. So ein moderner Musenalmanach kommt uns vor, wie ein verlorener Sohn, der mit den Schweinen, die er hütet, aus einem Troge fressen muß. Die ausgepreßten Gedanken

Digitized by Google

sind wie die Träber der Trauben, aus denen auch nicht ein einziges wohlschmeckendes Tröpfchen mehr herauszudrücken ist. Wir sahen eine einzige Beere (von Ives Kruse), die noch wie ein poetisches Ueberbleibsel aus besseren Tagen am Spalier hängt; aber auch diese fällt dem Dichter mit der letzten Strophe — wie er selbst zugiebt — in das — Aas der Fäulniß. Einige andere Ungereimtheiten in diesen unglücklichen Musenalmanachs sind äußerst dürftige und lederne Versuche, Wieland in jener Erotik zu imitiren, die dieser begnadete Dichter nur als Gelegenheitsscherze am Weimarischen Hofe zum besten gab, wenn man in elfter Stunde zuweilen anfing, die Sauglocke zu läuten; aber Wieland war auch in solchen Scherzen immer der liebenswürdige Poet, während unsere Modernen die Hungerpoeten sind, welche aus der Zote Geld machen möchten; denn nur in der Zote liegt bei ihnen der Witz und wo ihnen dieser Witz ausgeht wie eine stinkende Petroleumlampe, da beginnt die Holzhackerarbeit, welcher gegenüber der beste Knittelvers unserer Alten immer noch einem eleganten, kunstgewerblichen Erzeugniß zu vergleichen. Kladderadatsch nennt Hermann Bahr's gespendete Zote zu diesem Münchener Musenalmanach einen Kaktus unter Gänseblümchen. Was unter Gänseblümchen hier zu verstehen, ist nicht schwer zu errathen. In einigen Beiträgen dieser Musen-Sammelbücher bemächtigt man sich längst verbrauchter Stoffe als Eigenthum und verstümmelt sie zu bestialischer Rohheit. Ein Herr Croissant-Rust bringt eine grenzenlos fade Geschichte, die er wahrscheinlich an sich selbst erlebt. Wir beneiden ihn nicht darum; sein socialistisch ödes Genrebild ist ein Motiv für Uhde oder Kalkreuth. Georg Conrad bringt stets nur Havannadeckblatt mit Pfälzer Einlage, so lange man es unberührt läßt, geht es an, beim ersten Versuch, es zu genießen, schmeckt es miserabel. Seine „novellistische Seelenstudie", betitelt „Jenseits", in welcher er Goethe den Spießbürger von Weimar nennt,* ist ein Gemisch von Münchener Straßengrammatik, Gotteslästerung und gestohlenen Schlagwörtern, ein fragmentarisches Sammelsurium, ein skizzenhaft ungenießbares Problem. Gewogen, zu leicht befunden, verworfen! Dieser Satz paßt für alle diese Geistesproducte, die den Eindruck machen, als wären sie schon von so und so vielen Zeitschriften und Verlegern zurückgewiesen und mußten nun in diesen Sarg von Musenalmanach zusammengescharrt zur Ruhe gebracht werden. Für diese Bestat-

* Wir gehen in unserer Goethe-Verehrung nicht so weit, daß wir jeden aufgefundenen Westenknopf vom Vater oder Großvater unseres Dichterheroen in Museen aufbewahrt sehen möchten; aber wir betrachten es als eine geschmacklose, pietätlose Ungezogenheit, einem Genius wie Goethe solche Beinamen anzuhängen. Es scheint ja aber, daß die Verkleinerungssucht großer Männer auch zur geschmacklosen Tagesmode geworden ist. Der bekannte Goetheforscher, Litterarhistoriker und Professor B. ging in seinen Collegien über Goethe sogar so weit, daß er seine eigene Person gerne neben die des Dichters stellte; man sagt ihm u. A. folgenden Ausspruch nach: „Alle großen Geister brauchten während ihres Studiums eine größere Zimmerwärme, Goethe war es nicht zu heiß bei 18 Grad, mir aber sind 24 nie zu viel gewesen."

Digitized by Google

tung haben klassische Namen, wie Panizza, von Gumppenberg (bereits wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt), Scharf, Schaumberger, Bierbaum, Brand ꝛc. ihr Begräbnißstück beigetragen. Das einzig halbwegs Genießbare dieses Münchener Sammelbuches ist ein kurze Humoreske von R. v. Seydlitz: „Der Tod des Friedens.“ Sie verletzt nicht, zeugt von Witz, und wir möchten fragen: „Wie kommt Saul unter die Propheten?“ Indessen, das ist seine Sache. Andererseits hieße es wohl der Frau Ramlo zu wenig Ehre anthun, wenn man an sie die gleiche Frage richtete. Sie hat auch eine ganz kleine Spritze voll geliefert; ihr Gedicht: „Moderner Adonis“ hat ungefähr den Werth eines Miniaturseifenbläschens oder der Blähung einer Fliege. Frau Hermine von Preuschen ist von der Staffelei ihrer verunglückten „Mors Imperatrix“ nun ebenfalls zu dieser „modernen“ Novellistik übergegangen. Von der Palette zur Feder ist oft nur ein Schritt, er wird bei Frauen gemacht, wenn man den Drang in sich fühlt, allen Mißerfolg der ersteren durch die letztere zu gießen, womit nicht gesagt sein soll, daß Frau von Preuschen talentlos. Ein großer Theil unserer modernen Schriftstellerinnen, arbeitet in der Frisirjacke, das ist eine Kunst, die sich nicht gewaschen hat. Den unsauberen Secirsaal des Gräßlichen sollten die Frauen doch nicht betreten, und bis zu einem Heyse, den Frau von Preuschen in einer ganz falsch verstandenen Sinnlichkeit zu imitiren glaubt, hat sie noch so weit, wie Marsyas zum Apollo; Heyse wird wohl galant genug sein, ihr nicht die Haut über den Kopf zu ziehen.

Brächte uns nur einer dieser modernen Blechschmiede ein einziges Buch wie Mirza Schaffy, der gewiß einer der liebenswürdigsten Realisten ist, wir würden ihn preisen; aber „können vor Lachen“, sagt der Berliner und wann und wo immer sie nur den Versuch machen, lyrisch zu werden oder in der Novellistik knapp zu erscheinen, da klingt es, als wenn Holz klein gemacht würde; alles kurz, struppig, spröde, klappernd und zerhackt, Dornen ohne Rosen. In dem wackeren Gerhard von Amyntor ist uns ein neuer Kämpe entstanden; er hat eine Cis-Moll-Sonate geschrieben, mit welcher er Graf Tolstoi's Kreutzersonate zu Boden schlägt, dieses faule, stinkende Buch, in welchem jedes Eheweib, das Kinder hat, eine gefallene Frau genannt wird. Der tapfere Gerhard hat gesiegt, Tolstoi liegt zu Boden. In Leipzig erscheint soeben eine Broschüre: „Tolstoi's Kreutzersonate vom Standpunkt des Irrenarztes.“ So muß es kommen, man muß dieser ganzen Sippe zeigen, daß sie nur noch pathologisch zu nehmen sind. Sie glauben erotisch zu sein, glauben damit Geld verdienen zu können und haben doch keine Spur von Erotik, es sind alles unreife oder wurmstichige Früchte ohne Saft, ohne Süße, es fehlte ihnen die Sonne. Wer möchte wohl in hartes und saures Obst beißen, das einem den Mund zusammenzieht! Eine liebenswürdige Erotik ist wie eine reife Frucht, die genossen zu werden verlangt, ehe der süße Saft ihr aus der Rinde platzt; die Modernen bringen nur vermulschte Früchte mit fauligem Nach-

Digitized by Google

geschmack. Sie verwechseln eine liebenswürdige, feine Erotik mit brutaler Sinnlichkeit.

Man könnte nun leicht geneigt sein zu sagen, daß diese Krämpfe der Modernen, etwas Gedrucktes zu produciren, wenigstens ein Streben bekunden; aber es ist kein Streben, sondern nur ein Streberthum, wie es der Straßenkehrer auch bekundet, der statt die Straßen zu reinigen allen Unrath und Abfall in verschiedenen Haufen zusammenfegt und vor neuem Schmutzwetter nicht zum Aufladen kommt. Der Juwelier, genannt Publicum, weiß echte Perlen von unechten sehr genau zu unterscheiden, er kauft diese nicht und das litteraturbedürfnißlose Volk, das seinen „Schinderhannes", seinen „Rinaldo" oder seinen „ewigen Juden" liest, wird dieser Gattung immer den Vorzug geben vor saftlosen und langweiligen Geistesproducten, die es nicht versteht, weil sie ihm zu farblos, phantasielos sind. Abneigung gegen Langeweile hat das gewöhnliche Volk mit dem gebildeten gemeinsam. Ersteres lehnt ein fades Stück im Volkstheater so gut ab, wie letzteres z. B. eine Theaterrecension, ein fatales Kunstfeuilleton in der Zeitung einfach in die Ecke wirft. Es geht gegen sein natürliches Empfinden. Unsere Modernen stehen zwischen dem gewöhnlichen Volke und dem gebildeten; dem Einen sind sie zu hoch, dem Anderen zu niedrig; bemächtigen sich also die Modernen des Feuilletons, so finden sie weder auf der einen noch auf der anderen Seite Anerkennung. Den Mücken, welche einen geflügelten Pegasus stechen möchten vergleichbar, sind z. B. unsere Modernen Max Bernstein und ein gewisser Schaumberger (nicht zu verwechseln mit dem gleichlautenden und gleichlangweiligen Schaumberg.) Ersterer ist nur ein Comparativ des letzteren, der aber deshalb weder Besseres noch Schlechteres leistet. Beide Schaumberge leiden mit ihrem Collegen Bernstein an Ibsenismus und deshalb mußte Lindau's „Sonne", welche Ibsen zu stark auf den norwegischen Pelz brennt, durch sie verfinstert werden. Diese Sonnenverfinsterung dauert aber nicht länger, als wenn eine flüchtige Wolke vor dem Glanz unseres Tagesgestirns dahinsegelt.

Höchst ergötzlich ist auch der Schlagschaum, mit welchem dieser Herr Schaumberger, wie es scheint der geistige Führer, Vater und Held der „Gesellschaft für modernes Leben" über Paul Lindau's „Sonne" urtheilt. Im einzelnen Herrn Schaumberger zu widerlegen, würde deshalb nichts nützen, weil er auf Alles Folgendes entgegnen würde: „Wir Viertelsmenschen, wir elende, erbärmliche Würmer, wir sogenannte Menschen sind eigentlich gar keine Menschen. Ernst ist das Leben, ernst ist die Kunst. Die Sonne leuchtet nicht mehr — Alles ist todt, schwarz, scheckig, geisteskrank, inficirt. Nach der Vererbungs- und sonstigen Theorie giebt es Bacillen, Millionen von Bakterien, überall Bakterien! Wo man athmet, geht und steht — Bakterien! Alles ist vergiftet! So und nicht anders ist das Leben und wir Pessimisten, wir „modernen" Schwarzseher haben allein Recht!" —

Digitized by Google

So würde Schaumberger sagen, und es würde demnach zu nichts führen, seine Geistesblitze über Paul Lindau's „Sonne“ hier näher zu beleuchten. Dazu kommt, daß Schaumberger's Stil, sein Ausdruck und seine Art und Weise, über Lindau zu urtheilen, etwas nach Proletariat duften, es kann uns dies aber nicht abhalten, den Schaum Schaumberger's unter das Gedankenmikroskop zu nehmen. Dann sehen wir nichts Anderes als: Schaum bleibt Schaum und Schmutz ist Schmutz und nicht rein. Das ist eine unerschütterliche Wahrheit, welche die ganze gebildete und ungebildete Welt anerkennt. Ja, der Ochs im Stall weiß, daß Schmutz nicht rein ist, und er brüllt, wenn er seinen Stall gereinigt haben will. Alle Menschen und fast alle Thiere wissen, daß Schmutz unrein ist: Nur die Ibsen-, Zola- und Tolstoi-Wüthigen können diese einfache Wahrheit nicht fassen. Der Verstand unserer sog. „modernen“ Menschen und das geistige Begriffsniveau der „Gesellschaft für modernes Leben“ steht demnach mit logischer Gewißheit unter dem Verstande der Hausthiere. Die Ritter des „modernen“ Geistes sind also mit ihrem Geiste nicht einmal auf den Hund, nein vielmehr unter den Hund gekommen, und Menschen, deren Begriffsvermögen unter dem Nullgrad des Hausthieres steht, sind nicht werth, daß Lindau's Sonne sie bescheint. — Schaumberger schließt seine Betrachtungen über „die Sonne“ mit den Worten: „Lindau mag sehen, daß er der großen Zehe des Riesen Ibsen nicht zu nahe komme, er möchte am Ende darunter ganz und gar verschwinden.“ — Man male sich dieses Bild figürlich aus: der große Lindau die große Zehe des kleinen Ibsen beschnuppernd. — In dem bekannten König Ludwigs-Album, welches vor etwa 40 Jahren die Münchener Künstler ihrem hohen Protektor König Ludwig I. von Bayern überreichten, befindet sich u. A. eine drollige Darstellung von Meister Moritz von Schwind: Gnomen an der Zehe der Bavaria. Unter diesen Gnomen wollte Schwind all' die kleinen unterirdischen Sudler verstanden wissen, die wie die Regenwürmer nach dem Gewitter, aus dem Dunkel kriechen und glauben, überall ihre kritischen Nasen hineinstecken zu müssen, wo es etwas zu schnuppern und zu wittern giebt, — es sind unsere modernen Kunstkritiker, die Kunstcompilatoren, die Ohrwürmer der Tagespresse, die Größenwahnschwätzer, die Kunstwaschweiber und die so beliebten Gentlemen, welche statt des Revolvers gleich einen ganzen Artilleriepark für die Kunst auffahren. Auch die Verwaltungsräthe mancher Theater gehören hierher, welche man die Fleischbeschauer nennt, weil sie dem Ewig-Weiblichen im Engagement den Vorzug vor der Kunstleistung geben.

Digitized by Google

Aus der Kunstwaschanstalt der Tagespresse.

Max Bernstein, die kritische Rampenblende. — Paul Lindau's Sonne. — Bernstein und Meerschaumkopf. — Jedes Beefsteak, ein Verstimmungsdrama.

Jedermann weiß, daß die Sonne es ist, welche alles Leben hervorbringt und erhält. Auch das Theater hat seine Sonne, das Lampenlicht, welches das Leben der Bühne verklärt, ja oft das Unmögliche möglich macht. Marquis Posa's Malteserkreuz, des Königs Hermelin von der Theatersonne beleuchtet, sind herrlich; selbst einen fehlenden Knopf zaubert das Lampenlicht hervor; der Recensent glaubt ihn wenigstens zu sehen oder besser nicht zu sehen. Und wenn vollends das strahlende Sonnenlicht gedämpft erscheint, wenn mystische Dämmerung herrschen soll, wenn die Rampenblende ihre Schuldigkeit thut, wer vermöchte sich dem Zauber der Illusion zu entziehen? Niemand! Und das will auch Niemand, das Publikum will Illusion und das ist ja auch besonders gerechtfertigt, so lange es im Theater ist. Giebt man aber dem Publikum außerhalb des Theaters auch Illusionen, hüllt man die Thatsachen in einen Coulissenschleier oder beleuchtet man ein Stück derartig mit Hülfe der Rampenblende, daß das Gute schlecht, das Schlechte gut wird, zerreißt man mit anderen Worten ein gutes Stück und hebt ein schlechtes in den Himmel, dann hat ein unverständiger Kritiker an der Rampenblende gespielt, es tritt Verblendung ein.

Mit einer qualmenden Petroleumlampe beleuchtet uns z. B. Herr Max Bernstein, der Münchener Theaterbriefsteller comme il faut („Münchener Nachrichten" vom 13. März 1891) die „Sonne" von Paul Lindau, Schauspiel in 3 Akten. Hören wir seine Logik, die meistens wie ein Ragout aus Börne, Düntzer, Büchmann, Laokoon, Lessing's Dramaturgie und dem kleinen Conversationslexikon schmeckt.

Max Bernstein, die kritische Rampenblende, sucht zunächst nach einem allgemeinen Angriffsplan gegen die „Sonne" und stellt zu diesem Zweck ein ganz neues, noch nicht dagewesenes Kunstprincip auf, indem er behauptet: „Auch der größte Künstler erschöpft die Kunst nicht. Ihre Mittel und Formen, ihre Wege und Ziele ändern sich wie Alles Menschliche." — Das ist unbestreitbar, daß „Mittel" und „Formen" sich ändern, aber „Wege" und „Ziele" gleichfalls? Nein! Zweck und Ziel aller und jeglicher Kunst ist, das Göttliche im Menschen direct oder indirect, geistig oder bildlich zum Ausdruck zu bringen. Das Göttliche aber ist identisch mit der

Digitized by Google

Seele und mit dem Idealen. Bernstein wird zwar überlegen lächeln und sagen: „Gott“ — veralteter Begriff! „Seele“ — Unsinn! „Ideal“ — längst mit Hülfe Ibsen's, des „gewappneten Riesen“ glücklich „überwundener Standpunkt“. Wer aber zuletzt lacht, lacht am besten, und vielleicht wird Bernstein doch etwas nachdenklich, auf die Erwiderung, daß das ideale Kunstprincip ein Princip ist, welches unsere größten Dichter als Axiom, und als selbstverständlich ihren Werken zu Grunde gelegt haben. Aus Düntzer's Erläuterungen zu den Klassikern sollte Bernstein dies wissen, und auch das ihm so wohl bekannte Konversationslexikon wird ihm gesagt haben, daß man ein Axiom weder zu beweisen hat, noch die geringste Aussicht vorhanden ist, seine Wahrheit zu erschüttern. Würde Bernstein also Düntzer, Börne, Lessing und sonstige „Hülfsmittel“ richtig gewälzt haben, so hätte er niemals versucht, neue Kunstprincipien aufzustellen. Auch dann nicht, wenn er noch so sehr entrüstet über dieses verflucht gute Stück Lindau's war und vor innerem Ingrimm gar nicht wußte, was aufstellen, um Paul Lindau eins zu versetzen. Ibsen bekommt eben tüchtige Prügel von Lindau und darüber ärgert sich Bernstein grün und blau. Der gesunde Humor, der tiefe Ernst des Stückes, die trefflichen Leistungen der Schauspieler, der geistvolle Dialog, kurzum, alles Gute hüllt Bernstein wüthend in einen dichten Coulissenschleier. Die Rampenblende muß herbei, und jetzt ist die richtige Beleuchtung fertig, und kraft aller dieser großen Blech- und Hülfsapparate ruft Bernstein jetzt grimmig: „Paul Lindau, im Kampfe gegen Henrik Ibsen! Er hat seinen Gegner nicht getödtet, nicht verwundet. Er hat ihn mit seinen Waffen gar nicht erreicht. Lufthiebe, Spiegelfechterei!“ O diese Rampenblende! Bernstein schmeckte eben die bittere Wahrheitspille Lindau's, welche er zu schlucken erhielt und nach Luft schnappend, ruft er aus: „Jene beiden Frauen haben Ibsen nicht verstanden.“ Man höre und staune: Bernstein will hiermit, um Ibsen zu retten, peremptorisch diejenige Wirkung vorschreiben, welche allein von Ibsen's Nora zulässig ist. Er will hiermit den Lesern und Leserinnen die Empfindungen vorschreiben, welche sie bei Ibsen's Nora haben sollen und müssen. Das ist doch amüsant, ebenso amüsant als rührend! Was thut er nicht Alles, um seinen Busenfreund Ibsen zu retten. Sollte hier vielleicht doch echter Bernstein vorliegen, und nicht der unechte Münchener Bernstein, welcher nur zu unechten Meerschaumköpfen verwendet wird? Wir sahen bereits Thüringer Meerschaumpfeifen mit Ibsen's Kopf. Dieser rettende Bernstein, welcher dem bis auf den Tod verwundeten großen Skandinavier hülfreich die Hand entgegenstreckt — was ist dagegen der Marquis Posa, wenn er den Tod für seinen Carlos erleidet?! Nichts, nichts, als das elende, unechte Unkraut auf dem Boden einer verrotteten, verdorrten und altersschwachen Kunstanschauung. „Ibsen, Ibsen, kleiner Schiller, komme zu dir! Erhole dich, du stirbst noch nicht! Jene beiden Frauen haben dich nicht verstanden!!“ — ruft mit rührenden

Digitized by Google

Klagelauten der echte Bernstein und der ebenso echte Meerschaumkopf Ibsen's erhebt sich langsam an der Hand seines Retters. Welche rührende Scene: „Du bist gerettet, Geliebter," lispelt der echte Bernstein, „die elenden Idealschafe verstehen dich nicht, o Meister!" „Jene beiden Frauen haben Ibsen nicht verstanden." ... Gut denn also, zugegeben, daß die Lectüre von Ibsen's Nora die bedauernswerthe Dora Alexis zu einem ähnlichen Blödsinn veranlaßte, zugegeben, daß sie also die Nora mißversteht, können dann obige Worte: „Jene beiden Frauen haben Ibsen mißverstanden" — können diese Rettungsworte logischer Weise eine Entschuldigung für den schwer gekränkten, fast ertränkten Ibsen bilden? Diese Logik wäre ja gar keine Logik, und das wird ein echter Bernstein doch nie und nimmer dulden und zulassen. Gerade deshalb, weil es möglich war, überhaupt nur im entferntesten möglich war, Ibsens Genieblitz, nämlich das Davonrennen der Nora, mißzuverstehen, gerade deshalb, weil Ibsen's unklarer, krankhafter, widernatürlicher, ungesunder Wust die bedauernswerthe Dora Alexis so verwirrt hatte, daß sie sich zu ganz demselben Verbrechen hinreißen ließ, wie diese dumme Gans, Nora genannt, gerade deshalb trägt der brave Meerschaumkopf Ibsen an diesem, vom Bernstein zugestandenen Mißverständnisse, und seinen unheilvollen Folgen die ganze schwere Schuld. So will es die Logik, nicht wir. Wir würden ja gar nicht so grausam sein, aber Bernstein wird einsehen, eben weil er ja echt ist, daß hier für ihn kein Entrinnen möglich ist. Bleibt er bei seinem echten Meerschaumkopf, so muß er als echter Bernstein mit ihm sterben. Guillotiniren wir also mit Anstand und lassen wir die Personen der „Sonne" die sonnigglänzende Revue passiren.

„Die Sonne" ist nach Max Bernstein allein Sabine Berg, welche der junge Rechtsanwalt heirathet. Aber er vergißt hierbei, daß Marietta und Eggstädt gleichfalls „Sonne" sind. „Sonne" ist auch das einfache hausbackene Stimmungsbild zum Schluß mit dem sonnigen Liede: „Leise zieht durch mein Gemüth", und „Sonne" ist vor Allem die Seele, das Göttliche, das Ideale, welches über der „Sonne" wie ein feiner, feiner Duft ausgebreitet liegt. Von alle diesen „Sonnen" in der „Sonne" sagt Bernstein kein Wort, und diejenige, welche allerdings seiner Meinung nach allein „Sonne"* ist, diese „Sonne" besitzt die Charaktereigenschaft, daß sie geheirathet wird. Heirathen ist ja recht hübsch, aber das bloße Heirathen zeigt doch noch keine Charaktereigenschaft, weder hier noch sonst wo. Der Sonnenschein dieser kindlich, heiteren, aufrichtigen, so durch und durch bescheidenen und poetischen Mädchenknospe hatte nicht vermocht, das skandinavisch-düstere Dunkel von Bernsteins Seele zu durchdringen. Er sah demnach nur das Heirathen. Inwiefern der Meerschaumkopf Ibsen

* Der Titel eines Stückes hat nach den Gesetzen des Dramas so beziehungsreich wie nur irgend möglich zu sein. Der Titel „Sonne" bezieht sich demnach nicht nur auf die Heldin des Stückes, wie Bernstein irrthümlich annimmt.

Digitized by Google

hieran Schuld trägt, braucht nicht festgestellt zu werden; denn beide wollen ja mit einander sterben und behaupten steif und fest in choro, diese reizende, lebenswahre und entzückende „Sonne" sei keine echte „Sonne". Sie beide wollen aber echt sein. Und wenn das Publicum es auch hundert Mal bewiesen hätte und so lange und laut Beifall rief, das Publicum ist dumm, dumm, denn es wagte ja über die recht einfältige Bemerkung Lindau's zu lachen, daß Dostojewski, Tolstoi ꝛc. eine „recht fidele Gesellschaft seien." Und solch hornviehdummes Publicum, welches außerdem so thöricht ist, daß es ein rampengeblendetes Stück in hellen Haufen besucht, ein solches Publicum versteht eben absolut gar nichts, und das Premièren-Publicum im Münchener Residenztheater vollends nichts, gar nichts! — Das ist denn ja nun eine traurige Sache, und unter diesen Umständen müssen wir uns ja fast schämen, eine kleine Zwischenakt-Episode aus dem Parquett zu geben, welche die Echtheit der Sonne beweist. Das Publicum weiß nämlich ganz genau, warum diese Sabinensonne nicht nur „geheirathet", sondern vor allen weshalb sie echt ist, es kennt den Dichter bereits und hat gemerkt, wie er die Sabinensonne mit seinem Herzblut geschrieben. Der Dichter hat gerungen, gearbeitet, geschaffen, die Stirn hat ihm geglüht und in seinem Gesichte war jede Fiber angespannt. Und dann, dann, als die Sabinensonne fertig vor ihm stand, da weihte und segnete er sie und sprach zu ihr: Nun geh hin in die Welt, und wo Du auch hingelangen magst, sei „Sonne!" Erhelle und erwärme die Herzen! Nimm sie ganz gefangen, sei es, daß Du im Geständniß Deiner Liebe, dem seligsten Augenblick, verstummst, sei es dann, wenn Du geschmäht, mit Füßen getreten und tödtlich gekränkt wirst, dann laß die Herzen mit Dir weinen, dann sei Du die echte Sonne!" — So sprach die Stimme aus dem Publicum. Dann kam der zweite Akt. Da war die elegante Gesellschaft, da waren die „Perlen" und die „Kronen" des Abends ... und mitten zwischen diesen unechten Perlen stand die echte Perle, eben die Sabinensonne, welche deshalb echt war, weil sie es selbst nicht wußte, und dann kam der Augenblick, wo sie geschmäht, beleidigt und tödtlich gekränkt wird. Nun, wir haben noch nicht ein einziges Stück von Ibsen gesehen, in welchem sich beim Publicum ganz leise so etwas wie eine Thräne der Rührung von den Wimpern gestohlen hätte. Wer würde sich einer Thräne schämen im Theater, hat doch das Weinen dieselbe Berechtigung wie das herzhafte Lachen in einem Lustspiel und kommen doch Weinen und Lachen aus einer und derselben Quelle, aus dem warm empfindenden menschlichen Herzen! Die Modernen kennen kein Herz, sondern nur Nerven. An unserer Seite aber saß ein junges Mädchen; feine, blasse, geistreiche Züge, sie hatte den Kopf gesenkt und an ihrer Wimper perlte eine Thräne. Die echte Sonne! dachten wir. Ja, so eine einzige Thräne in Lindau's „Sonne" ist eine bessere Kritik als das Hurrahrufen einer lärmenden Ibsengemeinde. —

Digitized by Google

Bernstein und Meerschaumkopf blicken mißvergnügt vor sich hin; wir sehen es wohl, und aus Rücksicht für sie und die baldige Execution, die sie offenbar herbeisehnen, wollen wir die Sonnen-Revue abkürzen, nicht aber, ohne wenigstens einen Blick auf den „lustigen" Gregor Eggstädt geworfen zu haben. Hier hätte Bernstein fast das Richtige getroffen, nur Schade, der Pfeil sauste vorbei. Unserer Meinung nach ist nämlich Gregor Eggstädt gar nicht so oberflächlich „lustig", wie Bernstein ihn gern haben möchte, zu dem Zweck haben möchte, um sagen zu können: Ein solcher Seifensieder, wie Eggstädt, welcher die empörende Behauptung aufstellt, daß „die moderne Kunst da anfängt, wo die Seife aufhört", der macht nur Propaganda für sein Geschäft als Johann der muntere Seifensieder. — Das ist ja nun selbstverständlich, daß unsere rabenschwarzen Pessimisten von vornherein einen solchen lustigen „Seifensieder" hassen und fliehen müssen, weil er ihnen mit seiner Seife im II. Akt, wenigstens gehörig den Pelz wäscht. Die ganze Geschichte ist also einfach folgende: Ibsen wird ordentlich gewaschen, und über diese Wäsche ist Bernstein wüthend. Nun, hier ist guter Rath aber nicht theuer; denn wie ein Ferkel z. B. sich ja nach geschehener Wäsche gleich wieder in seinen Schmutz legen kann, so kann auch Ibsen wieder zu einem garstigen Stoff greifen, dann vergißt er bald seine Schmerzen, und Bernstein vergißt vielleicht die empörende Wäsche.

Es ist ein sonderbares Verdienst, welches sich Bernstein mit der Erklärung erwirbt, weshalb Ibsen immer verstimmt ist, ja, berechtigt ist, verstimmt zu sein. Ibsen ißt gut, trinkt gut, geht spazieren, macht Vergnügungsreisen nach dem Nordkap, fühlt sich auch ganz wohl, aber wenn Ibsen sich dann an seinen Schreibtisch setzt, dann kommen die schwärzesten der Gedanken. Will nun der Meerschaumkopf ein Gedicht machen, so wird es ein Verstimmungsgedicht, will er ein Drama schreiben, so wird es ein Verstimmungsdrama. Er weiß, daß er Verstimmungssachen schreibt, aber seiner Meinung nach ist er dazu berechtigt, und Bernstein glaubt an diese Berechtigung. „Wie gern möchte auch ich mich des Lebens freuen", sagt Bernstein, „aber ich vermag es nicht." Und wie kann nur unter diesen Umständen der dummdreiste Seifensieder und Rechtsanwalt Gregor Eggstädt behaupten, daß das Leben schön sei. „Freut euch des Lebens" — nein wie dumm und abgeschmackt so etwas! —

„Ich sehe mehr Leid als Lust in der Welt", fährt Bernstein fort, „und das macht mich traurig, weil ich mit den Leidenden fühle. Sie sagen mir zwar, Herr Eggstädt, die Natur ist heiter. Aber ich glaube Ihnen nicht, Sie sehen wohl nicht genau genug hin. Was Sie sagen ist klar wie Wasser, hell und lustig wie Wasser. Aber haben Sie schon einmal einen Tropfen Wasser durch das Mikroskop betrachtet? Thun Sie es; dann werden Sie finden, daß sogar im Tropfen Wasser der Kampf um's Dasein wüthet, daß ein Geschöpf vom Tode des anderen lebt und, daß die Natur fortwährend Verstimmungsdramen aufführt."

Und betrachten Sie sich das Menschenleben ebenso genau und Sie werden das-

Digitized by Google

selbe finden. Eben deswegen soll die Kunst heiter sein, meinen Sie. Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß die Kunst ein Herz hat .... sehen Sie, Herr Eggstädt, daher kommen die Verstimmungsdramen. Und deshalb sind sie berechtigt. Am meisten berechtigt sind vielleicht die Dramen, von denen Niemand sagen kann, ob sie optimistisch oder pessimistisch sind; aber die Leute, die solche Dramen machen, heißen Shakespeare oder „Goethe" (Schiller existirt für Bernstein offenbar nicht) und solcher Leute werden in tausend Jahren nur zwei geboren."

Ibsen und Bernstein haben Recht. Es ist ein furchtbares Familien- und Verstimmungsdrama, wenn im Tropfen Wasser sich Alles gegenseitig auffrißt, wenn der Mikroben-Vater den Sohn, wenn die gute Mikroben-Mutter die leibliche Tochter und wenn die fürchterliche Mikroben-Großmutter ihre eigenen Enkeln und Enkelinnen auffrißt! Das ist ein furchtbares Bild, ein entsetzliches Verstimmungsdrama! Uns Menschen geht dies Familienschauerstück allerdings eigentlich ja gar nichts an, und unsere menschlichen Rechts- und Verstandsbegriffe reichen ja allerdings nicht im entferntesten aus, zu beurtheilen, ob diese gegenseitige Auffresserei vortheilhaft ist oder nicht, aber es ist und bleibt doch entsetzlich verstimmend. Ja, Ibsen und Bernstein haben Recht, es ist und bleibt verstimmend. Wie tief verstimmend ist es doch auch erst vollends bei größeren Thieren, wo die gegenseitige Auffresserei ja allerdings (mit Ausnahme der ganz ungebildeten Afrika-Reptilien) nicht mehr existirt, aber dafür frißt der Mensch, der entsetzliche Mensch jetzt. Der Herr der Schöpfung frißt, und veranstaltet tagtäglich die allerentsetzlichsten Verstimmungsdramen, denn er ißt jeden Tag Rindfleisch oder Ochsenbraten, Kalbsbraten, Hühner, Enten, Gänse ꝛc. Und alle diese unschuldigen Geschöpfe mordet er, um sie mit und ohne Salat oder Kartoffeln zu verzehren. Welch' fürchterliches Verstimmungsdrama! Da hat Bernstein Recht. Und doch denkt er wohl kaum daran, wenn er im Restaurant sich sein saftiges Beefsteak munden läßt, daß diesem Genuß auch ein Verstimmungsdrama, nämlich das unbarmherzige Schlachten des Ochsen vorausgegangen ist. — Und solche Verstimmungsdramen müssen demnach in der Kunst aufgeführt werden, denn die Kunst hat ein Herz, die Kunst Ibsens hat ein Herz, sagt Bernstein, und deshalb sind seine Verstimmungsdramen berechtigt.

„Am meisten berechtigt sind vielleicht die Dramen, von denen Niemand sagen kann, ob sie optimistisch oder pessimistisch sind. Aber die Leute, die solche Dramen machen, heißen Shakespeare und „Goethe".

Und Schiller, setzen wir hinzu, und jetzt fort Ibsen und Bernstein, fort zur Richtstätte! Bis hierher reicht die Geduld und unsere Gutmüthigkeit. Frisch vom Leder gezogen! Wir fürchten keinen Kampf mit Zweien, aber wer fällt, der ist der Besiegte und der andere bleibt Sieger.

Also, die Dramen Shakespeare's und Goethe's sind vielleicht am meisten berechtigt — dies vorsichtige „vielleicht" — weil sie weder „pessimistisch", noch „optimistisch" sind. Himmelkreuzdonnerwetter! Aufgepaßt und parirt! Sind Shakespeare, Goethe und Schiller deshalb berechtigter als die Ver-

Digitized by Google

stimmungsdramen, weil diese drei Dichter weder pessimistisch noch optimistisch sind? Ist dies der Grund ihrer Mehrberechtigung, ist dies Grund und Ursache ihrer monumentalen Größe? Keineswegs! Denn Shakespeare, Goethe und Schiller bewundern wir deshalb, weil sie ganze Dichter waren, und nur dadurch waren sie Dichter, daß sie das Göttlich-ideale im Menschen zu Mittel und Zweck ihrer Kunstwerke, zur conditio sine qua non erhoben. Und deshalb sind Shakespeare, Goethe und Schiller „mehr" berechtigt, als die Verstimmungsdramen. „Mehr" berechtigt? Das genügt noch gar nicht. Wenn ein einziger oberflächlicher Vergleich zwischen jenen großen Dichtern und den Verstimmungsdichtern uns lehrt, daß die Kunstprincipien beider Gattungen einander diametral entgegen, gesetzt sind, so sind auch ihre Kunstwerke einander entgegengesetzt. Und wenn die naturalistische Kunst von Ibsen und Consorten einfach erst, wie es Thatsache ist, dadurch existenzfähig wird, daß sie die ideale Kunst zu Boden schmettert, wenn die naturalistische Kunst ganz allein auf den Trümmern der idealen Kunst ihre Existenz erst zu gründen vermag, ja, wenn die naturalistische Kunst sich erfrecht, zu behaupten, jene seit Jahrhunderten bestehende Kunst ist gar keine Kunst und alle ihren großen Dichter und Künstler sind heute ein überwundener Standpunkt: — ja, kann da überhaupt noch der mindeste Zweifel bestehen, welche von beiden die wahre Kunst ist? Die eine Kunst raubt der anderen Kunst Alles: Sie reißt ihr frech die Krone vom Haupte, welche der Diamant des Idealismus und die Perle des Glaubens zieren, wirft die Krone hin und tritt sie mit Füßen, reißt den Hermelin von den Herrscherschultern der göttlich-idealen Kunst, wirft diese selbst zu Boden, setzt als frecher Räuber den Fuß auf den Nacken der hülflos Daliegenden und hat die Stirne aller Welt laut zu verkünden: „Ich bin die Kunst!" —

Wir rufen die ganze Welt als Zeugen an: Wer ist die Königin, die Königin selbst oder die Königsmörderin? Ja, ja, auf einen echten Ibsenmeerschaumkopf muß ein echter Bernstein gepfropft werden!

Aber angenommen, Lindau's „Sonne" wäre wirklich ein werthloses Stück und dieser Eggstädt ein ganz oberflächlicher Raisonneur, so wäre es doch immer noch mehr werth als Ibsen; denn man geht befriedigt aus der „Sonne", weil man sich wenigstens amüsirt hat; das ist schon viel werth und jedenfalls besser, als wenn man sich durch Ibsen den ganzen Abend verekeln läßt. Aber diese Modernen wollen den Ekel, sie wollen ihn allein für sich, mögen sie ihn behalten! Nach Ibsen muß man sich immer fragen, ob es überhaupt der Mühe werth sei, geboren zu werden, und unsere Modernen gehen in ihrem Größenwahn so weit, daß sie verlangen, jeder normale Mensch müsse sie erst um Entschuldigung bitten, daß er überhaupt geboren ist.

Digitized by Google

Der Hecht im Karpfenteich

oder

Das Wunderkind des Wiener Burgtheaters.

Eine journalistische Geschmacklosigkeit.

Von hochgeschätzter Hand, dem Nestor der Wiener Burgtheaterkritik und Redacteur einer der 37 Wiener Vorstadtblätter, ließen wir uns folgende tragische Familiennachricht telegraphiren:

Die altehrwürdigen Traditionen des Wiener Burgtheaters sind über Nacht gebrochen und liegen zusammengestürzt wie ein Kartenhaus. Namen wie Anschütz, La Roche, Ludwig Löwe, Fichtner, Joseph Wagner, Beckmann, Meixner, Lewinsky, Julia Rettig, Marie Seebach, Gabillon Haizinger, Charlotte Wolter, sind ausgelöscht; von dem jüngeren Nachwuchs wollen wir gar nicht reden; denn der bisher gefeierte Liebling des Münchener Publikums ist hier mit einem Schlage durch seine unerreichte Hamletdarstellung zu einem Liebling der Götter und im Burgtheater zu einem Hecht im Karpfenteich geworden. Da er aus guter Familie ist, so nehmen wir keinen Anstand, zu berichten, daß er sich so zu sagen über Nacht vom Dilettantismus zu einer künstlerischen Kraft emporgeschwungen, wie das Wiener Burgtheater sie seit Dezennien nicht besessen. Seine enorme Vielseitigkeit — wir sahen ihn nur als Hamlet — befähigt ihn, die gesammte Entwickelung der Schauspielkunst seit Lessing in einer Weise zu vertreten, daß einfach Alles aus ist. Er ist in der Tragödie, im Lustspiel und in der Posse gleichzeitig zu verwenden. Leute wie Garrik, Ludwig Devrient und andere Herostraten werden sich vor Aerger hörbar im Grabe umdrehen. Das Burgtheater besitzt außer ihm Niemanden, der Hamlet, Franz Moor und Leon zugleich spielen könnte, was aber nicht viel sagen will, wenn man weiß, wie sehr er seinen jetzigen Herren Kollegen in's Gehege gekommen und daß er die schwimmende Rolle eines Hechtes dadurch übernommen, daß er die Karpfen sämmtlich auffressen wird.

Wir setzen voraus, daß er genügend beschäftigt wird, um den Fraß bethätigen zu können, wenn nicht, so wird der Teich, eines der ersten Kunstinstitute der Welt, versumpfen oder die jetzige lebende Generation des Burgtheaters, welche während des Gastspiels unseres gefeierten Lieblings das Gastrecht in honnetter Weise gegen dieses Monstrum von Genialität zu wahren wußte, wird die Rollen vertauschen und mit dem Götterliebling spielen, wie die Katze mit der Maus, was dasselbe sagen will. Seine Auffassung des Hamlet ist so originell, daß er selbst dem Todtenkopf in der Grabesscene ein Grinsen entlockt hat und Ophelia hatte blaue Flecken von

Digitized by Google

den Küssen dieses Hamlet. Das ist noch nicht dagewesen! Uebrigens müssen wir die rohe, ja gemeine Beschuldigung zurückweisen, daß dieser Hamlet ein geborener Regensburger sei; solche Kräfte kommen aus München; er ist ein geborener Münchener und noch dazu ein Verwandter unserer Familie, was vieles entschuldigt. So macht man aus der Kunstkritik bald eine Gefühlscomödie, bald ein Geschäftsaushängeschild, beide sind ja auch nahe verwandt und wer wollte leugnen, daß Geschäftsreclame eine seelische Eigenschaft, welche sich so gut mit biedermännischem Wohlwollen verträgt.

Die Kunstwaschanstalt unserer Tagespresse hat hiermit unbewußt dem jungen Mimen den denkbar brutalsten Dienst geleistet, indem sie ihm die Carrière erschwerte. Das gebildete Publicum rächt sich für solche ihm zugemuthete Geschmacklosigkeiten durch Satire.

(Vergleiche Münchener N. Nachrichten.)

Litterarische Uebersättigung.

Mit diesem Worte darf man wohl mit Recht den Zustand benennen, welchen Künstler und Schriftsteller durch Ueberproduction in den letzten zehn Jahren geschaffen, ohne recht daran zu glauben, daß sie bereits inmitten einer Krisis stehen. Die Entartung des Naturalismus in der Belletristik wie in der bildenden Kunst trägt daran den größten Theil der Schuld; um so nothwendiger erscheint es, dieser Pestkrankheit auf Schritt und Tritt fest entgegen zu treten. Fast tragikomisch klingen die Berichte von der Anstauung auf dem Bilder- und Büchermarkt in Paris, einer Stadt, die sonst das Eldorado der Belletristen und Maler ist, es ist nur zu bedauern, daß unter diesem fürchterlichen Rückschlag, von welchem das Gute mitbetroffen wird, zahllose Talente zu Grunde gehen müssen, man eilt einem Abgrunde zu und allen voran sind es die Modernen und Naturalisten, welche zuerst hineinstürzen. Wir würden dies nicht aussprechen, wenn es nicht schon zur Thatsache geworden, daß wie eine Morgendämmerung am lichten fernen Horizont Poesie und liebenswürdiger Geschmack, feine Romantik und der unvergängliche Drang der Menschen nach Idealem wieder emporzusteigen beginnen. Die Anzeichen einer besseren Zeit mehren sich, sie kommen zuerst aus dem Lande, wo man am meisten gesündigt, aus Frankreich, und wunderbarer Weise aus der Heimath Ibsen's, aus Dänemark und Norwegen.

In Deutschland gilt es als feststehende Thatsache, daß in Frankreich viel mehr Bücher gekauft werden als bei uns, und man muß das ja auch für richtig halten, wenn man die Ziffern liest, die von Zeit zu Zeit zu Reclamezwecken über den Absatz einzelner Bücher veröffentlicht werden. In

Digitized by Google

Wirklichkeit verhält es sich aber ganz anders. Der französische Büchermarkt macht eine Krise durch, welche Verlegern und Schriftstellern die schwersten Sorgen bereitet. Das Büchergeschäft liegt vollständig darnieder. Das Publicum kauft nichts, und die Verleger sind so entmuthigt, daß sie selbst ganz gute Sachen nicht mehr zu drucken wagen.

Es giebt in Paris zehn oder zwölf Schriftsteller, deren Werke gut gehen, das heißt, in mehr als 15,000 Exemplaren abgesetzt werden. Von allen anderen werden höchstens 150 oder 200, oft aber nicht einmal 50 Exemplare an den Mann gebracht. Ein Prachtwerk, das vor einem Jahr erschien, kam von den Buchhändlern vollzählig, bis auf ein einziges Exemplar, zum Verleger zurück, und es ist nicht sicher, ob das eine fehlende Exemplar verkauft wurde oder verloren ging. Von einem Buche, das einen hervorragenden Kunstgeschichtsschreiber zum Verfasser hat und mit ausgezeichneten Bildern geschmückt ist, wurden in sechs Monaten zwanzig Exemplare abgesetzt. Wissenschaftliche Bücher gehen noch, allerdings sehr viel mehr dank der ausländischen als der inländischen Kundschaft; aber von schönwissenschaftlichen Werken scheint das Publicum einfach nichts mehr wissen zu wollen.

Im Fachverein der französischen Verleger »Cercle de la Librairie« berechnet man, daß die hiesigen Verleger augenblicklich 3 Millionen Bände auf Lager haben, die sich seit einem halben Jahre noch nicht um ein Tausendstel vermindert haben. Für das Stocken des Absatzes machen die Verleger in erster Linie die Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften, in zweiter die neuerdings aufgekommenen Sammlungen moderner Bücher zu billigsten Preisen, erst in dritter die hier keine große Rolle spielenden Leihbibliotheken verantwortlich. Alles, was sich dazu nur irgend eignet, also jeder Roman, jede Novelle, jede Folge von Essays, erscheint zuerst in einer großen Zeitschrift oder Monatsschrift, wird dann von zahlreichen Provinz-Tagesblättern und billigen Pariser Wochenschriften, die einen Vertrag mit der »Société des Gens de Lettres« haben, nachgedruckt und bringt dem Verfasser ein recht auskömmliches Honorar ein. Das Publicum kennt nun das Werk, und wenn es als Buch erscheint, kauft es dieses nicht. Will aber jemand sich ein Buch anschaffen, so kauft er sich eins aus der Sammlung »Romans des Auteurs célèbres«, das bei 60 Centimes Ladenpreis für 50 Centimes abgegeben wird.

Man sucht nach Mitteln, um diesem Zustande abzuhelfen; aber das ist natürlich nicht leicht. Ein Verleger schlägt vor, die vorhandenen drei Millionen Bände einfach an den Käsehändler zu verkaufen, um Luft zu schaffen, aber das scheint vielen zu durchgreifend; ein anderer empfiehlt, diesen Riesenbestand zu „verramschen", das heißt ihn zu 50 Centimes für den Band in's Publicum zu werfen, wodurch doch den Verlegern anderthalb Millionen Franken zufließen würden; doch bezweifelt man mit vollem Rechte, daß das Publicum geneigt sein würde, auch nur ein Zehntel des

Digitized by Google

Büchervorraths den Verlegern zu diesem Preise abzunehmen. Man räth den Schriftstellern ernstlich, einmal zwei Jahre lang keine Romane zu schreiben, so daß das Publicum gezwungen sein würde, seinen immerhin vorhandenen Bedarf aus den aufgehäuften Beständen zu befriedigen. Zu etwas Aehnlichem wird es wohl kommen; jedenfalls weigern sich die Verleger schon jetzt, etwas Neues zu unternehmen.

Auch von anderer Seite berichtet man aus der Seinestadt: Zola's letztes Werk »l'Argent« ist, wie man sagt, in 45,000 Exemplaren von der Hachette'schen Sortimentshandlung, welche den Verkauf auf den Bahnhöfen hat, zurückgekommen. Die Kunden der Bahnbibliotheken streiken wie die Bahnbeamten. Man kann es ihnen nicht verargen, wenn sie keinen Zola mehr lesen wollen, da sie in der beständigen Erwartung von Entgleisungen oder Zusammenstößen ihre letzten Augenblicke nicht mit naturalistischen Greueln verbittern mögen; aber bedauerlich bleibt doch die Noth der vielen litterarischen Arbeiter, die unschuldiger Weise mit leiden müssen. Man spricht jetzt von allerlei Mitteln, dem Uebel abzuhelfen. Léon Cladel schlägt vor, einen Gewerkverein der Schriftsteller zu gründen und die Kapitalisten, d. h. die Verleger, kalt zu stellen. Andere gehen noch weiter in ihren Plänen: sie wollen die litterarische Production socialistisch regeln, so daß ein Romanschreiber nicht mehr als einen Roman im Jahre schreiben, ein Dichter nur alle zwei Jahre einen Band voll dichten dürfte. So stehen wir vielleicht vor dem ersten Versuche, die Grundsätze des Socialismus auf die Litteratur anzuwenden. Inzwischen aber weiß man noch immer nicht, wohin mit all' den Krebsen, welche die freie Production gelassen hat. Zola hofft, seine 45,000 Bände in Deutschland zu vertreiben, wo es noch immer Leute geben soll, die ihn zu lesen lieben.

Für die Franzosen gehört der Verfasser des „Assommoir" einer vergangenen Litteraturperiode an. Seine Schriften haben kaum noch ein anderes, als ein litterarhistorisches Interesse; über zehn Jahre wird man hier noch weniger Zola als Paul de Kock lesen. Das Ausland nimmt zum Glück die abgelegten Pariser Moden an. Der Chef der naturalistischen Schule wirft sich auf den Export, während er im Inlande um ein Plätzchen im Invalidenhotel der Litteratur, in der Akademie bettelt. In der Gunst der französischen Lesewelt aber erhebt sich ein junges Geschlecht von Schriftstellern, dessen charakteristischer Vertreter Marcel Prevost ist und dessen modisches Werk wir in der »Confession d'un amant« erblicken. Es ist der „romantische Roman", der auf den naturalistischen folgt und den unvergänglichen Drang der Menschen nach Ideal und Poesie zu befriedigen sucht. Die jungen Dichter mit warmem Herzen und verfeinertem Geiste, die wir da sehen, schaffen in der That etwas Neues, das wie eine liebenswürdige Blüthe moderner Romantik aussieht. Es sind keine Stürmer und Dränger, keine übersprudelnden Kraftnaturen, sondern Autoren von geläutertem Geschmack, feiner Beobachtungsgabe und wohlthuendem Sinne

Digitized by Google

für Reinlichkeit. Das französische Publicum freut sich ihrer Ankunft und heißt insbesondere den Roman von Marcel Prevost willkommen. Wenn die deutschen Leser einmal satt bekommen, thun sie vielleicht desgleichen.

Aus der Heimath Ibsens aber verlautet: Unter den Dichtern des Tages haben die romantischen Naturen wieder Oberwasser. Holger Drachmann schreibt eine „Esther", die auf der Bühne großen Erfolg findet, und Ernst von der Recke hat ein geschichtliches Trauerspiel, „Die Herzogin von Burgund", gedichtet. Einer der jüngeren Dramatiker, Einar Christiansen, der mit seinem Zweiakter „Folkesnak" (Klatsch) ganz auf modernem Boden stand, folgt Holger Drachmann's Spuren und sendet eben eine Märchenkomödie, „Peter Plus" betitelt, in die Welt. Das Stück wird in der nächsten Spielzeit hier seine Erstaufführung erleben. Der Winter bringt ungewöhnlich viele deutsche Werke, die von ersten Kräften in die Landessprache übertragen werden: Schiller's „Fiesko", Grillparzer's „Sappho", Hebbel's „Maria Magdalena", Kotzebue's „Pagenstreiche" (dänisch: „Der listige Page"), Heyse's „Königin von Saba" und Ludwig Fulda's „Das verlorene Paradies"; das Dagmar-Theater und die Kasino-Bühne theilen sich in die Darstellung dieser Dichtungen. An der Spitze des erstgenannten Institutes steht ein reicher Sonderling, Riis-Knudsen, der eigentlich nur zum Zeitvertreibe den Theaterdirector abgiebt, ein sehr gebildeter, geschmackvoller und rühriger Mann. Bis vor kurzer Zeit hat er eine vielgelesene Zeitschrift „Litteratur und Kritik", herausgegeben. Der bekannte Lyriker und Epiker Gjellerup verläßt Dänemark, um sich in Dresden dauernd heimisch zu machen. In der sächsischen Hauptstadt lebt auch bereits seit längerer Zeit einer der bedeutendsten schwedischen Poeten, der Graf Snoilsky, dessen Lieder von Adolf Stern und Emma Klingenfeld musterhaft in's Deutsche übertragen worden sind. —

Wer könnte leugnen, daß die Entartung des Naturalismus ein zerstörendes Element ist, seine blinden Anhänger glauben es nicht, sie werden es schneller merken als sie jetzt ahnen. Und von alledem was die Belletristen und sonderbaren Poeten jetzt berührt, werden die Künstler doppelt betroffen werden, weil sie noch anspruchsvoller und verwöhnter geworden als jene.

Im Figaro vom 28. August bespricht Hugues Le Roux die Bücherkrise in Frankreich. Nach einer jüngst veröffentlichten Schätzung sollen nämlich anderthalb Millionen Bände gegenwärtig in den Lagerräumen französischer Verleger vergraben sein. Hugues Le Roux meint, daß vom Kriege 1870 an das Lesebedürfniß des französischen Publicums sehr gestiegen sei, das dasselbe nicht die Mittel gehabt zu größeren Vergnügungen und deshalb die Abende meistens mit Lesen zugebracht habe. Infolge dieses Bedürfnisses aber stieg der Absatz der Bücher in's Unermeßliche, Schriftsteller und Verleger machten gute Geschäfte. Der Erfolg litterarischer Werke berauschte die Speculanten, und wie sie früher in Getreide und Kohlen

Digitized by Google

speculirt hatten, so speculirten sie jetzt auf die Schriftsteller. Sie machten für ihre Schützlinge große Reclame und verdarben dadurch die Kritik. Andererseits lockte der Erfolg viele Unbefähigte. „Wir alle haben Schulkameraden gehabt, welche von Prima an daran dachten, Romanschriftsteller zu werden, wie man sich vorbereitet auf die juristische oder medicinische Laufbahn. Auf der anderen Seite sind die Salons von Paris voll von jungen Lebemännern, die ihren psychologischen Roman schreiben. Es ist das ein Vorwand, um im Müßiggang zu leben, um die Entscheidung zur Heirath zu verzögern; und nebenbei dient es als Empfehlung bei hübschen Frauen. Der junge moderne Don Juan ist mehr ein Mann der Feder als des Schwertes."

So wird der Dilettantismus groß gezogen und zugleich das leere Streberthum, dem es nicht um die Sache, sondern um eine momentane Anerkennung zu thun ist. Das Publicum läßt sich aber auf die Dauer nicht täuschen, es wird die geschmacklosen Litteraten und Maler an ihrem eigenen Dilettantismus ersticken lassen.

Medaillen-Hochfluth.

Eine Medaillenvertheilung in einer Kunstausstellung kommt uns immer so vor wie eine Ausmusterung von Schafen, bei dem die einjährigen von den zweijährigen oder dreijährigen Lämmern geschieden werden, jedes Lamm bekommt sein farbiges Abzeichen in die Wolle. Bei dem diesjährigen Hammelsprung im Münchener Glaspalast scheint es fast, als wäre diese Ausmusterung durch eine Lotterie unter den Impressionisten ausgelooft, wenn anders sie nicht etwa die Censur des Wohlverhaltens Einzelner kennzeichnen soll. Die mit der Vertheilung beauftragte Jury hat damit einen neuen Trumpf gegen den guten Geschmack ausgespielt. Die Liste der Auserwählten beweist es. Es sind fast nur Uhdemanisten prämiirt worden. Nachdem wir im ersten Hefte von „Sodom und Gomorrha" logisch nachgewiesen, daß heute nur die Mittelmäßigkeit prämiirt wird, glauben wir allen Nichtprämiirten nur gratuliren zu können. Das Gros der Münchener Künstlerschaft kann sich also immer noch glücklich schätzen, daß von 15 großen goldenen Medaillen nur eine, von 60 kleinen Medaillen nur 7 auf München kommen. Vielleicht hat man es für opportun erachtet, München durch Verschonung mit einer Medaillenaussaat zu ehren. Der eine Münchener, welcher die große goldene erhielt, ist Ludwig Herterich, sein verdienstvolles Gemälde „Heiliger Georg" ist durch Ankauf für die Pinakothek genügend geehrt, obschon man sich fragen darf, ob es bei Erwerbung von so manchem

Digitized by Google

theilweisen Schund überhaupt noch eine Ehre ist, zu den neueren Acquisitionen der Pinakothek zu gehören. Eine weitere große goldene Medaille erhielt Max Klinger für eine geschmacklose Atelierspielerei, welche schon im Glaspalast wegen all zu großer Dürftigkeit an Gewändern und all zu großer Aufdringlichkeit den Platz hat wechseln müssen, und ferner Max Liebermann für seinen erwürgten Ziegenbock. Man weiß immer noch nicht genau, ob Liebermann eigentlich Maler oder Gypsformator ist; wir werden uns mit diesem Hautrelief noch näher beschäftigen. Die kleine goldene Medaille wurde reichlicher ausgestreut, auch der wackere Adolf Hölzel ist davon betroffen worden, der viel eher als Liebermann oder Klinger die große goldene Medaille hätte haben müssen. Wir sagen „betroffen" und wir sagen das ohne Spott; es ist eine ganz einfache logische Folgerung, daß man mit einer Gradabstufung in der Medaillenaussaat eine geringere Censurnote gelten läßt und mit einer kleineren Medaille nichts anderes als die Unzulänglichkeit ausdrückt. Man kann darüber vielleicht zweierlei Meinung sein, unseres Erachtens aber sollten die so beschämenden kleineren Medaillen überhaupt ausgeschlossen sein; die großen goldenen Medaillen aber würden hoch im Kurse stehen, wenn man in Zukunft höchstens deren drei verabfolgte, eine für Malerei, eine für Sculptur und eine vielleicht für Architektur. Sei dem nun wie ihm wolle, Eines will uns immer als unbeschreiblich komisch erscheinen, wenn nämlich ein Kunstwerk schon auf einigen Ausstellungen unprämiirt geblieben und dann plötzlich in München zum eigenen Schrecken des Künstlers eine goldene Medaille erhält. Man sollte überhaupt Bilder nicht in gleicher Weise prämiiren wie das Mastvieh auf einer Thierschau. Die Mästung ist lediglich das Resultat einer mechanischen Nudelung, die sich jeder reiche Bauer erlauben kann, ein Gemälde aber, wofern es nicht mit der Maurerkelle gegen die Leinwand geklatscht wird, ist das Resultat einer ethischen Empfindung. Ein trefflicher jüngerer Künstler, der noch so gänzlich ohne äußere Abzeichen, frei von jedem Künstlerbandwurm im Knopfloch, still und jungfräulich in seinem Atelier arbeitet und ganz Außerordentliches leistet, sagte uns: „Wissen Sie, lieber Freund, Anerkennung freut jeden Künstler, aber das Unliebste, was mir passiren könnte, wäre unter jetzigen Verhältnissen eine Prämiirung im Glaspalast; ich fürchte nämlich, daß ich eine Medaille bekommen würde, weil man mich einseitig — Sie verstehen mich — kolossal zu schätzen weiß und sich ärgert, daß ich nichts ausstelle; deshalb lasse ich mich lieber gar nicht sehen; man muß sich kein Abzeichen anhängen lassen, das mir immer so vorkommt wie der schlecht geheilte Circumflex auf der Backe eines Corpsstudenten." Also unser junger Freund! Wir haben noch eine andere Wahrnehmung hinzuzufügen, diese besteht in dem Ausstellungsfieber unserer Tageskunstspaltenschreiber von Beruf. Sobald nämlich der Pairsschub durch verschiedenkarāthige Goldmedaillen stattgefunden, so stürzen die hungerigen Kunstberichtiger über die Medaillirten her wie die Geier über

Digitized by Google

ein Aas. Da wird jeder Prämiirte einzeln als neuaufgegangenes Tagesgestirn beschnüffelt, secirt, abgeleckt, einbalsamirt und in das Museum der Tagesgesgrößen gepfercht. Ein solches Hineinpferchen, wobei Ignoranz und gänzliche Verständnißlosigkeit für die Kunstbewegung die Hauptfactoren sind, gehört in das Kapitel unserer modernen Sittenverrohung.

Man glaube nur ja nicht, daß unter den Nichtprämiirten so etwas wie Neid im Schwange wäre; es ist eine ganz andere Stimmung, welche ihre höchst eigenthümlichen Reflexe in den Glaspalast wirft, diese Reflexe haben etwas Lustiges und Jedermann versteht sie, wenn er sie verstehen will. Wir erblicken in der vorläufig noch herrschenden Strömung nichts als ein Gewaltmittel, um eine Kunst, welche jeder Töpfer durch schnelle Fingerfertigkeit im Kneten und Formen übt, als die alleinige Kunst hinzustellen. Die Virtuosität des Schnellmalers hat nur etwas Verblüffendes, sie ist auf Distanz berechnet und verträgt nur die augenblickliche Beifallssalve, wie man sie in einem Variététheater wahrnimmt. Geniale Nonchalanz hat noch nie zu der Sonnenhöhe einer wahren Kunst geführt. — Wir schließen mit nachstehendem Epigramm auf einen nichtdecorirten Impressionisten:

Spottvogel ward ich geheißen,
Spaßvogel möcht' ich wohl sein,
Piepvogel* möcht ich wohl haben;
Doch Pechvogel ward jetzt ich genannt.

---

* Im Volksmund: der Rothe Adlerorden.

Digitized by Google

Meine München-Haustade.

Glaspalaststudie eines Durchgereisten.

Gastein, 21. August 1891.

Verehrte Männer von Sodom und Gomorrha! Ich bin Sünder genug, um meine Aufnahme in die Reihen der Einwohner Sodoms und Gomorrhas beanspruchen zu können. Unter anderen Fehltritten, deren ich mich schuldig bekenne, zählt auch mein neulicher Durchmarsch durch den Münchener Salon für 1891. War das ein Leidensweg! Meiner alten Gewohnheit entsprechend trat ich in diesen Irrgarten ohne jeden Führer, das heißt ohne — ohne, — ja wie sagt man denn — Katalog auf gut deutsch, also ohne Bilderzettel.

Dieser Umstand schützt mich dagegen durch Namensnennung irgend einen der Künstler der Wende des Jahrhunderts zu kennen oder zu nennen. Nicht aber schützte er mich gegen ein hirnzerreißendes Kopfweh, gegen Mattigkeit zum Umfallen nach Durchwanderung der ungefähr vierzig Säle. Jeder von uns Kunstnarren und Kunstfreunden — man ist nur beides oder keines von beiden — ist seit jeher an die ungeheuren Leichenkammern gewöhnt, die man höflicher Weise Museen und Kunstausstellungen nennt, wo unzählige Bilder, Büsten, Denkmäler ohne Wahl und Qual nebeneinander, übereinander, durcheinander dazu bestimmt erscheinen, sich gegenseitig zu befehden und alle zusammen einen markverzehrenden Gesammtkrieg gegen den Beschauer zu führen.

Wenn ich beschämt aber wahrheitsgetreu gestehe, daß ich die drei Pariser Salons, den Berliner, unterschiedliche Stuttgarter, Wiener und Londoner Exhibitions ohne Schaden für meine Gesundheit heuer mitgemacht habe, so dürfte mir einige Abhärtung zugetraut werden. Aber analog dem berühmten gutgemeinten Ausrufe des Kaiser Ferdinand des Gütigen, dem Klavier-Virtuosen von Mayer gegenüber: „Ich habe schon viele Pianisten mir vorspielen lassen, so geschwitzt wie Sie, hat noch keiner!“ kann ich von mir sagen, daß alle Salons zusammen mich nicht entfernt so ermüdeten als der Münchener Glaspalast. Glauben Sie, daß ich den für mich namenlosen Künstlern daran schuld gebe? Beileibe nicht! Meine sündhafte Gutmüthigkeit, mein berufsmäßiger Gerechtigkeitssinn sind einzig deshalb anzuklagen — vielleicht meine süddeutsche Bescheidenheit dazu.

Können dies wirklich nur unfertige und nie fertigzustellende Momentbilder sein, wie sie der Stimmung des Malers oder dessen Einbildung entsprechen sollen — wie sie nur ihm verständlich sein können, gleich einer Notiz, bestehend aus einem Worte, einem Ausrufungszeichen, einem Fragezeichen, welche bei der Lesung eines Buches hingeworfen, nur dem

Digitized by Google

Leser selbst verständlich sind? Ebensogut könnte es mir beifallen, diese meine Gedankenblitze aus meinen Lesefrüchten der letzten Jahre aufzusammeln und als „gesammelte Werke“ zu veröffentlichen — als es erlaubt ist, all' diese Malerwitze und Pinselschnitzer zusammen als Kunstausstellung hinzustellen.

War denn nichts Anderes, nichts Fertiges, nichts Gutes im Münchener Salon zu sehen? O Gott, ja mein liebes „Sodom und Gomorrha“, ganz prächtige Sachen und ziemlich viele. Von denen spreche ich aber nicht und kann Niemand sprechen. Die Hochfluth der Freiluftschnapper, der Eindrucks- und Ausdrucksucher, der Grausichtigen, der Blausichtigen, der Schwindsüchtigen, der Zwischentöneschwärmer, der Valeuristen und der sonstigen Farbenheiligen stürzte und fluthete über das Gute hinweg, wie unsere Gasteiner Ache über das Berggerölle. Es kann diesem tollen Farbengewimmel gegenüber nichts anderes standhalten, als ein noch tolleres. Und dazu meine deutsche Schwerfälligkeit! Dahinter muß etwas stecken, damit muß etwas gemeint sein, sonst könnte es nicht hier sein, sonst hätte man es nicht zugelassen! Du bist ja zu München, der Kunststadt von Ludwigs Gnaden! Was hatte ich von meiner Gewissenhaftigkeit? Eben jene Mattigkeit, jenes Kopfweh — und einen Graus vor mir, vor Bildern, vor Ausstellungen, wie ich ihn nie vorher empfand. Ich wollte auf den Grund der Dinge kommen und ging selbst dabei zu Grunde.

Eines wurde mir klar und steht felsenfest in mir. Diese neue Entartung in der Malerei steht jetzt im Banne der Photographie. Verhehlen wir es uns nicht länger: die von oben herab angesehenen Photographen, welche kein Künstler als seines gleichen betrachten wollte, haben das Oberwasser. Auch die Photographie trifft haarscharf das Aeußere der Erscheinung, wie Ihr es wollt, Ihr Schnellmaler der Augenblicksstimmung. Sie trifft es noch schneller als Ihr, dank dem Momentverschlusse, und macht es gleich fertig, wozu ihr doch niemals kommt — weil Ihr es nie gekonnt oder wenn dem so war, es gründlich verlernt habet. Wenn die Photographie ohne weitere Procedur zur farbigen Reproduction gelangt — und Alles drängt dorthin — dann wird sie Euch über sein, sie wird noch naturgetreuer als Ihr, die Natur copiren, sklavisch abklatschen, die äußere Erscheinung ohne Menschenseele und ohne Weltseele — aber bis auf's I-Tipfelchen genau allen Tages- und Jahreszeiten entsprechend, und insbesondere wird sie Euer Ideal verwirklichen: das Häßliche.

„Schön ist häßlich, häßlich schön,“ gehört habe ich dies schon in irgend einer Hexensudelküche im Macbeth, zum Bewußtsein gebracht wurde es mir so recht wieder im Münchener Salon.

Körperliche Ermüdung zwang mich zum Ausruhen, dieses zum Nachdenken. Die Grundursache der neuen Erscheinung, des Durchbruches der Panorama-Malerei in Staffeleiformate wurde mir klar.

Digitized by Google

Es mußte die stete, gute, sehr gute, oft glänzende Wiederholung einer Nichtigkeit die handwerksmäßige technische Vollendung des A. oder B., welche als „Kunst“ sich gab, zum Widerspruche reizen.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß ein höchst „verwendbarer“ Schauspieler den Zuhörer nach einem Sprechschnitzer lüstern macht. Ich begreife, daß eine und dieselbe Dame in demselben Atlaskleide in weiß, grün und gelb dem skeptischen Beschauer desto mehr mißfallen kann, je besser es gemalt ist — und daß ein Künstler, besonders ein verkanntes Genie — eine häufig anzutreffende Spielart — darüber rasend werden kann. Um so rasender, wenn das verkauft, gut und rasch verkauft wird. Darf man aber aus der Unfertigkeit einen Glaubenssatz machen, weil die Handfertigkeit ohne Inhalt anwidert? Darf das bloße Wiedergeben des Gesehenen: die Studie, das dem Kunstwerke vorangehende und deshalb intimste Studium zum Endziel und Endzweck gemacht werden? Das Erste, was das Auge — vielleicht ein krankes — unter ganz besonderen Bedingungen erblickte, soll in rasender Eile festgenagelt, das Beste sein? Wenn diese Richtung in der wiedergebenden Kunst siegt, dann muß sie auch denkgerecht in der Dichtkunst triumphiren, — dann können wir an Stelle der Goethe- und Schiller-Denkmäler flugs die Impressionsstatuen der fingerfertigsten Reporter setzen. Mir scheint es aber, so weit ich Verkaufszettel bemerkte, daß das Publicum nicht mitthut. Mit Ausnahme der Pinakothek, welche gleich der Kirche einen weiten Magen hat, sieht man wenig Käufer der Kunstwerke neuester Richtung. Sollte denn strenges Naturstudium, Kühnheit der Wiedergabe, Freiheit oder Frechheit in der Wahl der Mittel nicht mit dem Streben nach Vollendung und dem Nachforschen in das Innerste zu verbinden sein? O du heiliger, grundgütiger Menzel!

Digitized by Google

Inhalt

des I. Heftes von „Sodom und Gomorrha".

Lot's Weib. — Das brennende Sodom. — Löschmannschaft vor! — Die Salzsäule. — Lot's Weib von heute. — Marasmus des Gemüthslebens.

Das Rembrandt-Narrenschiff. — Rembrandtomanie. — Ein männlicher Blaustrumpf. — Rembrandt-Kaffeekränzchen. — Der niederdeutsche Bauernrüpel. — Kunstschwefel. — Die Sentenzen-Mitrailleuse. — Rembrandt der Plebejer.

Armer Rembrandt!

Nante Strump als Erzieher. Eine Persiflage.

Ibsen, der kleine Schiller. — Die Gemeinde. — Das pathologische Institut. — Das dreieckige Verhältniß. — Erotik. — Karbol her! — Der fidele Lindau. — Mikroben des Rückenmarks. — Delirium tremens. — Jung-Dänemark. — Die Liebe zum Weibe.

Das Gespons und die Gespenster oder die verflixte Vererbung. Familiendrama.

Sodom und die Sudelmänner. — Charité und Charpie. — Josef Kainz. — Bohèmiens zweiter Güte. — Das gesellschaftliche Sodom. — Die Abendverderber. — Veuve Cliquot und Gilka. — Tolstoi und Zola. — Fin de Siècle. — Der Fluch der Lächerlichkeit. — Candidaten des Schillerpreises. — Des Weibes königliche Hohheit.

Pleinairbacillen und Kunstkritiker von Beruf. — Die wohlwollende Kritik. — Kesselsiederei. — Namens- und Erfolgsanbeterei. — Falschmünzer des Ruhmes. — Der Hüter des Paradieses. — Böcklin und die Böcke. — Klinger als Michel Angelo. — Liebermann und die Ferkel. — Uhde, der Herbergsvater. — Spinat und Schweinfurter Grün. — Ultra Mosse nemo obligatur. — Kunstausstellungswanzen. — Atelier-Jargon. — G. Hirth als Kunstoptikus. — Ausstellungsplakate. — Phryne beim Neptunfest in Eleusis. — Millet.

Das Mistbeet des Größenwahns. — Die Prämiirung der Mittelmäßigkeit. — Streberthum. — Verhätschelung. — Stinkthiere vergangenen Ruhmes. — Dichterfexen und Kunstgigerln. — Der Blasenwurm. — Die gekränkte Leberwurst. — Der Größenwahnfried, eine Pappendeckelkomödie.

Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit. — A. v. Werner, der Geburtstagsmaler. — Schnoddrige Kritik. — Officielle Kunst. — Mäcenatenthum. — Kunstschürzen. — Hinausgegrault. — Das Kaiser Wilhelm-Denkmal. — Die Ausstellung. — Alte Schmöker. — Keller's Allegorie. — Der Triumpf der Mittelmäßigkeit. — Kunstgewerbliches. — Weibliche Modegrausamkeit. — Mumpitz.

Bismarck und die Hungercandidaten der Presse. — Das Perpetuum mobile der Rotationspresse. — Schmock. — Zeitungshexenküche. — Die Penny-liners und Groschenschmierer. — Das Dementi. — Journalistischer Bauernfang. — Clericus clericum non decimat. — Opportunität und Farbenwechsel. — Bismarcklästerer und Gassenbuben. — Eine Geschmacklosigkeit gegen die Münchener Allgemeine Zeitung.

Litterarische Kapuzinerpredigt und geschmackvolle Speisekarten nach modernen Recepten.

Die Rembrandt-Schlacht.

Digitized by Google

Metzger & Wittig, Leipzig.

Digitized by Google

K II 5

Zweite Auflage.

Sodom und Gomorrha

oder

Der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

III.

Inhalt:

Geschmacksverderber, Idiotenthum und Proletariat in der modernen Kunst (I. Münchener Glaspalastsatire 1891).

Die Tölpelhaftigkeit des Spiritismus.

Eine spiritistische Sitzung im Irrenhause.

Ein liebenswürdiges Medium.

Moderne Verschrobenheiten.

Die Frau vom Meer oder die Einfalt auf dem Lande. Ein norwegisches Seelöwengemälde von Henrik Schwibsen.

Randglossen zur modernen Kunstkritik.

Sankt Georg, der Kunst-Ritter ohne Furcht und Tadel oder die Grillenkunde im Glaspalast.

Der litterarische Aufschwung Berlins. Eine Satire.

Die Corruption der Presse oder Selbstbekenntnisse einer schönen Seele.

München 1891

Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

An unsere Leser.

Mit erneuertem Kampfesmuth treten wir in die A[illegible] gegen die Geschmacklosigkeit auf allen Gebieten. Laß Dich nicht beirr[illegible] Leser, durch die Seelenkrankheiten Anderer in Kunst und Litteratur, [illegible] dem sonnenbeschienenen, fröhlichen Pfad des Schönen; wir zeigen [illegible] modernen Idiotenthum in Kunst und Presse gegenüber den Weg, um [illegible] Leben die Lichtseiten abzugewinnen und jene Seelenheiterkeit zu cultiviren, welche still beglückt, und durch keine irdischen Güter erworben werden kann. Ein rücksichtsloser Haß gegen alle Seichtigkeit und Oberflächlichkeit ist heute eine Tugend. Wir wollen diese Tugend üben mit den scharfen Waffen der Satire und uns dabei den sicheren Blick bewahren vor dem anstürmenden Nebeldunst, der durch brutalen Hokuspokus unsere gesunden Sinne so erkrankt sehen möchte wie er selber ist.

Die Herausgeber.

☛ Die „Württembergische Volkszeitung" sagt über „Sodom und Gomorrha":

Gegenüber all den in neuerer Zeit wie Pilze aus dem Boden wachsenden Wochen- und Monatschriften, die für und gegen Jungdeutschland mehr und weniger geistvoll und witzig kämpfen, stellt sich diese Broschürensammlung, deren erstes Heft einen reichen und bedeutungsvollen Inhalt aufweist, die gewiß anerkennenswerthe Aufgabe, bei allem Witz und aller Satire doch in noblen und gewandten Aufsätzen die Absonderlichkeiten unseres geistigen Lebens in Kunst und Litteratur zu geißeln. Wie dies geschieht, mit welch rücksichtslosem Freimuth, mit welcher Begeisterung für das wahrhaft Schöne, und mit welch gesundem Haß gegen alle mehr und mehr sich geltend machende Seichtigkeit und Oberflächlichkeit, das ist eben das Bewundernswerthe an dieser Publikation, deren Werth wir vielleicht noch höher schätzen dürften, wenn nicht alle einzelnen Aufsätze in derselben anonym wären! Doch ist das am Ende Nebensache gegenüber dem Vollwerth dieses Buches, den wir nicht hoch genug anschlagen können. Wenn auch nach neuesten Berichten die Entdeckung von Max Lautner über den Pseudo-Rembrandt als eine Irrung angesehen werden kann, so bleibt doch das, was hier über das bizarre Buch „Rembrandt als Erzieher" gesagt wird, ganz und wahr bestehen, und der Spott über den Ibsencultus, über Sodom und die Sudelmänner, über den Plein-Air-Bacillus und über die Hungercandidaten der Presse ist ein so wohlgezielter und wohlangebrachter, daß diese „litterarische Capucinerpredigt", wie man nach einem einzelnen Abschnitt des vorliegenden Heftes das Ganze nennen möchte, sicher in den weitesten Kreisen Aufsehen machen wird. Die pikante Schreibweise der einzelner Artikel, der sichere Blick, mit dem die schwache Seite des Gegners herausgefunden wird, sind bewundernswerth, und die Rücksichtslosigkeit ist zugleich eine so wohlthuende Ehrlichkeit, daß sie ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. Wir begrüßen das Unternehmen als ein durchaus zeitgemäßes mit aller Freude und wünschen ihm die weiteste Verbreitung.

Digitized by Google

Sodom und Gomorrha

oder

der Untergang des guten Geschmacks

in

Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

III.

Zweite Auflage.

München 1891.

Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Geschmacksverderber, Idiotenthum und Proletariat in der modernen Kunst . . 3
Die Tölpelhaftigkeit des Spiritismus 31
Die Frau vom Meere oder Die Einfalt vom Lande. 64
Randglossen der modernen Kunstkritik 70
Sankt Georg, der Kunstritter ohne Furcht und Tadel oder Die Geisterstunde im Glaspalast 76
Der litterarische Aufschwung Berlins 79
Die Corruption der Presse oder Selbstbekenntnisse einer schönen Seele . . . 80

Digitized by Google

Rosenkranz schrieb eine „Aesthetik des Häßlichen"; wir haben uns jetzt überzeugt, daß es auch eine Aesthetik des Idiotenthums giebt, die liebenswürdige Poesie Schwind's und Spitzweg's trifft man selten mehr. Jede Menschenrasse hat ihren eigenen Schönheitsbegriff; die mediceische Venus, so schön für uns, ist es nicht für den Hottentotten, welcher an ihr umsonst die mastodontischen Hinterbacken suchen wird. Die Kunst aber entspringt aus der Quelle alles Schönen, deshalb giebt es unter den Hottentotten kaum Künstler, wohl aber unter den Künstlern zuweilen Hottentotten. Es ist aber durchaus unmöglich, ein großer Künstler zu sein, ohne ein vorzügliches, ausgesprochenes Schönheitsgefühl zu besitzen. Wenn wir die ästhetische Wahl haben zwischen Klinger's „l'heure bleu" und Max Kuschel's blauangestrichener „Sirene", bei denen man einen Schüttelfrost bekommt, so müssen wir gestehen, daß wir Strauß' Blauer Donauwalzer oder Millöcker's „O, du himmelblauer See" als ästhetischen Genuß vorziehen. „So blau!" sagt der Berliner verächtlich, wenn er merkt, daß er auf den Leim gelockt werden soll. Blau ist offenbar die Modefarbe der Saison und der Nuturalisten, das muß von den langen stahlblauen Kravatten der Gigerln kommen oder von der perspectivisch windschiefen Uhde'schen Kinderstube: blaue Tapeten, blaugetünchte Wände, grasgrüne Fenster, blaue Felder, es wird einem wirklich blau und grün, wenn nicht wurzelgelb vor den Augen.

Zu Hölzel's blauer Zimmermann's Werkstätte hat man als Pendant ein Interieur von Stremel aufgehängt, damit die Farben sich „guten Morgen" wünschen, letzteres ist ein colorirter nüchterner Schreibheftumschlag aus der Jugendzeit. Leider ist das Rauchen in der Kunstausstellung nicht gestattet, vermuthlich weil die Jury uns ohnehin genug in blauen Wolkendunst hüllt, dafür aber läßt sie uns das gemüthliche Pfeifchen des Humors nicht ausgehen. Exters „Sommer", eine nackte Dame, der es offenbar zu heiß geworden, hat zur Abwechselung ein Bad in Spinatsauce genommen, man frägt sich, wie es möglich ist, daß grüne Bäume sich so grün in einer Menschenhaut spiegeln können; ein gleichverrücktes Experiment hat Leighton an seiner Phryne gemacht, die bei Sonnenuntergang gebadet oder ihren schönen Körper in flüssiges Siegellack oder Tomatensauce getaucht hat. Sie sieht aus wie ein großes Stück Glycerinseife. Auch Hölzel und der Schleswig-Holsteiner Nissen sind blau und eine Dame von Besnard läßt sich von einem lilla schillernden Wasserreflex in violette oder Alizarintinte einhüllen. Auf den ersten Blick ist jedes praktisch geübte Auge sich klar, wie dieses blödsinnige Gemälde von Besnard entstand: es ist die vergrößerte photographische Momentaufnahme in Farben gesetzt, nichts anderes; das sieht man an der Bewegung des Wassers, an den ungedeckt gebliebenen Baumblättern, die aus dem Rahmen heraushängen, und an der lieblich lächelnden Megäre, die dem Photographen so recht mit Absicht direct ins Objectivglas hineingegrinst hat. Ein ähnliches Mond-

Digitized by Google

kalb an Liebreiz zeigt uns neuerdings Bastien-Lepage; wer sein gemeines Bauernpaar kennt, das sich wollusttrunken mit einander auf der schmutzigen Wiese nmhergewälzt und nun in Stumpfsinn, er ein schlafender, schnarchender Rüpel, das Mädchen wachend ein blökendes Schaf an Liebreiz, übersättigt, stierdumm und garstig den Beschauer anekelt, der wird sich des Bedauerns nicht erwehren können, daß auch Künstlernamen von solchem Klang zu Götzen der absoluten Scheußlichkeit werden.

Auch Anders Zorn in Paris brachte eine vergrößerte scheußliche Momentaufnahme. Er hat das Bild offenbar in seinem Zorn erschaffen: eine Mutter, die ihr Kind im Meere badet. Ein gemeines Gesicht auf einen schönen nackten Frauenkörper gesetzt, ist schon eine Cochonnerie, aber auf einem scheußlichen Weibercorpus ohne Kopf, ohne Gesicht, die Attribute der Widerwärtigkeit zur Geltung gebracht, das ist eine doppelte Schweinerei. Besagtes Bild wäre ein gutes Scheibenbild, um mit Blasrohr und Lehmkugeln danach zu schießen, die Jury gab ihm die zweite goldene Medaille. Leo van Aken dagegen glorificirt in seinem trüben Bilde „Menschenleid" die Tuberkulose und den Hunger.

Was sollen wir nun noch von Schmuz-Baudies, Stremel und Becker-Gundahl sagen? Wir fürchten wirklich Reclame für diese Geschmacksverwüster zu machen, wenn wir ihre Einsendungen als blödsinnige, fade, idiotenhafte Erscheinungen hinstellen; sie haben das Ihrige redlich beigetragen, um aus dem diesjährigen Glaspalast eine richtige Nietenfabrik zu machen, denn es sind verhältnißmäßig nur wenig Treffer, gar keine Schlager vorhanden.

Das Wörtchen „Treffer" ist wohl nicht der richtige Ausdruck, man könnte darunter vielleicht unter andern Meissonier verstehen, aber der zieht jetzt nicht mehr; man braucht in der stupiden Uebercultur, die man ganz mit Unrecht mit diesem Namen getrieben, sich nur ein Facit zu ziehen zwischen den in Paris gebliebenen besseren Bildern Meissoniers und den von reichen englischen und amerikanischen Bierbrauern und Petroleumhändlern erstelgerten Bildern. Den großen Preis dieses Künstlers haben nur die minderwerthigen nach England 2c. als Modeserereien abgelagerten Bilder gemacht. Auch diese Verhätschelung Meissonier's, der zu einem lächerlichen Cultus geworden, hat etwas Abgeschmacktes. Meissonier gehört zu den auf Kunstnachlaßauctionen im Hotel Druot großgeschraubten Börsenwerthen. Wir sahen Bilder von Buchbinder, Simm, Seiler, Löwith 2c., an deren Feinheit Meissonier nicht immer heranragt.

Merke dir hierbei auch, mein lieber Leser, daß unsere Tagespresse immer mit dem Erfolg geht. Die Zeitungskunstkläffer klammern sich an große Namen, und wenn sie auch nicht direct unwissend sind, so scheinen sie es doch; jeder von ihnen wird z. B. Bilder von Meissonier, Alma-Tadema, Menzel, Lenbach 2c. stets bis über den Schellenkönig loben, und frägst du ihn, weshalb, oder was er denn an der Arbeit dieser Herren so bewundernswerth finde, so wird dir jeder dieser Kunstberichtiger die

Digitized by Google

Geschmacksverderber, Idiotenthum und Proletariat in der modernen Kunst.

(I. Münchener Glaspalast-Satire 1891.)

Plakatreclame. — Die Flucht nach Egypten. — Liebermann und sein Ziegenbock. — Ein Vexirbild. — A. Keller auf dem Berge Ida. — Kalckreuth's Arche Noah. — Dachauerei. — Die Bavaria ein Gemüseweib. — Klinger's Blauer Montag. — Blaubeeren und Tomatensauce. — Die verlorenen Söhne. — Goldplomben. — Schönheitsgenuß und Liebe. — Die Walhalla der Verrückten.

Für heitere und wahrheitsliebende Männer ist es ein Vergnügen den Teufel in den Schwanz zu kneifen.

Als Pandora die ihr von Zeus geschenkte Büchse mit den sieben Plagen für die Menschheit öffnete, soll zuletzt noch eine achte daraus zum Vorschein gekommen sein: das Kunstfeuilleton unserer Tagespresse. Es ließ sich herab auf die Menschheit und vertheilte seinen Schwefel rationenweise. Bei dem rasch consumirenden Heißhunger, mit welchem unsere Kunstspalter über jedes Kunsterzeugniß herfallen, verzichten wir um so lieber auf einen allgemeinen Kunstbericht, als solche kritischen Gänge, bei denen das Publicum sich langweilt, und an die der Künstler doch nicht glaubt, etwas unaussprechlich Fades haben. Manche Künstler sind zufrieden, wenn sie nur ihren Namen gedruckt lesen, manche ärgern sich, daß man sie überhaupt nennt, und andere, tödtlich gekränkt, werden bleich wie ein Gespenst, wenn sie ihren Namen nicht finden. Im großen Ganzen aber weiß jeder vernünftige Künstler allein, ob er etwas wirklich Gutes geschaffen und wird dann auf eine Kritik um so lieber verzichten, wenn er sich doch nur schablonenhaft mit einer ganzen Nomenclatur auf den Raisonnanzboden einer blechernen Tageskritik geworfen sieht. Wir können uns nach der ausgedroschenen Tageskunstschwefelei darauf beschränken, zu constatiren, daß die III. Jahresausstellung, Dank der gütigen Mitwirkung auswärtiger Gäste eine gute, und deren Durchführung und Arrangement unter Stieler's vortrefflicher Oberleitung eine vorzügliche war, trotzdem Letzterer unter den allgemein anerkannten Plumpheiten der Jury mit zu leiden gehabt und die ebenfalls allgemein anerkannten Taktlosigkeiten und

Digitized by Google

Klopffechtereien unseres bekannten Kunstauguren wie lästige Bremsen abzuwehren sich genöthigt sah. Wie es Gassenbuben giebt, die aus purem Muthwillen die Fenster und Thüren der Nachbarn mit Dreck beschmieren und, bei den Ohren genommen, zu flennen anfangen, so giebt es auch Zeitungsnörgler, die das Pech haben, immer dort Jemandem etwas am Zeuge zu flicken, wo es nichts zu flicken giebt; in ihrer Kritiklosigkeit aber das Pferd beim Schwanz aufzäumen. Wir überlassen diese beliebte Kritik der vielen höchst beachtenswerthen Kunstwerke dieser III. Jahresausstellung unserm opportunistischen Kunstschwätzer und schließen uns in unsern Betrachtungen dem Urtheil des kaufenden Publicums und der Sammler an. „Ein Kunstwerk ist gut, wenn es gekauft wird," sagt die praktische Wilhelmine Buchholz, ja, es hat oft erst dann seinen eigentlichen Werth, sobald es verkauft ist. Mag das nun auch nicht immer zutreffend sein, so ist das Publicum in Kunstsachen doch meist sein eigener Richter. (Beati possidentes!) Jede Kunstkritik sollte also eigentlich nur eine negative sein, sie hat die Aufgabe das Schlechte, das Geschmacklose aus der Welt hinauszugraulen, damit das Gute, das Schöne um so mehr zur Geltung komme. Aus diesem Grunde wollen wir uns in unserm Büchlein nur mit den Geschmacksverderbern befassen; die übrigen Künstler gehen uns gar nichts an. Wir wiederholen aber, daß unsere Geißelung des Ungeschmacks lediglich dem Produkte, niemals der Person gilt, auch dort nicht, wo es den Anschein haben könnte, als sei die Person gemeint. Wer da glaubt, daß wir Katzbuckel machen, dem Erfolg zujauchzen oder speichelleckerisch und fuchsschwänzelnd uns einer geschmacklosen Coterie anschließen, der täuscht sich. Für die Geschmackstrotteln aber sind wir wie eine Kreissäge, die blitzartig alles bis auf's Mark zerschneidet. Man möge sich also hüten, unserer Kreissäge in Zukunft mit geschmacklosen Afterkunstwerken zu nahe zu kommen. Das Gleiche gilt der geschmacklosen, ignoranten Kunsttagespresse.

Die neueste Münchener Ausstellung, im Arrangement vorzüglich, in ihren Verkaufsresultaten glänzend, ist ein dickes Bilderbuch mit allerlei Geschichten; man blättert eine Zeit lang darin und klappt es zu, weniger aus Langeweile, als aus Ermüdung. Das Interessante und wahrhaft Schöne wird hier und da erstickt durch einen Ballast von Erscheinungen, welche aussehen, als hätte die Verzweiflung sie in unsere edele Glashalle geschleppt. Letzteres ist nun keineswegs der Fall, man war wie gewöhnlich um Bilder nicht verlegen, man wies, wie immer, manch' Gutes und Geschmackvolles hinaus, um dem Ungeschmack die breiten Wände frei zu halten. Macht nun auch das viele Schöne, welches die Ausstellungen von Paris, Stuttgart, Berlin u. s. w. uns übrig ließen, keineswegs den Eindruck des Unkünstlerischen, so zeigt uns doch eine stark dominirende Geschmacklosigkeit, welche über die besten Wandflächen hinwegrafft, daß der Fremde, welcher seine Zeit in München zweckmäßig einzutheilen gewohnt

Digitized by Google

ist, sich durch den Zeitaufwand, den die Geschmacksverpfuscher und Idiotenmaler einnehmen, stark beeinträchtigt sieht. Der Ausstellungsfremde, der vielgereiste und welterfahrene Mann, dem, luxusverwöhnt wie er nun 'mal ist, nichts mehr fremd ist, der genießen will, womöglich selber Sammler ist und sich gerne durch Neues, Großartiges überraschen läßt, fand im diesjährigen Münchener „Salon" viele Wände, die man ohne behagliches Verweilen im Schlenderschritt passirt. Er schritt hinweg über ein Unternehmen, das ihm zum großen Theil ein Ablagerungsstätte für Atelierüberbleibsel und allerlei Mätzchen zeigte.

Das Fremdenpublicum, welches sich durch leere Plakatreclamen nicht herbeizaubern läßt, sich aber auch für sein Entrée an guten Kunstleistungen erfrischen und nicht gelangweilt sehen will, ist allerdings urtheilsfähig genug, um sich nicht vor manchen geisttödtenden Wänden unnöthig aufzuhalten. Die beste Reclame für eine gute und beachtenswerthe Ausstellung wird nicht durch geschmacklose Plakate bewerkstelligt, sie gebiert sich vielmehr allemal rechtzeitig aus ihrem eigenen Werth und kann durch allesbesserwissendes Geschnatter unseres Kunstbasenthums von Seiten derjenigen, die mit der Ausstellung und ihrer Inscenirung nichts zu thun haben, die Genossenschaft aber gerne sprengen möchten, nur beeinträchtigt werden. Ueben wir also eine negative Kritik, indem wir der Phantasielosigkeit, der Poesiearmuth und einer blökenden Herde von aufdringlichen Erscheinungen zu Leibe gehen, welche eher in eine Cretinenanstalt, als in eine Kunstausstellung gehören.

Am Eingange des Glaspalastes überrascht uns denn zunächst wieder mal ein Einladungsplakat, welches vermuthlich einen antiken Künstlerherold, einen Kunstlucifer oder dessen sehr geehrte Frau Gemahlin vorstellen soll. In Wirklichkeit ist es ein Kaminkehrerplakat, eine von zwei Ackerpferden gezogene Badewanne, begleitet von zwei griechischen Roßknechten oder Badewärtern, von denen der eine einen Bademantel trägt, während der andere offenbar bemüht ist, sich mit einem langen Blasrohr die Zähne einzustoßen; ganz von Weitem kann man die Darstellung auch für eine Art Leichenconduct halten. Das wäre also das vierte der Ausstellungsplakate, welches das Zwerchfell des Publikums unnöthig erschüttert. Frank Kirchbach hat mit seinem Plakat zur Frankfurter elektrischen Ausstellung entschieden Besseres, Ansprechenderes geleistet. Bei einer Münchener Kunstausstellung macht es sich immer drollig bemerkbar, daß eine ganze Reihe erster Münchener Künstler wenig oder gar nicht ausstellen, weil ihre neuesten Schöpfungen meistens schon von Kunsthändlern direct erworben werden; auch dadurch erhält der fremde Besucher keinen ganz richtigen Eindruck von dem eigentlichen Stande der Münchener Kunst. Wir treten zuerst vor des unvermeidlichen Uhde's Flucht nach Aegypten, welches wohl am meisten Anspruch auf Geschmacksverirrung erhebt und mit ihr den gleichen Anspruch auf den besten Platz. Es ist ein erhebendes Gefühl für jeden

Digitized by Google

vorurtheilslosen Besucher der Ausstellung, sich sagen zu können: „Du bist nicht Schuld an diesem verwegenen Wagestück, an dieser Schändung.“ Josef und Maria, das sonst stets so ehrwürdig, pietätvoll und rührend dargestellte Paar, ist hier Bauer und Bäuerin aus Pasing oder aus dem Spreewald in moderner Bauerntracht; im Hintergrunde, im Dunkel der Nacht, hell erleuchtete Fabrikgebäude einer nordischen Stadt in Schnee und Thauwetter; der Weg nach Aegypten ist also jedenfalls noch sehr weit, die angebliche Maria, die man im günstigsten Falle für eine ruchlose, entlaufene Dienstmagd mit schiefgetretenen Stiefelabsätzen halten kann, schleppt ein Kind auf ihren Armen, das Paar reist gänzlich ohne Gepäck, Josef trägt eine leere Korbtasche, eine Schnapsnase und einen gewichsten Schnurrbart, auch der Esel, der auf allen Bildern gleichen Sujets das heilige Paar zu begleiten pflegt, ist abwesend, vermuthlich steckt er hinter dem Rahmen, oder er ist in der Phantasie des Künstlers stecken geblieben. Das entfliehende Paar, welches offenbar mal bessere Tage gesehen, kann alles andere sein, als Josef und Maria. Man kann sie u. A. ebensogut für eine heruntergekommene Münchener Künstlerfamilie ansehen, die durch eine ungerechte Jury hinausgewiesen und, aller Hoffnungen beraubt, an den Bettelstab gebracht, nun durch die künstlich geschraubten Münchener Verhältnisse verdammt ist, ihrer Heimath den Rücken zu kehren, um in der Fremde ihr Brod zu suchen. Uhde giebt mit seinen biblischen Karrikaturen die heiligsten Begebenheiten der biblischen Geschichte der Spottsucht des Publicums preis; das scheint uns ein Frevel, welcher nicht genug gerügt werden kann. Es liegt eine Verjüdelung in dieser Tendenzmalerei, aber keinem Israeliten fällt es ein, aus Achtung vor seiner eigenen Religion die des Anderen zu verspotten, wenn er aber vor einem solchen Uhde'schen Schandbilde stehen bleiben muß, wird er murmeln: „Arme Gojims, was hat man aus Euch gemacht!“ Wir erziehen unsere Kinder zur Wahrheitsliebe, und wenn sie nun die Kunstausstellung als ein Bildungsmittel besuchen dürfen und mit dem Katalog in der Hand vor Uhde treten, so sehen sie sich vor eine unwahre biblische Begebenheit gestellt, sehen sich mit Recht in ihren kindlichen Empfindungen, ja in ihren heiligsten Gefühlen verletzt. Wer möchte die Wahrheit dieses Satzes bestreiten? Das können nur Eltern thun, die ihre Kinder zur Verrohung der Sitten erziehen, denen es ganz gleichgültig ist, ob das Kindergemüth der Verbauerung anheimfällt. Der gute Geschmack fordert gebieterisch von uns, daß unsere Kinder nicht durch Sacrilegien einer unbiblischen Anschauung anheimfallen. Wenn es erst Mode wird, aus der biblischen Geschichte ein Buch mit schlechten Witzen und Anekdoten zu machen, dann werden nur noch geschmacklose Leute in die Ausstellung gehen; denn solche technische Spiegelfechtereien sind vom Standpunkt der Ethik eine Schande.

Einige halten Uhde's Darstellungen für eine fixe Idee, Andere behaupten, Uhde male solche Anachronismen nur, um die Aufmerksamkeit der

Digitized by Google

neugierigen Beschauer auf sich zu lenken, um von sich reden zu machen; wir können und wollen das nicht glauben, das wäre ein Aprilscherz, würdig einer Reclame der „goldenen Neun" oder Suchard's Chocoladefabrik. Für uns haben solche Bilder die Wirkung einer verstimmten Drehorgel, in der einige Töne fehlen, man lacht darüber. Bei solchen Malereien, die aus Mißachtung und Trotz gegen Wahrheit und Sittlichkeit gemalt sind, und dennoch von einigen dressirten Künstlern laut bewundert werden, ist es kein Wunder, wenn die edleren, geistigen Güter auf dem Markte des Lebens langsam verdrängt werden. Unserer extremen Zeitrichtung, soweit sie sich in solchen Erscheinungen kundgiebt, fehlt die Empfindung für das Schöne, sie giebt und nimmt den Schein für das Wesen und würdigt das Edle in den Augen feinfühlender Menschen zum erbärmlichen Possenspiel herab. Das Gepräge höchster Sittlichkeit erhält den Stempel conventioneller Lüge. Was hat nun Uhde bisher durch seine capriciöse Malerei erreicht? Die Antwort darauf kann nur wie Bittersalz wirken. Einer unserer Modernen (Bierbaum, glaub' ich, heißt der Jüngling) stellt sich mit Georg Hirth*) auf den Standpunkt, daß mit Uhde erst die Kunst beginnt; dieser Standpunkt ist ein klapperiger Isolirschemel, von dem Beide herunterfallen werden. Die Aufmerksamkeit auf Gegenseitigkeit, welche man Uhde in Paris schenkte, fand in London keinen Widerhall, der Engländer macht sich nichts aus Compromissen, er ist nüchtern und begnügt sich curiositätshalber mit dem Anschauen photographischer Aufnahmen nach Uhde'schen Bildern; ein puritanischer Geist verbietet in vielen englischen Kreisen die Person des Heilandes überhaupt bildlich darzustellen, geschweige denn in Uhde'scher Auffassung. Auch in Wien ist Uhde nicht durchgedrungen; das Künstlerhaus constatirt eine gähnende Theilnahmlosigkeit des Publicums an der Uhde-Ausstellung, und der Kaiser soll durch den Uhde-Salon wie durch einen leeren Corridor gegangen sein. Das Bemerkenswertheste aber ist, daß Uhde's Malweise und Technik nichts Belehrendes hat, solche genialen Schlampereien üben keine pädagogische Macht aus, und nicht, weil die Uhde'sche technische Malweise etwas Belehrendes für den jüngeren Künstler nicht hat, kam Uhde in die Pinakothek, sondern weil ein momentanes Geschick und Laune es so wollten. Ob jüngere und talentvollere Künstler, welche nicht mit der „Goldenen Neun" arbeiten, Hoffnung haben, unter solchen Umständen auch in die Pinakothek zu kommen? Wenn die Geschmacklosigkeit sich erst darin breit zu machen anfängt, so haben Künstler, welche weniger geschmacklos sind, kaum Anwartschaft darauf. Sollte Uhde aus Versehen einmal Akademieprofessor

*) Man verwechsele diesen Namen nicht mit dem Aesthetiker Hirt, der 1797 ein herrliches Buch schrieb unter dem Titel: „Ueber das Kunstschöne". Es ist ein altes nur wenig bekanntes, aber tiefes Buch, worin der Verfasser sehr scharfsinnige Gedanken über das Schöne und besonders über den Charakter des Schönen in der Kunst vorträgt.

Digitized by Google

werden, so werden Talente zu Halbtalenten zusammenschrumpfen und seine Klasse wird ein Pädagogium der Versumpfung werden. Uhde hätte ein berühmter Mann sein können, denn er hatte ursprünglich das Zeug dazu, er hat aber darauf verzichtet, er hat sich mit der traurigen Berühmtheit begnügt, die ja jeder Manierist auf jedem Gebiete sich so spottwohlfeil durch possirliche und geschmacklose Seitensprünge erkaufen kann. Irgend ein amerikanischer Reporter sang der Uhde'schen Malerei einen Dithyrambus im New York Herald und kleidete denselben in die Form eines Interviews im Atelier des Künstlers. Wir halten Uhde doch für bescheiden genug, um der Vermuthung Raum zu geben, er habe diesen Panegyricus dem Besucher selbst in die Klauen dictirt. Wir halten einen solchen amerikanischen Humbug eines jeden deutschen Künstlers unwürdig. Der echte, wahre Künstler lehnt es ab, über seine Kunst zu schwatzen. „Arbeite und schweige!" muß der Wahlspruch sein, den jeder Maler an seine Atelierthür setzen sollte. G. Melchers stellte auch eine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten aus, auch diese hat etwas Verschwommenes à la Uhde, aber sie zeigt wenigstens historische Wahrheit und Poesie.

Der Herrn Uhde am meisten Wahlverwandte ist Max Liebermann. Seine Maltechnik zeigt, wie bei manchen Uhde'schen Fleischpartien, in der Nähe besehen, viel Aehnlichkeit mit einem verschimmelten Handkäse. Was alle die Freilichtmaler und Naturentsteller so auffällig macht, ist die dürftige Farblosigkeit, die mit der Dürftigkeit ihrer vulgären Gestalten Hand in Hand geht. Liebermann's „Markt in Haarlem", nahebei besehen, sieht aus wie ein Experiment mit der Maurerkelle, in der Entfernung wirkt es schon etwas besser, es hat etwas Transparentes; aber die beliebten Schweinchen spielen auf diesem saloppen Markt wieder die bekannte Lieblingsrolle. Ein Experiment ist auch Liebermann's Dünenbild, von der Pinakothek angekauft, und mit der großen goldenen Medaille behängt, der Künstler hat hier in einer Anwandlung von Poesie sich wahrscheinlich eine Scene aus Meyerbeer's Wallfahrt nach Ploërmel gedacht: ein scheußlicher Ziegenbock wird von einem alten häßlichen Weibsbild an einem Strick fast erdrosselt; das Bild ist phantasielos, langweilig, abgeschmackt, eine Platitüde allerersten Ranges. Die Ziege ist eigentlich mehr Gipsarbeit als Malerei; man entdeckte es für die Pinakothek vielleicht, um damit dem einfältigen Publikum zu zeigen, daß man auch aus Farbe Sculpturarbeiten zusammenkneten kann. Von den anatomischen Zeichenfehlern an dieser Bestie wollen wir gar nicht reden, unsere Thiermaler freuen sich darüber wie über ein hölzernes Zicklein aus der Arche Noah. Dünengras ist übrigens lang und spröde; wenn die Naturalisten doch naturwahr sein wollten! Liebermann scheint Dünengras nie gesehen zu haben. Aber der Geisbock kommt als Prämie für Farbenverbrauch in die Pinakothek; wahrlich, ich sage euch, er hat seinen Lohn dahin. Ueber Stuck brauchen wir nach dem ersten Hefte dieses Werkes nicht viel mehr zu sagen, seine Manns-

Digitized by Google

gestalten haben fast alle Flachschädel und Stiernacken, es ist zu verwundern, daß er bei so naturalistischer Auffassung seinen biblischen Gestalten noch einen katholischen Heiligenschein, allerdings in der Gestalt einer Messingscheibe wie ein Barbierbecken, verleiht. Stuck scheint übrigens nicht zu wissen, daß unter dem flammenden Schwert von Sanct Michael nichts anderes zu verstehen ist, als der Blitz. Soll dieses Schwert aber eine Allegorie sein, dann müssen auch diese drei muskulösen Menschengestalten einen Hauch von Allegorie haben und dürfen nicht als moderne Acte mit klatschenden Extremitäten dargestellt sein. Unsere Moderichtung kennt aber keine Allegorie, und es würde unserem modernen Kunstanstrebern auch wohl kaum gelingen, das erste Menschenpaar allegorisch zu behandeln, weil es die Phantasie dazu nicht anstrengen mag, und doch liegt der Gedanke dazu so nahe. Stuck ist der Maler der Hausknechte mit verrenkten Schultern.

Ueber den für das Landschaftliche gewiß Begabung zeigenden Baron Habermann möchten wir am liebsten schweigen, nachdem aber die Münchener Nachrichten in ihrer Vergötterung der realistisch-modernen Richtung so viel über malerisches Sehen gesprochen, wollen wir nicht daran vorübergehen. Sein Bild (521), Damenportrait, ist nämlich ein gutes Beispiel für das, was man ein Vexirbild nennt, es schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Aus einiger Entfernung gesehen, erblickt man im Vordergrunde eine Hirschkuh, im Hintergrunde eine große grüne Wiese mit Telegraphenstangen, tritt man aber näher, so ist die Hirschkuh wirklich das Portrait einer Dame, die grüne Wiese ein Fenstervorhang, die Telegraphenstangen werden zu Fensterleisten. Das sind die schrecklichen Folgen von „Hirth's binocularem Sehen mit Unterströmungen im verborgenen Gemerk!" Ja. ja, man muß die Luxuskrankheit Dekadenz nur wollen, dann kann man auch; sie ist Mode, nur schade um ein Talent, wenn es mit Gleichgesinnten glaubt nöthig zu haben, die Hintertreppen des Ruhmes besteigen zu müssen. Wenn Habermann Frauengestalten malt, so ist er der Maler der verschwiegenen Reize, vielleicht um keine Reize zu lügen, welche nicht vorhanden. Sängerinnen aus dem Tingeltangel liefern uns die Köpfe zu heiligen Jungfrauen, leichtsinnige Geschöpfchen, die keinen einzigen Gedanken im Hirn haben, werden zu Musen, Schneidermamsells und Ladenverkäuferinnen zu Göttinnen, Trunkenbolde aus der Hefe des Volkes sitzen zu den Gestalten der Heiligen und Apostel. Nun giebt es gewiß Charakterköpfe unter diesen mechanischen Modelltypen, aber es ist verrückt, den Hauch des Seelischen, den Funken des Göttlichen in diesen Gestalten zu wittern. Mag dieser Scharfblick im Auge des Malers liegen, wie die Tugenden und Reize einer Geliebten nur im Auge des Verliebten vorhanden sind! Habermann's Frauengestalten haben meistens keinen Bauch und keine Beine.

Das letztere kann man auch von Albert Keller sagen, obgleich er nicht der Maler der verborgenen, sondern schon mehr der offenen Reize genannt werden darf. Bei seiner Somnambule sind die Beine wie ab-

Digitized by Google

geschnitten, man weiß nicht, liegt sie oder steht sie, ist es ein spiritistisches Medium oder mehr eine pikante Gouvernante, die gerade einen wollüstigen Traum hat; aber recht gut gemalt ist sie wenigstens, wenngleich Gabriel Max das dankbare Motiv besser und durchgeistigt behandelt haben würde. Auch (Nr. 760) „ein Buch" hat etwas Ansprechendes, halb Meisterstück, halb langweilige, geistreich sein sollende Atelierspielerei. Dem so oft behandelten Apfel des bekannten Paris hat Keller eine neue Seite abgewonnen; so sahen wir diese pikante Scene auf dem Berge Ida noch nicht. Paris sitzt auf diesem Berge, der aussieht wie eine Art Gartensalon, auf dem Rand einer Fontaine, er zeigt dem Beschauer seine bessere Hälfte, sieht aus wie ein Silen, auf der Cisterne liegt etwas wie ein Bocksfuß, er wetteifert mit seinen drei nackten Freundinnen ebenfalls in gänzlicher Beinlosigkeit; letztere sind hübsche Mädchen, sehr transparent und appetitlich gemalt, das ganze Bild macht coloristisch einen ganz wohlthuenden Eindruck. Es giebt Frauen, welche sich nicht etwa aus purer Sinnlichkeit, sondern aus Eitelkeit vor einem Manne in schleierloser Pracht zeigen, sie wollen nur in hohem Grade bewundert, aber nicht berührt sein. Einen solchen Eindruck machen auch diese drei vornehm und modern aussehenden Damen Keller's in ihrer Ballfrisur, sie rücken dem Paris recht kühn auf den Leib, aber sobald sie den Apfel haben, werden sie ihm eine wie die andere ihre allzu üppigen Hüften drehen. Wenn Paris eine bevorzugen soll, so müssen die drei Schönen verschieden in Race und Typus sein, das erfordert dieses Sujet dringend; nach der schablonenhaften Gleichartigkeit der Gestalten und Gesichter sind sie offenbar Schwestern, von denen die mittlere in interessanten Umständen; ob dieser kleine Scherz nothwendig war, wollen wir dahingestellt sein lassen; ein Zeichenfehler kann es ja nicht sein, sonst hinge das Bild nicht in einem bevorzugten Saal. Immerhin hat Keller mehr Chik als die sämmtlichen Uhdemanisten, wozu allerdings nicht viel gehört; sein bestes Bild malte er vor etwa 20 Jahren (Im Audienzzimmer), womit er Befähigung zu einem bedeutenden Künstler zeigte; die neue Richtung hat schon manche Talente zu Halbtalenten herabgedrückt. Julius Exter's Obstpflückerinnen sind ein Rückschritt, wir sahen Besseres von ihm, das Bild ist unglaublich flau und fade in der Mache und eine ganze Schwadron von Gemälden reiht sich in der Erscheinung diesen verschwommenen, nichtssagenden Darstellungen an. Es will uns ganz unmöglich erscheinen, daß solche Künstler sich emporbringen können. Der wackere Roubeau hat sein Bild „Gebet vor der Schlacht" zu farblos gehalten, das ist schade, es wirkt dadurch so flau wie so manche unserer Polen- und Russenbilder, die den kalten Schnee und die wilden Pferde sich als ein Lieblingsmotiv erkoren. Auch diese werden, bei allem Talent, mit ihren wiederkehrenden Motiven langweilig. Gotthard Kühl und Paul Höcker brachten auch etwas verbrauchte Motive, sie sind alle im Colorit gut empfunden, aber etwas öde in der Phantasie: „Der Nachmittag"

Digitized by Google

(Nr. 641a) ist im Detail gut, was man bei den Naturalisten selten findet, aber das Motiv einer Flohjagd ist fade und unästhetisch; und daher der Titel „Nachmittag!“ Daß auch Kühl und Höcker etwas auf dem Rückmarsch begriffen, hat man auch in Paris und Berlin erkannt, aber wir haben zu der Schaffenskraft und der Jugend dieser sehr befähigten Künstler noch ein zu großes Vertrauen, als daß wir fürchten müßten, auch sie wie Uhde zu Halbtalenten herabsinken zu sehen; es giebt eine Willenskraft auch unter verhätschelten Künstlern, die sich am Absturzrande der Dekadenz immer zu rechter Zeit wieder aufrafft. Man darf sich durch solche Geschmacklosigkeiten nicht imponiren lassen, weil es Mode ist sie zu begaffen und weil sie einen guten Platz in der Ausstellung haben.. Der gute Platz ist jetzt augenblicklich so wenig maßgebend für die Qualität eines Bildes, wie dessen Einzug in die Pinakothek. Der Mentor, lieber Leser, räth dir am schlechtesten, welcher, mit dir vor solchen Bildern stehend, dir Bewunderung einbläuen will; glaube mir, es ist ihm selbst nicht wohl dabei, und es gehört auch eine Pergamenthaut dazu, um sich geduldig daraufschreiben zu lassen, daß diese Geschmackszerrütterer wirklich so große Künstler sind, wie sie es uns glauben machen wollen. Einen merklichen und günstigen Fortschritt in der modernen Richtung haben Adolf Hölzel und Arthur Langhammer gemacht, zwar machen Beide etwas in der nüchternen „Dachauerei“ mit, die Uhde so schrecklich kleidet, aber im Sujet haben Beide viel vor Uhde voraus. Langhammer's Vesperbrod geht in die Pinakothek, es ist immer eine bessere Aquisition als sonstige Uhdemanisten, Hölzel scheint seinen sicheren Weg gefunden zu haben, er hat eine Zukunft, wenn er sich vor den Zerrbildern der Verbauerung und des socialen Elends zu bewahren weiß. Wer künstlerische Fortschritte macht, begeht einen Rückschritt, sobald er sich der „Dachauerei“ ergiebt. Unter Dachauerei versteht man eine geistige Ermattung, welche jeder Geistesfrische, jeder Poesie, jedes Witzes bar ist. Manche behaupten, daß Kunstblasirtheit und Dürerthum gleichbedeutende Begriffe seien; aber der Künstler hat noch weit zu einem Dürer, welcher glaubt, durch bloße langweilige und blasirte Atelierspielereien und Kakographien sich interessant machen zu können.

Auch Graf Leopold von Kalckreuth schwört zu Uhde, Habermann und Compagnie. Kommt da ein splitternackter garstiger Apollo die moderne Landstraße auf einem Feldweg vorüber und flötet sich aus dem Wald eine kleine Arche Noah zusammen; die Thiere sind nämlich wirklich so hölzern steifbeinig und langweilig aufgestellt, wie aus einer Nürnberger Spielschachtel; — aber die Kinder, die haben die allergrößte Freude über diesen Neu-Ruppiner Bilderbogen im Gobelinstil. Zwei Portraits, wie es scheint eines Lohnkutschers und eines Essigbrauers, erwecken das Gefühl höchster Gleichgültigkeit.

Böcklin kommt uns immer so vor, als sei er neuerdings unter die Humoristen gegangen, als sei er so ein Mittelding zwischen Oberländer

Digitized by Google

und Höllenbreughel. Wir denken bei seinen Bildern immer an Hufbeschlag, Flötensolo und Stockfische. Diese springenden, brünstig ringenden, tanzenden und sich zerfleischenden Centauren haben alle so etwas Lustiges, was Feistes, es ist wie ein richtiges Journalistengesindel, das sich vor Eifersucht und Schmähluft die Haare ausrauft. Ludwig Herterich's heiligen Georg würden wir für eine ganz gute Aequisition der Pinakothek erklären, wenn wir die Ueberzeugung hätten, daß der feine, eigenthümliche Reiz seiner coloristischen Mondscheinwirkung nicht in Bälde durch Nachdunkelung getrübt wird. Wir sahen selten ein so gutes Mondlicht unter Bäumen, mit so geisterhaft poetischer Stimmung, es ist ein gut wirkendes Bild, nur darf man nicht glauben, daß es der Wirkung, welche durchaus keine großen technischen Mittel erfordert, und der Auszeichnung wegen, ein vollkommenes sein müsse. Aber es sind nicht die schlechtesten Gemälde, an die sich der Scherz, das Bonmot heranwagt. In der Künstlerschaft behauptet man nämlich, dieser Heilige Georg sei Dr. Georg Hirth zu Pferde, er sitzt allerdings da wie ein Fabius Cunctator, der sich nicht getraut, allein und zu rechter Zeit dreinzuschlagen.

Es macht uns übrigens den Eindruck, als ob der Gaul etwas schief stände und seinen Reiter abwerfen wolle. Es ist dem Bilde ein aufdringliches Pathos vorgeworfen worden von einer Kunstkritik, die ins Blaue hineinschreibt; wir finden keine Spur von Pathos daran. Von einem so vortrefflichen Künstler wie Herterich springt man gerne zu einem anderen vortrefflichen hinüber: zu Bruno Pilghein, der zwar im Glaspalast diesmal nicht vertreten, dafür aber die Münchener Kunst Nummer Eins in diesem Jahre in Berlin repräsentirt mit seiner blinden Wasserträgerin. Dieses Bild erhebt sich über ein ganzes Heer von Gemälden, die Anspruch auf Bewunderung machen und sie nicht finden können. Gegen dieses herrliche Gemälde hat alles, was sich in diesem Jahre im Glaspalast aufdringlich breit macht, etwas Gequältes. Wir wollten den Namen dieses behenden und routinirten Künstlers hier nicht übergehen, weil er mit seinen, obschon nicht immer von Schönheitscultus zeugenden Gemälden, alles zu Boden schlägt, was nach Ubdemanie*) riecht; das ist ein großes Verdienst, was Standeserhöhung verdiente. Man verzeiht ihm deshalb um so lieber einen gelegentlichen Fehlsprung, den er vor kurzer Zeit mit seiner Allegorie der Bavaria gemacht. Die Bavaria mit ihrem Löwen ist nur denkbar als eine stolze Hünengestalt, sie kann nur als bepanzerte Walküre voll Kraft, Hoheit und idealer Schönheit gedacht werden, nicht aber als eine kurzbeinige Nähmamsell oder als kleine Marktfrau, welche mit gellender Stimme Suppenkraut feilbietet. Das Gemälde war sehr gut gemeint, aber ein

*) Man kann die Ubdemanie auch mit Kakographie benennen, unter Kakographen verstanden die Griechen bekanntlich die Nachahmer schlechter Muster. Möchten sie wenigstens vor Kakodämonie, welche Ibsen treibt, bewahrt bleiben.

Digitized by Google

Irrthum. Wer „Heil Dir im Siegerkranz“ anstimmen will, der muß es mit vollem Orchester thun, aus dem plärrenden Munde eines „Münchener Kindl's“, das wie ein richtiger Berliner Judenbub' daherkommt, macht sich das verdammt schlecht. Es giebt kein Genre in der bildenden Kunst, das so starke und gebieterische Forderungen an den guten Geschmack macht, wie gerade solche Frauengestalten, welche den Patriotismus allegorisch glorificiren. Ein Vorbeischießen ist aber um so auffälliger und beklagenswerther, wenn es von einem Künstler geschieht, der alles Herumlaviren zu vermeiden gewohnt ist und den Schuß ins Centrum in seiner sicheren Hand fühlt. W. Leibl, den die Künstler s. Z. zu einem Dürer oder einer Art Holbein erhoben, eine Standeserhöhung, auf welche die „M. Nachrichten“ sich beeilen mußten, sofort ihr Amtssiegel zu setzen, hat leider nicht gehalten, was er versprach; es liegt auch in ihm eine Verflachung, welche in Phantasielosigkeit macht; was interessant sein soll, ist nicht immer geschmackvoll. Wir kommen jetzt zu Klinger, seine Bilder sind nicht ganz so saucig gespritzt, wie die Liebermann's, welche man wegen ihrer dicken Klebrigkeit die Leimringe der Kunst genannt hat; Klinger hat vor Allem größere Sicherheit in der Zeichnung als jener, aber seine l'heure bleu ist ein Atelierexperiment, und hatte als dilettantisches, flüchtiges Machwerk das Unglück, mit der großen goldenen Medaille gekennzeichnet zu werden. Jeder Akademieschüler macht bessere Acte, als dieses Weibsgesindel, von dem man nicht weiß, ob es Krebse fängt oder ein Dampfbad zu nehmen im Begriff ist. Ein Witzbold hat diesen französischen Titel mit „Blauer Montag“ übersetzt. Blau sind sie diese drei gähnenden nackten Parzen, die den Gedankenfaden des Künstlers, an welchem sie gesponnen, gänzlich verloren und theils in Blaubeerensuppe, theils in Wurzelgelb gefallen zu sein scheinen; die Farben sollen nämlich auf dem Bilde Dämmerung und Sonnenaufgang repräsentiren, daher der Titel: l'heure bleu. Es ist wirklich ein zum Gähnen langweiliges Bild; gut, daß die Kunsthändler diesseits und jenseits des Oceans sich bereits verbunden haben und energisch Front machen gegen alles was Langeweile und Stumpfsinn heißt; es wird fortan kein einziges Bild mehr auf den Kunstmarkt lancirt werden, welches von Rohheit und Phantasielosigkeit dictirt ist. Gegen Kunstrohheiten gemeinsam sich zu wappnen ist auch ein Verdienst. Ein langweiliges, saloppes Buch schleudert man in die Ecke, wenn es einem nicht gefällt, aber so ein Bild hängt aufdringlich im besten Saal der Ausstellung und springt einem immer wieder in's Gesicht, wenn man ihm auch aus dem Wege geht. Man möchte den Weibsbildern den Katalog in's Gesicht werfen. Haben unsere Ausstellungen 'mal angefangen zu zeigen, daß sie vorwiegend eine Schaubude für wandernde Atelierhüter geworden, dann zeigt die Kunst dem Publicum nur ihre Kehrseite und das wird wohl eine Geschmacklosigkeit Nummer Eins sein, welche schon wegen ihrer Kühnheit extra prämiirt zu werden verdient. Diese Geschmacks-

Digitized by Google

verderber in der Kunst werden bald einer so entsetzlichen Nüchternheit anheimgefallen sein, daß sie auch nicht mehr einen Schimmer von Ruhm behalten, weil man nur zu bald erkennen wird, daß die Absichtlichkeit, solche Ateliercapricen in die Ausstellungen zu bringen, nichts weiter ist, als eine ganz gewöhnliche Taschenspielerei. Wenn wir zu dieser Gattung von Künstlern gehörten, so würden wir ein betrunkenes altes Weibsbild à la Liebermann malen und im Katalog die Bezeichnung drucken: „Die Muse der Dekadenz sucht nach einem Sterbekissen." Es wäre übrigens gut, wenn an diesen Titel sich auch manche Künstler erinnern möchten, die zu sogenannten „Modemalern" erkrankt sind; man sagt, daß berühmte Maler sich zwar theuer bezahlen lassen, dafür aber nicht mehr gut zu malen brauchen, dafür seien sie eben berühmt. Wir haben die Empfindung, als sei der ruhige, vornehme Geist, welcher die vortreffliche Münchener Kunstausstellung von 1869 beherrschte, seitdem ein anderer geworden. Diese warf u. A. unsere beiden populärsten Münchener Künstler Defregger und Grützner auf die Höhe ihres Ruhmes, Jedermann kennt die Bilder von damals, es waren der „Speckbacher" des Ersteren und die „Klosterbäuerin" des Letzteren; beide Bilder wurden prämiirt, was damals noch einen Werth hatte. Wenn wir heute von Defregger ein Bild wie diesen Speckbacher vermissen, so kommt das daher, weil unsere jetzige moderne Kunst, wie sie sich auf unseren Ausstellungen repräsentirt, wie eine Fiebererscheinung auftritt, und beständig auf- und niederschwankt — an fieberhaften Spuk- und Traumgestalten und allerlei Blendwerk ist ja jetzt kein Mangel — wenn aber ein Berliner Kunstkritiker schreibt: Defregger wolle uns mit seinem heute ausgestellten Bilde zeigen, was er früher war, was er jetzt ist, und daß er mit seinen Schülern nicht mehr concurriren könne, so ist ein solches Geschwätz eine einfache, nein, eine doppelte Bestialität. Die Berliner kennen Defregger's neuere Schöpfungen viel zu wenig, sie schöpfen ihr bloßes Urtheil aus Photographien und haben keine Ahnung, daß die besten Bilder Defregger's sofort in Privatbesitz und in die Hände der Kunsthändler gelangen. Diese Bilder kennen die Berliner Kritiker nicht und sind doch das Siegel der alten Meisterschaft Defregger's. Das Gewäsch der Kunstwaschweiber unserer Tagespresse macht sich zuweilen mit nichtsnutzigem Geplärre und geistreich sein sollenden Bemerkungen laut, wenn sie glauben, einem bewährten Namen bloß deshalb etwas anhängen zu müssen, weil sein diesjähriges Bild etwas hinter dem vorjährigen zurückblieb. Gerade das ist ein Stigma unserer jetzigen Ausstellungen, daß sie zweite Qualitäten bringen müssen, weil die ersten und besseren Qualitäten stets sofort durch den rührigen Kunsthandel abgefangen werden. Man täusche sich doch darüber nicht, daß eine sogenannte Jahresausstellung meistens nur geringere Bilder der betreffenden Künstler bringen kann, welche niemals den eigentlichen Höhestandpunkt der Kunst repräsentiren.

Digitized by Google

Antwort schuldig bleiben oder sie wird eine ungenügende sein. Und das ist ganz natürlich. Machst du ihm begreiflich, daß Meissonier z. B. nur ein Bankbillet, ein Werthpapier, beweisest du ihm, daß Alma-Tadema durchaus nicht das durchgeistigte, das originelle Talent, sondern zuweilen ein etwas langweiliger Herr ist, so wird er es dir nicht glauben, weil er der verwöhnte Liebling englischer Ladies; zeigst du ihm, daß auch mit dem wackeren Menzel etwas reichlich Götzendienst getrieben wird, so wird er die Schleusen seines Kunstgerassels öffnen und dir in Zahlen beweisen, daß er doch mehr sein müsse als ein bloßer guter Beobachter. Die Leiter, auf welcher die Preise dieser Künstler emporgeklettert, wird nicht von der Kunst, sondern lediglich von der Börse gehalten. Stelle Bilder von Seiler, Buchbinder, Löwith, Bedini, René Reinicke ohne Monogramm aus und setze auf deren Rahmen ein Messingschildchen mit den Namen: Meissonier oder Menzel, so wird der Tageskunstkritiker bewundernd ausrufen, was doch diese alten Herren für enorme Fortschritte gemacht haben. Glaube nicht, lieber Leser, daß das übertrieben ist; wäre dem nicht so, dann würden wir uns eines Vandalismus schuldig machen; es liegt ja vieles nur in der Einbildung des Publicums, und die blöde Vergötterung Meissonier's und Alma-Tadema's ist hervorgegangen aus ganz gewöhnlichen Trics in der Gesellschaft, welche sich diese Künstler erschwingen kann so gut wie sie auf Gummi fahren oder nach Bayreuth oder Ostende geht. Man wird an diesen Bildern Meissonier's und Alma-Tadema's bald erkennen, daß sie nur werthvolle Tulpenzwiebeln, aber niemals Kunstwerke ersten Ranges sind oder bleiben müssen. Ruhige und besonnene Sammler sind sich auch längst darüber einig, daß diese theuren Herren nur noch einem sich mehr und mehr verflauenden Modekultus angehören und ihre Glanzzeit hinter sich haben. Unsere Tagespresse beredet solche Namen alle nur, weil sie an der Kunstbörse Haussseeffecten waren, und deshalb krümmt sie sich vor ihnen und küßt des Zaren Purpurschleppe. Das Verständniß geht ihr durchaus ab, man kann unsern Kunstschnatterern ebenso gut eine Spitzenhäkelei oder eine niedliche Perlenstickerei hinlegen oder Guipurearbeiten, wie sie heute jedes junge Mädchen mit Fleiß und Ausdauer macht, und die Presse wird einen ideellen Werth weder hierin noch dort d'rin finden, weil ein Unterschied thatsächlich, zwischen Meissonier und einer feinen Handarbeit kaum existirt; die Presse wird bei beiden höchstens den Aufwand an Zeit in Anschlag bringen und danach den Preis berechnen.

Bei der Ueberwucherung des Idiotenthums auf den Ausstellungen wird es dem Durchschnittsfremden nicht leicht, die wirklich lobenswerthen Leistungen, welche oft einen recht unfreiwillig schlechten Platz erhielten, von den Rekruten und Reclametrommlern zu unterscheiden. Die Idioten der Aesthetik sind auch in der Landschaft zu Hause, doppelt zu Hause, wenn sie Kretins auf einer grünen Wiese spazieren gehen lassen. Wie schön ist eine grüne Wiese in der Natur, ein silberhelles Bächlein durchrieselt sie,

Digitized by Google

wir athmen den Duft und die Frische ihres Lebens; ja die Natur in ihrer reinen Schöne hat etwas Heiliges, das empfand auch jener Neger am Sambesi, der gefragt wurde, „was er denn unter Heiligkeit verstände". Er antwortete: „Wenn über Nacht reichlicher Regen gefallen ist, wenn die Erde, die Bäume und das Vieh dadurch reingewaschen sind, wenn die Sonne beim Aufgehen an jedem Grashalm einen Thautropfen zeigt, wenn man reine, frische Luft einathmet: das ist Heiligkeit." — Was würde dieser Neger sagen, wenn man ihn vor die Bilder Thoma's oder Hans von Marée's führte? Er würde in diesen nüchternen Darstellungen nichts von seiner Poesie, von seiner Heiligkeit finden, er würde allerdings auch das nicht darin finden, was uns darin so naiv aufdringlich erscheint: das Mätzchenhafte und eine affectirte Nachäffung der alten Kölner Schule Meister Wilhelm's und Meister Kranach's mit all ihrer drahtpuppenhaften Verquickung bizarrer, dünnbeiniger und dummnaiver, marionettenhafter Steifheit. Eins ist allerdings bei Marée zu erkennen: wer so skizziren kann wie er, der kann auch ausführen und er wäre zweifellos ein guter Lehrmeister geworden; unsere neueste Richtung aber giebt sich damit zufrieden es nur bis zur Modellmalerei gebracht zu haben. Das Mittelding zwischen Modell und Kunstwerk heißt: bejammernswerther Erfolg. Nüchternes Uebertreiben und übertriebene Nüchternheit ist das Merkmal aller dieser Geschmacksverderber, die aus dem Schmelztiegel ihrer Gedankenarmuth malen. Man findet diese Hölzernheit auch zuweilen bei Böcklin, bei dem man einen Mangel an Bildung geistiger Fähigkeiten ebenso wenig voraussetzen darf, wie bei Thoma. Seine „Frühlingshymne", seine singenden Mädchen, obschon coloristisch außerordentlich frisch und freundlich gestimmt, zeigen etwas Anatomisch-Hölzernes, bald zu lange Beine, bald zu kleinen Kopf; Drechslerarbeit. Darunter leidet die Anmuth. Aber bei aller sonstigen Meisterschaft muß man Böcklin auch das ihn persönlich ehrende Zugeständniß machen, daß er auch andere Richtungen als die seinige in der Kunst anerkennt und ein gutes Streben durch Aufmunterung und Bewunderung zu ehren weiß, während unsere Münchener Geschmacksverderber alles verachten, was nicht in ihren verdrehten Stiefelknecht hineinpaßt. Frägt man nun nach neuestem Geschmacksverrohungsmuster wiederum: „Was ist denn überhaupt schön?" und antwortet man: „schön ist unter anderem die Anmuth", so wird man wiederum fragen: „Was verstehen Sie denn eigentlich unter Anmuth?" Darauf brauchen wir nicht mit Schiller's „Gedanken über Anmuth und Würde" zu antworten, sondern wir lassen Hogarth, den Maler, sprechen, welcher, an die Wellenlinien eines schönen Weibes denkend, sagt, „die Anmuth sei die Schlangenlinie".

Das biblische Gleichniß vom verlorenen Sohn, welches sich so einfach und würdig, ja sogar von einer rührend schönen, weihevollen Seite darstellen ließe, ist im Glaspalast zweimal vertreten. Das Prädikat „scheußlich" ist immer noch ein Lob für solche biblischen Nichtswürdigkeiten.

Digitized by Google

Der Holländer van der Maarel gefällt sich darin, einen betrunkenen Pierrot auf einen Misthaufen zu setzen. Ein altes Bauernsprichwort sagt: „Je größer der Misthaufen, desto größer die Ehr;" dieser Pierrot mit seinem Harlekinskragen und seiner Bajazzomütze scheint auch seine Ehre für sich zu haben, er wälzt sich mit einigen Schweinen gemeinsam im Dünger und lächelt selbstgefällig dazu. Der Begriff „Schwein", wird ja neuerdings verschieden aufgefaßt, ob aber der Künstler dieses „verlorenen Sohnes" ein besonderes Schwein hatte, als die Jury diese Schweinerei zuließ, das müssen wir dahin gestellt sein lassen. Ein Sprichwort sagt: „Der Dünger ist die Seele der Landwirthschaft;" wir haben aber noch nie gehört, daß der Dünger die Seele einer Ausstellungsjury sei, ausgenommen, wenn es gilt den eigenen Ruhm zu einem Composthaufen aufzuthürmen. Wir haben in Gemälden der gemeinen, modernen Richtung schon manchen stinkenden Blödsinn wahrnehmen müssen, die jetzigen Kunst-Ausstellungen wollen es ja so, die lebensgroßen Stiere, Kühe, Ochsen, Schweine, Ziegen 2c. sind jetzt immer eingeladene Stammgäste; aber ein so geschmackloses Gemälde wie dieser verlorene Sohn als Pierrot auf dem Misthaufen sahen wir noch nicht; damit hat die Jury sich offenbar selbst übertroffen. Es muß aber so sein, die Jury will es so, es macht ihr vermuthlich ein cynisches Vergnügen, ein gebildetes Publicum mit solchen Cochonnerien in's Gesicht zu schlagen; der Cynismus ist das Brandmahl, welches die Modernen auf der Stirn tragen und da man es allein nicht tragen will, so muß das Publicum auch heran; jedem Ausstellungsbesucher soll dieses Stigma aufgedrückt werden, er soll es mit sich nehmen, sobald er die Pforten der Ausstellung verläßt, und wer mit der Jury nicht anbetend niedersinkt vor diesen besudelten Altären der Kunst, der darf nicht der Ehre theilhaftig werden, als ein Schwein behandelt zu werden, sondern er ist eben nur ein Mensch. Vor solche Bilder, wie dieser verlorene Sohn auf dem Misthaufen, gehört eine Tafel: „Warnung vor Verunreinigung". Nicht ganz so cynisch, aber im modernsten verlotterten Bauerngenre à la Uhde hat Hermann Neuhaus den „verlorenen Sohn" behandelt. Es ist ein Flügelaltar, weniger wohl für eine Kapelle, als für ein Bauernwirthshaus bestimmt. Ein mit modernen Beinkleidern behafteter Bauernjunge kniet betend bei seinen Schweinen, alles ist modern, auch der Seitenflügel, der ein Gastmahl unserer sogenannten modernen Gesellschaft vorzustellen scheint. Der verlorene Sohn sitzt im modernen Anzug da, es wird geschmaust, getrunken und geliebt, wie bei dem richtigen Bacchanal einer Venus-Vulgivaga ohne Toilettenkunststücke, aber mit reichlichem Sect. Es ist doch eine jämmerliche Phantasterei, wenn biblische Maler nicht einmal biblisch bleiben können. Für solche geschmacklosen Anachronisten à la Uhde und Compagnie, welche mit geschichtlichen Thatsachen und der öffentlichen Meinung Fangeball spielen, haben wir einige Spottverse übrig:

Digitized by Google

Ich bin der Realiſt Fritz Spachtel,
Ich fühle, wie man malen ſoll,
Ich mach' zur allerält'ſten Schachtel
Die junge Maid, von Liebe toll.

Und um Motive nie verlegen,
Werd' ich fidel anachroniſtiſch,
Brauch' nur die Jahr'szahl zu verlegen,
Dann wird die Weltgeſchichte myſtiſch.

Zum Beiſpiel laß' ich Karl den Großen
In's Schlafcoupé des Schnellzugs betten
Und werde mich wohl nicht ſehr ſtoßen,
Entgleiſe ich ob Karl dem Fetten.

Eliſabeth beſucht die Schottin
Maria per Velociped,
Und mit der reinſten Hottentottin
Vermählt ſich Onkel Muhamed.

Und Martin Luther laß' ich reiſen
Im Bummelzug der dritten Klaſſe,
Nach Worms, da mag er dann beweiſen,
Wie ich das Bibliſch-Schöne haſſe.

Dem König Gunther laß ich ſprechen
Durch König Etzel's Telephon,
Und Coſima und Hagen brechen
Sich per Diſtanz der Minne Lohn.

Was ſchert mich jenes Weib, genannt
„Die öffentliche Meinung!"
Als Lumpenſammlerin bekannt
Iſt ſie der Wahrheit Scheinung.

Die Kunſtausſtellung iſt nicht da,
Die Leut' zu amüſiren;
Wir wollen mit Allotria
Das Volk brutaliſiren.

Die Vornehmheit ſie ſei verbannt,
Die Kunſt ſei ungenießbar,
In Fratzenhaftigkeit verrannt,
Das ſcheint uns unausſchließbar.

Naturaliſtiſch bringen wir
Die Kunſt zur größten Hauſſe,
Das Lorbeerblatt ſei And'rer Zier,
Wir kochen es in Sauce.

Denn Sauce, das iſt unſer Fall
Wir ſitzen halb ſchon drinnen,
Mit Pauken und Trompetenſchall
So zieh'n wir bald von hinnen.

Digitized by Google

Manche biblische Maler begehen auch immer wieder den Fehler, daß sie ihre betenden Gestalten die Hände oder Finger schließen lassen, so wie es bei uns im Abendlande allgemein beim Beten Sitte ist. Der Orientale kannte das nicht, er warf sich nach Sitte der Muhamedaner auf beide Kniee und kreuzte die Arme über die Brust. Das sind Dinge, die ein wahrhaftiger Künstler kennt und beachtet, bei unsern Sudeltöpfen der modernsten Richtung wäre das ja kein Fehler, sie werden Abraham, Isaac und Jacob nächstens mit Cigarettes und türkischen Pfeifen abbilden, und nachzuweisen versuchen, daß der Tabak schon eine Pflanze des Paradieses war, was ihnen vielleicht gar nicht schwer fallen dürfte. — Klinger hat mit seiner blauen Dämmerung eine wahre Dämmerungsmanie hervorgerufen, so bringt Besnard, Paris, uns ein Bild: „Dämmerung" und Linda Kögel ein Bild: „Im Dämmerlicht". Ersteres zeigt eine klaterige, verrückte Manier, letzteres ist eine Allegorie auf die Langeweile. Unter klaterig verstehen wir verworrenen Schmutz oder auch schmutzige Verworrenheit; wenn das milder ausgedrückt ist. Solche Atelierspielereien, bei denen die Impressionisten sich der Momentphotographie als Eselsbrücke bedienen, gehören in's Seitenkabinet der Ausstellung zur Privatbelustigung für solche Künstler dieser Richtung, welche sich gegenseitig in ihren Ateliers besuchsweise anräuchern und die Stimmung zweier nebeneinander ausgegossener Farbentöpfe als geistreich bewundern, hinter dem Rücken sich aber einen Schafskopf anhängen. Bei diesen beiden Dämmerungsbildern dämmert uns nichts, weder der anbrechende Morgen noch der Abendfriede, wir erwähnen derselben, weil wir bei dieser Gelegenheit einmal auf das Dämmerlicht im Glaspalast verweisen möchten, welches an bewölkten Tagen in unseren Ausstellungen stark dominirte, und das verkümmert den Besuch. Die Klage hierüber ist eine allgemeine, der Glaspalast mit seinem oft zu stark abgedämpften Licht ist nur für klare Sommertage praktikabel. (Das architektonisch sonst so geschmackvolle Vestibül, richtet manche Kunstwerke zu Grunde.) Unter diesem Uebelstand leiden oft die guten Kunstwerke am meisten, während die langweiligen und schlechten Bilder oft einen unverdient guten Platz finden. Theodor Weber z. B. ist immer gut und weil er immer gut ist, hängt man ihn immer schlecht, man muß sich daran gewöhnen, das wirklich Gute und Geschmackvolle auch an einer dunkeln oder hohen Stelle herausfinden zu können. Es dürfte hier auch die Frage angebracht sein, warum Weiser's Bild „Die Spieler" in ein verlorenes Seitenkabinet gehängt wurde. Es giebt unausstehlichen Schund genug in den Hauptsälen, um diesem ansprechenden Genrebildchen Platz zu machen. Ist das ein Akt der Rache, der Mißgunst oder des Stumpfsinns? Das muß sich ein Ehrenmitglied der Akademie gefallen lassen. Manche Bilder brauchen ein grelles Licht, die schärfste Beleuchtung, das zeigt Herterich's Sankt Georg, dem wir in der Pinakothek den hellsten Platz wünschen.

Es ist ein so einfaches und billiges Verlangen des kunstfrohen

Digitized by Google

Publicums in einer Kunstausstellung wenigstens das zu sehen, was man ein Bild nennt, was man einen Gedanken nennt; ist es doch so leicht, einen guten Gedanken zu fassen, wenn man nur will. Gebt uns doch wenigstens ein Bild, eine Handlung, die nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt, ein Bild, nichts weiter als ein Bild, einen Gedanken, wie ihn z. B. Hermann Kaulbach in seinen „Opferkerzen" giebt. Das ist ein Bild; aber weil es nichts weiter sein will als ein Bild, so gab man ihm im Glaspalast einen so schlechten Platz, daß es die gute Wirkung, die es im Kunstverein hatte, einbüßen mußte.

Prämiirt wurde das Bild von Hermann Kaulbach natürlich nicht, wahrscheinlich weil es den Jurorern zu tiefempfunden, zu poesievoll war; wir können dem Künstler also nur gratuliren; denn wenn wir das Register der durch eine goldene Plombe Belasteten durchlaufen, so finden wir nur starre Impressionisten, Wahrheitsverzotteler, und die durch Blendwerk und Tric Entarteten, welche mit Mainzer Handkäs' malen. Man wird alle diese Geschmacksversimpler von einer Kunstgeschichte der Zukunft ausschließen und sie höchstens in einem eigenen Kapitel Flögel's Geschichte des Grotesk-Komischen glossiren. Dieses Werk, welches so ziemlich alles enthält, was es in der Welt Verdrehtes giebt, ist der richtige Denkstein für die Zukunft aller dieser Kunstverderber. Sehen wir uns nun die Prämiirten der Reihe nach an, so finden wir in ihren Gemälden das, was unsere salopp-komische Richtung im Ganzen so kolossal belachenswerth macht: die grenzenlose Langeweile und die auf Distanzwirkung berechnete Coulissen- und Rouleaumalerei. Gabriel Scheveningen, freie Felslandschaft (zweite Medaille), recht gut, reicht nicht im Entferntesten an unsern alten Lier oder Wenglein. Geller-Wien, Schusterwerkstätte (zweite Medaille) ist ein kleines gutes Bildchen, wie deren aber in München zu Dutzenden von unseren Kleinmeistern gemacht werden. Jansen-Amsterdam, „Eingefroren" (zweite Medaille) ist eine noch nasse, ausgerutschte Palette. Le Mayeur-Brüssel, Canal (erste Medaille) ist gut, zeigt aber ein ganz einseitiges Vorgehen in der Prämiirung, die nicht prämiirten Marinebilder von Clays sind um das Dreifache mehr werth. Masseaux-Brüssel, Vieh auf einer Wiese (zweite Medaille) zeigt eine geradezu schändlich gemalte Kuh; es giebt im Glaspalast eine Unmasse besserer Thierstücke. Oyens-Brüssel, Kunstgespräche (zweite Medaille), Obacht! Sauce! — eine unklar gespritzte Technik, verschwommen und fade. Samberger-München, Prinz-Regenten-Portrait (Jurymitglied, zweite Medaille), ist fast eine prämiirte Majestätsbeleidigung, es fehlt die Lenbach'sche Plastik. Sinding-Christiania, Ein Ochse und eine Kuh und noch ein Rindvieh dazu (erste Medaille). Lebend würden diese Wiederkäuer auf der Thierschau im Oktoberfest nicht prämiirt werden, aber als monumentales Vieh sind sie sehr gut gemalt. Stobbaertz-Brüssel, Kuhstall (zweite Medaille), ein Kuhstall, welcher ausgemistet wird, schrecklich! Die Kühe im Hintergrunde viel zu

Digitized by Google

groß. Strützel-München, Landschaft (zweite Medaille) wurde aus dem Auslande mit einer Mention honorable entlassen, natürlich muß es, nach München zurückgekehrt, als langweiligste sandige, poesielose, ausgetrocknete Isarlandschaft plombirt und für die Pinakothek angekauft werden. Ter Meulen-im Haag, Weidende Schafe (zweite Medaille) möchte gerne ein Verböckhoven sein und kann nicht; wir sahen noch nie, weder in der Malerei, noch lebend so dünnbeinige, viereckige, scheußliche Schafe, höchstens auf dem Weihnachtsmarkt in einer Zehnpfennigbude, mit Blasemusik von hinten. Tholen-im Haag, Abgraben der Düne (zweite Medaille), eine gähnende Sandgrube, chloroformirend langweilig, ödes, uninteressantes Machwerk, flach, fade, wirkungslos. Man braucht doch kein Feinschmecker zu sein, um so verschwommene Bilder für Kunst zu nehmen. Verstraete-Antwerpen, Pachthof (zweite Medaille), eine ganz simple, langweilige Vedute ohne Staffage; dabei läßt man die in der Nachbarschaft hängende prachtvolle venetianische Vedute von Unterberger, welche eine erste Medaille verdient hätte, unbeachtet. Wir möchten Herrn Unterberger zu dieser Blindheit der Juroren fast beglückwünschen. Breitner-Amsterdam, Trompeter (zweite Medaille). Wenn der Künstler ebensogut blasen kann wie er malt, dann wird sich das Ausstellungspublicum die Ohren zuhalten. Das Bild ist ein rechter Klitschklatsch à la Trübner, es liegt was d'rin und doch auch wieder nicht. Brown-Edinburgh, Kälberfütterung (zweite Medaille). Schon wieder prämiirtes Rindvieh. Es muß offenbar ein wahlverwandter Zug zwischen dem Oktoberfest und der Jury bestehen; das Bildchen ist gut beobachtet, aber nicht besonders verdienstvoll. Cast-London, Auf der Weide (zweite Medaille). Schon wieder Rindvieh. Das Bild zeigt die Flauheit im Superlativ. Demont-Paris, Hyazinthen (zweite Medaille). Der Catalog sagt: Lilien; Verfasser hat keine Ahnung, wie Lilien aussehen. Auch unter den Franzosen hat man sich möglichst die langweiligen Sujets znr Prämiirung ausgesucht; wenigstens eine lobenswerthe Consequenz. Gloersen-Christiania, Schneegestöber (zweite Medaille). Man sieht vor lauter Schnee kein Bild, ein ausgegossener Eimer mit Gänsefett, Kalk oder Kremserweiß ist und bleibt Maurerarbeit. Gregory-London, Morgendämmerung (zweite Medaille). Ein sehr gutes und interessantes Sujet, hätte eher erste Medaille verdient, aber bei längerer Betrachtung kann es ebenso gut Nachmittag, Vormittag oder Abend sein. Es ist ein Salonbild, aber nicht für den Familiensalon. Hammershöi-Kopenhagen, Portrait eines faden, langweiligen, uninteressanten, jungen Mädchens aus ganz guter Familie (zweite Medaille). Melville-London, Kameelmarkt in Aden (erste Medaille). Der Künstler hat für seine 23 Bilder ein eigenes Cabinet, es ist eine Fettfleckenausstellung mit lauter kleinen, recht interessanten Stammbuchblättern oder sog. Hauspenaten, die man an Verwandte schenkt und sie zu einem Album aufspeichert. Wir sahen nicht bald einen Künstler, der sich die Eselsbrücke der Impressionisten, die Moment-

Digitized by Google

photographie so zu nutze gemacht, wie dieser Melville. Das Malen nach Momentaufnahmen ist nichts als die Kunst eines geschickten Copisten. Daß in dieser Miniaturgallerie gerade der Kameelmarkt prämiirt werden mußte, verdankt er vermuthlich der Losentscheidung. Aber so gut man Ochsen prämiirt, kann man auch Kameelen diese zweifelhafte Ehre erweisen. Orchardson-London, Familienportrait (erste Medaille). Beachtenswerthes Bild, das Kind arg, sehr arg verzeichnet. Paulsen-Kopenhagen, Weibliche Figur (zweite Medaille)??? Wir machen hier drei Fragezeichen und überlassen die Censur den Frauen. Petersen-Christiania, Lachsfischer (erste Medaille). Der Künstler weiß genau, was er malt, das Bild ist durchweg gut, hat auch seinen Kaufliebhaber gefunden, aber man hätte ihm eine Prämiirung nicht anthun sollen, denn es trägt schon seine bessere Medaille in sich selbst. Roche-Glasgow, Tête à tête (zweite Medaille). Stimmungstüchtig, aber nicht von hervorragender Bedeutung. Soot-Christiania, Willkommen (zweite Medaille). Blaubeerengesichter! Stott-London, Der Badeplatz (zweite Medaille). Warum gab man diese Medaille nicht dem Nachbarbilde (à la Libermann) von Reid, Schmuggler? Antwort: scheinbar aus Eigensinn, Despotismus und Willkür. Wie man bei einem Corso die Blumen auf Gerathewohl hinwirft, ohne darauf zu achten, wem sie in's Gesicht fliegen, so scheint man sich auch hier keine Zeit zum Prüfen genommen, sondern schnellen Fußes die Säle durchschritten zu haben. Zwei Gemälde desselben Künstlers: „Endymion" und „Geburt der Venus" erinnern uns an Steckenpferde oder an nackte Nürnberger Schreipuppen, die zu Bett gebracht werden sollen. Sundt-Hansen, Kopenhagen, Leichenfeier an Bord (zweite Medaille). Begräbnisse und Leichen sind die Schooßkinder der modernen Richtung. Das Bild hätte die erste Medaille verdient, ist aber wahrscheinlich dafür nicht verschwommen genug gemalt. Werenskiöld-Christiania, Bauernbegräbniß (zweite Medaille). Man hat hier einen armen Todten am Wege eingescharrt, das Grab und die Leute sehen aus, als hätte man einen Hund begraben. Das sociale, abstoßende Elend, das sich keinen Sarg kaufen kann, wird in München mit Vorliebe medaillirt. Vos-London, Im Altmännerhaus (zweite Madaille). Fünfzehn alte Pfründnerinnen sitzen gelangweilt bei einander; das Motiv ist nicht schlecht, wenn auch stark verbraucht; diese Seite der socialen Frage cultivirt man jetzt aus purem Stumpfsinn. Altmännerhaus ist wohl ein Druckfehler, es sind lauter alte gute Weiber hier versammelt, voll Anziehungskraft für junge Männer. Die muffelige Schlafstubenatmosphäre des in der neueren Litteratur so beliebt gewordenen Hinterhauses benimmt uns bei solchen Proleten-Interieurs unwillkürlich den Athem. Die vornehme Dame „Kunst" ist wie ein Tempel, ein hehrer Gottestempel, aber kein Altweiberspital. In einen Tempel allerdings kommen auch alte Weiber, in ein Altweiberspital aber kommen nur alte Weiber, — das ist der Unterschied. Villegas-Rom, Der Doge Foscari, Aquarell (erste

Digitized by Google

Medaille). Die Aquarelltechnik außerordentlich gut und sicher behandelt, als Gegenstand monoton langweilig, abstoßend. Thoma-Frankfurt, Mittagseinsamkeit (zweite Medaille). Manche Bilder dieses Künstlers haben etwas aus einer Kinderspielschachtel, heute bewundert, morgen todt. An das prämiirte muß man sich erst zu gewöhnen suchen, wie an eine Seekrankheit.

Von allen medaillirten Gemälden scheint uns außer Herterich und Langhammer, welche für die Pinakothek gewählt wurden, und Hölzel's Zimmermannsfrau auch nicht ein einziges verkauft zu sein. Vox populi! Warum aber prämiirte man bei den vielen Dämmerungsbildern nicht die „Dämmmerung" von Block und den „Traurigen Morgen" von Klinckenberg? Beide sind Münchener, und hätten mit ihren vortrefflichen Leistungen wohl den Vortritt vor einigen Bewohnern des Landes der kalten Mitternachtssonne und der schmutzigen Fleeten Hollands verdient.

Alle diese prämiirten Bilder kommen uns vor wie die Blumen, die auf Draht gebunden sind, man hat mehr den bitteren Metallgeschmack davon, als den Blumenduft. Bei diesem Blumenduft wollen wir einen Sprung in eine Seitengasse machen in das Treibhaus der Frau Hermine von Preuschen, in welchem es nicht nach Heliotropen und Reseden, sondern stark nach Leinöl und Firniß riecht. Sie versteht sich gut auf ihre Blumenzucht, sie ist Coloristin und weiß sich ihre Kränze zu winden, trotzdem kann sie von Pariser Blumenzüchtern, insbesondere von Caubinot, noch viel lernen, der als Blumenmaler unerreicht dasteht. Frau von Preuschen hat das Poetische der Kunst auf ihrer Seite, so lange sie nur Blumen malt; sobald sie sich in's Groteske oder gar in's Historische verliert, pfuscht sie unsern Geschmacksverderbern und Leichenkammervermiethern in's Handwerk. Ihr neuestes klafterlanges Wagestück zeigt die jugendliche Malerin Irene von Spielimberg als Leiche ausgestreckt in einer venetianischen Gondel; die Dame starb bekanntlich als 19jähriges Mädchen und als Tizian's Schülerin. Einige italienische Dichter haben sie besungen, sie soll eine hübsche und ganz talentvolle Malerin gewesen sein. Aber solche Grabesbräute gehören einer vergangenen Litteraturperiode an, man findet sie in Romanen à la Clauren, Spindler ꝛc., sie sind das Futter für Nähmamsells, für die Thränendrüsen hysterischer Weiber. „Gott, ist das schön, wenn so eine verlassene Geliebte mit dem Jungfernkranze im Sarge liegt!" Das Motiv wäre übrigens gar nicht so schlecht, wenn Frau von Preuschen — verzeihen Sie, gnädige Frau — die Hauptsache nicht ganz niederträchtig schlecht gemalt hätte. Liegt da eine Gestalt in einem Atlaskleide ohne Atlas, in einem Schleier wie Cigarettendampf, gedrechselt wie eine Holzpuppe, aufgebahrt, die brennenden Kerzen brennen nicht, die Seide rauscht nicht, die Blumen duften nicht, die Lagune hat kein Wasser, die Ornamentik ist steif und hölzern mit Bronzebeize angestrichen! Frau von Preuschen hat weder Tizian noch Makart studiert, sie würde aber eine ganz gute Hoftheaterdecorationsmalerin abgeben. Und so etwas prunkt

Digitized by Google

drei Meter lang an der Wand als talentlosestes Machwerk und als Fabel, welche Frau von Preuschen wahrscheinlich in irgend einer Heyse'schen oder Giusti'schen Novelle entdeckt hat. Unter prunkendem Titel eine geradezu grausame, noch nicht einmal dilettantenhafte Malerei. Tennyson gab der Leiche Ellain's wenigstens einen Fährmann mit, diese hier schwimmt wie herrenloses Strandgut auf der Lagune. Hoffen wir, daß sie recht bald über den Lido weit in's Adriatische Meer hinausschwimmt auf Nimmerwiedersehen!

Alles in Allem scheint es uns so, als solle jetzt eine „Verbindung für hysterische Kunst" geschaffen werden mit möglichst vielen Fettflecken im Knopfloch. Hat denn eine Prämiirung Werth, wenn man merkt, daß man die Ausländer nur aus Opportunität prämiirt, damit sie das Wiederkommen nicht vergessen, oder daß, dadurch angelockt, ihre Landsleute sich veranlaßt sehen, fortan ebenfalls ihre Atelierhüter nach München zu schicken? Die Münchener Kunst wird, wofern sie solche Geschmacksverrohung länger cultivirt, in kurzer Zeit sich wundern, wenn sie erst inne wird, daß in Amerika und England die Vorliebe für französische Gemälde rapide im Wachsen begriffen, für französischen Geschmack, den auf unseren Ausstellungen Niemand zu sehen bekommt, von dem sich nur Wenige einen Begriff machen. Natürlich meinen wir damit nicht jene Auswüchse französischen Muthwillens und des Cynismus, wie ihn uns vor einigen Jahren jener lebensgroße Pavian zeigte, der ein nacktes Weib zerfleischend mit sich schleppt, ein Kunstwerk, das in der ganzen Scheußlichkeit dadurch von der Jury geehrt wurde, daß man dieser Bestie von Orang-Utang eine goldene Medaille um den Hals hing. Diese Medaillirung war ein förmliches Signal für weitere Orgien in der Prämienverschwendung. Ceterum censeo, die diesjährige oberflächliche Medaillenaussaat im Münchener Glaspalast ist eine Verneinung des Edlen, die Demonstration einer Coterie, die Discreditirung der deutschen Kunst und ein Schlag in's Gesicht dem geistesgesunden Publicum. Sie heißt so viel, als den gesunden Humusboden der Kunst steinigen, und soll man sie nicht für einen schlechten Witz nehmen, so bedeutet sie uns einen Mißbrauch des verliehenen Jurorenamtes. Dies ist indessen unsere Privatmeinung, welche zu theilen wir keinem unserer Leser zumuthen. Eine Jury von 15 Herren ist übrigens gar nicht fähig, so wichtige Fragen richtig zu entscheiden; dazu gehören 100 taktfeste, beeidigte Männer*), die durch zweimaliges Scrutinium entscheiden, wer reif befunden ist für einen reifen Palmenzweig, und den endgültigen Beschluß darüber hat die Vorstandschaft unter Hinzuziehung ausgeloster Schiedsrichter aus der Mitte des Tribunals zu fassen. Die dies-

*) Was Doctor Pan's Hirtenflöte (Münchener N. Nachrichten 28. 10. 91) über die Neuconstruirung der Jury bläst, ist opportunistisch gedacht und ein Rehabilitirungsversuch, er will damit seine Partei, die Geschmacksverderber, retten und ihr (durch Wiederwählbarkeit) permanentes Uebergewicht und dauernden Platz sichern, um Stieler um so sicherer stürzen zu können.

Digitized by Google

jährige Wirkung der Goldplomben und die Schaffotarbeit der Jury wird bei der nächsten Internationalen Ausstellung keine andere sein, als daß sich die besten Münchener Künstler von der Ausstellung lieber zurückziehen, ehe sie sich so weit erniedrigen, bei unseren vermeintlichen Tagesgrößen oder bei Dr. Hirth um einen gnädigen Fußtritt zu betteln.

Ein Akademiedirector, der zugleich ein Hüter des guten Geschmacks sein soll, hat die Pflicht, rücksichtslos der zunehmenden Versumpfung entgegenzutreten, sonst geht die Vornehmheit der Münchener Kunst verloren, er hat auch die moralische Verpflichtung streng darüber zu wachen, daß Bilder von Ehrenmitgliedern der Akademie nicht in die Dunkelkammer oder an einen vereinsamten Platz der Ausstellung gelangen. Dies ist Ehrensache. Einem Ehrenmitglied darf man nicht mit Unehre begegnen; sonst geht der künstlerische Corpsgeist zu Grunde. Es ist ein Zeichen großer Langmuth, wenn unsere älteren, vornehmen Künstler sich von unsern Geschmacksverwüstern fortwährend auf die Palette spucken lassen. Trübe Gespenster sind in unsere Kunstausstellungen eingezogen, sie schleichen unheimlich durch die Säle und fauchen uns mit giftigem Athem an, es ist der Gifthauch des Neides, der Eifersucht, der Ueberhebung, des Größenwahns, aus taktischen Gründen geschürt durch Kunstkannengießerei einer corrumpirten Tagespresse. Der hohe, erhabene und gerechte Protector sieht und hört von alledem nichts, weil keiner den Muth hat zu rechter Zeit ein ehrliches Wort zu sprechen, daß es so nicht fortgehen könne; auch darüber nicht, daß Mißstände aus den pecuniären Erfolgen herauswachsen, welche enorm schädigend für manche Künstler und für eine Reihe steuerzahlender Bürger sind und deren Existenz in Frage stellen. Der Zeitungsschreiber aber kitzelt sich mit der Feder und freut sich, wenn Geschmacklosigkeiten, brutale Anschauungen und die Ueberlegenheit des sogenannten Kunstprotzenthums die Oberhand gewinnen. Aber auch das Protzenthum gebiert seine Männer, welche muthig zurückweichen und nicht den Muth ihrer Meinung haben. —

Ein Bäuerlein bleibt neugierig am Eingang des Glaspalastes stehen:

„Was gibt's denn da drinn', Herr?"

„Nix wia Bauern, nackade Kellnerinnen, Ochsen, Kaibi, Schaf', Gockel und a Suppenkraut!"

„O mei, di siach i eh gnua am Octoberfest!"

Zu den Idioten der Schönheit gehören natürlich nicht allein Jene, welche diesen Idiotismus malen oder in Plastik bilden, sondern auch solche, welche das wirklich Schöne und Anmuthige mit dem Stumpfsinn eines Idioten anglotzen. Es giebt Reisende, welche alle Ausstellungen mit oder ohne Katalog durchrasen und schließlich, wie ein Chemiker oder Mineraloge verblüfft vor einer herrlichen Venus in Marmor stehen bleiben mit den Worten: „Welch' prächtiges Stück kohlensauren Kalkes!" Man kann

Digitized by Google

körperlich und geistig vollkommen gesund sein und doch zugleich ein sehr schwaches Schönheitsgefühl besitzen, es giebt Menschen, welche es gar nicht sehen, daß der Rosenstrauß, durch einen hineingesteckten grünen Zweig doppelt schön erscheint, daß ein schwarzes Auge unter blonden Haaren im göttlichsten Lichte funkelt, es gar nicht wissen, daß z. B. eine schöne Blondine noch an Schönheit gewinnt, wenn man sie neben eine Brünette stellt Es giebt Männer, welche nichts fühlen bei der Augenweide an den anmuthigsten Formen eines schönen Weibes, während ein wohlveranlagter Künstlersinn diese Formen durch alle Gewänder, Mäntel und Shawls der Frauen durch und durch erblickt.

Es giebt Männer, welche die Formen des schönsten Weibes garstig finden, nachdem sie es umarmt; von diesen an ungesunder Sinnlichkeit erkrankten Schwächlingen gilt das bekannte lateinische Sprichwort: „Omne animal — —“ und diesen verwandt sind diejenigen Künstler, welche das Weib in ihrer Scheußlichkeit darstellen, sie sind blind und stumm vor den Schönheitswellen des Weibes, sie sind die Eunuchen der Kunst. Es frägt sich, ob solche angesichts der Schönheit nichts empfindenden Künstler anders als nur pathologisch zu nehmen sind. Wer ein Freund des Schönen ist, hat das unersättliche Bedürfniß, immer etwas Schönes in seiner Nähe zu haben; dadurch erzieht man auch die Kinder zum Schönen, daß man ihre Augen immer und immer wieder auf schöne Dinge lenkt. Von dem Italiener aus dem Volke können wir einen gewissen Schönheitscultus erlernen, er giebt zwei Franken auf dem Gemüsemarkt für nothwendige Lebensmittel aus und legt noch einen halben Frank für den täglichen Hausbedarf an Blumen drauf; die italienischen Fruchthändler schmücken ihre Kirschen, Feigen, Pfirsichen und Trauben mit Blumen. Es giebt auch Mänaden und Korybanten der Aesthetik; das sind die blinden Gewohnheitstrommler, welche nicht still bewundern können, sondern durch Geschrei, Gesten und Knallen den Dithyrambus für das Gräßliche anstimmen und alles Gute und Schöne fieberhaft und sinnlos übertäuben; sobald der Lärm verhallt, leuchtet die Rose der Anmuth wieder aus ihrer grünenden Hülle, sie ist noch nicht zertreten unter den plumpen Fußtritten der Korybanten, die alles in ihrer Nähe verwüsten und durch den Boden, auf welchem sie im bacchantischen Lärm dahinrasten, den Weg kennzeichneten, welchen sie genommen. Einen sicheren Fingerzeig für das Schöne empfangen wir oft durch unsere Frauen, sie sind die eigentlichen Vestalinnen des Schönen. „Willst Du wissen, was sich schickt, so frage nur bei edlen Frauen an,“ sagt Prinzessin Leonore. — „Erlaubt ist was gefällt,“ erwidert Tasso, sie aber ergänzt seine Worte: „Erlaubt ist, was sich ziemt.“ — Welcher Künstler, der das Schöne liebt und versteht, könnte sich der Wahrheit dieses Ausspruches entziehen! Sonne, Himmel, Meer, Blumen strahlen im gleichen Lichte vor den Augen aller; die Natur ist gerechter als der Mensch, sie gewährt allen die höchsten Freuden des Lebens: den

Digitized by Google

Schönheitsgenuß und die Liebe, man kann diese beiden Edelsteine des Lebens nicht kaufen, sie gehören dem Reichen wie dem Armen, dem Maler in der Dachstube, wie dem mit Orden geschmückten Professor bei Hofe, und welcher Schule ein Künstler auch angehören mag, er kann ein wahrer und unsterblicher Künstler sein, wenn er nur das Schöne in der Natur in seinen Kunstwerken zum Ausdruck zu bringen weiß; so lange er uns aber Mißgeburten darreicht, um etwa unsern übersättigten Gaumen zu reizen, und uns durch falschempfundene Wollust oder aufregende Fäulniß gewürzte Speisen auftischt, kann er nur kurze Zeit gefallen, so lange bis der gute Geschmack obsiegt und ihn mit seinen Werken im Wirbel der Zeit untertaucht; denn die Geschichte der Kunst mit ihrem abwechselnden Auf- und Niedergang zeigt uns, daß die schöne Natur immer wieder den Sieg davonträgt, indem sie den eine Zeit lang epidemisch gewordenen schlechten Geschmack und seine falschen Götzen zu Boden wirft.

Aber ein Gutes haben diese Kunstketzer und Verkrüppler des Schönen, sie lassen uns wenigstens den Genuß der Gegensätze schmecken. Wir wollen das an einem etwas prosaischen Beispiel klar machen. Es giebt Menschen, welche mit Willen ständig so enge Stiefel tragen, daß sie sich dadurch die größte Folter bereiten, sie thun dies, um Abends die Wollust zu genießen, welche eintritt, sobald der arme, gequälte Fuß von seiner Marter befreit ist. Diesem seligen Gefühl einer plötzlichen Befreiung von Schmerzen vergleichbar ist die Lustwandlung unter schönen, entzückenden Kunstwerken, nachdem wir jahrelang durch die Irrlehren der Naturalisten gemartert wurden. Es ist die Befreiung der Seele aus den Banden einer aufgezwungenen Knechtschaft, die Rückkehr zum Urquell alles Schönen.

Der Araber zieht an der Pforte der Moschee seine beschmutzten Schuhe aus und reinigt sein Gewand vom Staube der Straße, bevor er in's Heiligthum tritt um zu beten; also soll es auch der Künstler thun, wenn er seine Werke in's Heiligthum der wahren Kunst sendet, er soll die Schlacken trivialer plebejischer Kunst draußen lassen. Wir brauchen Feuer und Sekt in die Kunst hinein, wir brauchen Temperament und Leben; denn die Kunst ist eine hoheitsvolle Dame, sie ist eine Fürstin voll Majestät und Stolz, voll Sinnenfeuer und Phantasie, mit blitzenden Augen und unnahbarer Schönheit; eine Dame voll Geist und Witz, voll Flammenglut und Heiligkeit, voll Begeisterung und Zauberkraft. Es darf ungestraft kein Frevler sich ihr nahen. „Zurück zu Makart!“ heiße die Losung, — sie sei der Schlachtruf aller Künstler, die noch Poesie mit Verve und Schneidigkeit vereinen können! Die Kraft des Fühlens macht den Künstler; alles Andere ist nur mechanische Seite seiner Kunst, welche ja allen Künsten gemeinsam ist. Der Unterschied zwischen der Kunst unserer Neuerer und der Empfindung unserer gedankenreichen und poesievollen Idealkünstler ist am passendsten durch den Vergleich gekennzeichnet, daß der wahre Künstler mit Geist und Gefühl sein Instrument zu spielen weiß, während der Ge-

Digitized by Google

schmacksverzotteler nur hirn- und gedankenlos an der Kurbel einer Drehorgel arbeitet und aus ihr mechanisch durch ein bloßes Handmuskelspiel die Töne herausholt, welche ihm der Instrumentenmacher hineingelegt. Es stehen sich also hier gegenüber: Gefühl und Mechanik, Seelenadel und Körperkraft, Poesie und gemeiner Dreck, Rosenduft und Gassengestank, Sonnenlicht und Stalllaterne, Nachtigallenschlag und Hahnenschrei, Venus und Hökerweib, Andacht und Libertinage, Symphonie und Locomotivenpfiff. Halte dir diese Gegensätze immer klar vor Augen, lieber Leser, dann wirst du diese Geschmacksverhudler in der ganzen Nichtigkeit ihrer Kunstbestrebungen erkennen und die achte Plage Pandoras, das Kunstfeuilleton der Ignoranz, entbehren oder erfolgreich besiegen können. Der Sieg aber ist doppelt leicht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Verschwommenheitsmaler, weil sie vielleicht nichts besseres leisten können, glauben zu ihrem materiellen Vortheil einen Ring, eine Richtung bilden zu müssen, mit welcher sie uns zu Idioten machen, uns durch ein Verdummungsprincip beherrschen möchten, damit wir vor dem Nepotismus in der Kunst anbetend im Staube niedersinken.

Manche Leute sind so beschränkt zu glauben, dieses oder jenes Bild müsse deshalb gut sein, weil es durch Protection oder durch die Gunst des Augenblicks in die Staatssammlung kam.

Der Mangel sittlichen Empfindens ist bei Künstlern meistens angeborenes Gebrechen geistiger Organisation. Eine der vornehmsten und gebildetsten Familien unseres deutschen Vaterlandes, — der pater familias, ein reicher, hochangesehener Fabrikant und Kaufmann, die Gemahlin, eine Dame aus dem edelsten Patriziergeschlecht entsprossen, die Töchter durchgeistigte, edele, hoheitsvolle und liebenswürdige Naturen, die Söhne ganze Männer, in der Vollkraft ihres Schaffens mit gesundem Denken und Fühlen — durchwanderten diesen Sommer mit uns den Glaspalast. Die Kritik vor unseren Geschmacksverderbern war stets von einem prägnanten Schlagwort begleitet.

Marie, die älteste, sagte ruhig: „Das ist geistige Verkommenheit, die sich in diesen Bildern wiederspiegelt"; der Vater meinte: „Nein, das ist leibliche Verkommenheit". Hermann, der weitgereiste und weltgewandte Sohn mit seinem sichern ruhigen Blick und den ernsten Augen stellte sich mit unterschlagenen Armen und gespreizten Beinen vor jedes dieser Sudelbilder, kräuselte die Stirn und sagte kalt verächtlich: „In Belgien nennt man das Scheingrößen, in Paris sagt man »balon«". Die Mutter öffnete kaum die Lippen, mit feinem Lächeln murmelte sie etwas wie: „Geistiges Lumpengesindel auf allen Gebieten: klaffende Lücken im Gemüthsleben, Mangel an Herzensbildung, es ist Herzensverrohung."

Hoffen wir, daß die nächste internationale Ausstellung ein erquickendes Bad werde, welches allen Schlamm der Uhdemanen, alle Narrheiten und Albernheiten des Kunstidiotenthums und das socialistische Bauern-

Digitized by Google

und Lumpengesindel hinausspült. Wir haben jetzt eine Walhalla der Verrückten, es ist das neue Irrenhaus, es steht nicht aus Stein gebaut, hat aber große Freilichtfenster, sodaß man sehen kann, was darin vorgeht; es existirt nur geistig, ist nur ein Begriff, ein abgeschlossener Ring, es breitet seine Grenzen aus über die ganze Erde und in ihm wohnen der Kunstsimpel, der Farbenkretin, der Gemüsetrottel, der Einfaltspinsel, der Geschmacksrüpel, der Sudeltolpatsch, der Kunsttaschenspieler, der Romanlackel der Dichtergrünling, die Pleinairtobsucht, das Naturalistendelirium und der gänzliche Farbenstumpfsinn. Jeder kann hinein, der Lust verspürt, es kostet nicht viel, man braucht nur aus Ueberzeugung geschmacklos zu sein. Im Garten dieses neuen Irrenhauses blüht keine Blume, singt kein einziger Vogel, an den Obstbäumen hängen steinharte Früchte, am Spalier die sauren Trauben. Am Eingang als Portier aber sitzt der moderne Kunstreporter, sein Schädel ist hart, sein Hirn weich, an seiner Portierloge liest man die Inschrift: „Man muß sich auch mal zur rechten Zeit blamiren können". Er liest den Einwohnern seine neuesten Sudeleien vor und beweist Schwarz auf Weiß, daß aus Wichtigthuerei, Arroganz, Schwefel, Mangel an Verständniß und Geistesarmuth das recensirende Kunstrindvieh geboren wird. Er hat das Delirium tremens der Kunst, er predigt Drehkrankheit, Phantasiearmuth und verschließt der holden Dame Poesie das Thor. So kommt es, daß die armen Insassen langsam verdorren, sie sitzen an ihrer Staffelei mit stieren Augen und sobald sie sich zu dem Versuche aufraffen ein paar Blumen zu malen, so werden es Roßäpfel im Schnee.

Der Gedankengreuel senkt seinen düsteren Trauerschleier herab auf dieses neue Irrenhaus und wo blühende Gärten sein könnten, da wallt ein dichter, trüber Nebel empor und hüllt die ganze Gegend in das stumpfsinnige Bereich der gräßlichen Nirwana.

Die Tölpelhaftigkeit des Spiritismus.

Eine Sprengbombe.

Jetzt, lieber Leser, stecke dir eine gute Cigarre an; denn wir wollen in diesem Abschnitt mit den lieblich kräuselnden Wolken der Havanna den blauen Dunst des Spiritismus verdrängen, wie er sich in seiner Speciallitteratur und in der Praxis kundgiebt. Wer der Meinung ist, daß mit gleicher Bildung auch eine gleiche Antheilnahme an den bewegenden Fragen der Gegenwart Hand in Hand geht, der täuscht sich. Er wird der Wahrheit näher kommen, wenn er die Menschen hier in drei Klassen theilt.

Die erste Sorte macht Alles mit, sie stürzt sich in den „Strudel der Begebenheit", sie lebt mit der Zeit, und ihrer Meinung nach für die Zeit und freut sich am Ende, wie „wir's doch so herrlich weit gebracht". Die zweite Sorte kümmert sich um Fragen der Gegenwart gar nicht, alles

Digitized by Google

geistige Schieben und Drängen ist ihr „Wurst", sie führt ein beschauliches geistiges Emeritenleben und fühlt sich glücklich, wenn sie von den Wellen der geistigen Bewegung nicht erfaßt wird, wenn sie nicht zu beweisen braucht, daß sie auch schwimmen kann. Die dritte Sorte thut weder das Eine der ersten, noch das Andere der zweiten Sorte. Sie nimmt Theil auf ihre Art, sie beobachtet, sie prüft Alles und behält das Beste, sie ist kritisch, aber nicht verletzend, sie ist nüchtern, aber nicht empfindungslos, sie urtheilt nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen; denn die Fehler und Irrthümer ihrer Zeit liegen ihr am Herzen; und sie prüft deshalb, um zu bessern und zu helfen, nicht um eigenen Vortheils willen.

Nun giebt es darunter aber Viele, die z. B. von Gott und Unsterblichkeit nichts wissen mögen, und doch so geschmacklos sind, erforschen zu wollen, was mit der Seele nach dem Tode geschieht. Da werden Sitzungen im Dunkeln veranstaltet, sogenannte „Medien" mit zolldicken Stricken festgebunden, welche von ihnen lächelnd gelöst werden, weil — ein Geist dabeisteht und sie von den fesselnden Stricken befreit: demnach ist der Mensch unsterblich, denn die die Stricke lösenden Geister der Abgeschiedenen beweisen dies hinlänglich, und wer noch den geringsten Zweifel hegen sollte, der erhält den Geist photographirt. Ist hierbei auch nicht die ganze Gestalt des Geistes zu haben, so doch fast regelmäßig ein Fuß, ein Arm, ein Bein und eine Art von Gesicht. Und — „was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen". Solche und ähnliche Bilder producirt der heutige Spiritismus.

Während der Materialismus die Unsterblichkeit der Seele leugnet, beweist unser herrlicher Spiritismus die Unsterblichkeit photographisch. Oder ist dies noch kein Beweis? Wenn das kein Unsterblichkeitsbeweis ist, dann giebt es überhaupt keinen!

Der Spiritismus von heut zu Tage muß aber im engen Zusammenhange mit dem Materialismus stehen. Was der Spiritismus und Materialismus gemeinsam haben und worin sie sich berühren, das ist der Realismus. Demnach entspringt der hochgeistige Spiritismus auf — realistischem Grund und Boden. Ebenso nämlich, wie heut zu Tage nur das Nüchtern-Praktische und Reale Geltung und Werth besitzt, ebenso sucht man auch die rein geistigen Güter sich praktisch verwendbar und praktisch nützlich zurecht zu denken. Ein Glaube, welcher sich auf eine moralische Ueberzeugung allein gründet, muß heut zu Tage demnach für sehr unpraktisch und unbrauchbar gehalten werden, er muß einsehen, daß seine Zeit vorüber ist. Die höchsten ethischen Fragen, nämlich der Zustand der Seele nach dem Tode und die göttliche Vergeltung*), sollen hier schon völlig gelöst werden. Ein bekannter Spiritist spricht es in seinen Schriften

*) „Vergeltung" ist nicht zu viel gesagt, denn wer im Spiritismus bewandert ist, der weiß, daß in diesen Sitzungen die Geister fast immer darüber Mittheilung machen, welche Strafe oder Belohnung sie im Jenseits erhielten.

Digitized by Google

aus, daß „man sich heut zu Tage in fünf Minuten den Unsterblichkeitsbeweis mit Hülfe einer spiritistischen Sitzung zu jeder Zeit holen könne". Das ist wahrlich genug und kommt gleich nach der Jahrmarktsbude. Ebendasselbe will die Gegenwart und nichts anderes: „Sie will sich ihrer Unsterblichkeit auf dem photographischen Wege vergewissern, und zwar in kürzester Zeit; sie will wissen, daß wir unsterblich sind, und es nicht mehr bloß glauben. Die Unmittelbarkeit der moralischen Ueberzeugung ist heut zu Tage ja etwas Lächerliches, wo man die Mittelbarkeit des photographischen Geistes besitzt! Alle thörichten Vermuthungen und Zweifel für und wider die Unsterblichkeit, alle tiefsinnigen Speculationen unserer größten Philosophen hierüber werden ja heute dadurch für ungültig erklärt, daß man die Photographie jeder gewünschten abgeschiedenen Seele in seinem Zimmer aufhängen kann, nachdem man diesbezügliche photographische Aufträge ertheilt hat. Man sieht hieraus, daß der heutige Spiritismus etwas sehr Praktisches, etwas Tüchtiges, etwas Reelles, etwas Körperliches, kurzum etwas in modernem Sinne außerordentlich Verwendbares und Zweckmäßiges ist, und daß er mit dem Realismus auf sehr gutem Fuße steht, ja, bei ihm persona gratissima zu sein sich vielleicht rühmen darf. Daß demnach der Realismus zum Mindesten der Dutzbruder von Spiritismus und Materialismus ist, möchte zweifellos erscheinen. Ob sie demnach auch mit einander verwandt, vielleicht gar enge Blutsverwandte sind, wer möchte so indiscret nach intimen Familienverhältnissen forschen? Es genügt ja vollständig, daß man weiß, wie beide sich in ihrer gegenseitigen Vortrefflichkeit schätzen und lieben, ein Umstand, welcher es allein ermöglicht, daß beide sich in ihren scheinbar entgegengesetzten Anschauungen vertragen. Denn wenn der Eine sagt: ich glaube an Gott, und der Andere: ich glaube nicht an Gott, so ist dieser Gegensatz nur ein scheinbarer: denn der Spiritismus glaubt nur so lange an Gott, als er die Unsterblichkeit photographirt besitzt. Die Spiritisten selbst sind nun aber durch die antispiritistischen Enthüllungen, insbesondere durch das Erklären des gefesselten Mediums, welches sich ohne alle Geisterhülfe selbst mit eigener Hand befreit, bedenklich in die Enge gedrängt worden, und die Geisterhülfe gerade in dieser für den Spiritisten so bedeutsamen Manifestation ist somit ohne Weiteres in den Bereich der lächerlichen Unmöglichkeit verwiesen. Die Spiritisten haben demnach selbst längst eingesehen, daß sie sich nach anderen Hülfsmitteln umsehen müssen, um ihre Lehre aufrecht erhalten zu können, Hülfsmittel, welche zunächst darin bestehen, das Gewicht der Meinung von Autoritäten auf ihre Seite zu bringen und zu spiritistischen Gunsten auszulegen. Der diesbezügliche Versuch mit lebenden Philosophen, z. B. Eduard von Hartmann, ist bekanntlich gänzlich fehlgeschlagen, indem dieser das Einwirken von Geistern für eine Unmöglichkeit und Einbildung der Selbsttäuschung erklärt hat. Besser sind die Versuche mit dem todten Philosophen ausgefallen, denn die Todten sind

Digitized by Google

geduldig und können ja auch gar nichts darauf erwidern, wenn man sie zu spiritistischen Meinungen verwendet. So sind denn namentlich in letzter Zeit seitens der Spiritisten Versuche gemacht worden, den König im Reiche der Philosophie und seine Meinung der eigenen als schützendes Schild vorzuhalten, und dieser König, auf welchen nunmehr die gegen den Spiritismus geführten Hiebe fallen sollen, ist kein geringerer als Immanuel Kant. Die Spiritisten fühlen die Nothwendigkeit, gerade Kant auf ihre Seite zu bringen, weil ihre Lehre alsdann ja zweifellos vor allen Angriffen und Einwänden gesichert scheint. Die Versuche, die Lehre des Spiritismus auf Kant zu stützen, sind nun wahrhaft tragikomischer Art, indem man den bedenklichen Mangel an Logik und an natürlichem und gesundem Urtheil, und einen ebenso großen Mangel an Gründlichkeit und wahrhafter Kenntniß dieses gewaltigen Philosophen wahrnehmen muß, und dies vollends wo Kant noch obendrein in einer seiner Schriften, nämlich den „Träumen eines Geisterſehers", Gelegenheit genommen hat, nicht nur an der Geisterfrage, sondern auch an der Erforschung des Uebersinnlichen, der damaligen Metaphysik, eine vernichtende Kritik zu üben. Der Titel dieser Schrift rührt daher, weil Kant in derselben die Visionen Swedenborg's, welcher als Geisterseher damals enormes Aufsehen machte, einfach als Träume und Blendwerk erklärte. Wir würden dies nicht erwähnt haben, wenn der Spiritismus neuesten Datums nicht die krampfhaftesten und widernatürlichsten Versuche gemacht hätte, mit völlig willkürlicher Umgestaltung der Ansichten und damit des Wesens Kant's eine Basis, eine neue Basis der spiritistischen Lehre auf Kant zu gründen. Wir betonen nochmals, daß Kant nicht nur in seinen „Träumen", sondern auch überall, wo er diese und ähnliche Fragen berührt, besonders aber noch in seiner „Psychologie", die Materialisation der abgeschiedenen Seelen für unmöglich erklärt. Dieser hochbedeutsame Schluß der genannten Schrift lautet: „Die Materie kann nur sinnlich angeschaut werden und in die äußeren Sinne fallen, aber nicht ein Geist. Oder könnte ich nicht die Gemeinschaft der abgeschiedenen Seele mit meiner Seele, die noch nicht abgeschieden ist, die aber in ihrer Gemeinschaft als ein Geist steht, schon einigermaßen hier anschauen? z. B. wie Swedenborg will? Dieses ist contradictorisch; denn alsdann müßte schon in dieser Welt die geistige Anschauung anfangen. ... Allgemein führen wir noch an, daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern; sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden, und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird. Die Hauptsache ist, daß wir uns auf diesem Posten rechtschaffen und sittlich gut verhalten, und uns des künftigen Glücks würdig zu machen suchen. . . . Die Vorsehung hat uns die künftige Welt verschlossen, und uns nur eine kleine Hoffnung übrig gelassen, die hinreichend genug ist, uns dazu zubewegen, uns derselben würdig zu

Digitized by Google

machen" *). Die lichtvolle Klarheit obiger Worte bedarf keines weiteren Commentars. Dem unparteiischen Denker aber muß es völlig unbegreiflich erscheinen, wie man den Muth besitzen kann, eben jene lichtvolle Klarheit Kant's zu einer Basis der trüben Mystik degradiren zu wollen, denn gerade das Gegentheil von dem, was der Spiritismus damit beabsichtigt, erreicht er mit der hinzugezogenen Hülfe Kant's. Kant erklärt nicht nur die Materialisation, sondern auch jeglichen Verkehr mit der Geisterwelt in obigen Worten für unmöglich. Daraus folgt aber mit unwiderleglicher Gewißheit, daß das gesammte Gebäude des Spiritismus, wenn es sich auf Kant stützen soll, in Nichts zusammenbricht, und ferner, daß der heutige Spiritismus, dessen moralischer Werth schon im Falle der Wirklichkeit der Geistererscheinungen gleich Null ist, durch die Möglichkeit der Selbsttäuschung Gefahr läuft, eine der höchsten, ethischen Fragen, nämlich den Zustand nach dem Tode, der Lächerlichkeit preiszugeben.

Schwache und urtheilslose Naturen glauben sich heut zu Tage schämen zu müssen, wenn sie nicht dem Lager der einen oder andern angehören. Sie erfahren jetzt aus unseren Darlegungen und der Meinung des großen Kant, daß sie sich durchaus nicht zu schämen haben, ja, daß sie sich nur schämen müßten, wenn sie im Lager des Materialismus oder Spiritismus Dienste versehen würden, statt im Lager der „reinen und praktischen Vernunft" und der natürlichen und gesunden Empfindung eines schlichten und rechtschaffenen Herzens.

Wir lassen hier einige erheiternde Skizzen folgen, welche die Geschmacklosigkeit und das Widersinnige des Spiritismus in ergötzlicher Form illustriren. Wir wissen, daß Somnambulismus und Nekromantie auf unseren Messen und Schützenfestwiesen mit Drehorgeln und Affentheater concurriren; wir wissen, daß manche unserer Künstler in ihren Ateliers um die Zeit des five-o'clock-tea, wenn es dunkel wird und Pinsel und Palette aus der Hand gelegt sind, zum Zeitvertreib mit abgerichteten weiblichen Modells vor eingeladenen Gästen spiritistische Sitzungen abhalten und sich mit Hypnose belustigen. Sie gehören in das Reich der Carnevalsbelustigungen, die ja auch auf Variété-Theatern gegen eine Mark Entrée geübt werden. Die gewerbsmäßigen Geisterbeschwörer und Gedanken-

*) Bewundernswerth ist an Kant, wie er, im diametralen Gegensatz zu unsern modernen atheistischen Philosophen, die Nothwendigkeit einer Vorsehung nicht nur aus der Ethik, sondern auch aus der Natur des Weltbaus abzuleiten im Stande ist: Denn während die Propheten des Materialismus durch ihre Betrachtung über das Weltgebäude nur zu ihrer atomistischen Weisheit gelangen können, so vermag Kant hier erst vollends die Nothwendigkeit eines höchsten Wesens nachzuweisen: „Die wesentliche Fähigkeit der Dinge sich von selber zur Ordnung und Vollkommenheit zu erheben, ist der schönste Beweis des Daseins Gottes." — So sprach Kant, dessen Wesen und Charakter sich auf einem Gottesbewußtsein in einer Reinheit und Erhabenheit gründet, von welcher manche unserer modernen Weisheitslehrer gar keine Ahnung haben.

Digitized by Google

leser, welche ernst genommen sein wollen und sich in den besseren Cirkeln der Gesellschaft als Parasiten einzunisten verstanden, sind mehr und mehr in den Hintergrund getreten, sie fangen an der Vergangenheit anzugehören.

Wir wissen ferner, daß die Geisterphotographie in Amerika ein schwunghaft betriebenes Geschäft bildet, welches kaum dadurch gelitten hat, daß einer oder der andere der Photographen den groben Betrug eingestanden; und über die Medien ist uns bekannt, daß jedes Medium in der Regel seine besondere Art, zu „arbeiten" hat, daß es Klopfmedien, Schreibmedien, Musikmedien giebt und daß die Spiritisten allgemein zugeben, daß die Geisterantworten oft allgemein albern, zuweilen auch neckisch sind; aber sie erklären sich dies dadurch, daß es auch unwissende, unorthographisch schreibende und boshafte Geister gebe, daß manche Versuche nur im Dunkeln gelingen, weil das Licht angeblich die Materialisation hindert, Thatsachen, welche wiederum die große Gemeinde der Spiritisten nicht hindert, der Sache ferner ihr Zutrauen zu schenken.

Darum ist es am Platze, wenn einige erheiternde Daten aus der vierten Dimension hier ihren Platz finden.

Sprengbomben haben immer etwas Ungemüthliches, ja Unangenehmes, aber eine Sprengbombe für Spiritisten hat eine wohlthuende Wirkung, so etwa, wie ein Brausebad bei großer Hitze. Die als Medium und Spiritistin vielgereiste Hildegard Nilson wirft in ihren „Bekenntnissen" (Berlin 1891, Conitzer) eine Menge solcher Sprengbomben, welche wie Dynamitgranaten in die spiritistischen Sitzungen hineinfahren. Wir haben eine solche Platzpatrone dieses Mediums aufgefangen und können aus ihrer Wirkung nur entnehmen, wie richtig es ist, wenn wir alle Menschen nach ihrer Geistesbeschaffenheit in sogenannte Achtelmenschen eintheilen. Nach unserer Theorie sind alle Menschen, auch die gesündesten, ein Achtel verrückt, zwei Achtel sind es die Jähzornigen, Rachsüchtigen, drei Achtel die Träumer und Phantasten, vier Achtel die an Größenwahn Leidenden und die verkannten Genies; die fünf Achtel Verrückten stehen schon unter Polizeiaufsicht, die sechs Achtel Verrückten gehören in die Irrenanstalt, mit sieben Achtel gehört man in die Zwangsjacke, mit acht Achtel fristet man das Leben eines Thieres ohne Instinkt. Es ist also ein weiter Weg von dem Einachtelverrückten bis zum Achtachtelverrückten, aber gewisse erbliche Anlagen, wie Bau des Schädels, Entwickelung des Gehirns und des Nervenlebens gestatten auch das Ueberspringen einiger Stufen und eine geringe örtliche Veränderung im Gehirn soll ja den begabtesten und klarsten Forscher, den glücklichsten, liebenswürdigsten und geistig vollkommenen Menschen gradatim zur Geistesdämmerung, dann zur Geistesnacht führen können. Zweifellos aber läßt sich ein solches Unglück auch bei erblicher Anlage nach Ibsen's Theorie zum Wahnsinn geneigter, exaltirter Naturen verhüten und zwar durch eine sorgsame und rationelle Erziehung. Diese Erziehung darf aber z. B. nicht beim Spiritismus anfangen. Wir sagen

Digitized by Google

nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß alle Spiritisten, welche mit Ueberzeugung Geister citiren, stark drei Achtel haben. All die kleinen und großen spiritistischen Flunkereien werden in Hildegard Nilson's „Bekenntnisse einer Spiritistin" mit Geist und Witz aufgedeckt und lustig caricirt, und wenn es auch hypnotische Naturen giebt, die in einem Zustand von dämeliger Letargie versetzt werden können, wozu sich am meisten geistesträge, phlegmatisch-plumpe und faule oder wollüstige Personen eignen sollen, so wäre es doch sehr zu wünschen, wenn bei all den empörenden Geschmacklosigkeiten und Belästigungen, derer man sich schon im Verkehr, auf Reisen, in Bädern, in Geschäften, in der Zeitungslektüre und selbst zu Hause sich nie ganz erwehren kann, dieser spiritistische Blödsinn in seiner ganzen gräßlichen Geschmacklosigkeit uns wenigstens behördlich aus dem Wege geräumt und ausschließlich neben die Affenbude der Messe verbannt würde. Das Fluidum der Medien und Geisterbeschwörer wird nämlich durch die Berührung mit Metall in Reichswährung außerordentlich gekräftigt und die Dummen werden nicht alle, auch soll es bereits im Handel kleine spiritistische Kammern geben, mit voller Ausrüstung für Geistererscheinungen und allerlei kleinen scherzhaften Apparaten, die sich in einer spiritistischen Séance ganz famos verwenden lassen, in welcher meistens die klügsten Männer, als die Veranstalter der Sitzungen, genau ebenso dumm sind, wie die Dümmsten. Da die Nerven der Spiritisten durch den beständigen und aufregenden Verkehr mit Geistern sehr angegriffen werden, so findet sich bei ihnen eine sehr auffallende Neigung für Spirituosen, welche das Fluidum stark ersetzen, doch glaube man nicht, daß von dem Genusse derselben der Name „Spiritisten" abgeleitet wird. Sehr amüsant erzählt Hildegard Nilson ihre kleinen Erlebnisse in den Spielhöllen. Armes Monaco, mußte auch herhalten; die Bank zahlt angeblich an Medien eine Pension, wofür sie nichts zu thun haben, als den Gläubigen die Gewinnnummern im hypnotischen Zustande zu verrathen. Sehr offenherzig und zugleich zartfühlend ist sie in ihrer Behauptung: sie habe immer gefunden, daß der Spiritismus für den schlichten Verstand zu dumm ist, und daß er große Erfolge immer nur in den gebildeten Ständen aufzuweisen haben wird. Das ist auch ganz natürlich. Sich wahrsagen lassen wollen alle. Sich Karten legen lassen, das ist uralt, darüber braucht Niemand nachzudenken; nur die gescheidten Leute, die über Kartenlegen zu viel nachgedacht haben und sich doch wahrsagen lassen möchten, verfallen auf den Spiritismus.

Im Allgemeinen ist das, was wir über spiritistische Medien zu sagen haben durch folgende Vorschriften charakterisirt:

Man gestatte bei den Productionen eines Mediums wie in den spiritistischen Sitzungen niemals das Tabakrauchen, weil das hypnotisirte Individuum, zumal wenn es eine Dame, leicht Hustenanfällen ausgesetzt ist, das Husten verträgt sich nicht mit der Hypnose, ebenso ist das Astral

Digitized by Google

der citirten Geister ein Feind des Tabaksdampfes, weil sie ihren eigenen Dampf von sich geben.

Man lasse die Zuschauer niemals „zu dichte an das Medium 'ran", weil Versuche durch Nadelstiche ins Fleisch und etwas Schneeberger Schnupftabak unter die Nase, das Medium trotz seiner Besoffenheit zur Verzweiflung bringen können.

Nach zu starken spirituosen Narcosen ist doppelkohlensaures Natron wirksam, den Geisterphotographen kann man je nach Charaktereigenschaft getrost eine halbe bis ganze Flasche guten französischen Cognacs in den Hals gießen, sie sind das gewohnt und man hält sie sich dadurch warm.

Als Illustration, daß die Geschmacklosigkeit des Spiritismus auch ihre ergötzliche Seite hat, zeichnet uns Hildegard Nilson folgende Cacriatur.

Eine spiritistische Sitzung im Irrenhause.*)

Im Mai des Jahres 1887 besuchte mich ein häßlicher jüngerer Mann, der nach seiner eigenen Angabe Irrenarzt war und in einer der größten Heilanstalten in der Nähe Berlins seinen Beruf ausübte und seine Studien machte. Er war sehr kurz und entschieden in seiner Sprechweise, aber nicht unhöflich.

In seiner Anstalt, welche weit über 300 Geisteskranke beherbergte, sei, so erzählte er mir, ein spiritistischer Verein gegründet worden. Es habe sich ergeben, daß auf ungefähr 200 wirklich Verrückte — die anderen seien andern Formen von Krankheit unterworfen — gegen 50 Männer und Frauen kämen, bei welchen die Verrücktheit mit dem Spiritismus zusammenhing. Die 15 weiblichen Spiritisten seien es auf eigene Faust und ohne Verlangen nach einer Vereinigung. Wenigstens zu einem abgeschlossenen Frauenverein habe keine einzige von ihnen Lust, und zu einer gemischten Gesellschaft, namentlich unter dem Einfluß spiritistischer Gewohnheiten, dürfe der Arzt seine Erlaubniß nicht geben. Aber die 35 Männer, welche sich in allen Alters- und Gesellschaftsstufen sowohl aus den Insassen der theuren Privatanstalt als auch aus den armen Teufeln rekrutirten, welche in der Armenabtheilung auf Kosten der Stadt untergebracht waren, diese 35 höllisch überzeugten Spiritisten hätten nun den Verein gegründet. Der Arzt blickte mich scharf an, als ob er etwas Verwunderung über einen Spiritistenverein im Irrenhause von mir erwartete. Da ich aber gar nichts Merkwürdiges darin fand, schloß er seine kurze Auseinandersetzung ungefähr mit folgenden Worten:

---

*) Paul von Schönthan's sehr amüsante Mark-Bibliothek Band II.

Digitized by Google

„Diese Leute sind nun ganz verrückt geworden, ich meine menschlich verrückt, über das in der Anstalt selbstverständliche Maß hinaus. Sie wollen ein Medium haben; einzelne unter ihnen, die bei aller Verrücktheit doch genug Verstand besitzen, um die anderen foppen zu wollen, und sich selbst für Medien ausgaben, wurden nicht angenommen. Denn die Mehrzahl meiner Spiritisten ist nicht dumm genug, um sich von einem Mitbewohner der Anstalt imponiren zu lassen. Aber ein Medium wollen sie haben um jeden Preis. Seit Wochen sind sie widerspenstig und revoltiren mir noch die ganze Anstalt. Zwei von ihnen verweigern die Annahme jeder Nahrung und einer mußte in die Zwangszelle gebracht werden, weil er seinen Wärter durchaus zum Medium machen wollte. Nun wäre es mir interessant, die Wirkung zu beobachten, welche die bekannten spiritistischen Manifestationen auf meine Kranken ausüben. Aus diesem Grunde will ich dem vorschriftswidrigen Wunsche meiner Leute nachgeben und ihnen eine spiritistische Séance veranstalten. Sie, Frau Nilson, treiben ja das Geschäft, wie ich höre, Ihnen kann es ja einerlei sein, wo Sie Ihren Schwindel zum Besten geben. Er wird Ihnen gut bezahlt werden. Kommen Sie morgen um 6 Uhr mit allen Ihren Apparaten zu uns hinaus und halten Sie eine Sitzung ab."

Ich wollte gegen den Ausdruck Schwindel protestiren, aber der Arzt sah mich so eigenthümlich an, daß ich es vorzog die Summe zu nennen, welche ich für eine Sitzung im Irrenhause verlangte. Er war einverstanden, und am nächsten Nachmittag fuhr ich bei dem herrlichsten Frühlingswetter nach seiner Anstalt hinaus. Die milde Luft stimmte mich weich, und ich vergoß einige Thränen über das Schicksal, welches mich zwang, meinem schrecklichen Berufe bis an solche Stätten des Grauens nachzugehen. Das Haus machte zwar einen recht freundlichen Eindruck, aber als ich eingetreten war und das große Thor sich geräuschlos hinter mir schloß, wurde mir wieder angst und bange, und ich wäre am liebsten entflohen. Aber da stand ich schon in des Doctors Sprechzimmer und konnte nicht mehr zurück. Er versprach mir, daß er an den Sitzungen theilnehmen wollte, und daß ich in seiner Gegenwart von keinem der Kranken etwas zu fürchten hätte.

Wir begaben uns durch eine lange Flucht von Corridoren und Sälen in ein großes Eckzimmer, dessen Bewohner den Raum als den größten des Hauses für die Sitzung zur Verfügung gestellt hatten.

Der Inhaber des Zimmers war der reichste Patient der Anstalt, ein Gutsbesitzer aus Pommern, der wirklich angenehme gesellschaftliche Formen hatte und im Laufe des Abends jede Gelegenheit benutzte, um mir starke Schmeicheleien zu sagen. Nur wenn er sich vom Doctor beobachtet sah, unterließ er diese gewagten, aber für meine Weiblichkeit immerhin erfreulichen Redensarten. Auf Betreiben des Arztes forderte er mich auf, mir's in seinem bescheidenen Salon — die übrigen 50 Zimmer seines Hauses

Digitized by Google

seien augenblicklich durch Logirbesuch in Anspruch genommen — bequem zu machen. Ich erklärte, daß ich mich mit einem Tischchen und einem Stuhle oder auch mit einem Stuhl allein begnügte, je nachdem die Herrschaften mich als Klopfmedium, als Sprech-, Schreib- oder Traummedium gebrauchen wollten.

Der Gutsbesitzer begann Anordnungen zu treffen, der Doctor aber öffnete rasch die Thür zu dem anstoßenden Speisesaal und etwa 30 Herren strömten einander drängend und schiebend sofort in das Zimmer. Mich überlief es kalt, denn vier oder fünf von den Spiritisten gestikulirten lebhaft und sprachen unaufhörlich auf einander ein; da die meisten sich aber ganz ruhig verhielten und auch die Aufgeregten unter dem Blick des jungen Doctors still wurden und sich in den Ecken herumdrückten, verlor ich binnen Kurzem alle Scheu und fühlte mich recht behaglich, wie in jedem andern Spiritistenverein.

Der Doctor stellte mir mit staunenswerthem Gedächtniß die 32 Herren vor. Wie wurde mir, als ich eine große Anzahl als meine treuen Verehrer aus der Zeit meines früheren Berliner Aufenthaltes wiederkannte! Da war der dicke, bleiche Bäckermeister, der unsere spiritistische Zeitschrift subventionirt hatte; da war der lungenkranke Ingenieur, der mit Hülfe der Geister sein Perpetuum mobile erfinden und ausbeuten wollte; da war der Volksschullehrer mit den glühenden schwarzen Augen, der vor Jahren eine neue Religion gestiftet hatte; da war der Bierbrauer, der diese Religion am Congo auszubreiten versprach, weil der Oberkirchenrath sich ablehnend verhielt; da waren die unzertrennlichen Freunde, der Schuster und der Tischlermeister, welche seiner Zeit immer die gleichen Fragen an mich stellten, und welche jetzt, wie ich hörte, seit demselben Tage eine gemeinsame Stube bewohnten; da war der alte Professor, der mit meiner Hülfe mathematische Gleichungen über die Raumverhältnisse der vierten Dimension ausrechnen wollte; da war der schwarze Student, zuerst Theologe, dann Chemiker, der aus den Zahlen 3 und 7 anfangs die ganze Dogmengeschichte und dann die anorganische Chemie zu entwickeln suchte; da war der blonde Student, der schon vor fünf Jahren mit der schönen Helena zu plaudern verlangt hatte. Unter den Herren, welche sich bei der spiritistischen Irrenhaussitzung irgendwie hervorthaten, waren mir nur zwei unbekannt, unser freundlicher Wirth, der Gutsbesitzer, und ein ehemals viel genannter Theaterdirector, der aber eigentlich, wie der Arzt mich versicherte, schon mehr in die Abtheilung der Blödsinnigen gehörte.

Die Herren saßen und standen zwanglos umher, einige rauchten, einige hatten sich eine Flasche Bier mitgebracht, alle aber verhielten sich eine Weile ruhig und blickten entweder den Arzt an oder auffallend scheu an ihm vorüber. Es war ungefähr, wie wenn bei einer gewöhnlichen spiritistischen Sitzung das Lokal nicht ganz zuverlässig ist und bei jedem neuen Klingelzeichen das Eintreten eines Schutzmannes befürchtet wird.

Digitized by Google

Aber auch die Gêne der Kranken legte sich nach wenigen Minuten, und sie vergaßen ebenso wie ihr Medium, wo sie sich befanden. Der Gutsbesitzer hielt eine Ansprache, in welcher er seiner Freude Ausdruck gab, den Genossen das berühmte Medium — meinen Namen hatte er vergessen — das weltberühmte Medium, welches in Amerika alle Indianerstämme zum Spiritismus bekehrt hätte und in Europa und Asien vor allen Potentaten aufgetreten wäre, in seinem Hause vorzustellen. Er wurde aber von vielen Vereinsmitgliedern unterbrochen, die ganz richtig bemerkten, zu reden hätte man ein andermal Zeit, heute müßte jede Minute ausgenützt werden, so lange das Medium da wäre. Nach einem kurzen Zank, in welchem der Professor dem Gutsbesitzer sehr logisch bewies, wie kostbar die Zeit sei und wie man sich hier nicht in dessen Privathaus, sondern auf der Universität befinde, begann eine ganz ordentliche Debatte darüber, was man eigentlich mit mir vornehmen sollte.

Der Arzt hatte sich mit übereinander geschlagenen Beinen auf das Sofa gesetzt und machte sich von Zeit zu Zeit Notizen.

Die Debatte wurde hauptsächlich durch den Professor und den Ingenieur beherrscht, welche darüber in's Klare zu kommen suchten, ob ich den geehrten Herrschaften zuerst wissenschaftliche Probleme lösen oder praktische Rathschläge geben sollte. Ich hatte die ganze Zeit über nichts zu thun. Während die Führer sich immer mehr in die Haare geriethen, trat wohl ab und zu einer der Anwesenden an mich heran, und flüsterte mir etwas zu, ich aber hatte mit den Spiritisten keine Privatangelegenheit zu ordnen. Am zudringlichsten war der blonde Student, der von Zeit zu Zeit hastig an mir vorüber schoß, mir dabei immer mit der Hand die Schulter streifte und mir zuraunte, er würde auf der Stelle nach Hause gehen, wenn die schöne Helena nicht bald käme. Der Ingenieur zeichnete mir auf ein Blatt Papier in immer größeren Proportionen seine Erfindung auf. Der Director versprach mir 5000 Freibillets für eine Extrasitzung. Der Bäckermeister wimmerte von Zeit zu Zeit nach spiritistischer Lectüre, und zwischendurch wurde immer lauter der Streit über das Programm der heutigen Sitzung geführt. Mir wurde immer behaglicher zu Muthe.

Plötzlich mischte sich der schwarze Student, der ein wollenes Jägercostüm trug und anfangs die dunkelste Zimmerecke nicht verließ, in die Debatte und widersprach dem Professor, der die Materialisationen der Geister für unkörperlich erklärt hatte. Die Geistererscheinungen seien wohl körperlich, ihr Stoff sei der allgemeine Astralkörper und sein Gewicht verhalte sich zu destillirtem Wasser nach seinen genauen Forschungen — die er trotz der Niederträchtigkeit der Aerzte im Geheimen fortgesetzt habe — wie 0,3 zu 7000000.

Um diese kühne Behauptung setzte es einen furchtbaren Kampf, bis endlich auf Antrag des Volksschullehrers die Frage des Astralkörpers zum Programm der Sitzung gemacht wurde. Ich erklärte mich bereit, versetzte

Digitized by Google

mich sofort selbst in den nöthigen Traumzustand und bejahte auf Befragen, daß Geister anwesend seien. Die Sitzung verlief nun so, daß ich anfangs unter dem Dictat der Geister niederschrieb, was nöthig war, daß ich mich aber nach kurzer Zeit, der allgemeinen Bitte nachgebend, in ein Sprechmedium verwandelte. Das ging viel schneller und war für mich auch darum bequemer, weil die geisteskranken Spiritisten viel schärfer aufpaßten als die gewöhnlichen. Ein Sprechmedium aber ist unter allen Umständen davor sicher, eines Betrugs überführt zu werden.

Ich mußte also zuerst den Geist des alten Aristoteles citiren, und der dictirte mir ungefähr Folgendes: „Es ist richtig, daß der Stoff der seligen Geister der sogenannte Astralkörper ist, kürzer auch Astral genannt. Aus Astral bestehen auch alle Himmelskörper, besonders die Kometen. Die Berechnungen der Astronomen sind alle falsch und treffen nur zufällig mit der Wirklichkeit zusammen. So wie die Musik etwas Anderes ist, als ihr glaubt, so auch die Himmelskörper. Das ganze Sonnensystem ist gefrorene Musik. Wenn es sehr warm ist, thaut das Sonnensystem auf, und dann regnet es, der Regen ist unreines Astral. Die Schwere des Astral ist vorhin falsch angegeben worden. Aber auch der Professor hat Unrecht. Astral ist wohl ein Körper, aber ein verkehrter Körper."

Dieser Blödsinn wurde mit Begeisterung aufgenommen. Der Schullehrer öffnete das vergitterte Fenster und hielt in seiner ruhigen milden Weise eine Ansprache an die Völker der Erde. Der Bierbrauer verlangte, daß ich ihm die Enthüllungen des Aristoteles sofort in Negersprache übersetze, damit er morgen früh mit dem ersten Schnellzuge nach Afrika reisen könnte, vom Lehrterbahnhof über Stendal. Der Professor ging heftig auf und nieder, und der schwarze Student überschrie sich vor Wuth, um dem Aristoteles zu beweisen, daß *seine* Berechnung richtig wäre. Der Gutsbesitzer, der Bäckermeister und der Ingenieur erklärten aber die Aeußerungen des alten Griechen für Schwindel. Zur Ordnung gerufen, erklärten sie sich zur Abbitte bereit; wahrscheinlich habe ein neckischer Geist uns gefoppt, das Medium hätten sie nicht beleidigen wollen.

Es kamen nun eine Reihe von sehr schwierigen Fragen, welche ich nur dank meiner Mitarbeiterschaft an spiritistischen Zeitschriften zu lösen vermochte. Welche Farbe das Astral habe? Ob die Gegenstände im Jenseits überhaupt farbig seien? Ob man einen seligen Geist einfangen und mit Hülfe von Dampfmaschinen zu Astralextract zusammenpressen könne? Wie Astral schmecken würde? Ob die Milchstraße nicht am Ende geronnenes Astral sei? Ob das Gesetz der Undurchdringlichkeit der Körper auch für das Astral gelte?

Ich ließ mir Zeit, aber schließlich beantwortete ich jede Frage zur Zufriedenheit der Herrschaften. Schwierig war es auch darüber Auskunft zu geben, was jeder Einzelne für seine Person auf dem Herzen hatte. Der blonde Student raunte mir in's Ohr, er sei mit dem seligen Geiste

Digitized by Google

der schönen Helena verheirathet, allerdings nur standesamtlich, aber der Staat, der die Ehe geschlossen, habe nun auch die Pflicht, die Pflicht, die Pflicht, — schrie er mir den Schluß seiner geheimen Mittheilung in's Ohr — ihm seine Frau zu materialisiren. Er verlangte eine Materialisationssitzung auf Staatskosten. Der Bäckermeister wünschte ein anderes Programm. Der olle Grieche sei nur für die Studirten, er verlange einen einfachen Geist aus dem Volke. Der Ingenieur schlug heftig auf den Tisch und drohte den ganzen Berg in die Luft zu sprengen, wenn man ihm nicht den Archimedes citire und das perpetuum mobile auf die Tagesordnung setze.

Ich citirte meinen alten Freund Archimedes und gab dem Ingenieur nützliche Winke für seine Erfindung. So viel ich mich erinnere, mußte nur ein bischen mit den Füßen getreten werden, damit die Maschine in Gang käme, und dieses anstrengende Trampeln wollte der Ingenieur auch noch verschwinden machen. Der Gutsbesitzer — der so eine Art Vorsitz führte und mir einen Heirathsantrag machte, so oft er unter dem Vorwand einer Controle sich über mich niederbeugte — verlangte irgend einen berühmten alten Baumeister, der ihm den Plan für ein Riesenvergnügungslokal entwerfen sollte. Das Gebäude sollte unter anderem 3 Theater, 50 Tanzsäle zu je 6000 Paaren und ein russisches Dampfbad für eine Million Einwohner enthalten.

„Sie sind verrückt!" schrie der Professor. Das Wort hätte einen furchtbaren Faustkampf entfesselt, wenn der Doctor nicht mit einem freundlichen „ich bitte, meine Herrschaften", den Frieden wieder hergestellt hätte.

Der Theaterdirector benutzte die eingetretene Pause zu einer schüchtern vorgetragenen Bitte. Er wollte wissen, wie viel selige Geister bei ausverkauftem Hause auf einem einzigen Parquetsitz Platz hätten, vielleicht 40 bis 45, wie viele Besucher aus dem Jenseits demnach in seinem Theater unterzubringen wären, und ob die seligen Geister auch zahlen könnten? Astralgeld nehme er nicht. Dann fing er an zu stottern und schaute mich stumpfsinnig an. Er hatte seinen Gedanken ganz vergessen. Die Unterhaltung nahm aber seine Anregung auf und führte zur Frage, ob auch die Gewänder der seligen Geister, das, was sie sonst bei sich hätten, aus Astral wäre. Ich antwortete wie gewöhnlich und wurde nicht müde, den Astralgehalt aller einzelnen Objecte zu bestimmen, welche man schon am Leibe oder in den Händen von Geistern wahrgenommen hat.

Die Phantasie der Herrschaften schien mit ihnen durchzugehen. Denn ich wurde nach der Zusammensetzung der unmöglichsten Gegenstände ausgeforscht. Aber im Wesentlichen handelte es sich doch immer wieder darum, ob die Kleidung der materialisirten Geister irdisch oder überirdisch sei. Das war darum wichtig, weil die sogenannten entlarvten Medien regelmäßig im Besitz von ganz irdischen weißen Leinentüchern, Gazestoffen und ähnlichen Dingen befunden worden waren. Ich gab dafür die mir ge-

Digitized by Google

läufige hirnverbrannte Erklärung des Doctor Cyriax und wurde, weil ich diese Erklärung im Laufe der Jahre schon unzählige Male gesagt hatte, so zerstreut, daß ich meinen Traumzustand darüber vergaß, mein sauberes Taschentüchlein hervorholte und mich schnäuzte. Ich that das mit demjenigen Anstand, den edle Weiblichkeit von einer in einem Dresdener Pensionat erzogenen Dame verlangt. Dann steckte ich das Tuch gleichmüthig wieder ein, redete meinen Unsinn weiter und wurde auch auf mein Versehen nicht gleich aufmerksam gemacht. Plötzlich aber stürzte der schwarze Student mit geballten Fäusten auf mich zu, trommelte auf dem Tisch herum, daß die Lampe klirrte, und rief wie ein Wahnsinniger: „Wir sind betrogen! Das Medium ist entlarvt, Geister schnauben sich nicht die Nase!“ Ein Höllenlärm entstand. Der Arzt hatte sich erhoben, setzte sich aber dann wieder ein wenig lächelnd nieder, beobachtete uns scharf und machte sich Notizen. Der schwarze Student wiederholte immer nur diese Worte: „Das Medium ist entlarvt! Geister schnauben sich nicht die Nase!“ — „Beweisen Sie das! Warum nicht? Warum nicht?“ erwiderte der Professor, und viele Minuten lang hörte ich aus dem ganzen Stimmengewirr durcheinander die beiden Hauptschreier ihre Sätze wiederholen: „Die Geister schnauben sich nicht die Nase!“ und „Warum nicht? Warum nicht?“

Der Gutsbesitzer verlor alle Haltung und stieß den schwarzen Studenten, der mit der Faust vor dem Gesicht herumfuchtelte, einige Mal vor die Brust. Der Schullehrer und der Bierbrauer nahmen sich des Studenten an und riefen weinend: „Wir sind betrogen! Es war eine falsche Prophetin!“ Alle anderen Theilnehmer stellten sich auf meine Seite. Das „warum nicht“ des Professors drang durch. Mehr als zwanzig Personen sprachen, schrien, gestikulirten und drohten durcheinander. Der schwarze Student sollte entweder auf den Knieen Abbitte leisten oder das Zimmer verlassen. In's Zuchthaus! An den Galgen! Der Tischlermeister und der Schuster erklärten sich bereit, den Verbrecher auf der Stelle in siedendem Oel zu kochen.

Dazwischen rief der Student mit gellender Stimme: „Ihr Pöbel, ihr Proletarier, ihr Banausen, ihr seid gar keine Spiritisten! Abergläubisches Gesindel seid ihr, Dummköpfe, Narren! Ihr habt gar keine Ahnung von der Wissenschaft, begreift nicht einmal die Bedeutung der heiligen Ziffern und laßt euch von der dümmsten Betrügerin foppen. Fragt doch den Doctor, ob ihr nicht Alle verrückt seid! Herr Doctor, antworten Sie, ich befehle es Ihnen! Bin ich nicht außer Ihnen der einzige vernünftige Mensch in diesem Zimmer?“

Augenblicklich wurde es still. Der Gutsbesitzer benutzte das, um seine Meinung dazwischen zu werfen. Die Geister können sich unbedingt schnäuzen, denn jeder Spiritist wisse aus Erfahrung, daß die Geister auch husten können. Der schwarze Student lachte fürchterlich auf.

„Husten? Noch nie hat ein Geist gehustet. Im Jenseits giebt es

Digitized by Google

keine Krankheit, höchstens Geisteskrankheiten. Der Astralkörper wirft alle Krankheitskörper aus und schleudert sie mit einer Geschwindigkeit von 314157000 in das unermeßliche Weltall hinaus. Der Astralkörper kann höchstens verrückt gemacht werden, wenn er in solche Gesellschaft geräth, wie ihr seid. Ihr gehört in ein Irrenhaus und nicht in einen Spiritistenverein."

Nun brach der Sturm ernstlich los. Der Professor und der Student faßten einander bei den Haaren. Alle brüllten durcheinander, und nur der blonde Student und der Gutsbesitzer stellten sich schützend neben mich und riefen mir gleichzeitig zu, ich sollte mich ihnen anvertrauen. Als jetzt der Arzt Ruhe gebot, gelang es ihm nicht gleich, Ordnung zu schaffen. Er mußte die Hauptstörenfriede durch Drohungen einschüchtern, und langsam nur verstanden sich die Herrschaften dazu, das Zimmer zu verlassen und für heute auf eine Fortsetzung der spiritistischen Sitzung zu verzichten. Ich folgte dem jungen Doctor in sein Sprechzimmer. Er zahlte mir dort das Doppelte des ausbedungenen Honorars aus und bedauerte, daß er mich zur Zeugin so furchtbarer Scenen gemacht habe.

Ich steckte das Geld dankend ein, konnte mich aber nicht enthalten, nachher zu sagen:

„Lieber Herr, Sie irren. Das war eine sehr hübsche spiritistische Sitzung. Ihre Kranken haben mich nicht im Mindesten erschreckt. In anderen spiritistischen Vereinen geht es ebenso zu!"

Ein liebenswürdiges Medium.

Unter diesem Titel erzählte uns ein junger Hamburger Ingenieur, dem es schon frühzeitig vergönnt war, sich die Welt um die Ohren zu schlagen, folgende kleine, hübsche Geschichte, welche eines liebenswürdigen pikanten Reizes nicht entbehrt.

Ich habe dreimal die Pacificbahn befahren, mit Quäkern, Methodisten und Mormonen Brüderschaft getrunken, in Saratoga schönen Frauen den Hof gemacht, in Japan mit schönen Frauen gebadet, in Ceylon den Elephanten, in Indien den Tiger erlegt, in den Bungalo's mit entzückenden Damen Lawn Tennis gespielt und die kolossalen Diamantenschätze einiger der reichsten Rajahs bewundert. In Alexandrien war ich in zwei Engländerinnen zugleich verliebt, auf Corfu aß ich Vielliebchen mit der schönsten Inselbewohnerin, der reizenden Tochter des englischen Consuls, und im höchsten Norden, in Grönland, bewarben sich reiche dänische Kaufmannstöchter sichtbar um meine Gunst; aber das schönste und auch zugleich das seltsamste weibliche Wesen fand ich in Wiesbaden an der heißen Quelle, eine Frau, die mit ihren weißen Zähnen mich anlachte, als ich

Digitized by Google

meinen Trinkbecher umstieß, dessen Inhalt ihr über das Kleid in breiten Strömen floß. Sie schüttelte tüchtig ihre Robe, zeigte dabei den kleinsten und reizendsten Frauenfuß, einen kostbar gewebten seidenen Strumpf und ehe ich mich entschuldigen konnte, sagte sie „thanks!“ und schritt in ihrer wahrhaft classischen Schönheit hocherhobenen Hauptes in stolzer Anmuth von dannen. Mittags hatte ich meinen Platz neben ihr an der Table d'hôte des „Nassauer Hofes“. Wir wurden gute Freunde. Ich unterlasse es, sie, wie es in den Romanen üblich, von oben bis unten zu photographiren, ich schreibe keinen Roman. Es mag genügen, wenn ich sage, daß Frau Mary Mason von allen Tischnachbaren still vergöttert, von den Tischnachbarinnen ob ihrer Schönheit, ihrer Toiletten und der keuschen Anmuth, welche sie umgab, gehaßt wurde. Ja, so viel Geist und Witz, solche Toiletten von Worth in Paris und ein solcher Solitär von der Größe einer Kirsche mußte Haß erregen. „Sie ist auf der Jagd nach einem reichen Freier!“ das war die tägliche Losung, welche an dieser Tafel die Runde machte. Wenn aber der Marqueur der Table d'hôte ihr bei Tische auf kostbarer Tablette ein eben angekommenes winziges Expreß-Briefpostschächtelchen mit dem Stempel Nizza präsentirte und Mary aus dieser Hülle vor aller Augen eine frische Gardenie oder ein Moosröschen herausschälte und selbige mit einem milden Lächeln an ihre Brust steckte, so begann ein inneres Wüthen unter den weiblichen Gästen. Frau Mary verplätscherte mir mit rührender Sorgsamkeit meinen besten Rüdesheimer durch Apollinaris, um, wie sie sagte, mein Jünglingsblut zu kühlen, während sie selbst jeden Mittag eine halbe Flasche Sekt zu sich nahm, zur Nervenbelebung auf ärztliche Verordnung, wie sie behauptete. Was ihr an Bewunderung seitens der Damen mangelte, das ersetzte ihr die der Herren unserer Tischecke im erhöhten Maße. Frau Mary war ein Ausbund ungezwungener aber ruhiger Liebenswürdigkeit; sie gab sich natürlich, ohne jegliche Koketterie, sie war aufmerksam in kleinen Handreichungen bei Tische, geistreich in ihren Bemerkungen, voll Witz und guter Einfälle, ein duftiger Zauber stiller Bescheidenheit und Freundlichkeit lag über ihrem ganzen Wesen ausgegossen. Auf der Brunnen-Promenade nahm sie niemals eine Begleitung an. Ich hatte bei Tische das unvermeidliche Vielliebchen mit ihr gegessen, und sie mit Absicht gewinnen lassen. Andern Tages überreichte ich ihr im Kurgarten ein ausgesucht hübsches Armband. Sie bat um die Erlaubniß es mir zurückgeben zu dürfen, sie nähme keine Geschenke an und sei an solchem Tand so reich, daß er ihr zur Last sei; ein Veilchenbouquet im Werthe von zehn Pfennigen wolle sie gern von mir annehmen. Eines Tages erschien an der Table d'hôte in unserer Nähe ein intelligent aussehender Herr, Mitte der Sechziger mit vollem weißen Haar und weißem Bart, der ihm bis auf die Brust reichte; er stellte sich als Marquis Breton aus Brüssel vor. Bei näherer Bekanntschaft entpuppte er sich als ein wüthender Spiritist und bat Frau Mary Mason

Digitized by Google

um eine Séance, sie sei ein geborenes Medium. Sie lehnte es ab mit der ruhigen Behauptung, daß sie für solche spiritistische Scherze weder geeignet noch zu haben sei. Auf unser Zureden willigte sie nach einigen Tagen auf die wiederholten sehr ernsten Vorstellungen des Marquis ein. Abends ging die Vorstellung vor versammeltem, aber gewähltem Publicum im Conversationssaal vor sich. Es wurde ein schweres Entrée zum Besten des Verschönerungsvereins erhoben. Unsere Freundin lag in einem Lehnstuhl, die kleinen Füße auf einem Schemel ausgestreckt, der Marquis begann um ihre ganze Gestalt mit seinen langen weißen Händen ein förmliches Händewaschen in der Luft, und Frau Mary lag mit einem nervösen Lächeln, aber geduldig da, wie Jemand, der die Wirkung einer Chloroformnarcose zu erwarten hat. Nach einer Viertelstunde athmete sie wie eine Schlummernde, das Haupt auf die Seite geneigt lag sie in einem bergtiefen Schlaf, fühllos gegen kleine Nadelstiche im Arm, taub für jede an sie gerichtete Frage. Wir standen sprachlos und suchten jedes Geräusch zu vermeiden. Auf einige ihr in's Antlitz gesprengte Wassertropfen reagirte sie auch nicht mit dem geringsten Zucken. Auf die vom Marquis an sie gerichtete Frage: „Wie viel Minuten bis zur Geisterstunde?" antwortete sie lallend „135!" Wir sahen nach unseren Uhren, es war genau 9 Uhr 45 Minuten. Eine Reihe weiterer Fragen einfachster und harmlosester Natur beantwortete sie mit gleicher Genauigkeit; dann fuhr der Marquis mit seiner Hand blitzartig über ihre wie gelähmt erscheinenden Augenlider ohne diese zu berühren und Mary Mason erwachte, erhob sich taumelnd und erschreckt mit den Worten: „Ah, was war das? Ah, habe ich wirklich geschlafen?"

Sie war wieder bei voller Besinnung und verspürte nur eine schwache Lähmung in den Füßen und ein leises zischendes Sausen in den Ohren. Sofort stellten sich einige andere Damen zur Verfügung, der Marquis prüfte sie einzeln durch einen starren, fast stechenden Blick, sie fuhren nacheinander erschreckt vor diesen brennenden großen Augen zurück, und er erklärte die Damen für untauglich. Frau Mary Mason erschien anderen Tages nicht an der Table d'hôte. Sie war plötzlich abgereist, Niemand wußte wohin. Statt ihrer hatten sich neue Gäste eingefunden, unter diesen drei junge Amerikanerinnen, die offenbar Wind von dem spiritistischen Ereigniß bekommen hatten; denn sie hatten ihr bisheriges Hotel plötzlich verlassen, um die Bekanntschaft dieses spiritistischen Marquis zu machen. Kaum hatte nur einer der Gäste bei Tische des vergangenen Abends Erwähnung gethan, so war das spiritistische Thema im vollen Gange, an dem sich alle Gäste lebhaft für und wider betheiligten. Das Ende vom Liede war: der Marquis beraumte wieder eine Séance an zum Besten des Verschönerungsvereines. Abends also große Réunion im Conversationssaal des Kurhauses. Ein wohlbestallter Lohndiener nahm von den Gästen Goldstücke als Entré bis zu jeder Höhe in Empfang, und man gruppirte sich mit

Digitized by Google

der nöthigen Sammlung rings an den Wänden, Kopf an Kopf. Der Marquis bedurfte eines weiten Raumes in Mitte des Saales zu einer besonderen Ueberraschung. Er forderte mich mit lauter Stimme auf, ihm ein Dutzend Personen aus diesem Kreise nach eigener Wahl vorzuführen. Sofort meldeten sich aus dem Auditorium etwa zwanzig, welche die Finger emporhoben; die Amerikanerinnen machten mit ihren kleinen Händen eine bittende Bewegung; die Wahl wurde mir nicht schwer, ich wählte etwa ein Dutzend blindlings aus, darunter auch unsere Amerikanerinnen, die vor Neugier brannten, ferner einen in ihrer Nähe sitzenden jungen Maler, welcher der Tischgesellschaft des Hotels bereits als ein talentvoller, bescheidener und außerordentlich belesener junger Mann bekannt war, auch mehrmals in seiner ruhigen Weise den ganzen Spiritismus als einen Humbug erklärt hatte. Die engere Auswahl aus diesen plötzlich zu Medien gestempelten Herren und Damen ergab: die drei Damen aus Cincinnati, den jungen Künstler, eine offenbar den besten Ständen angehörende Wienerin mit ihrer Tochter, einen Kaufmann aus Köln, einen dicken jüdischen Commercienrath aus Berlin und einen Bergwerksbesitzer aus Steiermark mit zwei Töchtern und einem halbwüchsigen jungen Burschen. Gleich darauf zwölf Stühle in der Mitte des Saales, und nach längerem Experimentiren lagen acht dieser freiwilligen Medien in der Trance, einer tiefen Hypnose, gegen welche die üblichen Nadelstiche nichts auszurichten vermochten. Die übrigen vier, worunter eine der Amerikanerinnen, reagirten nicht auf das Fluidum des Marquis, obgleich ihre Antworten nur mit lallender Zunge wie halbgelähmt gegeben wurden. Das Unerhörte geschah. Den Hypnotisirten wurden die Augen verbunden, der Marquis trat der Reihe nach vor jede ruhende Person hin und gebot lautlos einer jeden durch Zeichensprache, sich zu erheben, dann begann ein Exerciren mit jeder Einzelnen durch den Saal, wobei bemerkt werden muß, daß der Marquis Niemanden auch nur mit einer Fingerspitze berührte. Als alle acht Personen im weiten Kreise aufgestellt waren, summte der Marquis eine leise Melodie, markirte dazu mit Armen und Beinen eine graziös schwingende Bewegung vor jedem Einzelnen und mit unbeschreiblicher Komik und einer eigenthümlichen Haltung des Körpers, wie man sie bei Somnambulen voraussetzt, ging ein Menuett-Tanz der acht Hypnotisirten vor sich, der alles andere eher als Grazie, wohl aber, wie bei einem Tanz der Derwische, eine sklavische Unterwerfung unter die vorgemachten Bewegungen des Marquis zeigte. Den geringsten Lärm oder ein Lachen des Publicums wußte der Marquis durch eine energische Wendung seines Kopfes und mit einem strafenden Blick seiner feuerspeienden Augen sofort zu unterdrücken, so daß schließlich, als der hypnotisirte dicke Commercienrath einen Augenblick lang wie von einer sehr komisch wirkenden Bleischwere befallen, in die Kniee zu sinken für nöthig fand, sich kein Laut im Publicum rührte. Mit hochgehobenen Armen und Händen nach Art der Thierbändiger brachte

Digitized by Google

der Marquis den Commercienrath wieder zum Stehen in aufrechter Haltung, wobei gleichzeitig alle Medien die Arme und Hände ebenfalls hoch emporreckten. Jede Armschwenkung, jede Handbewegung wurde von den Hypnotisirten a tempo mit verbundenen Augen nachgemacht. Das Aufwecken aus der Hypnose ward wie am Abend vorher bei Frau Mary Mason bewerkstelligt; eine kurze blitzartige Handbewegung vor den Augen der einzelnen Personen genügte, der Marquis stützte die Erwachenden mit seinem Arm und führte sie einzeln zu ihren Sitzen. Sehr verspätet zu dieser Séance erschien im Saal noch ein freundlicher alter Weinbesitzer aus dem Rheingau, der den meisten Kurgästen seit Jahren als ständige Figur der Brunnenpromenade und als ein angesehener und reicher Champagnerfabrikant bekannt war, der für nichts weniger Sinn hatte als für den Spiritismus, heute aber die Lust spürte, sich den Schwindel mal anzusehen, wie er mit vorlauter Stimme sagte, und dann mit gleichgültig hingeworfenen Worten den nächsten Bekannten in seiner Nähe vornehmirte, er wolle den alten Hexenmeister heute mal für sein Geld entlarven, indem er auf Alles eingehe, Alles fingire, um ihn im gegebenen Augenblicke aus der Fassung zu bringen. Mit der besten Absicht, heute den Clown der Gesellschaft zu machen, setzte er sich auf den bereitgehaltenen Stuhl und verlangte Garibaldi's Geist zu sehen. Er lächelte mit seinem weingerötheten Antlitz so vergnügt in's Publicum, als wolle er sagen: „den Schwindel kennen wir schon!" Kaum aber saß er auf dem Stuhl und der Marquis hatte wie segnend seine beiden Hände auf die hohe Stuhllehne gedrückt, als der Weinhändler jäh wie vom Schlage getroffen laut stöhnend zu Boden sank. Wie todt lag er da, es war ein unheimlicher Anblick, die Augen rollten in seinem Kopfe, kalter Schweiß perlte von seiner Stirn, er zitterte am ganzen Körper. Ein Arzt, ein Arzt! Laute Bewegung und Verwirrung im Publicum. Ein Arzt war zur Stelle, einer jener Brunnenärzte, die auf den Brunnenpromenaden unserer großen Bäder ihren bestimmten Standplatz haben und Automatenständer genannt werden, von denen man durch ein hineingeworfenes Goldstück erfährt, wie viel Becher man heute zu trinken habe. „Führen Sie mich fort, ich bitte," stöhnte der Weinhändler, „die Nähe dieses unheimlichen Menschen tödtet mich." Man brachte ihn hinaus, der Arzt fühlte nach dem Puls und Herzschlag und constatirte eine heftige Erschütterung. Einige Tage darauf begab ich mich nach Homburg. An der Table d'hôte fand ich meine charmante Freundin Mary Mason wieder, sie entschuldigte ihre Abreise sans prendre congé mit der Zudringlichkeit einiger Herren in Wiesbaden, und außerdem sei ihr dieser spiritistische Marquis in der That ein unheimlicher Mensch, sie fühle in seinem Bannkreise etwas von Beängstigung; ihr früheres Leben sei reich genug an Widerwärtigkeiten, sie wolle ihre Ruhe und ihren Frieden und last not least ihren guten Ruf bewahrt sehen. „Schöne alleinstehende Frauen," fügte sie lächelnd hinzu, „lieben nicht, wenn allerlei Zungenfertigkeit ihr

Digitized by Google

Ohr, ihr Gemüth verletzt." Sie sagte das Alles mit einer so ruhigen natürlichen Anmuth, daß ich mich auf's Neue von dieser entzückenden, hoheitsvollen Erscheinung gefesselt fühlte. Ich reichte ihr stumm bekräftigend die Hand und war bemüht, ihr in honnetter Weise etwas den Hof zu machen, was sie gerne litt. Frei von jedem abenteuerlichen Gedanken, fühlten wir uns zueinander hingezogen, so recht wie ehrliche Menschen, die keinen Hintergedanken vor einander verbergen. Auffallend war mir, daß auch hier zuweilen eine Blume im Briefpostpacketchen an Frau Mary Mason einlief, dies weckte meine Eifersucht, ich wollte der Sache auf den Grund kommen, ich war ehrlich verliebt in diese wundervolle Frau und ich beschloß einen Schritt zu wagen, von dem ich mir nach sorgfältiger Prüfung sagen durfte, daß ich ihn nicht zu bereuen haben würde. Ich beschloß eines Abends, sie auf ihrem Zimmer zu überraschen. Es war elf Uhr, von ihrer Zofe erfuhr ich, daß Mary noch auf sei. Ich klopfte an ihre Zimmerthür und stand, ohne ein Herein abzuwarten, vor ihr. Mary war mit ihrer Schreibmappe beschäftigt, sie erhob sich überrascht von ihrem Sofa, streckte mir beide Hände entgegen und sagte freundlich in ihrem wohlwollenden Accent: „Wie können Sie sich unterstehen, in das Zimmer einer Dame einzudringen!" Aber sie hielt meine Hand fest umschlossen, wir nahmen nebeneinander Platz und waren nicht in Verlegenheit, um von der ersten Ueberraschung sogleich zu einer harmlosen, ja fröhlichen Conversation den Weg zu finden. „Womit soll ich Sie jetzt für Ihre Kühnheit bestrafen?" fragte sie dann plötzlich ganz energisch. „Seien Sie gnädig, liebe Frau Mary, bestrafen Sie mich nicht, wenigstens nicht zu hart, nicht durch einen Refüs meiner Bitte, ich habe ein unsagbares Verlangen nach einem Kuß von Ihnen, nach einem sogenannten Verlobungskuß, wenn Sie wollen. Ich glaube, daß es ganz zwecklos ist, wenn Sie allein in der Welt umherreisen, zu Zweien geht das viel besser, und ich habe den Glauben, daß wir eine sehr glückliche Lebensreise miteinander machen könnten." Frau Mary lächelte: „Sie sind nun innerhalb vier Wochen ungefähr der Sechste, der um meine Hand anhält, mein junger Freund; die Männer, welche um mich werben, sind fast Alle gleich liebenswerthe Menschen, um aber keinem einen Schmerz zu bereiten, will ich keinen von allen heirathen, auch Sie nicht." Nun, das war ein Korb von außerordentlicher Rundheit und Nettigkeit, Frau Mary hatte wohl schon längere Zeit an diesem Korb für mich geflochten; denn er kam so bestimmt und vorbereitet über ihre Lippen, daß ich mir unwillkürlich sagte: „sie will im Ernst nicht," und dabei mußte es auch wohl bleiben; denn auf einige erneuerte Vorstellungen und Einwände meinerseits schlug sie einen unerwartet drolligen, ja vertraulichen Ton an, so etwa, wie man einen jüngeren Bruder, einen alten guten Kameraden behandelt. „Sie sind ein guter, liebenswürdiger Mensch, ein lieber, guter Junge, Sie verzeihen diese Wendung, nicht wahr? — aber ich habe so das Gefühl, als müßte ich

Digitized by Google

noch hinzusetzen: »ein lieber, dummer Junge«. Sie haben trotz Ihres hübschen Schnurrbartes noch nicht lange die vierundzwanzig passirt und ich bin eine reife Frau, ich glaube zu reif für Sie. Machen Sie erst Carrière und dann suchen Sie mich wiederzufinden, aber heirathen? heute noch? oder morgen? oder nach vier Wochen? Wozu das? Ein Hinderniß freilich besteht nicht, wir könnten morgen heirathen, heute ist es ja schon etwas spät, aber morgen, ja das ginge sehr gut, wir haben ja Beide das Nothwendigste dazu; denn ich bin ein Weib und Sie sind ein Mann, ein ganzer, lieber Mann, und weitere nothwendige Eigenschaften brauchen wir ja nicht; indessen, lieber Freund, lassen wir das, wir wollen sogenannte gute Kameraden bleiben, das ist viel hübscher; zum Heirathen gehört für eine Frau eine besondere Mitgift, die Sie mir so wenig geben können, wie ich sie mir schaffen kann; es fehlt uns wohl Beiden nicht an den reichlichsten Einkünften, aber mir fehlt die Mitgift einer sogenannten Tadellosigkeit, dafür besitze ich das, was manchen Frauen meines Schlages eigen, nämlich eine »sogenannte Vergangenheit«. Zudem habe ich bei all meiner »Nettigkeit«, die ihr Männer ja gewiß mit Recht an einem Weibe schätzt, einige arge Fehler, ich bin faul, eitel, selbstsüchtig, verschwenderisch, genußsüchtig und in der Ehe zu gar keinem Opfer fähig. Außerdem bin ich Gewohnheitstrinkerin, ich liebe die ersten Marken. Einen oder zwei Monate würde ich mit Ihnen leben wie im Schlaraffenland und dann würden Sie vielleicht eines Morgens ohne Frau aufwachen, würden sich allein sehen, und sich darüber ärgern, daß ich mich mit einem Anderen davon gemacht habe; ich habe Sie aber viel zu lieb, um sie etwas derartigem auszusetzen. Und nun, mein junger Freund, bin ich furchtbar müde, hier haben Sie meine Hand, küssen Sie sie meinetwegen und dann: gute Nacht!" Frau Mary hatte gesprochen wie eine stolze Frau, die einem Jüngling die Thür weist, aber den Mann möchte ich kennen, der in diesem Augenblick kalt oder verletzt gewesen wäre. Ich begnügte mich nicht mit dieser schmalen, weißen Hand, wie sie so vor mir stand; galt es doch so gut wie ein Abschied; ich schlang meine beiden Arme um ihre Hüften und trug dieses sonst so stolze, vornehme Wesen im Salon umher, sie wollte nicht abgesetzt sein, sie duldete es freundlich und ich küßte die Nelke an ihrer Brust, schloß ihr den Mund mit meinen Lippen und schwur ihr beständige Liebe. „So, nun gehen Sie hinunter," war ihre Entgegnung, „trinken Sie zur Abkühlung ein Glas Wasser, und spielen Sie noch eine Partie Billard, das wird Ihnen andere Gedanken machen." Frau Mary Mason schob mich fast zur Thür hinaus. In der Frühe des nächsten Tages war sie abgereist, Niemand wußte wohin. Nun stand ich wieder vor dem großen Räthsel, „Weib" genannt, ich fühlte etwas wie Zorn und Eifersucht, und doch ein kleines Glücksgefühl in der Erinnerung an die Stunde des gestrigen Abends auf ihrem Zimmer, die ja nicht ohne liebenswürdigen Reiz gewesen und so etwas in sich barg, was die Engländerin flirtation nennt.

Digitized by Google

Abends fand ich auf meinem Zimmer ein Brieflein, die Adresse zeigte eine Handschrift wie gestochen, der von einem außerordentlich feinen Parfüm durchwirkte Inhalt lautete kurz: „Sie sind mir ein Veilchensträußchen schuldig geblieben, es sei Ihnen nicht geschenkt; forschen Sie nicht noch meiner Adresse, schreiben Sie mir nicht, ich werde ab und zu Nachricht von mir geben, antworten Sie mir nicht. Ich las von einer neuen Pariser Cotillontour, in welcher der Herr seiner Tänzerin ein Veilchenbouquet in's Strumpfband steckt, ich finde sie reizend, wir werden mal eine solche Tour miteinander tanzen; betragen Sie sich gut und artig, verlieben Sie sich nicht, ich will es Ihnen aber gestatten, mich weiter zu lieben, wenn Sie mögen. Auf Wiedersehen! Mary."

Ich drückte diese freundlichen Zeilen an meine Lippen und das Bild dieses reizenden Frauchens, die mir stets erschien wie ein schöner Falter, dessen feinen Staub auf den Flügeln noch keine Hand berührt zu haben schien, blieb lange, lange in meinem Herzen wach. Trotz ihres Verbotes würde ich ihr sogleich geantwortet haben; aber wohin? Dieser Poststempel irgend einer kleinen Eisenbahnstation verrieth nichts, und Mary ließ in der Folge nichts von sich hören.

Nach Jahresfrist zog es mich nach dem Süden, ich bereiste die Riviera und manch' schöner Frauenfuß aus dem high-life hatte meinen Junggesellenpfad gekreuzt. Eine blühende Frühlingspracht von Tausenden von Blumen und Bosquets umwogte mich als ich bald darauf in den duftigen Kuranlagen eines fashionablen Bades in den Pyrenäen lustwandelte. Ich fühlte in meinem Innern das Glück der Ruhe, der Gesundheit und des Wohlbehagens. Als ich eben ein dichtbelaubtes Geranke von Magnolien und dunklen Cypressen durchschritt, kam mir eine vornehm gekleidete Dame entgegen, es war Mary Mason. Mit einer Unbefangenheit, als hätten wir uns erst gestern gesehen, trat sie mir mit ihrem ruhigen, zauberhaften Lächeln entgegen und reichte mir ihre Hand. „Sehen Sie," sagte sie, „es ist so hübsch, wenn man alles dem Zufall überläßt, ich liebe den Zufall, weil ich selber so ein Kind des Zufalls bin, und es liegt ein liebenswürdiger Reiz im Zufall." Ich machte ihr Vorwürfe, wegen ihrer launenhaften Abreise, dieses plötzliche Kommen und Verschwinden sei mir nicht glückverheißend, ich liebe nicht den Verkehr mit Freundinnen, die mir der nächste Augenblick wieder entreißt, und dabei sah ich sie ernst und forschend an. Sie schwieg und senkte züchtig die Augen.

Es ist eigen, ich habe nur selten im Leben so reine und treue Augen gesehen; der mir bekannte Zauber der Jungfräulichkeit und eines echten weiblichen Gemüthes, das keine Faser Falschheit im Herzen trägt, söhnte mich im Nu mit ihr aus. Alles, was sie plaudernd vorbrachte, schien nicht, sondern war die lauterste Wahrheit. Der Reiz einer fröhlichen Unbefangenheit paarte sich mit einer so feinen Sittigkeit in Rede

Digitized by Google

und Geberde und ich fühlte mich glücklich, als sie meinen Arm und meine Begleitung annahm, was sie sonst nie gethan.

„Wenn Sie acht Tage hier bleiben," sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit, „so können wir wie Mann und Frau sein, das heißt: Sie wohnen in Ihrem Hotel und ich da d'rüben in meiner kleinen Villa, die so klein ist, daß sie für Zweie keinen Platz hat; hier auf dieser Bank ist neutrales Gebiet, hier treffen wir uns, hier plaudern wir miteinander." „Und wo speisen wir?" fragte ich schnell. „In der Meierei droben auf der Halde," sagte sie ruhig, „es sind einfache, nette Wirthsleute; jetzt aber führe ich Sie zu meinem Lieblingsplatz." Unter dichten üppigen Zwergkastanien im tiefen Schatten machte sie Halt, breitete ihr Tuch über den dichtgepolsterten Moosteppich und sich graziös darauf werfend, lud sie auch mich zum Niedersitzen ein.

„Mein holdes Frauchen," sagte ich, nachdem ich Platz genommen, „jetzt hören Sie mich gefälligst 'mal ruhig an, und befreien Sie mich aus einem Bann, den Sie wie ein Maschennetz über mich geworfen haben, das ich nicht entwirren kann; Sie nennen mich »Freund« und haben nicht für einen halben Franken Vertrauen zu mir. Sie wissen, daß ich als ehrlicher Mann um Ihre Hand angehalten habe; Sie haben mich buchstäblich an die Luft gesetzt ohne Grund. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie als Frau Mary Mason in den Fremdenbüchern stehen, so würde ich Sie fragen: Wer sind Sie den eigentlich? Sind Sie eine junge Fürstin, eine entlaufene Prinzessin oder eine Pariser Schneidermamsell? Sie sehen, ich kann auch ungalant werden; aber ich frage Sie, woher und zu was diese Toilettenpracht, und für wen? Wo und wer ist Ihr Mann, Ihr Bräutigam, oder Ihr Geliebter? Wer gab Ihnen den Solitair, den ich auf 100,000 Francs schätze? Für wen sind diese herrlichen Augen? Wessen Mund schließen diese herrlichen, frischen Lippen im Kusse? Für wen diese schmalen, weißen Hände, die Sie, wenn ich sie festhalte, meinen Küssen mit Heftigkeit entreißen? Für wen diese kleinen Füße mit den niedlichen, spitzen Schuhen und den seidenen Strümpfen, und wer erfreut sich an Ihrem frischen Thun, an Ihrem Gedankenreichthum, an Ihrer stets edlen Gleichmäßigkeit? Oder lassen Sie mich noch einen Schritt weiter gehen: vor wem verbergen Sie sich? Ich habe keine Freude an einem Verkehr mit Ihnen, mein charmantes Frauchen, oder Durchlaucht oder Hoheit, ich mag keine Freundin, mit der ich heute im Moos gelagert bin und die, ich wette darauf, morgen früh abgereist sein wird! Sprechen Sie es doch einfach aus, daß Sie nicht gekannt sein wollen; ich werde Sie dann auf der Promenade nicht grüßen, sprechen Sie aus, daß Sie mich nicht mögen, daß mein zufälliges Begegnen Ihnen lästig, und lassen Sie doch wenigstens mich abreisen und sich nicht verscheuchen. Ich habe Sie jetzt über ein Jahr nicht gesehen, da können Sie doch nicht behaupten, daß ich aufdringlich bin, und einen abermaligen Heirathsantrag haben Sie von mir

Digitized by Google

nicht zu erwarten. Für wen frage ich Sie, sind diese reinen stillen Augen, diese reinen schönen Hände aufgespart?"

Ich hatte die letzten Sätze lauter und erregt gesprochen und beschloß sie mit der gereizten Frage, ob sie mir nicht wieder ein Glas Wasser verordnen wolle. Mary saß da unbeweglich, sie drehte nur an ihrem geschlossenen Sonnenschirm, dessen Enden sie zwischen ihren niedlichen Fußspitzen balancirte. Dann sagte sie leise: „Sobald ich frei bin, sollen Sie alles wissen! Sehen Sie dort," sagte sie ablenkend, „ist das nicht ein herrlicher Blick, diese farbenreiche Vegetation der Oliven, diese schwarzbewaldeten Höhenzüge, diese Cascaden, die wie kleine Silberfäden von den Höhen abwärts rinnen? Und dieser tief dunkelblaue Aether und droben kreist ein Raubvogel. Können Sie ihn sehen?"

Jetzt schoß mir die Zornesröthe in's Gesicht; ich erhob mich und sagte gereizt: „Pardon Madame, ich sehe, daß ich Sie in Ihrer Andacht störte; ich bin gewiß, daß Sie morgen früh abgereist sein werden; ich habe hier nichts mehr zu suchen, leben Sie wohl, Madame und glückliche Reise!" Ich zog meinen Hut und entfernte mich.

„Und was wird aus meinem Veilchenbouquet?" fragte sie und schürzte die Lippen wie ein schmollendes Kind.

„Sie können es sich holen, Madame," sagte ich wild.

„Ich werde es mir holen, mein Herr," sagte sie lustig, „heute noch, zuvor aber gestatten Sie mir, daß ich zum Lunch gehe; ich habe einen wüthenden Hunger?"

„Guten Appetit, Madame!"

„Und Sie wollen wirklich nicht mein Gast sein in der Meierei?" fragte sie mit gewinnender Freundlichkeit.

„Ein andermal, Madame!"

„Wenn Sie wüßten, wie garstig dieses »Madame« aus Ihrem Munde klingt; ich kenne Herren, die froh sein würden, allein in Gesellschaft einer netten Frau zu speisen." Sie warf den Kopf wie ein Fragezeichen zu mir empor.

„Diese Augen können nicht lügen," sagte ich ruhiger; „verzeihen Sie mir Mary, ich will Ihnen vertrauen.

„So mag ich Sie leiden, lieber Freund, Sie waren ja eben auf dem besten Wege unritterlich zu werden; kommen Sie, führen Sie mich zu Tisch; ich werde das Menü machen. Sie sollen zufrieden mit mir sein."

Aus unserm Lunch wurde ein richtiges kleines Diner von mehreren Stunden, der feurige Südländer machte uns redselig und ich darf sagen, daß ich in diesem kleinen Separatzimmerchen an der Seite einer überraschend schönen und gesunden Frau, gesund an Leib, Geist und gesund an Herz, wohl die liebenswürdigsten Stunden meines Lebens verbracht. Als der Nachtisch servirt war, ließ sie es sich nicht nehmen mir eine Cigarre mit eigenem Munde in Brand zu setzen und steckte sie mir zwi-

Digitized by Google

schen die Lippen. Sie hustete ein wenig nach dieser so ungewohnten Beschäftigung, dann zog sie ein winziges Flacon mit echtem Rosenöl aus dem Gürtel, benetzte damit flüchtig ihre Lippen, als seien sie durch das Anrauchen der Cigarre entweiht, nahm mir die Cigarre aus dem Munde und wischte die beiden Enden meines Schnurrbartes mit der duftenden Flüssigkeit; das schien ihr Spaß zu machen, das Geschäft dauerte sehr lange, es war ein Liebesdienst, mit dem sie wohl alle Herbheit unseres rauhen Gesprächs von vorhin wegstreicheln wollte. Zwei weiße Frauenhände so lange, so nahe meinen Lippen! Ich frage die Männer des ganzen Erdballs, ob sie in einer solchen Stunde taub für die Empfindung des Ewig-Weiblichen geblieben wären. Dann rückte sie weiter von meinem Sitz in die Sophaecke und begann auszuplaudern: „Alle Ihre Fragen," so begann sie, „sollen Sie jetzt beantwortet haben, wir sind hier allein und ungestört, aber rauchen Sie indeß weiter, sehen Sie mich nicht an, unterbrechen Sie mich nicht." Mary's Brust hob sich unter einem langen Seufzer, dann fuhr sie fort: „Wer ich bin? Eine verkrachte Wittwe bin ich, mit 18 Jahren Gattin, mit 19 Jahren verlassen. Mein Mann, von der Welt betrogen, betrog zuletzt mich, sich selbst und sein Ende war nicht gut. Ich war frei, aber arm wie eine Ratte im Schnee; keine Hülfe, keine Aussicht, meine Lage zu verbessern. Man hatte mich um meine Habe betrogen, ich grollte der Welt, in der ich allein stand, ich faßte im Hunger den Entschluß, die Welt wieder zu betrügen. Und das Glück ist mir bei meinen Betrügereien günstig gewesen. Fünf Jahre war ich als Vagabundin durch die Welt gefahren, als wir uns an der Table d'hôte in Wiesbaden kennen lernten. Heute in Petersburg, morgen in London, dann in Nizza, Paris, Wien, Berlin, in allen großen Städten, in allen Luxusbädern der Erde, die ich kennen lernte von Franzisko bis Constantinopel. In welcher Eigenschaft fragen Sie? Hören Sie! Die Sache hat System. Mein Engagement ist angreifend aber nicht uninteressant. Heute sitze ich an der Table d'hôte eines besuchten Badeortes — ich steige nur in den ersten Hotels ab — und präparire das Geschäft. Sobald ich warm geworden unter der reichen, speisenden und zechenden Fremdenwelt, erscheint mit dem Glockenschlage pünktlich am bestimmten Tage der Ihnen bekannte Spiritist Marquis von Breton; wir kennen uns nicht, wir treffen uns immer nur zufällig, er bittet mich um eine Séance, die ich nach langem Sträuben bewillige, Sie haben das ja in Wiesbaden erlebt, ich hasse den Menschen, aber unser »Rummel« rentirt sich; wir geben nur Vorstellungen vor einem geladenen Publicum und immer nur für den Verschönerungsverein des Ortes. Der Marquis hat die Kasse, ich bin sein gewandtes, abgerichtetes Medium, er honorirt mich enorm hoch. Seine Helfershelfer sind in anderen Hotels untergebracht, sie sind die Treiber, welche besser arbeiten als irgend welche Reclame, die wir vermeiden. Den ersten Abend arbeite ich als Medium, das macht das

Digitized by Google

Publicum perplex, bis sich die Geschichte andern Tages herumspricht bin ich unter dem Schein sittlicher Entrüstung abgereist, indem ich eine Furcht vor der unheimlich magnetischen Kraft des Marquis vorschütze. Während ich den nächsten Ort durch meine Persönlichkeit fascinire, arbeiten die Anderen weiter; überall nur eine vorbereitende Séance durch mich, dann die Hauptvorstellung, welche für den vermeintlichen Verschönerungsverein enorme Erträgnisse liefert. Ich wechsele chiffrirte Telegramme mit dem Marquis, wir verstehen unsere Winke ganz genau, eine Séance bei Hofe rentirt natürlich doppelt gut, wir thun es ja nicht für Geld, sondern zur Belebung des Spiritismus und zum Staunen der Dummen. Ich wüßte kein Gewerbe, welches sich besser fructificirt, als das des Marquis. Er ist ein routinirter Künstler in seinem Fach und arbeitet kolossal gewandt und sicher. Naseweise Leute aus dem Publicum, welche ihn entlarven wollen, werden auf einen präparirten Stuhl gesetzt, eine im Polster verborgene electrische Batterie sendet ihm einen Strahl in die Glieder, er fällt sofort ab. Geisterphotographie haben wir nie getrieben, weil uns das zu plump ist; wir machen alles fein und die Geschichte klappt auch mit verbundenen Augen, weil wir auf jedes Fragewort, auf jede summende Melodie des Marquis dressirt sind, wie die abgerichteten Pudel und Affen. Gegen Nadelstiche und Wassertropfen sind wir durch monatelange Uebung durchaus unempfindlich. Durch stummes Zählen wissen wir genau, welche Arm- oder Fußbewegung wir beim Derwischtanz zu machen haben. Sie sehen, lieber Freund, ich entpuppe mich von der häßlichsten Seite, aber ich bin noch nicht zu Ende, die Sache hat nämlich neben der raffinirten auch ihre gefährliche Seite. Ich habe mich für alle Fälle so gestellt, daß ich sofort nach der präparirten Séance, die ja nur aus Gefälligkeit für die gespannten Gäste gehalten wird, abreise. Ich bin die Ahnungslose und kann nie gefaßt werden, falls mal etwas schief geht. Nur selten halten wir Vorstellungen in benachbarten Orten, wir machen große Distanzen, heute in Zürich, morgen in Homburg u. s. w., es darf sich nicht ereignen, daß ein Zuschauer dieselbe Vorstellung von Wiesbaden nach einigen Tagen in Homburg oder Baden-Baden wieder sieht, das würde gewerbsmäßig aussehen und wir wären ruinirt. Einmal hatte ich die Geschichte satt, ich wollte fort, der Marquis verdoppelte mein Einkommen. Jetzt bin ich wohlhabend, mein Vermögen liegt in einer englischen Bank in Paris."

Mary senkte die schönen Wimpern, holte tief Athem und an einem Brodkügelchen knetend fuhr sie fort: „Wer mein Geliebter sei, fragten Sie mich, lieber Freund, ich bin so kalt wie eine Auster und mache mir nichts aus Zärtlichkeiten. Der junge englische Prinz R. vergöttert mich, er möchte mir gern seine linke Hand reichen, mir der Tochter eines armen englischen Weinküfers aus Portsmouth, welche die Regeln des heigh-life nur aus einem kleinen Conversationslexicon des Anstands und der guten Sitten kennt, welches ich einer adeligen Schulfreundin im Stift zu Brighton

Digitized by Google

nicht zurückgeben konnte, weil sie mit einem plumpen aber hübschen Hamburger Schiffskapitän durchgegangen. Sie fährt auf der Read star-Linie hin und her, wie ein pendelndes Uhrwerk und ist in ihrer Art sehr glücklich geworden. Prinz R. sendet mir wöchentlich eine Blume aus Nizza, wenn er dort ist, in einem Postschächtelchen, und sobald er weiß, wo ich auf meinen Fahrten stoppe; er muß seine bezahlten Portiers haben in den großen Hôtels, die ihm berichten wo Mary Mason auftaucht. Er ist wüthender, gläubiger Spiritist, gehört allen großen spiritistischen Vereinen als reich zahlendes Ehrenmitglied an, nicht als ausübendes, sondern als fanatisch zuhörendes Glied dieser verrückten Kette, die sich um den ganzen Erdball spannt. Der sich bodenlos langweilende Reichthum sendet uns seine Gläubiger, daher unsere guten Einnahmen. Marquis Breton weiß, daß er verloren, sobald er eines seiner bezahlten Medien entläßt; er war früher Schneider, dann Hôtelkellner in Amsterdam und heißt eigentlich Müller. Die scheinbar zusammengewürfelte Sippe in Wiesbaden, ja sogar der Weinhändler, welcher auf dem Electrisirstuhl sitzt, alle sind sie bezahlt, ihr Verhalten ist musterhaft, wir kennen unser Pensum, uns selbst aber kennen wir einander natürlich nicht, wir gehen uns auf den Promenaden und auf den Treppen des Hôtels aus dem Wege, keines streift auch nur das Kleid des andern. Jetzt wissen Sie alles, mein Freund, Sie sehen, ich bin eine Betrügerin, und weil ich das bin, so gestatte ich mir den Luxus, wenigstens als Weib einen tadellosen Lebenswandel zu führen, damit außer meiner guten Toilette, die eigentlich meine einzige Freude, doch wenigstens etwas an mir tadellos bleibt." — Sie leerte ihr volles Sectglas auf einen Zug und barg ihr Gesicht in beide Hände. Wir saßen einige Minuten schweigend neben einander. „Gauklerin und Tugendprotz zugleich"; das waren die Worte, welche ich nicht aussprach, die sich aber meines Nachdenkens bemächtigten. Dann zog ich ihre beiden Hände vom Gesicht und hielt sie in den meinen, sie sah mich mit ihren herrlichen Augen ruhig und ernst an, als erwarte sie ihr Todesurtheil. Man müßte kein ritterlicher Kerl sein, wenn man in einem solchen Augenblick es nicht über sich gewänne, alles zu verzeihen. „Was ich Ihnen gebeichtet, mein Freund, hat außer Ihnen noch Niemand gehört, Sie sehen, ich vertraue Ihnen, dieser Solitair gehört einer armen reichen Engländerin; an der Spielbank von Monaco hatte sie in grenzenloser Spielwuth ihr Vermögen verloren, ich gab ihr aus Mitleid 5000 Pfund dafür, sie wird ihn niemals einlösen können, weil sie ruinirt ist. Was soll ich damit machen? Ich fürchte, man verhaftet mich, wenn ich ihn verkaufe. Ich hielt noch immer ihre schönen Hände umschlossen, ich bedeckte sie mit meinen Küssen von außen und innen, dann sagte ich kurz und bestimmt: „Ich bin Ihr Beichtiger gewesen, hören Sie meine Absolution und Ihre Befreiung von dem Bann, der Sie umstrickt hält: diesen Solitair nehme ich an mich, sein Erlös gehört dem Seemannshospiz der Gesellschaft zur Rettung Schiff-

Digitized by Google

brüchiger, damit sind Sie, süße Frau, aus dem seelischen Schiffbruch, der Sie geängstigt hat, gerettet. Ueber die Verwendung Ihres sonstigen Vermögens werden wir morgen sprechen." „Ja, ja," rief sie begeistert; „ich werde es in den See oder in irgend einen Brunnen werfen, vielleicht findet es einst ein armer Dürftiger und er darf es dann ruhig behalten. Ha, wie glücklich bin ich jetzt!" Sie sprang auf und ging mit stolzen elastischen Schritten auf dem Teppich, sie öffnete das Pianino und mit einem Jubelaccord electrisirte sie unsere Nerven, wir walzten auf dem Teppich, wir hielten uns umschlungen, wie in Homburg auf ihrem Zimmer trug ich sie auf meinen Armen, das Rauschen ihres seidenen Gewandes beglückte und entzückte mich, ich hatte ja endlich diese stolze, anmuthsvolle Frau in meinen Armen, ein Weib an Würde und Hoheit, an Vornehmheit, Decenz und Schönheit, wie ich keines je ihresgleichen gesehen. „Kalt wie eine Auster," hatte sie von sich gesagt und jetzt lag sie in meinem Arm, wie ein Kind in einer Schaukel, erlöst von einem Bannstrahl, verklärt durch die plötzlich aufgescheuchte Leidenschaft, verschönert durch den Rausch, den heimliche Freundschaft gewährt, umwogt von dem süßen Wirbel, der im Tumult des Blutes das Recht des Weibes verbrieft, der das Weib zum vollkommenen Weibe macht.

Bis in die sinkende Nacht hinein saßen wir plaudernd zusammen, sie war ein ganzes, liebes Menschenkind, ich wurde nicht müde, ihr zuzuhören, von Geist und Witz war ihr ganzes Wesen durchfluthet, ihre keck und fröhlich plaudernde Zunge belebt von dem Sect, dem sie maßvoll, aber mit feinem Verständniß für die Marke zusprach. Ein lebhaftes Feuer im Dialog, zuweilen unterbrochen durch ein kosendes Schmeichelwort, durch ein liebenswürdiges Schnäbeln, verschönerte uns das Beisammensein in diesem weltvergessenen Meierhof der Pyrenäen. Die feine, silberne Mondsichel, die Zeugin unseres freundlichen Thuns, stand am tief dunkelblauen Himmel und grüßte durch die Scheiben, als Mary plötzlich verstummend nach der kleinen Uhr sah, die ihr aus dem Busen geglitten war. Ich half ihr den feinen Corduanschuh an, der ihr entfallen und fast in der Mitte des Zimmers auf dem Teppich lag. Sie schob ihren Gürtel graziös in Ordnung, fuhr glättend mit der Hand über den Scheitel ihres dunklen Haares und als wir uns an ihrem Villenhäuschen trennten, sagte sie mir Dank für die Stunden eines so einzig schönen Abends, wie ich ihn selbst an der Seite einer so bezaubernden Frau nie schöner erlebt. Ich habe Mary seitdem nicht wieder gesehen. Am andern Tage fand ich den schönen Vogel ausgeflogen. Niemand wußte zu sagen wohin. Ich reiste verstimmt nach dieser neuen Flucht meines weiblichen Kameraden nach Hause.

Nun aber, lieber Leser, giebt es einen ganz natürlichen Spiritismus liebenswürdiger Art, der aus der Entfernung wirkt. Jedermann kennt ihn, er wirkt in natürlicher Weise durch unsere fünf Sinne, er klingt herüber aus ferner Zeit, hat aber nichts mit Geisterspuk und ähnlichen Ver-

Digitized by Google

rücktheiten zu thun. Setze dich an's Klavier und greife nach einem Musikstück aus deiner Jugend-, aus deiner Verlobungszeit, welches du seit jener Zeit nicht mehr gehört, und der Klang wird dir das Angesicht, die Gestalt deiner Gespielen, deiner Braut vor dem geschlossenen Auge erscheinen lassen. Erfreue dich an dem Duft und dem Geschmack eines Familiengerichtes, einer Speise, die du seit deinen Knabenjahren entbehrtest, so wird es dir sein, als säheſt du Mutter und Geschwister an deinem Tische. Ein süßes kleines Mädchen, welches in der Kinder-Tanzstunde nach Heliotrop duftete, wird vor dir erscheinen, so oft du Heliotrop riechst, oder gehst du über ein blühendes Lupinenfeld, so wird der Duft dich die Nähe deines Genossen fühlen lassen, mit dem du in deiner Jugend zur Jagd täglich über das Lupinenfeld geschritten; oder höre zufällig auf der Straße oder wo immer, den Dialect, Rhythmus und Tonfall in der Sprache irgend eines weiblichen Wesens, deren Sprache genau klingt wie die einer einstigen verstorbenen oder lebenden Freundin, Schwester, Geliebten, so wird die Weitentfernte, die seit langen, langen Jahren Entrückte scheinbar lebendig in ihrer damaligen Toilette, in ihrem Haarschmuck, in ihrem Liebreiz vor dir stehen, und du wirst wähnen, ihr Angesicht zu sehen. Ich habe das öfter empfunden, und so erging es mir auch jetzt.

Nach einigen Wochen nämlich fand ich einen Brief auf meinem Schreibtisch, die Aufschrift in zierlicher Kalligraphie wie gestochen, ein köstlich feines, eigenartiges Rosenparfüm zauberte mir die Verlorene in meine Nähe, der Duft wirkte spiritistisch, ich sah Mary Mason im Geiste an meiner Seite und — darin besteht der wahre Spiritismus, daß wir oft durch den Duft einer Blume an vergangene Stunden erinnert werden und uns über die Entfernung der Geliebten angenehm hinweggetäuscht sehen; ich fühlte beim Duft dieses Billets den Druck ihrer weißen Hand, ich sah ihr tiefes, fragendes Auge, hörte den melodischen Tonfall ihrer Stimme. Das war das richtige Wunder meines liebenswürdigen Mediums; in der Kraft der Erinnerung, hervorgerufen durch unsere eigenen Sinne, besteht der eigentliche, der einzige Spiritismus, und alles Andere ist Schwindel.

Der Brief lautete: „Mein Freund, ich wollte nicht wieder vor Sie hintreten, bis ich den Bann völlig von mir gelöst. Ich wollte mein Vermögen, das ich von meinem Banquier erbeten, von mir werfen, weit fort. ich fuhr nach Nizza, wo Marquis Breton mich erwartete. »Schneider Müller,« sagte ich zu ihm, »ich mag nicht mehr!« Aber Schneider Müller hielt mich in seinen spiritischen Klauen, ich glaube, er hat mich behext. Um mein Vermögen schnell los zu werden, ging ich an die Spielbank von Monaco, ich wollte es dem Spielteufel opfern bis auf den letzten Heller, alles dem Moloch der Bank opfern, ich setzte wie wahnsinnig, die passionirtesten Spieler hielten mich für verrückt, aber die tollkühnsten Einsätze erfüllten den gewünschten Zweck nicht, ich gewann, ich sprengte zweimal die Bank, Gott Mammon schlug mich fester in seinen Bann, aus dem ich mich

Digitized by Google

zu befreien getrachtet. Jetzt bin ich so reich, daß wir eine Brücke über den Kanal bauen können, dabei sollen Sie mir Ihre Dienste als Ingenieur leisten. Sobald mich die süße Lust nach einem Kusse sticht, setze ich mich auf und komme im Schnellzuge nach Paris. Auf Wiedersehen! Mary."

Vierzehn Tage darauf las ich im Figaro von der Aufhebung einer Spiritistengesellschaft in Nizza. Auf Betreiben des Prinzen R. ist die ganze Bande verhaftet worden. Ob mein lieber weiblicher Kamerad entwischt, ob sie im plötzlichen heiligen Eifer der Erlösung aus ihrem Bann dem Prinzen R. die ganze Gaukelei verrathen und seine linke Hand angenommen, oder ob sie ihren Beruf als liebenswürdiges Medium später wieder ergreifen wird, das steht in den Sternen geschrieben.

Wir haben diese kleine Novelle hier um so lieber eingeschaltet, als sie gegenüber dem grobkörnigen Wust an unverdaulicher Tagesnovellistik, wie sie unsere Zeitungen fabriciren, wenigstens als ein kleines Kabinetstück der Erzählungskunst angesehen werden darf.

Moderne Verschrobenheiten des höheren Blödsinns.

Unter dieser Ueberschrift registriren wir einige lustige Thatsachen, welche zu jenen Unternehmungen gehören, welche meistens mit dem Durchbrennen mit der Kasse endigen:

Der spiritistische Mysticismus macht immer größere Fortschritte. Jetzt hat sich sogar eine bekannte englische Freidenkerin Mrs. Annie Besant, die im Verein mit dem jüngst verstorbenen Charles Bradlaugh eifrig für die Vertretung moderner Weltanschauung eingetreten ist, der Theosophie zugewandt. In der Hall of Science in London hat sich die berühmte Frau, die sich 1872 vom Christenthum lossagte und seitdem manchen schweren Schicksalsschlag erleiden mußte, von ihren Anhängern am 30. August verabschiedet. Briefe, die ihr ebenso geheimnißvoll wie jene Resauer Schinkenknochen von unsichtbarer Hand zwar nicht an den Kopf, aber in den Schoß geworfen worden sind, haben ihr den Spiritismus lieb und plausibel gemacht. Die Frau war sonst sehr klug und verständig, aber wer widersteht schließlich dem Fin de siècle, das ja so flüchtig und nur noch neun Jahre möglich ist. Im Jahre des Dionysius Exiguus 1900 wird — ihre Anhänger glauben noch früher — auch Mrs. Annie Besant die pikant-modische Mystik satt bekommen haben.

Digitized by Google

In Frankreich fehlt es niemals an Leuten, die das Publicum zu unterhalten verstehen. Da hat sich jetzt ein Kreis von Schriftstellern und Künstlern zusammengethan und einen in Geheimnisse und Mystik gehüllten Bund gegründet. Es ist ein Orden, La Rose + Croix du Temple heißt er, und Josephin Peladan ist der Großmeister. Natürlich nennt er sich Sar, weil das sehr unheimlich klingt. Und absolut ist er auch, weil das gegen die republikanische Verfassung Frankreichs wohlthuend absticht. Im Uebrigen ist er Magier, und hierin hat er Vieles mit seinen Landesgenossen gemeinsam. Denn der Occultismus wird drüben gegenwärtig gut honorirt, und Hausse-Speculationen in Mystik können vor der Hand nichts schaden. Vor ein paar Tagen nun hat der Sar Josephin Peladan im Rathe der „Siebenmänner" eine ideale Ausstellung für den Frühling 1892 anbefohlen. In der feierlichen Aufforderung, welche der Sar bei dieser Gelegenheit an die Magier auf dem Gebiete der Poesie und Kunst erläßt, befinden sich folgende kluge Stellen:

„Noch einmal muß das Ideal sich offenbaren vor der slavisch-mongolischen Invasion. Die sterbende lateinische Rasse muß denjenigen, welche auf sie folgen sollen, ein Buch, einen Tempel, einen Degen überliefern. Es ist nöthig, ein Verzeichniß aufzunehmen von den Schätzen, die Vergangenheit und moderne Erwerbungen aufgespeichert haben; es ist vor allem nöthig, in geeigneter Weise das Werk der Civilisirung der kommenden Barbaren zu vollführen.

Nun kann allein die Kunst auf das seelische Ganze wirken, ohne daß Mystizismus dabei ist; wir alle kennen Menschen, die an Phidias und Leonardo glauben und sich nicht um die katholische Wahrheit bekümmern.

Der zeitgenössischen Kunst und besonders der ästhetischen Bildung ein theokratisches Wesen einzupflanzen, das ist unser neuer Weg.

Zerstören den Begriff, welcher sich an die gute Ausführung knüpft, vernichten den Dilettantismus der Manier, unterordnen die Künste der Kunst, das heißt zurückkehren zu der Tradition, welche darin besteht, das Ideal als den alleinigen Zweck architektonischen, malerischen und plastischen Strebens anzusehen.

Wie jene erhabenen Briten, wirken wir ein jeder nach seiner Weise: aber das heilige Herz im Herzen und das Zeichen des Kreuzes als Erkennungszeichen."

Mit solchen und ähnlichen Worten befiehlt der Sar Josephin Peladan „im Namen von Jesus, dem alleinigen Gotte, und von Petrus, dem alleinigen König, allen denen, die den zwölften Vers des zweiten Kapitels von Bereschit verstehen, ihre Kraft für den künstlerischen Plan einzusetzen, bei Strafe, aus dem Orden gestoßen zu werden."

Wir haben also einen neuen „Salon" und einen neuen Tempelorden zugleich bekommen. Die Anzeige steht im „Intelligenzblatte", das nicht zu spaßen pflegt. Unter den Annoncen der Gründung von Geschäften, des

Digitized by Google

Verkaufs von Kramläden und der Liquidation von Handelshäusern lesen wir, daß der „Sar Josephin Peladan, Graf Larmandie, Gary Lacroze und Elemir Bourges einerseits und der Graf Anton de La Rochefoucauld andrerseits den „Tempelorden der ästhetischen Rosenkreuzer" gestiftet haben, welcher am 10. März 1892 eine Kunstausstellung im Local von Durand-Ruel eröffnen wird. Zu gleicher Zeit wurde uns das Breve mitgetheilt, durch welches der Großmeister des Ordens, der „Archi-Magier und Sar" Josephin Peladan den besagten Orden stiftete: „Acta Rosae Crucis! Das Rosenkreuz des Tempels. Unter dem Antoniuskreuz, dem griechischen Kreuz, dem lateinischen Kreuz und vor der Kreuzrose, in katholischer Gemeinschaft mit dem Heidenhugo und Rosenkreuz befehle ich, Sar Peladan, Großmeister des Tempelordens vom Rosenkreuz, im Namen Jesu, des einzigen Gottes, und Petrus, des einzigen Königs, allen bei Strafe ewiger Verstoßung aus dem Orden, daß sie die Kraft ihres Lichtes auf die künstlerische Thätigkeit wenden, wozu von Stund' an unter Geheimhaltung der Statuten das „ästhetische Rosenkreuz" gestiftet ist." — —

Man möchte nach dem Schriftstück meinen, ungeheure Heiterkeit sei dieses Ordens Regel. Man denkt dabei an den Ulk jener Künstlergruppe, die sich in der Kneipe zum „schwarzen Kater" zusammenfindet. Doch da bekommt man's mit dem „Sar" zu thun, und der „Sar" (was dieser Titel bedeutet, weiß allerdings Niemand und sein Träger wohl am wenigsten) ist ein furchtbarer Kämpe. Neulich gerieth er in Streit mit Salis, dem „Edelmann-Gastwirth" vom „Schwarzen Kater", der in seinem Amtsblatt, dem „Chat noir", den Rückenfortsatz des „Sar's" als „betreten" bezeichnet hatte. In der ersten Wallung über diesen Schimpf wollte der Magier den Edelmann zum Kampf auf Tod und Leben fordern; doch besann er sich noch rechtzeitig und zog seine Secundanten zurück. Da er als Hexenmeister nämlich seinen Gegner unfehlbar tödten könnte, wäre das Duell ein Mord gewesen, den er nicht über sein Gewissen brachte, erklärte er. Aber wehe, wenn man ihn zum Aeußersten reizt! Schon ein kleiner Streich von ihm, den seine Anhänger erzählen, macht uns bange. Die ganze Redaction eines Boulevardblattes wurde eines Tages von einer Augenkrankheit befallen. Niemand wußte, woher die Plage kam. Da offenbarte es sich, daß der Sar die Journalisten verhext hatte, weil sie über ihn spotteten.

Dieser wunderliche Kauz, der in einer Art von Carnevalstracht das Entzücken der lieben Straßenjugend erregt, ist schon bekannt. Sein Ordensbruder, Graf Anton de La Rochefoucauld verdient gleichfalls Erwähnung. Zur Zeit galoppirt dieser Tempelritter als Cavallerieofficier der Reserve in den großen Manövern nach der deutschen Grenze zu. Bekannt ist er hauptsächlich durch Erfolge, die er als Clown im Liebhabercircus des Herrn Molier erzielte. Ein hoffnungsvoller junger Mann gewöhnt sich leicht das Malen an. So auch Graf Anton. Da aber seine Bilder von den verschiedenen Salonjurys hartnäckig zurückgewiesen werden, schafft er sich eine

Digitized by Google

Ausstellung, bei welcher er selber die Jury spielt und seine eigenen Werke jedenfalls nicht refüsiren wird. Graf Anton ist nicht dumm. Er ladet Dagnan-Bouveret, Puvis de Chavannes, Blanche, Meunier, Cazin, Desboutins und andere treffliche Künstler ein, sich am Salon der Rosenkreuzer zu betheiligen und die Folie seiner Dilettantenversuche zu bilden. Aus dem Auslande sollen besonders Watts, Böcklin und Lenbach (der „Sar" schreibt: Böckling und Lenhbardt) zur Theilnahme aufgefordert werden. Ob sie kommen, das ist eine andere Frage.

Der Mystizismus, verquickt mit wunderlichem Aberglauben, grassirt besonders in der eleganten Welt. Dies hat seinen guten Grund, denn die Verfeinerung des Geistes macht dort die Nichtigkeit des bisher Gebotenen fühlbar, die Oberflächlichkeit der Bildung aber verhindert die Vertiefung in das Wesen der Dinge und lenkt die Forschenden auf die Irrwege des Aberglaubens. Der „Sar" gefällt der eleganten Welt, weil dieser Pfiffikus sich als getreuester Knecht des Papstes aufspielt. Die Kirchlichkeit ist in der besseren Gesellschaft chic.

Vom Salon der Rosenkreuzer sind wir so zu den höchsten Problemen der Menschheit gelangt, die allgegenwärtig selbst der Narrethei des „betretenen" Sar's zu Grunde liegen. Im Uebrigen sind die Rosenkreuzer nur ein kleiner Bruchtheil der mystischen Gemeinde in Paris. Hierophanten, Nekromanten, Magier aller Art, haben ihre besondere Sekten und Anhänger, die sich in immer neuen Schismen spalten. Sie leben zum Theil vom Ertrag ihrer Zauberkünste, prophezeien für Geld, verheren, heilen, stellen Horoskope, die Thoren, die ihre Kundschaft bilden, vermehren sich noch immer. In der Rue de Trevise haben die Occultisten ihre besondere Buchhandlung, wo sie zusammenkommen. Ein junger Hindu, Namens Papus, der als Spitalarzt in der Charité angestellt ist, erfreut sich unter ihnen eines besonderen Ansehens. Ein lyrischer Dichter, Stanislas de Gayta und ein katholischer Priester, P. Curci, gelten als Magier von besonders feiner Sorte. Dem Salon der Rosenkreuzer wäre immerhin ein hübscher Erfolg vorauszusagen, wenn diese Herren einwilligten, sich als Sammlung wunderlicher Typen mit ausstellen zu lassen.

Es giebt jetzt eine psycho-physiologische Mystik, die sich mit ihren mehrfachen Verzweigungen aus dem naturwissenschaftlichen Materialismus einen Weg gesprengt hat. Eins ihrer Specialgebiete, das hypnotisch-spiritistische Phänomen, wurde von diesem Pariser Buddha-Apostel, Josephe Péladan, aufgenommen und das Buch: „La victorie du mari" daraus gemacht, das davon handelt, wie an einer verheiratheten Frau von dem Astralleib eines spiritistischen Doctors Gewalt geübt wird, und wie im amerikanischen Duell zwischen dem Astralleib und dem gekränkten Ehemann letzterer siegt. Ein anderes dieser Gebiete, die Geschlechts-Psychophysiologie, führte einen anderen der Letztgeborenen der Litteratur in Versuchung; und ein Anonymus, von dem man bloß weiß, daß er ein junges

Digitized by Google

Mädchen ist, schreibt einen Roman: „Monsieur Venus“, der sich ganz vortrefflich dazu eignet, unter die Fälle in Krafft-Ebings: „Psychopathia sexualis“ eingereiht zu werden. Es lebe Buddha und das Sanatorium für Unfruchtbarkeit und Verpöbelung in Kunst und Litteratur, es lebe Tolstoi, der Halbgebildete, der für ungebildete Maler, corrumpirte Wittwen und hysterische Nihilistinnen schreibt und mit den sterilen, greisenhaften Grübeleien seines chaotischen Gehirns und seiner asiatischen Intelligenz längst in die Rumpelkammer der überwundenen Fragen gehört!

Die Frau vom Meere

oder

Die Einfalt auf dem Lande.

Halb in's Blaue, halb in's Aschgraue gemaltes ländlich-sittlich-wässeriges Seelöwengemälde

von **Henrik Schwibsen.**

Aus dem Norwegischen.

Die Beleuchtung der Bühne geschieht mittelst Rennthierfett. Die Handlung spielt in der Umgegend von Hammerfest.

Erster Akt.

Follette und Tilde, die Töchter des Dr. Trottel aus erster Ehe sind dabei, den Geburtstag ihrer verstorbenen Mutter zu feiern. Der ehemalige Seecadett, nunmehriger Bildhauer in spe, Herr Schwachbrust, kommt hinzu.

Schwachbrust. Was machen Sie denn da, meine Damen?

Die Mädchen. Wir feiern den Geburtstag unserer Mama.

Schwachbrust (nimmt sich dies ad notam).

Tilde. Wie gefällt es Ihnen denn hier, Herr Schwachbrust?

Schwachbrust. So gut, daß ich demnächst gen Italien reise, um dort ein berühmter Mann zu werden. So 'was kann man nämlich nur in Italien.

Tilde. Ich dächte, Sie reisten dorthin, weil Sie, wie Papa sagte, an der Lungenschwindsucht laboriren.

Schwachbrust (sehr heiter.) Kleiner Schäker, die habe ich allerdings, aber das macht Nichts, Schwindsucht hat immer was Interessantes, besonders auf der Bühne.

Follette. Tilde, Tilde, das sagt man doch Niemand in's Gesicht!

Tilde. Das ist mir Schnuppe!

Digitized by Google

Schwachbruſt. Ein allerliebſter Käfer. (Er geht ab, die Mädchen dito.)

Dr. Trottel und der Oberlehrer Süßholz treten auf.

Dr. Trottel. Seien Sie mir willkommen, lieber Süßholz.

Süßholz. Ganz auf meiner Seite. Wo iſt denn Ihre liebe Frau?

Dr. Trottel. Im Dianenbad. Sie muß aber gleich fertig ſein.

Frau Dr. Trottel (tritt auf. Sie iſt noch nicht friſirt.) Pfui Teufel, was iſt das hier für'n faules Waſſer! Nun begreife ich auch (mit einem Seitenblick auf Trottel) weshalb es hier ſo viele faule Köppe giebt.

Dr. Trottel. Du haſt wohl Herrn Süßholz noch gar nicht geſehn —

Frau Dr. Trottel. Gut, Süßholz, daß Sie da ſind, ich habe Ihnen ein Geheimniß zu vertrauen. Lieber Mann, Du kannſt Dich währenddeſſen in der Küche etwas nützlich machen.

Dr. Trottel (geht ab).

Frau Dr. Trottel. Hören Sie alſo, ehe ich mich mit meinem Manne verheirathete, war ich ſchon —

Süßholz. Das konnte ich mir denken. Haben Sie es ihm denn nicht geſagt?

Frau Dr. Trottel. War ich ſchon ſo gut wie verlobt.

Süßholz. Ach ſo, ich dachte ganz Etwas Anderes.

Schwachbruſt (tritt mit einem Bouquet auf). Frau Trottel, ich gratulire Ihnen auch zu Ihrem Geburtstag.

Frau Dr. Trottel. Was fällt Ihnen denn ein? Mein Geburtstag iſt ja heute gar nicht.

Schwachbruſt. Das muß ich beſſer wiſſen. Die Fräuleins haben mir es ja extra geſagt, daß heute der Geburtstag der Mama wäre.

Frau Dr. Trottel (zu Follette und Tilde, welche auftreten.) Hört 'mal Kinder, der gute Herr Schwachbruſt gratulirt mir eben zum Geburtstag und ſagt, daß Ihr ihm geſagt hättet, der Geburtstag Eurer Mama wäre heute.

Tilde. Der ſchwachköpfige Schwachbruſt! (Zu Herrn Schwachbruſt.) Es iſt ja der Geburtstag unſerer vorigen Mama!

Schwachbruſt. Dann bitte ich tauſendmal um Entſchuldigung.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Eine Anzahl Bergfexe klettert der Mitternachtsſonne entgegen. Follette und Tilde kommen den Gletſcher heraufgelaufen.

Tilde. Nein, das iſt zu ſpaßig! Nun muß der Schwachbruſt hinter mir her den Berg heraufgaloppiren und kann dabei jeden Augenblick einen Blutſturz kriegen.

Follette. Aber, Tilde —

Tilde. Ach was, Spaß muß ſein! (Sie laufen noch höher.)

Herr und Frau Dr. Trottel treten auf.

Digitized by Google

Frau Dr. Trottel. Trottel, ich kann das nicht länger mehr mit ansehen. Wir sind doch Mann und Frau und leben nun schon drei Jahre nicht so zusammen, wie es sich gehört.

Dr. Trottel. Ja, das muß wieder anders werden.

Frau Dr. Trottel. Aber nicht wie Du denkst. Spitze 'mal die Ohren und höre mir zu. Ehe wir uns heiratheten, war ich schon —

Dr. Trottel. Das hast Du mir ja schon 'mal erzählt!

Frau Dr. Trottel (befehlshaberisch). Ich sage Dir, Trottel, spitze die Ohren und höre mir zu! Ehe wir uns heiratheten, war ich schon mit einem Matrosen in ein zärtliches Verhältniß getreten.

Dr. Trottel. Wie hieß derselbe?

Frau Dr. Trottel. Das weiß ich nicht.

Dr. Trottel. Wo war er her?

Frau Dr. Trottel. Das weiß ich nicht.

Dr. Trottel. Von was spracht ihr denn, wenn ihr zusammen poussirt?

Frau Dr. Trottel. Von Schellfischen, Stockfischen, Polypen, Kaulquappen, Flundern, Quallen, grünen Häringen, Austern und faulen Hummern.

Dr. Trottel (schnalzt mit der Zunge). Das war ja eine recht pikante Unterhaltung!

Frau Dr. Trottel. Und ein paar Augen hatte der Mensch im Kopf, es war die Menschenmöglichkeit! Wenn er mich anguckte, mußte ich thun, was er wollte —

Dr. Trottel. Ein verfluchter Kerl, dieser Figaro!

Frau Dr. Trottel. Ja, es war ein herziger Mensch, er ermordete seinen Capitän und mußte in Folge dessen durchbrennen, vorher aber band er unsere Verlobungsringe an seinen Hausmaier und warf diesen in's Meer. Na, als er weg war, schrieb ich ihm, wie das ja gewöhnlich bei den ersten Verlobungen der Fall ist —

Dr. Trottel. Die glühendsten Liebesbriefe —

Frau Dr. Trottel. Nein, ich schrieb ihm ab, aber er that nichts dergleichen und blieb dabei, daß ich seine Frau wäre und wenn er 'mal gerade Zeit hätte, wollte er mich holen.

Dr. Trottel. Das sind ja recht erfreuliche Aussichten.

Frau Dr. Trottel. Du weißt noch nicht Alles. Als unser Kind ankam —

Dr. Trottel. Na ja, da haben wir die Bescheerung!

Frau Dr. Trottel. Dummerjahn, ich meine unser Kind!

Dr. Trottel. Ach so!

Frau Dr. Trottel. Freilich, Liebchen. Das Kind hatte ganz die menschenmöglichen Augen meines ersten Bräutigams.

Digitized by Google

Dr. Trottel (lachte, daß ihn der Bock stößt). Schelm, das ist ja aus den Goethe'schen „Wahlverwandtschaften".

Frau Dr. Trottel. Das ist mir egal, bei mir war es auch so. Aber das ist noch nicht Alles. So wie Du mir den Rücken drehst, weiß ich nicht mehr, wie Du aussiehst, lieber Trottel, und der Matrose ist dann stets um mich.

Dr. Trottel (seine Brille putzend). Aber ich habe ihn ja noch nie gesehen!

Frau Dr. Trottel. Aus dem einfachen Grunde, weil auch ich nur seinen Geist sehe. Ich sehe ihn ganz deutlich, er trägt eine mövenfarbige Cravatte mit einer Vorsteckнadel, die wie ein Haifischauge aussieht, — hast Du schon 'mal ein Haifischauge gesehen?

Dr. Trottel. Bedauere, nein!

Frau Dr. Trottel. Thut auch Nichts. Weiter trägt er Wasserstiefeln und ein Plaid.

Dr. Trottel. Wohl wegen seiner Vorliebe zu den Schaalthieren.

Frau Dr. Trottel. So ist es.

Dr. Trottel. Aber was soll denn daraus werden?

Frau Dr. Trottel. Das weiß ich nicht.

Dr. Trottel. Armes Weibchen!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Frau Dr. Trottel (geht mit Süßholz in ihrem Garten spaziren). Nun Trottel Alles weiß, fühle ich mich ordentlich behaglich. (Sie schnuppert in die Luft.) Nein, ich fühle mich doch nicht behaglich, in der Luft liegt etwas, das mir nicht gefällt. Wie können die Menschen eigentlich auch nur so dumm sein und auf der Erde und in der Luft leben.

Süßholz. Aber, verehrte Frau, wo sollen sie sich den sonst hinmachen?

Frau Dr. Trottel. Sie sollen Alle in's Wasser gehen, das ist das einzige Element, wo es sich gemüthlich leben läßt, bei den Stockfischen und Austern.

Süßholz. Das glaube ich!

Frau Dr. Trottel. Da ist ein Dampfer angekommen. Sehen Sie doch nach, wer ausgestiegen ist.

Süßholz geht pflichtschuldig ab. Frau Dr. Trottel steht in Gedanken versunken. Ein weltfremder Mann guckt über die Hecke.

Der weltfremde Mann (ruft Frau Trottel bei ihrem Vornamen).

Frau Dr. Trottel (ohne sich umzusehen). Gut, daß Du da bist, lieber Trottel!

Digitized by Google

Der weltfremde Mann. Das ist ja ein ganz neuer Kosenamen für mich!

Frau Dr. Trottel. Mein Herr, wer sind Sie?

Der weltfremde Mann (höhnisch lachend). Kennst Du mich denn nicht mehr?

Frau Dr. Trottel. Keine Idee!

Der weltfremde Mann. Nun, ich bin Derjenige, welcher und komme, um Dich zu holen!

Frau Dr. Trottel. Unterstehen Sie sich das ja nicht!

Der weltfremde Mann. Das werden wir gleich sehen.

(Er steigt über die Hecke.)

Frau Dr. Trottel. Ich bin die Frau Trottel!

Der weltfremde Mann. Das weiß ich schon lange. (Er sieht sie an.)

Frau Dr. Trottel. Gucken Sie mich doch nicht so an.

Der weltfremde Mann. Sie sind das Angucken wohl nicht mehr werth.

Dr. Trottel (tritt auf). Was ist das für ein fremder Herr in meinem Garten?

Frau Dr. Trottel. Ach, lieber Mann, es ist der, von dem ich Dir erzählt habe.

Dr. Trottel. Und was wünschen Sie, verehrter Freund?

Der weltfremde Mann. Trottel halten Sie den Mund! Mit Ihnen habe ich gar Nichts zu thun! (Zur Frau Doctor.) Also, Schätzchen, morgen Nacht um zwölf Uhr bist Du pünktlich hier, dann komme ich und hole Dich.

Dr. Trottel. Ich finde es denn doch sehr verhältnißmäßig, daß Sie meine Frau butzen.

Der weltfremde Mann. Das kommt auch noch von unserem früheren Verhältniß her, übrigens sind das meine Sachen und ich kann Ihnen nur wiederholen: Bekümmern Sie sich nicht um ungelegte Eier!

Dr. Trottel. Aber entschuldigen Sie —

Der weltfremde Mann. Donnerwetter, wollen Sie wohl ruhig sein! (Zur Frau Doctor.) Es bleibt dabei, Du kommst, ich hole Dich und damit Basta! (Er steigt wieder über die Hecke und entfernt sich.)

Frau Dr. Trottel. Ach, wenn er nur nicht so menschenmögliche Augen hätte!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Dient zur allgemeinen Erholung, aus welchem Grunde in demselben auch nichts passirt.

Digitized by Google

Fünfter Akt.

Follette und Oberlehrer Süßholz gehen im Garten spaziren.

Follette. Süßholz, raspeln Sie nicht so viel.

Süßholz. Wollen Sie Frau Oberlehrer werden?

Follette. Nein, Sie sind mir schon zu alt.

Süßholz. Das ist schade.

Follette. Aber warten Sie mal, — wenn ich Ihre Frau werde, bleibe ich doch nicht sitzen und habe mein Auskommen. Sie sind doch in der Wittwenkasse?

Süßholz. Ja wohl! O, meine süße Braut! (Gehen ab.)

Tilde und Schwachbrust treten auf.

Tilde. Wie steht mir mein weißes Kleid?

Schwachbrust. Famos!

Tilde. Und wenn ich nun ein schwarzes Kleid trüge und einen schwarzen Hut und eine Trauerfahne, würde mir das auch gut zu Gesicht stehen?

Schwachbrust. Sie fragen noch?

Tilde. Ja, sehen Sie, wenn wir uns heirathen, dann sterben Sie doch in den ersten paar Wochen, denn Sie haben ja die Schwindsucht und da muß ich doch wissen, wie ich mich als fidele Wittwe ausnehme und ob mir schwarz steht. —

Schwachbrust (sehr geschmeichelt.) Köstliche Einfalt! (Gehen ab.)

Herr und Frau Dr. Trottel, von der einen Seite steigt die Mitternachtssonne, von der anderen der weltfremde Mann über die Hecke. Es schlägt aus irgend einem Grunde 12 Uhr.

Dr. Trottel. Weshalb steigen Sie denn immer über die Hecke? Sie ruiniren mir ja das Staket!

Der weltfremde Mann. Sie wissen ja, daß ich mit Ihnen Nichts zu reden habe. (Zur Frau Doctor.) Na, da bist Du ja! Hast Du Dich reisefertig gemacht?

Dr. Trottel. Meine Frau hat, wie Sie sehen, noch nicht einmal die Tournüre an.

Der weltfremde Mann. Das thut Nichts, das bischen Takelage, was so eine Meerfrau nöthig hat, führe ich stets bei mir. Also nun komm', ich hab's eilig, auf dem Dampfschiff wird schon zum ersten Male geklingelt.

Dr. Trottel. Herr, jetzt reißt mir denn doch der Geduldsfaden. Ich lasse Sie arretiren, denn Sie haben Ihren Capitän abgemurkst.

Der weltfremde Mann (zieht eine Pistole). Machen Sie sich nicht so mausig, denn sonst schieße ich mich todt!

Frau Dr. Trottel. Schone sein Leben, ich will ja doch mit ihm absegeln!

Digitized by Google

Dr. Trottel. Also willst Du wirklich mit ihm durch?

Frau Dr. Trottel. Ja, ich will!

Dr. Trottel. Na, dann mach', daß Du fortkommst!

Frau Dr. Trottel. Wie, lieber Mann, Du verzichtest auf mich?

Dr. Trottel. Ja!

Der weltfremde Mann. Auf dem Dampfschiff klingeln sie schon wieder. Komm'!

Frau Dr. Trottel. Nein, nun will ich nicht! Da mein Mann mich gern los sein möchte, will ich doch lieber bei ihm, bei meinem Trottelchen bleiben!

Der weltfremde Mann. Dann leben Sie wöhler! Ich habe jetzt keine Secunde Zeit mehr, sonst würde ich Ihnen noch etwas andres sagen, aber auf dem Dampfschiff werden sie gleich zum dritten Male bimmeln. Empfehle mich Ihnen! (Er steigt wieder über die Hecke und verduftet.)

Dr. Trottel. Bist Du ihn nun los?

Frau Dr. Trottel. Du hast mich zwar nicht curirt, aber er. Ich hatte mir ihn anders gedacht. Von nun an will ich nur noch die Frau Trottel sein! (Sie umarmen sich gerührt.)

Ende.

Randglossen zur modernen Kunstkritik.

Man kann darüber zweierlei Meinung sein, ob unsere moderne Tageskunstkritik mehr ein Esel in der Löwenhaut als ein Löwe in der Eselshaut sei. Jedenfalls ist es gut, wenn man einem Löwen die Krallen an den Pranken beschneidet, sobald sie ihm zu lang werden. Wenn ein Verschwender sein Vermögen verpraßt, so hat er das Gute, daß das Geld unter die kleinen Leute kommt, wenn ein Kunstfeuilletonist zu viel Blech verbraucht, so kommt der Unsinn unter die Leute. Auch der Unsinn hat sein Gutes, weil man daran beweisen kann, daß auch im Wahnsinn Methode liegt.

Meistens wird von ihm das wahrhaft Schöne, die Phantasie und die Poesie todtgesagt. Wer oft todtgesagt wird, gilt für todt und auf dieser Voraussetzung bauen die Kunstschreiber ihre Praxis, sie besorgen das Todtsagen einerseits und das Lebendigmachen anderseits. So z. B. ist das Buch „Wer ist Rembrandt?" von der Mehrzahl der Kunstschreiber todtgesagt, wobei das große Heer der sogenannten Tageskunst-Feuilletonisten nur bewiesen, daß Einer gern die Meinung des Anderen abschreibt. Nicht zum wissenschaftlichen Streit, sondern zu der Art und Weise wie derselbe gegen Lautner geführt wurde, hatten wir das Wort ergriffen. Für uns

Digitized by Google

war das Buch zunächst nur ein willkommener Beleg für unsere Bekämpfungen des Buches „Rembrandt als Erzieher", dessen Verfasser wir mit seinem Welterziehungsplan, soweit Rembrandt in Betracht kommt, ad absurdum geführt haben.

Wie uns, so ist es auch wohl den meisten Lesern in dieser Lautner'schen Rembrandtfrage etwas zum Bewußtsein gekommen, wie sehr unsere moderne Kunstgeschichte eine neue Wissenschaft ist, die mit Kugler und Nagler beginnt und von Namen wie Schnaase, Passavant, Eggers, von Lepel, Lübke u. s. w. weiterbegründet wurde, während unsere neueren Kunsthistoriker und besonders die Kunstkritiker von Beruf vielfach aus Kugler's Bahnen abgewichen, sofern sie überhaupt darin waren. Die Kunstwissenschaft und ihre Erforschung haben einen zu stark geschäftsmäßigen, streitsüchtigen, ja ehrsüchtigen Charakter angenommen. Daraus entstanden und entstehen Streberthum und Befehdungen, welche ein gemeinsames Hand- in Handgehen fast unmöglich machen. Männer, die vollwerthig nebeneinander stehen sollten, meiden sich wie Feuer und Wasser, z. B. Bode und Hermann Grimm. Was aber soll man von unseren modernen Kunstfeuilletonisten sagen, die meistens nur eine Sinecure als Thorschreiber an irgend einem Museum einnehmen und ihre ganze Kunstgelehrtheit darauf stützen, daß ihnen vermöge eines Sperrsitzfreibilletes im Theater, einer Freikarte zur Rennbahntribüne oder zum Circus auch die Fähigkeit erwächst, sich in Fragen hineinzudrängeln, von denen sie nicht viel mehr verstehen, als der Portier eines Hoftheaters oder der Diener eines Museums, welcher Statuen mit dem Staubbesen bearbeitet und ihnen dabei einen Finger oder eine Nase abbricht. Abgesehen aber von diesen gedankenlosen Kunstfabulisten, die an der großen Leimsieder-Chronik der modernen Kunst mit dem Salböl ihres Halbwissens mitarbeiten möchten, die für eine und dieselbe Zeitung sinnlose Plagiate mit der Papierscheere fabriziren und als Lückenbüßer Scherzrebus und Anekdoten liefern, giebt es (auch in der Kunststadt München) einige sogenannte Kunstforschler, welche voreinander außerordentlich gelehrt und wichtig thun, von denen Einer den Anderen aushorchen oder übertrumpfen möchte, und kaum hat sich die Thüre hinter ihnen geschlossen, so spricht Einer dem Anderen mit Geringschätzung das Verständniß ab. Daraus erklären sich übereilte Schmähungen, wie solche u. A. dem ernsthaften Buche Lautner's zu Theil geworden. Auch Hirth's Annalen für Kunstverwirrung haben hierzu das Ihrige beigetragen. Aber mögen nun auch im Lautner'schen Buche „Wer ist Rembrandt?" einige Irrthümer oder Uebertreibungen enthalten sein, so wird doch die Wahrheit, nach der alle Gutgesinnten streben, an den Tag kommen. Gefördert wird die Wahrheit aber niemals, wenn z. B. Dr. Bredius in Haag behauptet: Lautner sei nun auch von seinen Breslauer Freunden verlassen. Es ist das Gegentheil der Fall. Nach all' den Kränkungen und Verunglimpfungen haben seine Freunde sich enger an ihn angeschlossen.

Digitized by Google

Im Cinque-cento, wo man so glücklich war, noch keine Tageblätter mit kunstverwirrenden Ansichten zu besitzen und den Leuten noch keine Tageskunstrichtung täglich eßlöffelweise in bestimmter Dosis vorgeschrieben wurde, war das aus dem unbefangenen Gemüthe kommende Kunstverständniß viel kräftiger, die Bewunderung für den Künstler natürlicher. Diese standen auf dem Höhepunkt der Bildung ihrer Zeit, edle Fürsten und hohe Frauen beugten sich vor der Heiligkeit und Göttlichkeit der Kunst, sie verehrten die Künstler wie Hohepriester. Heute aber sind manche Künstler nur mit dürftigen Schulkenntnissen ausgerüstet, sie haben wohl malen aber nicht arbeiten gelernt, sie wissen nichts von jener seßhaften, steten Arbeit, sondern ein gewisser genialer Bummlerberuf gestattet ihnen auch eine gewisse geistige Leere ihrer Kunstwerke und was sie nicht in ihre Bilder hineinlegen konnten, das legt der Kritiker unter und schreibt in einem langen Artikel, wie doch das gemalte Kartoffelfeld oder die gemalte Pfütze in ihrer bewundernswerthen Schlichtheit des Motives eine erstaunliche geistige Fähigkeit der Auffassung verrathe. Hirth z. B., welcher so tapfer auf den guten Geschmack einhaut und gewiß den besten und aufrichtigsten Willen hat, die Geschmacksverwilderer zur Geltung zu bringen, singt in seiner Kunstchronik eine Hymne auf die Liebermann'schen Kartoffelfelder und die rührend gottesfürchtig getroffenen Elternportraits dieses Künstlers. Das mag ja ganz liebevoll erscheinen, darf aber nicht den Beigeschmack der Reclame haben. Im vorigen Jahre war ein Bild im Seitencabinet des Glaspalastes „die Drud" betitelt: ein schlafender Künstler wird von einem nackten Frauenzimmer durch Albdruck gequält. Man hat mit diesem Weibe diejenige Art von Kunstkritik symbolisiren wollen, welche wie ein Albdruck auf unseren Gemüthern lasten soll, beim Betreten der Säle des Ungeschmackes und des Gräßlichen. In den Generalversammlungen der Künstler hat Keiner den Muth, zu rechter Zeit den Mund aufzumachen, dafür thut es das Münchener Dunstfeuilleton, aber meistens nicht zu rechter Zeit und mit verwirrenden Ansichten, welche alle wahrhaftigen Anschauungen uud Begründungen von dazu berechtigter Seite auf den Kopf stellen, das nennt man Despotismus der Presse! Der Artikel: „Die Jahresausstellung mit Auslandsbetheiligung und ihre Widersacher" bedarf dringend einer Entwirrung; denn solche fast wie absichtlich verwirrend oder beschwichtigend hingestellten, genial hingeworfenen Behauptungen haben genau betrachtet etwas Ungeheuerliches. Hirth stellt sich mit seinen Scheingründen selbst auf den Kopf, citirt Pecht indem er in's Treffen führt: sogut Piloty mit seiner Schule eine Revolution gegen die ältere Kunst entfacht, müsse es auch jetzt den Neuerern gestattet sein, gegen Piloty mit zu revoltiren. Er weiß nun recht gut, verschweigt es aber, mit welchen Mitteln Piloty arbeitete: mit der Poesie, der Farbenpracht, mit der Liebe zum Schönen und vor Allem mit der liebenswürdigen Schonung anderer, vor ihm und neben ihm bestandener Anschauungen, während die heutigen

Digitized by Google

Saucemaler nicht wie Piloty ihr Bestes, sondern ihr Schlechtestes einzusetzen scheinen, zu befehden, zu besudeln, zu stürzen. Nicht darin, wie mit Verdrehung hervorgehoben wird, liegt eine Gefahr, daß eine bestehende deutsche Kunstrichtung durch Anschauen ausländischer Kunstwerke in die Brüche gehen solle oder könne, was wohl Keiner mit vernünftigen Sinnen behauptet hat, sondern es ist eher gefährlich die Unzulänglichkeit ausländischer Atelierhüter, welche nun und nimmermehr den Höhepunkt der ausländischen Kunst bedeuten, als Muster hinzustellen. Nicht das Beste, wie Hirth irreführend behauptet, sondern der Absud, das Unzulängliche und Ungenügende des Auslandes muß von den Künstlern hier bewundert werden und daraus, nicht aber aus der auf Künstlerreisen gewonnenen Fühlung mit Paris, entstehen die von Hirth gerügten falschen Vorstellungen und Nachahmungen. Daneben erhärtet er auf's Neue, daß die Ausstellungen bisher nur Kunsthändlerwaare und nicht die echte Kunst gezeigt. Also die Piloty-Schüler Makart, Max, Defregger, Liezenmayer, Brandt, Kaulbach oder gar Lenbach, Diez u. s. w. waren alle nur Kunsthändlerwaarefabrikanten und nicht werth, in eine Ausstellung gebracht zu werden. Es liegt hierin eine so geplante Lieblosigkeit gegen die Münchener Kunst, daß sie unseres Erachtens mit allen erlaubten Mitteln des Ernstes und der Satire bekämpft werden muß. Wenn ein Blatt fühlt, daß es in künstlerischen Dingen beim Publicum bereits discreditirt ist, sollte es am allerwenigsten zu Mitteln greifen, aus denen sofort zu ersehen ist, daß es nur den Zweck hat, der geschmacklosen Kunstrichtung einen neuen Vorstoß zu geben. Der Dresdener Anzeiger that seinem Landsmann Uhde den Gefallen, einen Artikel aufzunehmen, in welchem die ganz neue Ansicht aufgestellt wird, daß die Berliner internationale Ausstellung von der Münchener Jahresausstellung übertroffen, und sucht dies dadurch zu beweisen, daß in letzterer eine Anzahl auswärtiger, ja Berliner Künstler besser vertreten seien als in Berlin selbst. Hirth druckt diesen Unsinn bereitwillig nach, denn Uhde und er sind ja die Heinzelmännchen, welche über Nacht so zu sagen die Münchener Jahresausstellung mit ihrem Frühlingshauch beseelten und sie mit der „Gesammtheit der vorwärts drängenden Elemente" vollpfropften, während man in Berlin „schlechthin nur eine Menge von Kunstwerken sieht." Der Redacteur des Dresdener Anzeigers hat die Münchener Jahresausstellung gar nicht besucht, es handelte sich nur darum, dem Präses der Münchener Jury durch Hirth einen Creditbrief auszustellen; denn der Artikel ist so durchsichtig wie Glas und bedarf keines Commentars, man glaubt bei solchen Sätzen sogenannte Ellenbogenmenschen zu sehen, die durchaus, sauve qui peut, in den Vordergrund müssen. Das Fleisch ist stark, aber der Geist schwach! Hirth verliert sich dabei in scherzhafte Widersprüche. Während er auf der einen Seite einen unzeitigen Lärm schlägt über die Ursachen eines schwachen Besuches des Publicums, will er uns anderseits zu verstehen geben, die Jahresausstellungen seien

Digitized by Google

eigentlich mehr zum Studium der Künstler da und während er früher auf Staat und Regierung tobte, daß sie keine Mittel für Kunstzwecke mehr bewilligen, dreht er heute die Sache in Anerkennung um, weil der von ihm protegirte Ungeschmack auf Staatskosten in die Pinakothek wanderte. Es mag ja richtig sein, daß die Künstler, welche nach Hirth's Meinung auf Export angewiesen sind, gleich wie die Industrie auf die Geschmacksrichtung und den Wandel der Mode Rücksicht nehmen müssen; aber doch ihr Lebtag nicht unter Verleugnung ihrer Individualität unter heftigen Krämpfen mit Concessionen an den Ungeschmack! Sie arbeiten doch nicht für Botokuden und Hottentotten! Dabei reibt Hirth sich die Hände und warnt, daß die besseren, verständigeren Elemente doch verhüten mögen, „daß künstlerische Interessen nicht durch Neid, Egoismus und Parteiungen gefährdet werden." Er rechnet also sich nicht zu diesen verständigen Elementen; denn er war es ja selbst, der den Zankapfel mitten in die Künstlerschaft hineinschmetterte. Es ist eine geschraubte Behauptung, mit welcher er neuerdings glauben machen will, man mache in München Front gegen die französische Kunst oder man wolle Uhde das Verdienst schmälern oder gar dessen nationale Würde antasten, weil er (neben vielen geschmacklosen) auch einige sehr gute französische Gemälde in den Glaspalast vermittelt. Es wäre ja grenzenlos geschmacklos, den sächsischen Rittmeister von Uhde andauernd in eine französische Bilder-revanchepolitik einzuwickeln, an der er so unschuldig ist, wie ein Armsünder, dem der Strick reißt. Wer auf Kosten der Genossenschaft nach Paris geht, um möglichst viele und gute Bilder für die Ausstellung zu erwirken, hat eine ehrenvolle Aufgabe und in erster Reihe die Verpflichtung, daß er geschmackvolle Bilder bringt. Nicht die Franzosen, sondern die Bevorzugung sämmtlicher Ausländer vor den Münchener und vor den deutschen Kunstwerken, das ist der Kernpunkt in der Nuß, welche Hirth, schnell wie ein Eichhörnchen, auf die Seite bringen möchte, damit sie nicht gesehen werde, und wenn er ferner großmüthig sagt, jeder Künstler erwerbe für nur 6 Mark seine Saisonkarte und damit nach Schluß der Ausstellung das Recht, seinem Unmuth über seine etwaigen Mißerfolge Luft zu machen, so weiß doch jeder Künstler, daß auch ohne Saisonkarte Jedermann das Recht hat, seine Meinung frei zu äußern, wievielmehr aber der gemaßregelte Künstler, dem die Jury das vortreffliche Gemälde hinauswies. Dabei fordert Hirth, daß die Regierung unseres kunstsinnigen Regenten Parteispaltungen zu verhüten habe; wir sind aber eher der Ansicht, daß die Regierung, welche den Glaspalast hergiebt, auch ein Recht hätte, in die widersinnigen Medaillenvertheilungen ein veto hineinzulegen. Denn die jetzige Prämiirung ist eine Absurdität, eine Stimmungsmacherei.

Die Analyse des Unsinnes hat immer etwas Schweres und Langweiliges. Was die Kunstchronik Hirth's weiter über Liebermann registrirt, ist ein kaleidoskopisches Farbengeflimmer, das sich bei näherer Betrachtung zu einem „Grau-in-Grau" auflöst; man wirft Liebermann vor, sagt Hirth,

Digitized by Google

er sei kein Colorist und vertheidigt dies damit, daß Land und Leute in Holland und Belgien, welches dieser Künstler mit Vorliebe male, einen erdigen Ton hätten, und Liebermann's Ziegenbock sei ein geradezu klassischer Beweis dafür, was man ohne Betonung der Contouren zeichnerisch Vollendetes liefern könne, die Gestalt sei geradezu musterhaft, die Luft leider etwas bleiern und schwer.

All' diesen gedankenlosen Unsinn muß der Leser geduldig in sich aufnehmen, damit es ihm ebenfalls bleiern zu Muthe wird; die bleiernen erdigen Leute der Niederlande aber werden unser'm Hirth beweisen, daß Contouren auch entstehen, wenn er einen Eimer Kalk auf den Fußboden ausgießt und wenn der Zufall günstig, sich auch ein solcher Ziegenbock daraus contouriren kann, der mit Liebermann's Mistvieh im Schreibheft des kleinen Moritz concurriren darf.

Liebermann wird dann ein von den Berlinern „beachselzuckter, in München verstandener Vollimpkessionist" genannt; nun, wir sahen einen allerhöchsten Herrn aus Berlin, der ohne Achselzucken, aber mit militairischen Schritten an Liebermann's und Uhde's Bildern vorübereilte; die Münchener aber thun noch viel mehr als nur mit der Achsel zu zucken, sie lachen belustigt, weil sie ihre „fliegenden Blätter" zu schätzen wissen und beim Lesen gerügter Feuilletons sich gerne an die „Eselsartikel" des verstorbenen Malers Karl Hoff erinnern, deren verwirrende Stillosigkeit und zerstückelte Logik nichts Anderes als ein oratorisches Hackebrett waren, womit die Münchener Nachrichten, die diesen Hoff'schen Extract selbst nur halb verdauten, sich unbewußt eine heitere Lästerschule in den Ateliers groß gezogen. Diese Hoff'schen Feuilletons wären für unsere fliegenden Blätter als Humor im Stil auch recht passend gewesen. Mit Genugthuung verzeichnet Hirth, daß in diesem Jahre wenigstens kein Professor der Akademie zum Glaspalast hinausgeworfen, nun, er ist nicht immer so schlecht unterrichtet, wie er scheinen möchte, weiß er doch zum Beispiel auch recht gut, daß die Kunsthändler nicht, wie er behauptet, den Kunstmarkt bedrückt und beherrscht, daß vielmehr gerade dem gesammten europäischen und amerikanischen Kunsthandel die Künstler ihre großen Preise und manche Erfolge seit Decennien zu verdanken haben. Wer das Gegentheil behauptet, hat keine Ahnung von der schwankenden Haussebewegung auf dem Kunstmarkt und weiß nicht, daß erste und vielbegehrte Künstler nach einer Reihe von glänzenden Jahren auf den Gefrierpunkt herabsinken müssen, wenn der Kunstmarkt nicht mehr mitthut und sich entschieden ablehnend verhält. Erfolg macht den Künstler muthig, aber er verschlechtert zuweilen seinen Mann. Nomina sunt odiosa. Wenn aber die Vorschubleistung der Geschmacksverderber durch die Unsinn lallende Presse so weitergeht, dann wird es Hirth wohl langsam dämmern, was die meisten, auch die edleren Künstler seit Jahren fühlen: daß nämlich die specifisch Münchnerische Kunst mit tödtlicher Sicherheit dahinsiechen muß. Bedauernswerth dabei ist auch der

Digitized by Google

Theil des Publicums, welcher noch glaubt, auf Befehl der Presse automatisch die Stirn runzeln oder ein schmalzvergnügtes Gesicht machen zu müssen bei solchem Kunstgerassel, dem jede Elasticität des Gedankens, jedes Schwungrad des Geistes fehlt. Nur wenn unser Theaterbriefsteller eine Recension über Mitterwurzer schreibt, bekommt das Feuilleton plötzlich einen Schwung, es ist das Schwungrad, welches ein reinliches Geschäft in Schwingung bringt. Der Schauspieler, welcher mehrmals in einem Stück des Recensenten auftritt, ist allemal ein zur Gottheit erhobener Laubfrosch, der gutes Wetter macht, wenn er auch noch so mittelmäßig spielt und seine Rolle mit einer wie von Alkohol belegten Stimme lallt. Das Publicum merkte die Absicht und wurde — verständig. Dasselbe, was wir an unserer modernen Kunstrichtung so sehr vermissen, das fehlt auch unserer gesammten Tageskunstkritik: Temperament, Temperament und nochmals Temperament, ohne dieses geistige und zugleich leibliche Fludium kommt die Kunst vor die Hunde, jeder Künstler ohne Temperament hat etwas Kastratenhaftes, ein temperamentloses Kunstfeuilleton aber ist selbst in den Augen unserer Künstler schon längst nichts Anderes mehr als eine Strohpuppe, welche die Brandung spielend emporschleudert und wie ein schwankendes Rohr auf den Strand wirft.

Ein guter Kritiker darf weder an den Freund noch an den Feind denken, sonst verfällt er der Corruption. Das Beste zu wollen, das Höchste und Schönste in Literatur und Kunst anzustreben, zu fördern, zu schützen, nicht mit geistlosem Phrasengeklingel, sondern mit Gewandtheit im Ausdruck, mit durchdringendem Verstand, mit der ehrlichen Ueberzeugung, daß nur das Frische, das Gesunde werth ist, befruchtend und belebend in die Kreise der menschlichen Gesellschaft zu bringen, das ist das höhere Ziel der Kunstkritik.

Sankt Georg, der Ritter ohne Furcht und Tadel

oder

Die Geisterstunde im Glaspalast.

Da lag ich nun lieblich angesäuselt im Restaurant der Kunstausstellung. Und die Zunge der Zeit küßte zwölf Mal die eherne Lippe. Es war Mitternacht. Und der heilige Georg von Herterich kam aus seinem Rahmen herausgeritten, er brachte seinen Mondschein mit und es

Digitized by Google

wurde lebendig, denn alle zweibeinigen und vierbeinigen Gespenster fingen an zu tanzen. Und der Ritter ohne Furcht und Tadel hielt auf seinem windschiefen Schimmelpony dicht vor mir, drohte mit seinem tapferen Schwert und sprach also:

„Merke wohl, mein Sohn, auf die gewaltige Rede meines Mundes, auf daß nichts in unseren Kunstbericht komme, so ich nicht inspirirt habe; denn es ist wichtig, mein Sohn, daß man die Hühner nicht schlachte, so uns goldene Eier legen, und daß wir bei der Opportunität bleiben, so nicht schadet, wenn sie Anderen auch nicht viel nütze. Denn kleine Schmeicheleien und Lobeserhebungen sind das bekannte Oel, womit die Räder am Karren des Lebens geschmiert werden.

Hüte Dich wohl, mein Sohn, vor künstlerischen Irrlehren, und drücke lieber 'mal ein Auge zu, denn die Technik des einäugigen Sehens ist ein wohlthuendes Lichtbad und wenn bloße Farbenexperimente und Pinselauswischungen auch nicht in eine Kunstausstellung gehören, so bedenke, daß wir sie doch poussiren müssen. Denn wir sind wie die jungen Hunde am Eckstein. So nun einer sein kritisches Urtheil abgiebt, müssen auch wir dazu halten. Und scheue Dich auch nicht, mein Sohn, Dich in einen Ameisenhaufen zu setzen, denn es ist besser, Du wirst zerstochen, als daß Du Anderen wehe thust. Und besser ist, Du lobest alles, ehe Du etwas tadelst. Denn wisse, daß das Auspfeifen ein nur zur erhöhten Potenz erhobener Ausdruck für Kunstkritik ist, aber der wahre Pfiff besteht doch immer darin, daß man die absolute Mittelmäßigkeit zum Liebling des Publicums stempelt. Und so Du alles durcheinander gebracht und den Erisapfel in die Künstlerschaft geworfen, also daß sich alle in den Haaren liegen, dann so ziehe Dich zurück und rufe den alten erfahrenen Künstlern zu: Seid einig, einig! Denn solches ziemt sich sehr, und klingt auch väterlich, sintemalen man immer so thun muß, als ob man Menschenwohl aus seinem Füllhorn schütte. Die Kunst aber ist Selbstzweck, und wisse, daß wir in Ermangelung von Plakaten große Inserate brauchen. Und weiter hat es keinen Zweck. Denn die Politik beruht auf Zeitungsannonce, und wisse, daß wir im Vordergrunde des europäischen Kunstlebens stehen, wenn wir Annoncen haben. Und siehe, ich habe als heiliger Georg den Lindwurm erschlagen, so man guten Geschmack nennt, darum bedenke, daß wir jetzt die Geschmacklosen auf unserer Seite haben, deren Richtung man den Schweinebraten in der Kunst und Litteratur nennt. Darum so höre, mein Sohn und merke auf meine Rede und fahre fort nicht all zu interessant zu sein, und hüte Dich vor dem sogenannten „Gedankenklein", so man in München Gansjung mit Knödel, in Berlin Gänseklein nennt. Und merke Dir auch, daß beim Publicum das Verständniß gleich Null; darum was Du über Stuck, Böcklin, Thoma und unsere anderen Geschmacksfreunde geschrieben, das ist sehr gut und man hat beim Lesen das Gefühl, als kaue man fortwährend auf einen langen Bindfaden, so man

Digitized by Google

auch gekautes Spagat nennt, und es ist besser, das Publicum bekommt einen hadernen, flachsigen Geschmack und leide an Kunstunverdaulichkeit, sintemalen es sich vom Kameel nur unterscheidet durch seinen Durst und viel vertragen kann, während das Kameel wochenlang fastet. Denn wir schreiben nicht für das gebildete Publicum, sondern für den Droschkenhalteplatz. Und vergiß nicht, mein Sohn, daß es in der Kritik eine Dummheit giebt, welche verblüffend wirkt, wie ein Spatzenschreck, so man auch Hühnerdreck nennt. So nun aber ein Huhn ein Ei gelegt hat, muß es auch gackern, sintemalen es ein Windei sein könnte, so man nicht beachtet. Denn Kunstverständniß ist mit Stupidität ganz nahe verwandt. Und merke wohl auf: wenn es dem Kunstkritiker zu wohl ist, so geht er auf's Eis; darum so gehe lieber nicht auf's Eis, damit Du nicht für einen Kunstkritiker gehalten werdest. Vergiß auch nicht, mein Sohn, daß der „gewerbsmäßige Großbetrieb Unkunstwerke" erzeugt und man deshalb Künstler ersten Ranges entbehren kann, denn was die geworden sind, das sind sie doch nur durch mich geworden. Darum so hüte Deine Zunge, mein Sohn, und merke Dir auch, daß man die Namen berühmter Künstler von auswärts, so nicht im Adreßbuche stehen, möglichst falsch schreibt; denn etwas Kakographie macht sich gut und ist nützlich. Und fürchte Dich auch nicht vor einem Angriff auf unser Kunstwissen, sintemalen ein Angriff auf etwas Nichtvorhandenes nicht möglich ist. So Du aber wieder leere Spreu ausdrischest über die „alleinechte", frisch aufgebügelte Holbein-Madonna von Darmstadt, so lies zuvor die Holbein-Essays von Hermann Grimm; denn solche sind nützlich gegen allerlei übereilten Wortschwall, so man auch Kunstgerassel nennt. Denn wir glauben das Gras wachsen zu hören und merken nicht, daß es Heu, sobald es gemäht. Und verwechsele auch nicht wieder „tiefinnig" mit „tiefsinnig" oder „Individualität" mit „Invalidität", wenn beide in der Kunst auch oft dasselbe bedeuten. Und denke immer daran, daß die Kunst ohne uns nicht bestehen kann. Darum so thue auf die Muschel Deines Ohres, mein Sohn, so weit Du kannst und merke genau auf die Weisheit, so von meinen Lippen fleußet und sieh mich an: je größer der Mann, desto größer der Irrthum und je größer das Eigenlob, desto größer die Ignoranz, und so einer versteht, das Eigenlob auf großen Mistwagencolonnen zu führen, der setzt sich beim Volke in guten Geruch. So Du aber dem gefährlichen Ibsen das Wort redest, der da sagt in seinem „Volksfeind", daß Redacteure und Zeitungsbesitzer zum Straßenkehricht der Menschheit gehören, so verachte ihn zuvor. Und wiederum thue auf, mein Sohn, die Muschel Deines Ohres, und höre; denn so Du willst, daß die Wahrheit zum Vorschein komme, so mußt Du sie zuvor entstellen; darum so schieße lieber immer einen Kilometer über den richtigen Sachverhalt hinaus, dann wird der Betroffene sich schon rühren und also wird die Wahrheit an den Tag kommen. Wann aber Dein Kampfroß der

Digitized by Google

Haber sticht, so gieb ihm muthig die Sporen und denke dabei an die Echternacher Springprocession: immer zwei Schritte vorwärts und drei zurück; denn solches ist gut, mein Sohn, sintemalen man nicht weiß, wie lange die jetzige Geschmacksrichtung noch dauert; denn die Götzendämmerung ist nahe herbeigekommen, die Priester und Könige des Ungeschmacks werden abgesetzt, das Lumpengesindel der Presse und die Rotte von Kunstkritikern und Neuerern werden nicht mehr lange den Fuß auf den Nacken des Publicums setzen, die Robespierres des Pinsels werden gestürzt und das corrumpirte Kunstfeuilleton gelangt an den Ort seiner eigentlichen Bestimmung; denn wisse, daß wir zuletzt doch nur Fensterputzpapier sind."

Plötzlich bockte der Gaul, da lachten und wieherten, muhten und blökten die Glaspalastgeister im lustigen Chor und der heilige Georg gab seinem Schimmelpony die Sporen und galoppirte mit dem Knoten im Schwanz davon.

Der litterarische Aufschwung Berlins.

Besprochen von Ichneuman-Hoferl vor dem Deutschen Schriftsteller-Verband.

Verehrte Festgenossen!

Wenn ich Berlin als den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland bezeichne — ich erinnere nur an den Grafen Schack, Bodenstedt, Gustav Freytag, die auch einmal ein paar Tage in Berlin gewesen sind — so wird keiner der von auswärts herbeigeeilten Gäste, eingedenk der Pflicht der Höflichkeit mir widersprechen. Ganz besonders werde ich von der Macht, welche die Berliner Presse errungen hat, überzeugt, wenn ich bemerke, wie viele hohe Vertreter der Staatsregierung sich beeilt haben, durch ihre Abwesenheit dieser Feierlichkeit einen ungewöhnlichen Glanz zu verleihen. Ja, es wird durch diese Thatsache dem Lichte, welches das litterarische Berlin verbreitet, in so eigenthümlicher Weise Licht hinzugefügt, daß an gewissen Punkten Dunkelheit entsteht. Diese Interferenz wird kein Unparteiischer, wie ich es bin, für eine Insufficienz unserer Conferenz halten. Vielmehr beweist das Erscheinen von Staatsvertretern auf dem champ de fédération in Paris, London, Rom und Wien, daß das Hungercandidatenthum in jenen Ländern auf Unterstützung von Oben her angewiesen ist, während wir bereits festen Fuß gefaßt haben und frei sind wie der Vogel auf dem Ast, den sich andere darüber lachen. Der litterarische Aufschwung der Residenz — man könnte auch von Schwung reden — zeigt sich nach drei Richtungen hin: im Theater, im Roman und in der

Digitized by Google

Tagespresse, einer schönen Tripplealliance, die sans phrase sich offenbart, sobald irgend ein pitoyabler Angriff auf einen guten Freund erfolgt — si les beaux esprits se rencontrent, wie die Franzosen sagen. Diese Alliance hat ihre force in der entente cordiale der Schriftstellerwelt, welche begriffen hat, daß auf dem Boden der Reichshauptstadt etwas Remarkables nur geleistet werden kann, wenn der Clericus das Augenlicht des Haruspex schont. Erfahrene Haruspices pflegen aus den Eingeweiden der Schnepfe den Ruhm der Cleriker zu prophezeien. Ja, der Inhalt der Eingeweide! Sein Studium ist eine Kunst, und wer einen Berliner Auteur sich hat darin vertiefen sehen, begreift, daß den Franzosen wenig mehr zu leisten übrig bleibt. Ich will nicht Namen nennen. Die geehrten Gäste von außerhalb werden schon wissen, wo sie ihre Vorbilder zu suchen haben — tu l'as volé, George Dandin, du l'as volé. So ist es nicht nur im Roman, sondern auch mit den Berliner Bühnenstücken. Wir sind fin de siècle! Die Pariser Dramatiker erzittern, wenn die Parze mit der Scheere Oskar Blumenthals klappert, und wer nun gar die Kritiken über die Berliner Theater zweiten oder dritten Ranges gelesen hat, der muß wissen, daß wir in Berlin die Blüthe des deutschen Schauspiels großgezogen haben, die aus einem andern mister — wie die Engländer die Gattung zu bezeichnen pflegen — schwerlich je gewachsen sein würde. Was wäre erst aus Goethe, Schiller und andern Collegen von mir geworden, wenn sie hier in Berlin hätten aus dem Jungbrunnen der Poesie, einer vorzüglichen städtischen Einrichtung, schöpfen können! Von der Inspiration durch die Tagespresse will ich ganz schweigen, ebenso über die Stellung derselben. Sie ist bekannt. Wie man in den Eichenwald hinein ruft, schallt es wieder heraus. Dies genüge Ihnen! Sie leben hoch! —

Das Orchester fällt ein, ohne daß Jemand dabei Schaden nimmt; dem Redner wird ein seltener Tactstock mit Eichenlaub überreicht.

Die Corruption der Presse

oder

Selbstbekenntnisse einer schönen Seele.

Es soll noch Leute geben, die der Meinung sind, die Presse sei ein gemeinnütziges Institut, der Journalist habe öffentliche Pflichten. Das sind freilich Leute, die zurückgeblieben sind oder vom Zeitungswesen nichts kennen. Der moderne Journalist weiß, daß die Zeiten der Gesinnungs-

Digitized by Google

tüchtigkeit hinter uns liegen, daß wir allmählich mit der allgemeinen Entwickelung fortgeschritten sind und darum heute nicht nur ein Preßgewerbe, nein eine Preßindustrie haben, die den Mann nicht mehr nach seiner Ueberzeugung frägt, sondern lediglich darnach, ob er den Interessen der p. t. Unternehmung sich unterzuordnen vermag. Der Chefredacteur solcher Zeitungen ist nicht einmal der Verleger, das ist der — Inseratentheil. Wer der Expedition klingende Münze in den Kasten wirft, wird von der Redaction als Brotherr verdientermaßen gelobt oder doch wohlwollend neutral behandelt, und verdient er etwa einen Tadel, oder läge es gar im öffentlichen Interesse, vor seinem Treiben zu warnen, so unterdrückt man das doch liebevoll, im Angedenken an das genossene Gute und in der Hoffnung auf fernere Wohlthaten, so lange es sich im eigenen Interesse nur eben machen läßt. Das ist vielleicht etwas schroff gesagt, das trifft auch nicht allenthalben zu, sintemalen es immer und in allen Kreisen, also auch in der Presse, ehrliche Narren giebt, aber im Allgemeinen vermag der Inseratentheil über eine Zeitung mehr, als sich das gutmüthige Volk in seiner Unschuld träumen läßt. Denn Ueberzeugung und Ueberzeugungstreue sind nun einmal Dinge, deren Stärke oder Schwäche meist abhängt vom Befinden des Magens. Da wird man es in unserer Zeit der rücksichtslosen Interessenherrschaft, die das Fressen oder Gefressenwerden Jedem unbarmherzig jeden Tag vor Augen hält, der Presse nicht allzuschwer anrechnen dürfen, wenn sie von der allgemeinen Corruption ebenso angefressen ist, wie alle übrigen Erwerbe. Am Ende will auch der Journalist leben und für jeden kommt einmal die Stunde, die ihn darüber nachzudenken zwingt, ob er sich den ungeheuren Luxus einer Ueberzeugung gestatten darf oder nicht. Sogleich kippt man ja nicht um. Man thut zunächst nichts gegen seine Ueberzeugung, man arbeitet lediglich für ein Interesse, das einem persönlich gleichgültig ist und ja nicht immer gleich unanständig zu sein braucht. Oder man versucht es bei den der eigenen Ueberzeugung „nahestehenden" Blättern. Man fängt, wie Gretchen, mit einem heimlich an und schließlich kennt man Bedenken überhaupt nicht mehr. Es ist gar nicht nöthig, daß Jemand brutal vor uns hintritt und das Opfer unserer Ueberzeugung von uns verlangt. So tragisch geht es bei uns gar nicht zu. Jeder sagt sich allein, da und da kannst du nur Geschäfte machen, Arbeit finden, wenn du in dem und dem Sinne thätig bist. Jeder macht das generaliter mit sich selber ab und glücklich der, dem die Eierschalen der alten Journalistenmoral nicht mehr ankleben, der als ganzes Kind seiner Zeit sich der Preßindustrie in die Arme geworfen hat. Der hütet sich, eine Gesinnung überhaupt zu verrathen. So lange es irgend geht, drückt er sich im Feuilleton, oder im lokalen Theile herum, wenn das Blatt eine politische Tendenz vertritt. Was die Andern in den anderen Theilen des betreffenden Blattes thun, das verpflichtet ihn zu Nichts. Tritt dann die Frage an ihn heran, eine verantwortliche Stel-

Digitized by Google

lung einzunehmen und eine Tendenz mit seinem Namen zu vertreten, dann überlegt er sich, ob ein wenig zu warten nicht vielleicht noch eine bessere Stelle bringt, ob es schon rathsam ist, sich die weitere Laufbahn zu erschweren. Das ist heutzutage klug, wenn man nicht will, daß das bekannte Wort aus hohem Munde, das den Journalisten als einen „Hungercandidaten" charakterisiren zu können glaubte, auf die eigene Person nicht zutreffe. Hungercandidat! — O nein, das ist schon lange nicht mehr wahr. Seitdem es mit der Ueberzeugung aufgehört hat, nährt die Presse ganz gut ihren Mann, wenn er sich einigermaßen auf sein Geschäft versteht. Er muß eben „Blick" haben, „Brauchbares" liefern können, dann zieht er sein Geld von Heiden, Christen und Juden. Geschäft ist eben Geschäft, und die Preßindustrie hat auch den Journalisten zum Geschäftsmann gemacht. Er selbst ist die Waare, mit der er handelt, er muß sich nur jedem Bedarf anpassen können.

Briefkasten. Herrn Grafen W. in G. Besten Dank für das übersandte Löschpapier. Ihre Auslassungen über unsere „Modernen" haben großen Beifall gefunden, sogar bei den „Modernen" selbst, indem sie auszugsweise ganze Stellen Ihres Artikels nachdruckten, in ihrer Begeisterung aber ganz übersahen, daß nicht ihre Personen, sondern die Personen ihrer Novellistik und Dichtung so arg gekennzeichnet wurden. Das ist köstlich! Für die Läuterung des Geschmacks sorgen in dieser Saison Heyse, Ebers und Julius Wolff. Gestern war die Première von Heyse's „Wahrheit". Es ist ein fesselndes, einfaches Stück, jedes Wort, jeder Satz darin hat seine Berechtigung, keine Redensarten, kein Ballast; der zweite Akt endet mit einer stürmischen Niederlage der Uhdemanen. Unsere Modernen moquiren sich darüber, daß Ebers und Jul. Wolff uns jeden Weihnachten ein gutes Buch auf den Tisch legen, sie sind mit ihren eigenen Werken eben wie die Schmeißfliegen, die ihren Pegasus in die Flanken stechen und vergessen ganz, daß es in der Litteratur und Presse nicht auf bloße Muskelkraft, sondern auf Elasticität des Geistes ankommt. Warten wir ab, was sie uns weiter an Variété-Vorstellungen bringen werden; zuweilen findet ja auch ein blindes Huhn einen Edelstein in der Gosse. Was ist dieses Zotenpriesterthum gegen Julius Wolff's neueste Dichtung „Renata", die wiederum ein liebenswürdiges Meisterstück der Erzählungskunst, nur geeignet ist dem guten Geschmack die Wege zu breiten.

München, 5. November 1891.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

Inhalt

des II. Heftes von „Sodom und Gomorrha".

Die Münchener Jury und ihr hochnothpeinliches Halsgericht, von einem Mitgliede der Münchener Künstler-Genossenschaft. — Querköpfigkeit. — Coterie. — Das Berliner Bilderkistenmagazin. — Statutenverstoß. — Vergewaltigung der Kinder des eigenen Hauses. — Begünstigung des Auslandes. — Mahnung.

Einer Jury Zweck, Ziel und Ende. Befähigung der Jury. — Die Hinausgestoßenen. — Ueberhebung. — Erbitterung. — Kopf ab! — Menschenwürde. — Vandalismus. — Neufundländernaturen. — Vilma Parlaghy. — A. von Werner, der fürstliche Portier. — Kunstsalbaderei der Tagespresse. — Beleidigung der Menschlichkeit. — Remedium.

Ibsen als Possenreißer in London. Der Begriff des Schmutzes, der Verdrehtheit und der Langweile. — Ibsen als Geist. Eine Londoner Vorstadtposse. — Der Alchymist. — Verhohnnagelung in Norwegen.

Die Lüge, ein realistisches Conflictsdrama aus dem Norwegischen von P. von Schönthan.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin und seine verpfuschten Entwürfe. Das Seelenlose. — Rossebändiger. — Tortenaufsatz. — Der betrübte Lohgerber. — Begas' Schillerpuppe. — Der Gründer des Reiches. — Gott die Ehre! — Des Glaubens Zuversicht. — Selbstbeherrschung und Samariterthum.

Die Modernen und ihre geistige Prostitution. Die Verkommenen. — Grün-deutschland und die Grünspechte. — Cochonnerien. — Priapcultus. — Goethe-lästerer. — Marsyas und Apollo. — Cis-Moll-Sonate. — Schlagschaum.

Aus der Kunstwaschanstalt der Tagespresse. Max Bernstein, die kritische Rampenblende. — Paul Lindau's „Sonne". — Bernstein und Meerschaumkopf. — Jedes Beefsteak ein Verstimmungsdrama.

Der Hecht im Karpfenteich des Wiener Burgtheaters.

Belletristische Uebersättigung. — Medaillenhochfluth.

Meine Münchenhansiade. Glaspalaststudie eines Durchgereisten.

Digitized by Google

Metzger & Wittig, Leipzig

Digitized by Google

R II 5

Sodom und Gomorrha

oder

Der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

IV.

Inhalt:

An die „Modernen". Von Adolf Graf von Westarp.
Prozeß Hirth, eine Münchener Lokalposse.
Kunstkritik und Größenwahn.
Moderne Mißgeburten, Schmeißfliegen, Bettelsänger und Schnapsbudenrhapsoden.
Sudermann's „Sterbelied" und die „Grenzboten".
Die programmäßige Prüderie.
Ein amerikanischer Seiden-Blaustrumpf.
Der Geist der Zeit. Von T. Szafranski.
Kunstbubi's Recensionen über die Internationale Kunstausstellung.
Sprengung der Münchener Künstlergenossenschaft.

München 1892
Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.
(Ottostraße.)

Digitized by Google

Inhalt des I. Heftes von „Sodom und Gomorrha“.

Lot's Weib. — Das brennende Sodom. — Löschmannschaft vor! — Die Salzsäule. — Lot's Weib von heute. — Marasmus des Gemüthslebens.

Das Rembrandt-Narrenschiff. — Rembrandtomanie. — Ein männlicher Blaustrumpf. — Rembrandt-Kaffeekränzchen. — Der niederdeutsche Bauernrüpel. — Kunstschwefel. — Die Sentenzen-Mitrailleuse. — Rembrandt der Plebejer.

Armer Rembrandt!

Nante Strump als Erzieher. Eine Persiflage.

Ibsen, der kleine Schiller. — Die Gemeinde. — Das pathologische Institut. — Das dreieckige Verhältniß. — Erotik. — Karbol her! — Der fidele Lindau. — Mikroben des Rückenmarks. — Delirium tremens. — Jung-Dänemark. — Die Liebe zum Weibe.

Das Gespons und die Gespenster oder die verflixte Vererbung. Familiendrama.

Sodom und die Sudelmänner. — Charité und Charpie. — Josef Kainz. — Bohèmiens zweiter Güte. — Das gesellschaftliche Sodom. — Die Abendverderber. — Veuve Cliquot und Gilka. — Tolstoi und Zola. — Fin de Siècle. — Der Fluch der Lächerlichkeit. — Candidaten des Schillerpreises. — Des Weibes königliche Hoheit.

Pleinairbacillen und Kunstkritiker von Beruf. — Die wohlwollende Kritik. — Kesselsiederei. — Namens- und Erfolgsanbeterei. — Falschmünzer des Ruhmes. — Der Hüter des Paradieses. — Böcklin und die Böcke. — Klinger als Michel Angelo. — Liebermann und die Ferkel. — Uhde, der Herbergsvater. — Spinat und Schweinfurter Grün. — Ultra Mosse nemo obligatur. — Kunstausstellungswanzen. — Atelier-Jargon. — G. Hirth als Kunstoptikus. — Ausstellungsplakate. — Phryne beim Neptunfest in Eleusis. — Millet.

Das Mistbeet des Größenwahns. — Die Prämiirung der Mittelmäßigkeit. — Streberthum. — Verhätschelung. — Stinkthiere vergangenen Ruhmes. — Dichterfexen und Kunstgigerln. — Der Blasenwurm. — Die gekränkte Leberwurst. — Der Größenwahnfried, eine Pappendeckelkomödie.

Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit. — A. v. Werner, der Geburtstagsmaler. — Schnoddrige Kritik. — Officielle Kunst. — Mäcenatenthum. — Kunstschürzen. — Hinausgegrault. — Das Kaiser Wilhelm-Denkmal. — Die Ausstellung. — Alte Schmöker. — Keller's Allegorie. — Der Triumpf der Mittelmäßigkeit. — Kunstgewerbliches. — Weibliche Modegrausamkeit. — Mumpitz.

Bismarck und die Hungercandidaten der Presse. — Das Perpetuum mobile der Rotationspresse. — Schmock. — Zeitungshexenküche. — Die Penny-liners und Groschenschmierer. — Das Dementi. — Journalistischer Bauernfang. — Clericus clericum non decimat. — Opportunität und Farbenwechsel. — Bismarcklästerer und Gassenbuben. — Eine Geschmacklosigkeit gegen die Münchener Allgemeine Zeitung.

Litterarische Kapuzinerpredigt und geschmackvolle Speisekarten nach modernen Recepten.

Die Rembrandt-Schlacht.

Inhalt des II. Heftes von „Sodom und Gomorrha“.

Die Münchener Jury und ihr hochnothpeinliches Halsgericht, von einem Mitgliede der Münchener Künstler-Genossenschaft. — Querköpfigkeit. — Coterie. — Das Berliner Bilderkistenmagazin. — Statutenverstoß. — Vergewaltigung der Kinder des eigenen Hauses. — Begünstigung des Auslandes. — Mahnung.

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlags.

Digitized by Google

Sodom und Gomorrha

oder

der Untergang des guten Geschmacks

in

Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

IV.

München 1892.

Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

An die „Modernen" 3
Prozeß Hirth, eine Münchener Lokalposse 6
Kunstkritik und Größenwahn 16
Moderne Mißgeburten, Schmeißfliegen, Bettelsänger und Schnapsbudenrhapsoden 29
Sudermann's „Sterbelied" und die „Grenzboten" 53
Die programmäßige Prüderie 57
Ein amerikanischer Blaustrumpf 61
Der Geist der Zeit 65
Kunstbubi's Recensionen über die internationale Gunstausstellung 67
Hie Welf, hie Waiblingen! 69

Digitized by Google

An die „Modernen“.

Ein Sturmlied deutſcher Kunſt

von

Adolf Graf von Weſtarp.

Ein Rauſchen zog, ein mächtig Brauſen,
Jüngſt durch den deutſchen Dichterhain,
Und wachſend zu des Sturmes Hauſen
Schlug rechts und links es krachend ein.
Gewaltig regten ſich die Geiſter,
Und manchem wild entgegenſchallt:
„Hinweg, wir brauchen neue Meiſter,
Die Kunſt wird morſch und faul und alt!“
„Natur“ und „Wahrheit“ hört man's rufen,
„Tod aller ſchönen Heuchelei,
Tod allem, was die Dichter ſchufen,
Wenn es nicht wirklich, wahr und frei!
Laßt jene dort, wir ſind die echten,
Nur wir für Licht und Freiheit fechten.“
— — Der Ruf, fürwahr, hat uns gefallen,
Denn oft gedieh der hohle Schein,
Der Unnatur verbrauchtes Lallen,
Und vieles mochte Tünche ſein.
Da war, die Lüfte rein zu fegen,
Ein friſcher Wind der beſte Segen.

Nun ſind die Jahre hingegangen,
Die Früchte konnten reifen ſacht,
Und wohl erlaubt iſt's, unbefangen
Zu prüfen, was ſie uns gebracht?

Digitized by Google

Was sie so willig uns versprachen,
Der jungen Dichtung Morgenroth,
Die Sonnen, die den Nebel brachen —
Wo ist die Kunst, vom neuen Geist umloht? —
— — Der Bücher Schaaren kommen mit gespreizten Lettern.
„Schau her, hier sind wir, schlag uns auf und lies!“ —
Weh, daß ich's that! Ein Pesthauch quoll aus ihren Blättern,
Zum Sumpf ward das erträumte Paradies.
Ein Schmutz, ein Schlamm, ein ekler Koth der Gassen,
Des Lebens niedrigste Gestalt,
Ein dumpfes Brüten und ein finstres Hassen, —
Das ist der Seiten trauriger Gehalt.
Die Unschuld seh' ich hingeschlachtet,
Mit frechem Hohne, sonder Reu,
Und siegend, was der edle Sinn verachtet,
Verbuhlte Liebe und verlogne Treu.
Was je des Menschen Herz erhoben,
Was seines Friedens stilles Glück,
Verzerrt blickt alles und verschoben,
Und grinsend stößt's den frohen Schwung zurück.
Da wird zum Helden der Verbrecher,
Des Mannes Werth wird roh beschimpft,
Der Jugend — Gift zum Freudenbecher —
Das frühe Laster eingeimpft.
Die Mädchen rühmt man, die die Ehr' verkaufen,
Entsagend aller Scham und Pflicht,
Das Weib — nur, wenn's davon gelaufen,
Die Ehe und die Treue bricht.
Ich seh' das Elend da, das stiere, blasse,
In starrem Kerker, ohne Licht und Trost, — —
O, laßt mich fliehn die schrecklichen Gelasse,
In Flur und Wald, von Lüften weich umkost!

Das also war's, was ihr verheißen?
Das die gepriesene Natur?
Und Wahrheit dünkt euch, zu zerreißen
Auf Erden Gottes Spur? —
Saht ihr denn nie die Blumen blühen,
Im Lenz der Liebe sel'ge Frist,
Nie goldne Abendwolken ziehen?
Saht ihr im Garten nur den Mist?
Habt alles Große ihr vergessen,
Was je die Menschheit aufgebaut,

Digitized by Google

Wenn sie im Himmelsfluge unermessen
In freie Höhen schaut? —
Die sorglich so nach allen Lüsten gafften,
Und denen stets die Tugend unterliegt,
Saht ihr im Sturm der Leidenschaften
Das Herz nie, das sich selbst besiegt?
Und alles Liebliche und alles Schöne,
Was hold das Leben ziert und schmückt,
Hat dafür euer Busen keine Töne,
Hat niemals euer Auge es entzückt? —
Ihr Armen, die ihr blind am Boden kriechet,
Dem Maulwurf gleich die Erde wühlt,
Und alle faulen Dünste riechet,
In allen Pfützen euch gefielt —
Ihr gabt uns Wahrheit? — —
O, ich fürcht', das Urtheil lautet:
Wahr ist an eurem Werk der Spiegel nur,
In dem ihr selber euch beschautet
Und eure eigene Natur!

Und drum hört auf, von Kunst zu reden;
Ihr habt ihr Wesen nie erkannt,
Euch schlangen ihre holden Fäden
Sich nie zum lichten Himmelsband.
Euch ist die Quelle nie geflossen,
Die silberrein der Brust entspringt,
Die alles Sehnen hat umschlossen
Und tief in alle Tiefen dringt.
— — Legt nieder die befleckten Waffen,
Wir wollen wieder deutsche Kunst,
Deutsch sein im Sorgen und im Schaffen,
Nicht darben von der Fremden Gunst.
Denn weh — ihr habt's wohl nicht beachtet —
Umflort war euch die Dichterstirn —
Was ihr uns da so kühnlich brachtet,
Es kam nicht mal aus eurem Hirn!
Des Wahnsinns gräßlich irres Grübeln,
Dem Russen habt ihr's abgeguckt,
Dem Sohn des Nordens, wie vor bösen Uebeln
In Qual sich windend jeder Nerv erzuckt,
Und wie im Dreck sich wälzt das liebe Schwein,
Euch das zu lehren, konnte nur der Franzmann sein!

Digitized by Google

Nun ist's genug. Hinweg die eklen Bilder,
Fort mit dem Wust von Sünd und Häßlichkeit!
Erheben neu wir unsre blanken Schilder,
Mit deutschem Sinn der deutschen Kunst geweiht.
O Reine, Hehre, die so oft begeistert
Des Jünglings Feuer und des Mannes Kraft,
Die mild und ernst verwegne Triebe meistert,
Im harten Kampfe tausend Freuden schafft;
O Muse, die aus Himmelshöhen nieder
Zum Ew'gen wandelt die begrenzte Zeit,
Auf Schwingen trägt die arbeitsmüden Glieder
Und leuchtend scheint ins dunkle Erdenleid;
Dir, Göttin, laß uns unsre Lieder bringen,
Befruchte uns mit deinem goldnen Thau,
Daß wieder hell die deutschen Glocken klingen,
Und festlich schalle wieder deutsche Au;
Daß allem Edlen, allem Wahren, Schönen,
In deinem Geiste wir uns neu versöhnen.

Prozeß Hirth, eine Münchener Lokalposse.

Sage nicht, klage nicht,
Wirst schon morgen wieder lachen,
Morgen schenkt das Leben Dir
Neue hübsche Siebensachen.
Weine nicht, greine nicht,
Heut' geh' hin und trink Burgunder!
Keine feige Thräne werth
Ist der ganze Trödelplunder.
(W. Jensen.)

Sollte früher oder später irgend ein lustiger Schalk mal eine humoristische Chronik von München schreiben, so wird er sich die erheiternde Lokalposse des Winters 1890/91, „Prozeß Hirth" betitelt, nicht entgehen lassen. Sie gehört zu den Episoden, welche unfreiwillig das Publikum beschäftigten und erheiterten. Wenn nebenbei viel unnöthiger Lärm geschlagen wurde von dieser berechtigten Beleidigungsklage des Vorstandes der Münchener Künstlergenossenschaft gegen den Dr. Hirth, Herausgeber der Münchener Nachrichten, so ist der Beklagte selber daran Schuld. Er machte zuviel Aufhebens davon, verspottete sich selbst in seiner Zeitung und nicht minder in der von ihm verfaßten und eigens gedruckten Berufungsschrift. Wie Kinder, die unvorsichtig mit Streichhölzern spielen und da-

Digitized by Google

durch eine Feuersbrunst entfachen, hatte auch Hirth mit seiner Lunte gespielt. Statt nun den Qualm schnell und geschickt zu löschen, trug er neuen Brandstoff hinzu, und wenn dieses Feuerwerk viel bekrittelt und verlästert wurde, so kam das von der ungeheuren Wichtigkeit, welche er selber seiner Komödie beilegte.

Hirth beging einen Todtschlagsversuch an der Ehre zweier Vorstandsmitglieder unserer Künstlergenossenschaft und mußte für die That eine 14tägige Gefängnißstrafe über sich verhängen lassen, weil er nicht einsehen wollte, daß er kein Heldenstück begangen. Diese Strafe wurde in zweiter Instanz in eine Erleichterung an seinem Portemonnaie umgewandelt, doch scheint der Streich damit noch nicht gesühnt zu sein, indem Kläger die Berufung an das Oberlandesgericht ergriffen. Hirth beging nämlich die neue Unvorsichtigkeit, eine drollige Berufungsschrift gedruckt im Auditorium des Gerichtssaales zu vertheilen und man buchstabirte daraus, daß er die alten Schmähungen aufrecht gehalten und neue hinzugefügt. Es ist behauptet worden, 500 Mark seien überhaupt keine Strafe für den reichen Hirth, andere dagegen wollen wissen, daß Leute mit ärgerlichen und kleinlichen Anschauungen nicht gerne Geld ausgäben, sie thäten es nur dann gern, wenn sie ihren Namen an die Spitze eines Aufrufs, ihre Frauen für einen Wohlthätigkeitsbazar in Staat setzen und geräuschvoll die Fahne des sogenannten falschen Samariterthums aufpflanzen können, einer öffentlichen Belustigung, bei welcher in Wahrheit die meisten an den Glanz ihrer eigenen äußeren Person, die wenigsten an den eigentlichen Wohlthätigkeitszweck denken, der meistens einer Erpressung gleicht. Wie weit das unseren Hirth betrifft, vermögen wir nicht zu entscheiden, möchten ihm auch nicht wehe thun; denn Hirth, welcher vielleicht nicht weiß, daß in der Stille wehethun tiefe Schmerzen macht, weiß vielleicht doch, daß in der Stille wohlthun Segen bringt; denn nichts für sich, alles für andere erstrebt und gewollt, das ist die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit und Glückseligkeit! Fühlt Dr. Hirth, daß er der Münchener Kunst gar so sehr genützt, ihr unentbehrlich geworden? Hat er ihr damit genützt, daß er in seiner Wohnung außer einigen Lenbach'schen Portraits auch einige Franzosen und Belgier und alte Möbel aufstellte? Hat die Gedon'sche Auction ihm s. Z. mehr Opfer gekostet als sie den Hinterbliebenen nützte? Sieht und hört Dr. Hirth etwas von dem Elend in so manchen Münchener Ateliers, wo man vor Hausherrentyrannei und Hunger den Pinsel nicht mehr führen, sich keine Farben mehr kaufen kann? Weiß er, daß hier gebildete Künstlerfamilien wohnen, welche tagelang nichts zu essen haben und an die Thür der Armenpflege nicht pochen mögen? Oder meint er, daß ein Talent auch gleich den Geldsack mit auf die Welt bringe und wer nicht reiche Zimmer der Renaissance bewohne, überhaupt kein Künstler sei?

„Die Kunst ist vornehm!" hieß es wiederholt in der Hirth'schen Gerichtsverhandlung. Ach nein, zuweilen ist sie doch gar nicht vornehm,

Digitized by Google

wenn das klappernde Gespenst Hunger Modell steht, und die Tischserviette zum Leichentuch wird; ach nein, so gar nicht vornehm, oft nur ein Haufen Scherben, zusammengefegt aus allen Winkeln der Niederträchtigkeit!

Nicht der Gang der prozessualischen Verhandlungen kann uns beschäftigen, er ist aus den Zeitungen bekannt; was aber zwischen durch und nebenbei gespielt, das erinnert an die Posse von den sieben Schwaben, und ihr Regisseur war Dr. Hirth selber. Beim Publicum ein viel größeres Interesse für seine Person voraussetzend, als in Wirklichkeit besteht, hat er um sein geehrtes „Ich" einen Glorienschein, eine Märtyrerkrone zu weben versucht, an die er selbst kaum glaubte, noch weniger das große Publicum, das wohl den Dr. Hirth dem Namen nach kennt, dessen Person ihm aber doch recht gleichgültig. Dazu ist er auch thatsächlich nicht bedeutend genug und er hat es auch nicht verstanden, sich die Sympathien der Bevölkerung zu gewinnen. Nach seiner Verurtheilung zu einer Freiheitsstrafe war er zunächst bemüht, sich der Oeffentlichkeit gegenüber in ein vortheilhafteres Licht zu setzen, und das geschah mit einem Gemisch von sanfter Duldung, patzigem Geschrei, wohlwollender Herablassung und süffisanter Bonhommie. Nun ja, wir zweifeln ja nicht, daß Hirth, über den so viel geredet und geschrieben wurde, ein ganz guter Kamerad ist, wenn er einige Jünger der St. Lucasgilde Sonntags zum Kaffee um sich gruppirt, auch in der Politik und in communalen Angelegenheiten halten wir ihn für einen ganz ungefährlichen Menschen; aber durchaus gefährlich erscheint er auf dem Kampfplatz der Sonderinteressen, in Dingen, die nicht sein eigenstes Wohl betreffen oder seiner narzißartigen Eitelkeit gefährlich zu werden anfangen. Zunächst weiß Hirth, der uns glauben machen will, er sei in seiner Eigenschaft als Herausgeber der Münchener Nachrichten nur „ein bescheidener Vertreter der öffentlichen Meinung," recht gut, daß er ein Vergewaltiger der öffentlichen Meinung ist. Das bescheidene Gewand deckt zuweilen einen protzigen Stahlharnisch. Die öffentliche Meinung hat nicht immer recht, sie wird irregeleitet durch Verleumdung, Zeitungs- und Kaffeeklatsch; aber noch nie war sie so correct und einmüthig wie in ihrer Stellungnahme gegen Dr. Hirth. Es ist ein grober Irrthum der Münchener Nachrichten, wenn sie behaupten, die Presse folge der öffentlichen Meinung; nein, sie geht ihr immer im Paradeschritt voran. Gewiß würde sie in „Wahrnehmung berechtigter Interessen" handeln, wenn sie den vorhandenen Stimmungen ungeschminkten Ausdruck gäbe, sie zieht es aber meistens vor, Stimmung zu machen, und in dem Maße, wie dies geschieht, liegt meist eine Vergewaltigung des Rechtes der öffentlichen Meinung. Die Wahrheit aber ist ein Ding, welches angesichts unserer gesammten heutigen Tagespresse täglich neu will errungen sein.

Mit der bleichen Jammermiene eines stillen Märtyrers klagt Hirth: „Vierzehn Jahre habe ich für die Kunst geschrieben und zum Dank dafür

Digitized by Google

sperrt man mich vierzehn Tage ein!" Nein, das ist ein Irrthum, dafür steckt man Niemanden ein; man läßt solche Leute immer noch frei umherlaufen, auch wenn sie Unsinn geschrieben; man steckt sie dafür ein, daß man die Künstlerschaft beleidigt und ihre Vertreter mit voller Ueberlegung und sorgfältiger Vorbereitung halb todtschlägt. Die Künstlerschaft, welche sofort Mittel, Zweck und Absicht durchschaut hatte, war denn auch wohl im guten Recht, wenn sie sich einstimmig gegen Dr. Hirth's „unerträgliche Vormundschaft" verwahrte und das Joch abzuschütteln sich beeilte, das er ihr aufzuerlegen sich bemühte. Glaubt Dr. Hirth, daß man ihm im Glaspalast vor Eröffnung der Ausstellung nicht die journalistischen Ehren erwiesen, so hätte er daran doch wohl merken können, was alle Welt wußte, daß man auf seine fabrikmäßige Berichterstattung verzichte und in seinem persönlichen Gebahren mehr Schaden als Nutzen für die Entwickelung der Ausstellungen sähe. So trug denn der Prozeß, obschon in beiden Instanzen mit richterlicher Würde geführt, seine launigen Schallwellen in die Oeffentlichkeit hinaus, und man frug sich immer wieder: war es nöthig, daß Dr. Hirth sich selber in seiner eigenen Zeitung zur Zielscheibe der Spottlust machte? Oder wußte er nicht, daß die ganze Stadt, daß Parteien aller Richtungen, ja seine eigenen Freunde von der St. Lucasgilde nach seiner Verurtheilung zu einer Freiheitsstrafe förmlich aufathmeten wie von einem Druck? Das war keine Schadenfreude, keine Vergeltungssucht für angethanen Schimpf, nein, es war die Befreiung aus einer unwürdigen Knechtschaft, unter welcher ganz München seit langen Jahren lächelte und doch nichts dazu sagen konnte; — wir meinen die Dictatur der Münchener Nachrichten, welche, obgleich längst zur Humoreske geworden, doch als eine Art Hochdruck empfunden wird. Wir trauen deshalb dem Dr. Hirth auch nicht so viel Ernst zu, daß er wirklich annehmen könnte, die Stadt habe versäumt, ihn als Märtyrer zu feiern durch Fackelzug und Festbanquet; aber um so ernster klingt seine Nibelungenklage vor dem Gerichtshof: die gesellige Vereinigung der Künstlergenossenschaft habe am Tage seiner Verurtheilung ein Faß Freibier aufgelegt. Wenn die ganze Stadt wie von dem Druck einer Belagerung befreit aufathmet, soll da die Künstlergenossenschaft allein an den Wasserbächen Babylons trauern? Nein, ein gutes Bier durfte sie verzapfen nach wie vor, und wenn man dem Dr. Hirth nicht berichtet, daß man an jenem Abend seiner Person überhaupt kaum gedacht, als es lediglich galt ein frohes Ereigniß zu feiern, so sieht man, was doch Dr. Hirth für schelmische Reporter hat. Kolossal amüsant wirkt es nun, wenn eine ernst sein wollende Berufungsschrift überhaupt von Freibier der Künstlergenossenschaft spricht; will Hirth damit glauben machen, die Künstler Münchens wären durch seine drolligen Hetzereien schon so weit herunter, daß sie nicht einzeln ihren Beitrag für ein Faß Bier mehr zahlen könnten? Von Freibier spricht man bei einem Gesellenschmaus, bei einem Setzerstreik, bei einer Nachtarbeit;

Digitized by Google

aber doch nimmermehr unter Künstlern, die zu einer viel lustigeren Feier beisammen sind als der ziemlich gleichgültigen Niederlage eines freundlichen Hetzers, der seine Politik in Annoncen und Plakaten sucht. Man darf doch von seinem eigenen Durst und seiner eigenen Gesinnung nicht gleich auf die Anderer schließen! Aber es giebt reich gewordene Leute, die in jedem Minderbegüterten gleich so etwas wie ein trinkgeldbedürftiges Wesen wittern, ja es giebt in München sogar ein bürgerliches Geldprotzenthum, welches sich „Bürger I. Classe" nennt und in seinem Ueberhebungswahn glaubt, daß auch Männer da seien, die nur einen Bürgereid II. Classe geschworen haben; zu den Bürgern zweiter Classe gehören eben diejenigen, welche aus eigenen Anfängen sich unter harter Arbeit und Entbehrung, unter Verzicht auf den Genuß ihrer Jugend, zu einem menschenwürdigen und ehrenvollen Auskommen empor gerungen haben; aber noch nicht mit Dampfmaschinen und Motoren arbeiten. Hat Dr. Hirth, der ja nichts weniger als ein Selfmademan, die Poesie der Dürftigkeit niemals genossen? Man erzählt sich doch, daß er sich einst Frack und Beinkleid von zwei Künstlern geliehen, als er seinen ersten Besuch bei Julius Knorr gemacht, zweien Künstlern, die er jetzt kaum mehr kennt! Wenn Hirth nun in seiner kurzweiligen Berufungsschrift zum stillen Ergötzen der Richter andeutet, er habe trotz dieses Freibiers wieder zu den üblichen Kunstberichten in seiner Zeitung sich entschlossen, so hätte er doch lieber zuvor statt einer Plakatenquête ein Plebiscit darüber veranstalten sollen, inwieweit die Münchener Künstler und die Kunsthändler eine Schädigung ihres Ansehens und ihrer Gemälde in seinen Kunstberichten erblicken; mit Entsetzen würde er dann wahrgenommen haben, daß der gesammte Kunsthandel diesseits und jenseits des Oceans und die ganze Münchener Künstlerschaft, von Lenbach angefangen bis zum jüngsten Academiker, es allemal und entschieden ablehnen, sich von Dr. Hirth das Zeugniß des Wohlverhaltens ausstellen zu lassen. Er ist eben in dem kindlichen Wahn befangen, daß man seine wöchentlichen Kunstberichte in dem weitverbreitetsten Lokalannoncenblatt Süddeutschlands wirklich ernst nimmt, oder daß sie unentbehrlich seien. Unentbehrlich sind sie nur für ihn, weil ja ein Zeitungsblatt, so gut es für Alpines und Sport eigene Rubriken hat, auch der Kunst eine Spalte weihen muß. Das ist lediglich Zeitungspraxis. Es sei hier übrigens ausdrücklich bemerkt: es heißt die Pflichten und Aufgaben der Presse gänzlich verkennen, wenn Dr. Hirth mit seinen Kunstberichten so lange innehält, bis ihm in einem dem Publicum ganz gleichgültigen, von ihm selber zusammengefetzten „Trödelplunder" persönliche Genugthuung geworden. Ob das Lesepublicum diese seichten Kunstberichte goutirt oder nicht, ist hierbei völlig nebensächlich, man hat aber dieses Schmollen in den ersten und gebildetsten Kreisen Münchens als eine Beleidigung besprochen. Aus persönlicher Gehässigkeit die Leistungen eines Gegners schlecht machen oder todtschweigen: das kennzeichnet so recht den niederen

Digitized by Google

Standpunkt einer Zeitung. Was würde Dr. Hirth gesagt haben, wenn seine sämmtlichen 60,000 Abonnenten plötzlich erklärt hätten: „Wir halten die Münchener Nachrichten nicht mehr, bis die Künstlerschaft volle Genugthuung erhalten!“

Uebrigens würde Dr. Hirth sich einer ganz kolossalen Inconsequenz schuldig machen, wenn er jetzt, wo die Berufung der Klagspartei an's Oberlandesgericht ergangen, seine Berichte nicht sofort wieder sistirte. Hoffen wir, daß er es thun wird! Schmähend sagte er, man habe mit der Vorstandschaft der Künstlergenossenschaft den Bock zum Gärtner gesetzt, er vergißt aber, daß ein Gärtner, der die Blumen der bisherigen Münchener Kunst zu zerstampfen sich bemühte, auch etwas von einer Bocksnatur hat. Ein liebenswürdiger Schalk blickt aus den Togafalten seines Prozesses und lächelt ihn gütig und milde an, wenn er hervorhebt, daß er soviel für die Münchener Kunst gethan, er dankt ihm freundlich für die vielen wohlgezählten Gratisannoncen, mit denen er nicht die Ausstellungen, sondern sich und seine Agitation gegen die Vorstandschaft „in den Vordergrund des europäischen Kunstlebens“ stellte, und wie geschmackvoll klingt es, wenn er in seiner Berufungsschrift drucken läßt: er habe eine Einbuße von 1872 Mark durch den Ausfall der Annoncen gehabt! Hirth beruft sich auf einen Hôtelbesitzer und weiß doch selbst recht gut, daß mit oder ohne Ausstellung erst vom 1. August an die Hôtels auch ohne Plakate gesteckt voll sind. Mehr als volle Hôtels kann man doch nicht verlangen, und wer nach Norwegen oder der Schweiz reisen will, der wird doch durch ein Plakat in Hamburg oder Straßburg sich nicht plötzlich bestimmen lassen, seinen Umweg über München zu nehmen. Diese ganz breitgetretene Plakatwirthschaft, bei der es schade um jeden Hirth'schen Federstrich, war ja nur ein Vorwand; Hauptsache war, Stieler und Baur zu stürzen, es war persönlicher Haß, geschürt durch Aufreizung seitens einer Coterie und den zu befriedigen mußte Hirth jedes scherzhafte, jedes derbe Mittel recht sein. Die Klage über Fremdenmangel seitens eines Hôtelbesitzers, der vorzugsweise Geschäfts- und Weinreisende beherbergen soll, konnte ihm genügen als Stützpunkt für den Hebel, mit welchem er zwei angesehene, treubewährte Männer der Künstlergenossenschaft aus dem Sattel zu heben glaubte.

War es Hirth später wirklich Ernst mit seiner Reue, zu weit gegangen zu sein, so hätte er doch nicht schon gleich nach seiner erstinstanzlichen Verurtheilung wieder zu der Beschuldigung der Vorstandschaft greifen müssen, daß sie Geheimnißkrämerei treibe, hätte nicht in seiner als anekdotenhaft belächelten Berufungsschrift zu neuen Verdächtigungen greifen dürfen. Einer der am schwersten beleidigenden Punkte ist im Prozeß Hirth gar nicht zur Sprache gekommen. Als in der Künstlerschaft eine Vertrauensadresse für Stieler in Umlauf gesetzt war, schrie Hirth: es würden wohl recht viele Unterschriften zusammen kommen, man wisse ja, wie derartige Adressen gemacht würden, und ein Künstler genire sich vor dem andern,

Digitized by Google

nicht mit zu unterzeichnen. Daraufhin von Stieler gefordert, weicht Hirth erschreckt zurück, um bald darnach wieder die Faust zu zeigen. Das erinnert an die Figuren im Kasperltheater, sie verschwinden, wenn sie ihre Schläge weg haben, um gleich darauf, wenn sie es nicht mehr knallen hören, mit einem mächtigen Knüttel bewaffnet, wieder emporzutauchen. Hat eine Vertrauensadresse an Stieler keinen Werth, so ist eine Plakatenquête, wie Hirth sie inscenirte, erst recht werthlos; denn man weiß ja auch, wie diese gemacht wird. Die einstimmige Wiederwahl Stielers spricht lauter, als die ganze mühevolle Plakatstatistik, und die in der possirlichen Hirth'schen Berufungsschrift auf's neue gegen Stieler gerichtete Verdächtigung in dessen Eigenschaft als Aufsichtsrath der bisherigen Hanfstängel'schen Aktiengesellschaft ist zum mindesten taktlos. „Das war kein Heldenstück, Octavio," nur ein Beweis, wie schnell man wieder mit Schmähungen bei der Hand ist, nachdem man sich vom ersten Schrecken erholt, nur ein Beweis, wie wenig Versöhnliches, Reuevolles ein solcher Schmähversuch bekundet. Seit Cervantes lasen wir keine solche unfreiwillige Humoreske, wie diese triumphirende Hirth'sche Berufungsschrift, diesen „Siedepunkt sittlicher Entrüstung"; sie ist unseres Erachtens wohl das Werthloseste, was Dr. Hirth je geschrieben. Der bitterböse, gegnerische Anwalt nannte sie ein Pamphlet. Nein, so tragisch kann sie nicht genommen werden, sie ist nichts weiter, als eine Mohrenwäsche unter beträchtlichem Aufwand von Soda und Seife, eine Schlangenlinie, gewunden in den bekannten Arabesken der Münchener Nachrichten, und das Beste darin kommt zuletzt: die Enquête über den Versandt der Plakate, mit welcher statistisch nachgewiesen, daß ultra Mosse nemo obligatur, und das einzige Heil auf unserem taumelnden Erdball nur noch in der Annonce blüht. Und darin liegt allerdings eine Wahrnehmung berechtigter Interessen. Der harmlose Hirth hat es nicht gehört, wie man herzhaft und fröhlich gelacht hat, vom Vorzimmer des hohen Protectors angefangen bis hinab zum simpelsten Kleistertopf der Plakatinstitute; denn überall, soweit die deutsche Zunge der Münchener Nachrichten klingt, erkannte man, auch dort, wo man die letzten lateinischen Vokabeln vergessen hat, die klassisch erheiternde Bestätigung: „Hinc ille lacrimae!" Man hatte dem Adoptivvater der Jahresausstellung eine stehende Annonce für seine Zeitung zu senden unterlassen und — darum „Räuber und Mörder!" So ging es durch die ganze Stadt und Hirth hörte es nicht, so ging es durch die ganzen Lande und Hirth merkte es nicht, er, der in dem Maschenwerk seiner Berufungsschrift erzählt, wie ihm als Mann von der Presse „berufsmäßig die Menschenkenntniß angeflogen" komme; er kennt die Menschen nicht, hatte keinen einzigen Freund, der ihm sagte: „Hör' mal du, alle Welt hat ein liebenswürdiges Lächeln für dich, und anstatt dich darüber zu freuen, merkst du in deiner erbitterten Gesinnung gar nicht, was alle Welt gemerkt hat, daß nämlich die Plakatgeschichte nur Mittel zum Zweck war."

Digitized by Google

Was soll denn überhaupt all' dieses Geschrei der Verdächtigung und das Gethue vor den Augen eines hohen Herrn? Wozu diese äußerlichen Lobesposaunen und Wohldienereien, diese Schmeichelworte und Weihrauchreden; wenn sie nicht aus einem echt patriotischen Herzen kommen? Wozu diese fabrikmäßigen Geburtstagsleitartikel, durch die ein ruhiger, treuer Diener des Vaterlandes sich doch nicht leiten läßt und vielleicht nur für den sogenannten Bürger 1. Classe Werth haben? Worte, Worte, nichts als Worte und keine That der inneren Gesinnung, nur Thaten äußerlicher Form, äußerer Eitelkeit, äußerer Ehre! Man gehe bei den sogenannten Bürgern 1. Classe, welche das Knallprotzenthum repräsentiren, von Haus zu Haus und forsche nach, ob sie das Portrait des hohen regierenden Herrn in ihrem Zimmer haben; das Resultat wird ein klägliches sein. Weiß zum Beispiel Dr. Hirth, der immer die Münchener Kunst als sein Paradepferd reitet, daß der Kunsthändler Aumüller von Hecht eine meisterhafte Originalradirung des hohen Herrn mit ungeheuren Kosten herausgab, ein Portrait von wahrhaft künstlerischer Schönheit, und daß von diesem herrlichen Blatte die Bürger 1. Classe auch nicht ein einziges Exemplar gekauft haben? Gehört es zu seiner ihm berufsmäßig angeflogenen Menschenkenntniß, daß er glaubt, der Bürger 2. Classe stände so niedrig, daß er zu dem Ausdruck treuer Gesinnung für den Landesherrn fort und fort nach demselben Schema erst angefeuert werden müße? Nein, es ist eine unerschütterliche Wahrheit, daß das Hochrufen derer, die nicht durch Wort und Schrift an des Thrones Stufen dringen, doppelt wiegt, schon deshalb doppelt, weil es wenigstens verdachtlos ist.

Der ist kein guter Bürger, der seine Mitbürger verdächtigt, er ist nur ein Sohn der bleichen Furcht, ein wandelndes Gespenst, welches schrecken möchte und doch statt Furcht zu erregen, nur den Muth Anderer herausfordert, zu rechter Zeit ein wahres Wort zu sprechen.

Was hat nun Hirth durch den ganzen Trödelplunder erreicht? Antwort: „Sprengung der Künstlergenossenschaft." „Du hast's erreicht, Octavio!" Und wodurch wurde es erreicht? Durch den Beunruhigungsbacillus! In ihrem Leitartikel: „Das Recht der öffentlichen Meinung" sagen die Münchener Nachrichten, wie man in den Zeitungsschreibern gern „die gewerbsmäßigen Störenfriede, die Züchter des Beunruhigungsbacillus" erblicke. Ja, es ist wahr, die Zeitungen schaffen Beunruhigung, und nicht genug, daß Dr. Hirth, dieser Durchschnittstypus von einem Litteraten, mit seiner Galläpfelgemüthsart das Publikum monatelang mit seinem Prozeß geelendet hat, er muß auch in Folge seiner Kassandrarufe noch Zeuge werden, wie sich ein Heer von Secessionisten aus der Genossenschaft ablöset, dem er sein Blatt und sein Placet leihen wird. Aber welchen Standpunkt Hirth in Zukunft auch immer einnehmen möge, sein Nimbus in Kunstsachen ist doch hin und kommt nicht wieder; denn nicht die Münchener, nicht die nationale Kunst ist sein Augapfel;

Digitized by Google

es war ihm nur um die Herrschaft in der Ausstellung mit ihrem Rumor zu thun. Einen „alten Soldaten der Feder“ nennt er sich; das mag wohl zutreffen. Aus langgedienten Soldaten werden meistens Briefträger, Steuereinnehmer, Schutzleute und Thorschreiber. Er ist ein ganz guter Steuereinnehmer; indem er auf die Presse als Melkkuh hinweist, meint er wohl das inserirende Publicum, und indem er immer wieder auf das Prestige Münchens als erste Kunststadt deutet, welches er allein habe bewahren wollen, er allein zu conserviren im stande sei, zeigt er sich als guter Schutzmann. Auch als Thorschreiber wird er sich in Zukunft noch besser bewähren, wenn er sich sorgfältig aufschreibt, daß die Münchener Kunsthändler den Münchener Künstlern bisher jährlich ca. eine Million*) Mark zugeführt und deshalb wohl mehr für die Erhaltung der Münchener Kunst gethan haben, als er. Es ist Ehrenpflicht, dies rückhaltlos anzuerkennen,

) Gegenüber den Verdächtigungen und Anfeindungen des Kunsthandels seitens der Hirth'schen Nachrichten weist Herr von Klenze, ein Ausschußmitglied der Künstlergenossenschaft in Nr. 75 der Allgem. Ztg. nach, daß die Thätigkeit der Münchener Kunsthändler eine für die Münchener Kunst bisher durchaus fruchtbare gewesen, durch die neueren Bestrebungen aber naturgemäß zu Gunsten der ausländischen Kunst im Rückgange begriffen sei. Er schreibt: Man hat gesagt, es sei die Lage nicht so schlecht; man habe doch 1891 im Glaspalast für 151 000 Mark Münchener Bilder verkauft. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Summe, welche noch 32 000 Mk. Staatseinkäufe enthält, geradezu ein Bettel ist für die Münchener Produktion. Wir wollen das an der Hand verlässiger Erhebungen über den Münchener Kunsthandel nachweisen. Die fünf größten Kunsthandlungen Münchens haben von 1878 — 1891 rund für 12 Millionen hier geschaffene Werke angekauft. Der durchschnittliche Ankauf beträgt also fast eine Million jährlich. In den letzten Jahren ist diese Summe aber rapid gefallen. Während jede der obigen Kunsthandlungen früher nur einige Tausende für fremde Bilder ausgab und Hunderttausende für Münchener, waren dieselben Firmen 1891 gezwungen, nahezu 45 Proc. ihres Einkaufs auf das Ausland zu verwenden.) Eine hiesige Kunsthandlung konnte in der ganzen Saison 1891 kein einziges Münchener Bild verkaufen! Der Ankauf fremder Bilder durch die fünf obengenannten Firmen betrug in runden Summen: 1888 100 000 Mk., 1889 120 000 Mk., 1890 100 000 Mk., 1891 200 000 Mk. Hier haben wir die praktische Folge der so oft von der extremen Kunstrichtung und einer gewissen Presse ausgegebenen Parole: „Wir Münchener können nichts; wir müssen erst trachten, vom Auslande durch ihre Bilder hier zu lernen.“ Diese „Selbsterkenntniß“ wurde natürlich von den Ausländern begierig aufgegriffen; man hat sie besonders in den amerikanischen Kunstzeitschriften häufig lesen können und die Folge war eine Discreditirung der Münchener Kunst. Nicht selten hörte man amerikanische Käufer sagen: „Wenn wir Franzosen kaufen wollen, gehen wir lieber nach Paris; nach München schicken sie gewiß nicht ihr Bestes und die Münchener versuchen gegenwärtig, den Franzosen blind nachzuahmen. Nachahmungen sind immer schlechter, also wozu nach München gehen?“ Einer der ersten Pariser Kunsthändler pries die Münchener Ausstellungen als höchst angenehm; er werde dort alle seine Ladenhüter um hohe Preise los. Ueber die hiesigen Prämiirungen haben die Franzosen selbst am meisten gespottet. Es kommt jetzt immer häufiger vor, daß ausländische Kunsthändler dem Künstler zur Bedingung machen, „München“ nicht auf ihr Bild zu schreiben.

* Die Kunsthandlung von F. A. Ackermann in München erwarb in den Jahren 1890—91 allein 378 französische und belgische Gemälde.

Digitized by Google

anstatt mit spuckender Verachtung die Nase zu rümpfen und zu behaupten, der Kunsthandel habe die Künstler seit Decennien bedrückt, geknechtet. Er weiß es aber nicht, wie der Kunsthandel oft aus besonderen Rücksichten höhere Preise zahlt, als sein Erlös sein wird, und daß der eigentliche Nutzen des Kunsthändlers oft an der Wand hängen bleibt, während dem Dr. Hirth die Rotationspresse, dank dem noch immer annoncirenden Publicum, jede Minute einige Ducaten speiet. Achtung vor dem Minderbegüterten, Achtung vor dem in der Plage des Lebens und der gesteigerten Concurrenz ehrlich ringenden Nebenmenschen!

Auch das ist ein Zeichen des Pessimismus unserer Tage, wenn man, wie Hirth, in einem Minderbegüterten eine niedere Creatur sieht. Das Streberthum, die Großmannssucht, die Ueberhebung, die Gewohnheitsphrase die Wichtigmacherei, die Selbstverherrlichung, finden in unserer hastenden Zeit, wo jeder mit seiner eigenen Arbeit genug zu schaffen hat, auf dem Jahrmarkt der Eitelkeit keinen Werth mehr, sie sind nur noch die Grundbedingungen des Größenwahns, unter dessen Flagge der Minderbegüterte zu marschiren keine Zeit hat. Möge Dr. Hirth vor allen diesen Dingen sich hüten! Wer seine Pflicht thut, redlich arbeitet, für die Seinen sorgt, der kann wenigstens beanspruchen, daß man ihn ungeschoren läßt, und daß er von übelwollenden Gesinnungen in der Presse unbelästigt bleibe. Sind wir nicht ohnehin genug belästigt in der friedlichen Ausübung des Berufs? Sind wir noch ganz frei in unserem Erwerb? Schaut nicht die alles verstaatlichende Controle in unsere Arbeitsräume, unsere Miethsräume und in unsere Geschäftsbücher? Stellen wir Bürger in unserem Berufe, ja in unserem Heim denn überhaupt noch viel mehr vor als eine bloße Nummer, die Controlnummer des Rentamtes, der Fatirung, die Zwangsnummer der Krankenversicherung und der von Jung und Alt verhaßten, ja verhöhnten Invalidenversicherung,*) die Nummer der Zwangszeugen, der Schöffen und Geschworenen, die Hausnummer der Bau- und Polizeibehörde, eine Nummer, die wir selbst auf dem Friedhof behalten, bis einst der Grabstein als verfallene Nummer ausgehoben wird? Das alles mag ja recht und gut sein; aber sind wir nun doch einmal nur wandelnde Garderobenummern im Beruf, im Staat, in der Gesellschaft, dann wollen wir uns doch wenigstens durch Ueberhebung und Bevormundung der Presse, durch unfreundliche Gesinnung unserer Nebenmenschen nicht zu einer Null zusammenquetschen lassen. Wer in der Stille Gutes wirkt, der verzichtet ja ohnehin auf Anerkennung und schafft sich ruhige Nerven und einen treuen Sinn. Hirth brauchte nervösen Lärm, und deshalb schuf er sich diesen Prozeß; das Drollige, was danebenher gespielt, hätte er sich ersparen sollen, damit das Publicum nicht an eine Vorstadtposse erinnert wurde.

*) Man kann allerdings der beste und treueste Bürger im Staate sein und doch in dem Alters- und Invalidenversicherungsgesetz eine Geißel für die Menschheit erblicken. (Die Herausgeber.)

Digitized by Google

Kunstkritik und Größenwahn.

Die Influenza hat im Laufe dieses Winters eine entschieden größere Herrschaft ausgeübt als die Kunst. Letztere legte sich, wie immer nach großen Ausstellungen in einen wahren Murmelthierschlaf und auch die Nachfrage nach Erzeugnissen der bildenden Kunst war eine dürftige. So kam es denn auch, daß die Kritik ihre Feder bei Seite legte, was beim zeitunglesenden Münchener Publicum als eine wahre Wohlthat empfunden wurde. Denn was zum Beispiel die Münchener Nachrichten an Kritik verzapfen, ist ja gottlob schon sprichwörtlich geworden, sie ist das absolute Nichts im Nichts. Und nichts in nichts geht nicht, das ist arithmetisch bewiesen. Man ist sich ja auch längst darüber einig, daß Dr. Hirth's Kunstverständniß gleich Null sein muß; denn daß er die kritischen Berichte seiner Zeitung einem jugendlichen Neuling anvertrauen muß, ist wohl das beste Selbstbekenntniß, daß er nichts versteht, sonst würde er dies Geschäft in eine der Münchener Kunst würdigere Hand legen. Man sagt zwar, daß das ungeschulte Kunstempfinden ein viel richtigeres Urtheil abgiebt als die Kunsthistoriker von Beruf es können, weil es unbefangener, mit reineren Sinnen in sich aufnimmt; aber in unserem kindlichen Reporter der Münchener Nachrichten haben wir es lediglich mit einem Nomenclator zu thun, der auf die blinde Verherrlichung von Kunstmißgeburten und Geschmacksverderbern gedrillt und dressirt ist, wobei man den „unverantwortlichen" Redacteur Hirth nicht zur Rechenschaft ziehen kann, wenn er unverantwortlich handelt; man nennt ihn deshalb auch scherzweise in Künstlerkreisen das fünfte Rad am Triumpfwagen der Münchener Kunst.

Wenn es einen Freistuhl gäbe, vor welchen man Kritiklosigkeit und blindes Uebelwollen führen könnte, so müßte die Münchener Künstlerschaft das Kunstfeuilleton der Münchener Nachrichten vor dieses Forum schleppen und es bezichtigen, daß es der Münchener Kunst den Strang um den Hals zu liefern im Begriff scheint. „Die Bank ist gespannt"! würde „Rembrandt als Erzieher" sagen. Aber unsere gesunden Künstler haben es gottlob längst verlernt nach der Pastoral-Symphonie der Münchener Nachrichten zu tanzen, welche letztere ihrer Kritiklosigkeit so gerne nach der Windrose berühmter Namen, nach der eleganten Salonlüge von Orden und Medaillen richten, und nun meinen: wer einmal die Goldplombe am Halse trägt, könne überhaupt nichts Mittelmäßiges mehr schaffen.

Mit der Treffsicherheit eines Sonntagsjägers hat sich der Leiter des Kunstfeuilleton der Münchener Nachrichten denn auch an ein neues sehr beachtenswerthes Kunstwerk herangewagt, an Fritz August von Kaulbach's Grablegung Christi. Er möchte so gerne alle seine Kunstkritiken in das

Digitized by Google

Gewand der Plauderei kleiden; aber das gelingt ihm nicht, er macht einen kunstkritischen Schnitzer über den andern. Dr. Hirth, der treffliche Minierer, der in so wohlthuender Weise monatelang geschwiegen, daß man an seine Rückzugskanonade zu glauben anfing, ließ in der Sylvesternummer der Münchener Nachrichten durch seinen dressirten Vorreiter das Bestreben verkünden, „die bekannte Selbstlosigkeit der Münchener Nachrichten werde es auch im neuen Jahre Jedem recht zu machen trachten.“ Das ist eine Riesenaufgabe! Wie viel Hirnschmalz muß ein Kunstkritiker besitzen, um es Jedem recht zu machen und von welcher Charaktergüte zeugt eine Kunstkritik, die es Jedem recht macht. Heißt es nicht von vornherein die Flinte in's Korn werfen und sich anschicken, jedem einzelnen Künstler die Lackstiefeln blank zu lecken? Der Servilismus ist immer ein schlechter Kritiker. Man sieht, die Kunstkritik der Münchener Nachrichten steht noch immer zwischen zwei Bündel Heu und weiß nicht, mit welchem von beiden sie es verderben darf; das Uhrwerk ihres Wachsfigurenkabinets war eine Zeit lang so angenehm zum Stillstand gebracht, jetzt scheint es wieder aufgezogen zu sein und läuft wie ein oberschlächtiges Wasserrad. Wenn aber die Discreditirung der Münchener Kunstkritik gleichbedeutend wäre mit ihrer Discreditirung der Münchener Kunst, dann dürften wir sofort getrost die Akademie und alle Ateliers schließen; denn etwas Sterileres, Langweiligeres und Kindlicheres als die Münchener Kunstkritik giebt es überhaupt nicht. Nach Beendigung des Ehrenkränkungsprozesses der Münchener Jahresausstellung gegen Dr. Hirth kündete letzterer in einem „Fasten-Hirthenbrief“ an, er werde nun wieder Kunstberichte bringen, leider hat er dies Versprechen schon gehalten mit einem Kunstvereinsbericht, der uns nichts bietet, als die bekannten Schlagwörter: intimer Reiz, plastische Formengebung, Emailglanz der Farbe, Klarheit des Halbdunkels, Einfachheit der Wirkung, Geschicklichkeit der Mache, positives Können ꝛc. Nun ist es wirklich gönnerhaft vornehm, wenn so ein Kindergemüth über ein neues großes Gemälde von Fritz August von Kaulbach glaubt mit 11 Zeilen hinwegschreiten zu können, anstatt dem Bilde entweder ein ganzes, eigenes Feuilleton zu widmen oder es lieber ganz todtzuschweigen. Aber diese Kritik muß in ihren wenigen Zeilen einen Gedanken zu Tage fördern, der so recht die ganze oberflächliche Kunstsalbaderei kennzeichnet; es heißt darin: „Je länger man dieses Bild betrachtet, desto mehr „sammelt sich der Blick“ auf der Hauptfigur, ein Akt wie seit langem nur wenige gemalt wurden in München.“ Ein schlechtes Deutsch mit schlechtem Kasus und schlechter Apposition, und außerdem eine irrige Behauptung; wir sahen bessere Christusgestalten. Und so etwas duldet der große unfehlbare Generalfeldzeugmeister der Kunst, Dr. Hirth in seinen Kunstfeuilletons!

Es ist wohl selbstverständlich, daß bei einer Kreuzigung oder Grablegung Christus immer die Hauptfigur, diesmal ist es aber nicht der Fall. Auch die stumpfsinnigste Kritik über Fritz August von Kaulbach's Grab-

Digitized by Google

legung sollte wenigstens eine sorgfältige sein. Das Bild zeigt seine Qualitäten sowohl in der Darstellung wie in seiner Wirkung. Anerkennenswerth ist zunächst, daß Kaulbach, der ja zu den feinsinnigsten Künstlern gehört, sich durchaus fern gehalten hat von dem Herkömmlichen, von einer Anlehnung an die Auffassung italienischer Meister, fern von ihren Darstellungen des gleichen Gegenstandes in so und so viel biblischen Geschichtsbildern oder Altargemälden, er hat sich nicht, wie die meisten seiner Vorgänger, ein modernes Grab gebildet, in welches man einen Sarg hinabsenkt, sondern er läßt den heiligen Leichnam nach jüdischer Satzung innerhalb der Arimathia'schen Felsenhöhlung flach auf den Erdboden legen. Wie die Leidtragenden dies auf dem Kaulbach'schen Bilde thun, ist ein Meisterstück von Empfindung und Poesie, da ist keine theatralische Pose wie auf so manchen Darstellungen der biblischen Geschichte, auch keine Anlehnung an Overbeck oder Fürich. Die Körperhaltung, Geste, Bewegung und die Ruhe des Augenblickes, in welcher Joseph von Arimathia eben die weißen Linnen zurückgeschlagen hat, sind wundervoll. Die Maria als Hauptperson in der Mitte des Bildes kniend und von Johannes im Augenblick des Schmerzes gestützt und beschützt, zeigt uns der Künstler, als eine Dulderin, die eben mit dem zurückgehaltenen Thränenstrom kämpft; auch sie hat in ihrem Antlitz nichts von jener Verzerrung so mancher Schmerzensmütter, welche den Eindruck eines solchen Bildes meistens durch zum Himmel schmachtende Blicke und erhobene Hände abschwächen. Als hervorragendste Figur erscheint uns Joseph von Arimathia, mit dem sympathischen Patriarchenkopf; er hält den Leichnam gestützt und blickt voll tiefer Rührung auf den Erlöser. Der Kopf des edeln Samariters ist voll Ausdruck, er wirkt auf den ersten Blick in seiner Erscheinung etwas zu mächtig im Verhältniß zum Kopf des Heilandes; aber bei längerer Betrachtung verliert es sich, es stört nicht. Durchaus sympathisch wirkt auch die Maria Magdalena. Man hat den Kaulbach'schen Mädchengestalten vielfach nachgesagt, daß sie geschlechtslos seien; das ist nicht bei allen, aber bei einigen der Fall, es fehlt ihnen die Leidenschaft, sie sind zuweilen etwas temperamentlose Damen. In dieser Magdalena aber, obgleich man deren Gesicht nicht sieht, weil sie am Fußende des Leichnams mit dem ganzen kleinen Mädchenkörper am Boden liegt, um die Füße des Heilandes mit ihren Thränen zu benetzen, mit ihren aufgelösten Haaren zu bedecken und daliegt wie ein vibrirendes Nervenbündel, sehen wir Leidenschaft und Herzeleid gepaart.

Als beste Figur erscheint uns Johannes, dessen Ausdruck in seinen Augen viel, viel mehr sagt, als die Feder niederzuschreiben vermag. Dagegen hätten wir den Heiland selbst etwas anders gewünscht; er erinnert uns ein wenig an Oberammergau, an Trikot, an einen Heldentenor. Der Leichnam aus Ludwig Loeffz's Pietà, hier richtig, natürlich nicht in sklavischer Nachahmung, aber auch nicht mit der so abstoßenden Stuck'schen Leichenstarre, verwerthet, würde das Bild zu einem Meisterstück

Digitized by Google

allererſten Ranges gemacht haben. Wir beklagen dieſen Mangel, ohne das Bild ſelbſt zu beklagen; es macht großen Eindruck und die Geſammtwirkung iſt eine vornehme. Man verlangt von einem Künſtler nicht allein Vornehmheit in ſeiner Kunſt, ſondern auch Vornehmheit der Geſinnung und des Charakters, beides iſt bethätigt und erfreulich, im hohen Grade erfreulich gegenüber den bibliſchen Zerr- und Schauergeſtalten Uhde's, der aus der Tantième des Mißfallens Kapital ſchlägt und vor deſſen Oelflecken von zweifelloſem Werth und zweifelloſer Häßlichkeit die Münchener Kunſtkritik convulſiviſche Krämpfe des Entzückens kriegt. Man hat Kaulbach zum Unterſchied von Fritz Uhde den *großen Fritz* genannt. Ja, malen kann er, der große Fritz, das muß man ihm laſſen; Uhde, der die Gemälde Kaulbach's mit blinzelnden Jurorenaugen anſieht, könnte von ihm lernen.

Hirth, der für die ſpecifiſch Münchener Kunſt und die Prärogative Münchens als Kunſtſtadt ſtets einzutreten vorgiebt, hat an dem herrlichen Gemälde Kaulbach's ſich die Gelegenheit entgehen laſſen, dieſes Heldenthum zu bethätigen, er ſah ſonſt *nichts* an dem Bilde, nicht die monumentale Wirkung, nicht die Kraft und Einfachheit der Farbe, nicht die koloſſale Sicherheit in der Zeichnung, nicht den klaſſiſchen Zug der Vornehmheit, ja, und was mit Hauptſache iſt, er ſah in dem Bilde nicht den Markſtein, den unſere moderne Kunſt den Auswüchſen der Unnatur entgegenzuſetzen noch im Stande iſt. Vielleicht ſchämte er ſich überhaupt einzugeſtehen, daß in München noch Leute ſind, die etwas können und nicht nöthig haben, bei ſeinen geprieſenen Ausländern in die Schule zu gehen. Was iſt ihm überhaupt die Kunſt und wie bethätigt er ſie in ſeinem Blatte? Mit einem Taktgefühl ohne gleichen plaudert er aus, daß der Staat noch unentſchloſſen ſei, ob er 40 oder 60,000 Mark für das Kaulbach'ſche Bild ausgeben ſolle; das iſt bezeichnend genug; die Kunſt iſt ihm nur Zweck, nur Klatſchkram. Wo bleibt die Würde einem Kunſtwerk gegenüber, deſſen Qualitäten er nach den Qualitäten des Staatsſäckels abſchätzt? Es liegt eine Barbarei darin, ſeinen Leſern den Werth eines Gemäldes lediglich in Zahlen vorzuführen. Uebrigens iſt es kein Wunder, wenn ſich des praktiſchen Journaliſten, der ja täglich ſein Quantum von ſich geben muß, eine Verſchwommenheit in Kunſtſachen bemächtigt; man wird bei Hirth's Kunſtexegeſe niemals innewerden, ob er eine Münchener, eine nationale oder eine ausländiſche Kunſt möchte. Oder will er die im Untergange begriffene, ſogenannte moderne Richtung? Wahrſcheinlich weiß er es ſelbſt nicht und lavirt im Trüben.

Was das Feuilleton der Neueſten Nachrichten ſonſt noch über die reiche Kunſtvereinsausſtellung ſagt, klingt wie eine blecherne Kindertrompete. Es iſt gar nicht zu ſagen, was den Leſern für ſchmackloſe Sätze und blöde Gedanken von unſern Kunſtkritikern von Beruf in faſt allen Zeitungen aufgetiſcht werden. Wenn man dergleichen lieſt und zuweilen auch auf

Digitized by Google

lichte Augenblicke des Kritikers zu stoßen pflegt, wird es einem beinahe hell im Kopfe. Wer mit Bewußtsein Unsinn schreibt, der will für arrogant gehalten sein. Ueber Albert Keller, der einige vortreffliche Studien ausgestellt und uns das nackte, empörend schöne Weib unter Anderem auch in seiner Rückenstellung zeigt, gestattet unser Münchener Kunstjüngling sich einen Kalauer, er sagt von Keller in Hinblick auf diese weibliche Rückenfigur: „Auch einer, der die Dinge nicht blos von vorne sieht, sondern auch das zu ergründen strebt, was dahinter steckt!“ Will denn Dr. Hirth durchaus nur noch als ein Bonmot von gestern angesehen werden? Unmöglich! Wir wollen diesen Scherz auch verzeihen, weil er am Carnevals-Dienstag gedruckt wurde; man muß auch Nachsicht üben können gegen Faschingswitze.

Die Gestalten unserer Impressionisten können niemals nach Canova oder Phidias gebildet sein; denn ihre Modells sind Grisetten, die ihre Korsetts und ihre engen Schuhe abgelegt und verschobene Fettpolster, schlappe Haut, Ueberbeine und krumme Zehen haben; Keller macht hierin eine rühmliche Ausnahme, er weiß sich vor dem zu hüten, was man das vermenschte Weib nennt, er zeigt uns den Weiberkörper stets in einer transparenten Anmuth, es ist, als ob die Grazien: Eleganz und Temperament, ihm diesmal an seiner Staffelei Gesellschaft leisteten; seine Studien und Skizzen sind in der Technik von brillanter Erscheinung, ein schöner, fleischfarbener nackter Weiberkörper auf gelbleuchtendem Hintergrunde hat eine überraschende Wirkung, wie wir sie bisher noch nicht oft zu beobachten Gelegenheit hatten. Ein Damenhüftbild, eine Odaliskin, mit über den Kopf erhobenen Armen, hat etwas Berückendes, der Ausdruck des Gesichtes zeigt Geist und Schönheit, es ist eine brillante Leistung. Wir sind kein Freund von Experimenten, aber der gute, brave und ernst genommen sein wollende Trübner hat wieder seinen ganzen Atelierreichthum in den Kunstverein geschleppt. Der Skatspieler sagt: „Er hat aus jedem Dorfe einen Hund,“ das heißt, von jeder Farbe ein paar Karten, aber keinen Trumpf. Das paßt auch auf Trübner. Er hat gewiß Anlagen, aber seine Manie für das Häßliche und sein Abscheu vor dem Schönen verleiten ihn zu Plumpheiten, und dabei ist er nicht einmal originell, sondern nur ein Mitglied des Ordens der Abgeschmackten, deren nur scheinbar feststehende Schule jetzt zu wanken beginnt. Er hat Fortschritte gemacht in landschaftlichen Phantasien, in einfachen Waldinterieurs und Baumstämmen und da, wo er ein ungekünsteltes, einfach wahres Menschenportrait hinsetzt, ist Trübner genießbar; in der Antike, in den Gliedmaßen der Weiber wird er steif und gebrechselt und in seinen hingehauenen figürlichen Skizzen zeigt er nur klobige Untermalung, es ist eine förmliche Requisitenkammer, was er uns wieder ausgekramt hat. Mögen unsere Künstler in der jetzt so beliebten Collectivausbeute ihres Ateliers etwas sorgfältiger mit gutem Geschmack vorgehen!

Digitized by Google

Warum nehmen Künstler, die sich mit Absonderlichkeiten herumbalgen, sich nicht Gabriel Max zum Vorbild? Er brachte uns die Seherin von Prevost, eine Mädchengestalt auf ihrem Lager, in der Hellseherei begriffen. So mancher unserer Geschmacksverderber würde aus diesem Sujet ein Zerrbild gemacht haben. Gabriel Max ist immer schön, auch dann noch, wenn es gilt, die Klippe der Bizarrerie und der krankhaft-nervösen Geisterseherei zu überwinden. Als schwachbrüstige Elemente, welche das wandelnde Zuchthaus und die Schwindsucht in die Ausstellung bringen, zeigten sich neuerdings Bieke mit einem zeisiggrünen Frauenzimmerportrait, in deren Antlitz der Künstler mit einer in Lilla gefallenen Palette ausgerutscht ist. Die Sorte zu kuriren, ist Menschenpflicht; aber sie ist nicht auszurotten, kommt doch das Uebel von oben. Böcklin brachte eine Herodias-Tochter, ein Weib von 50 Jahren mit einem unsagbar breiten Maul, man riecht den Knoblauch ordentlich, gerade so wie bei seiner Susanna im Bade, die wie eine nackte Commerzienräthin aus der Berliner Mischepoche das gerechte Entsetzen von Spree-Jerusalem hervorrief. Schikaneder, technisch geschickt, zeigt uns den „Mord im Hinterhause"; ein armes Scheuerweib oder ein Küchenbesen ist erschlagen und liegt blutend am Boden, die stupiden Hausgenossen stehen da und sehen sich den daliegenden Haufen Unglück an. Wann wird denn eigentlich die große Prämie für Gräßlichkeit einmal ausgeschrieben werden? Die Elendsmalerei, welche wirklich mehr Tröpfe als Köpfe aufzuweisen hat, brillirt jetzt in einem Bilde von Emil Neide in Königsberg, „Vitriol" nennt sich das Gemälde, welches durch einem Impressario durch die Welt herumgeführt werden soll. Es stellt einen Kürassierlieutenant dar, der eine junge Dame führt. Eine andere lauert im Versteck, um ihm mit einer Flasche Vitriol die Untreue zu lohnen Das Ganze ist als Kunstwerk keineswegs über das Mittelmaß des Schaffens erhaben, sichtlich auf „Sensation" berechnet und daher nicht erfreulich. Daß dergleichen Dinge dargestellt werden **können**, braucht nicht erst durch Herrn Neide erwiesen zu werden, daß ein künstlerischer und nicht blos ein geschäftlicher Antrieb ihm diese Aufgaben zuführt, müßte durch die Kunstart selbst erst erwiesen werden. Solche Bilder sind kein Kunstwerk mehr, sondern sensationelle Illustrationen aus dem Schwurgerichtssaal. Die Kunst geht nicht mehr nach Brod, sondern nach Tantièmen, und die Gemeinheit geht mit ihr durch; von Berlin wird das Signal dazu gegeben. —

H. Hendrich nennt sich ein Maler, der im Münchener Kunstverein eine Serie großer Bilder aus den Nibelungen, der nordischen Mythologie, auch „Christus auf dem Meere wandelnd," ausstellte. Er ließ sich von Berlin aus einen Geleitsbrief geben, in welchem man ihn als einen Pseudo-Böcklin verherrlicht, ein anderer Kunstreporter, ebenfalls mit Namen Hendrich, also wohl ein Verwandter, schrieb: Hendrich sei so etwas wie ein Unicum, eine sinnliche Natur mit üppigen Träumen behaftet, so etwas wie eine unnahbare Gottheit, — und was ist nun der ganze Zauber? Eine

Digitized by Google

roh gezimmerte Coulissenmalerei, von farbiger aber zeichnerisch unvollkommener, banaler Wirkung; alles schon einmal dagewesen, auf jedem Bilde eine Seeschlange, ein Drache, spukhaftes Meerleuchten, ein Geisterschiff, folglich muß der Künstler Böcklin verwandt sein. Sind schon solche Vergleiche eines neugebackenen Talentes mit einem großen Namen eine Albernheit, so sind sie doppelt beleidigend, wenn sie aus Berlin kommen, weil man weiß, wie leichtfertig man dort Scheingrößen züchtet. Hendrich hat weder eine Individualität, noch kann er überhaupt zu Böcklin auch nur heranriechen. Das Schiff des fliegenden Holländers, welches einem starkbemannten Lootsenboot begegnet, ist noch das Beste aus der großen Masse, der Gegenstand, der ja seine eigene Phantasterei hat, würde, allein ausgestellt, den Namen des Künstlers conservirt haben. Des Guten, oder besser des Schlechten zuviel auf einmal hat etwas Zerstörendes.

Auch Liebermann, der Concertmaler, malt, wie man uns aus Berlin schreibt, wieder drei Kühe im üppigen Grase schnobernd und von der Sonne grell beschienen; die Münchener Nachrichten bringen dazu folgende Beschreibung, bei der man an ein Bild für den Schulanschauungsunterricht erinnert wird: „Links in der Ecke, wo noch Bäume ragen, steht ganz im Schatten die Hüterin, mit der Gerte traumverloren spielend; die Gestalt schneidet tief in das Bild und wächst bis zum letzten Viertel der Höhe hinan, dadurch erhält die Landschaft etwas Großartiges und Weites.“ Der geehrte Leser und das Publicum wird sich nach dieser großartigen und traumverlorenen Kritik des Bildes ungefähr eine Vorstellung machen: eine Bäuerin, die tief in das Bild hineinschneidet, wodurch das Bild erweitert wird! Das ist eine Kritik, bei der man an ein Paar weit zugeschnittene Beinkleider denkt. Armer Liebermann, Gott schütze dich vor deinen Freunden, die dein Auftreten durch solchen Anschauungsunterricht präpariren! Wir aber denken dabei wieder an eine Momentphotographie, auf der man nur die Beine der Person, die Stämme der Bäume wahrnimmt. Wenn die Kunstkritik so recht ohne eigene innere Prüfung nachbetet, was die Augenblicksmode mit ihrer Blendlaterne beleuchtet, so ist es kein Wunder, wenn sie hier und da ein wirkliches Unheil anrichtet; das sehen wir an dem eclatanten Fall des Bonner Museums, welches unlängst Geld genug übrig hatte, um sich ein theures Bild von Benlliure zu erstehen, anstatt zunächst bei der deutsch-nationalen Kunst zu bleiben. Von diesem sonst ganz guten Künstler ist auch auf den Münchener Ausstellungen etwas zu viel Wesens gemacht worden. Die ungeheure Größe seiner figurenreichen Bilder verleitete Kritiker und Publicum, in ihm einen Mann des Tages zu wittern; es war ein ungeheurer Irrthum, und — sieh das Gute liegt so nah, das Bonner Museum brauchte wahrlich nicht ins Ausland zu gehen, Schinken giebt es überall, aber es giebt noch Besseres im Inlande, als ein durch die Presse auf kurze Zeit großgezogenes Zugpflaster. Unsere Kunstkritiker machen wirklich mehr Purzelbäume, als sie selber

Digitized by Google

glauben Museumsdirector Janitsch in Breslau schrieb in einer Kritik über das Siemiraszki'sche Gemälde „Phryne beim eleusischen Fest" mit allem Ernst, diese Phryne müsse vor den Augen des griechischen Publicums aus dem Meere auftauchen; also so ungefähr wie die Nixen im Rheingold. Armes Weib, wie soll sie denn als realistisches Wesen so lange unter dem Wasser Luft schöpfen, bis der Volksfestarrangeur von Eleusis das Zeichen zum Emportauchen giebt! Und dann platschnaß wie ein Pudel! Das erinnert doch an das Leipziger Volksfest der Fischerstecher, wo der Ulk nicht ausgeht. Schulte vom Brühl nennt sich der Feuilletonist des Wiesbadener Tageblattes, er giebt uns auch ein Beispiel, was unsere geistreisen Kritiker für findige Köpfe sind; er recensirt den vortrefflichen bei Bassermann in München erschienenen Roman „Argenis," der eine ganz einfache Umschlagvignette zeigt, ein junges Mädchen im klösterlichen Gewande darstellend. Die Zeichnung ist ohne alle Prätension von einem ganz jungen Künstler und in der zinkographischen Wiedergabe keineswegs eine Leistung hervorragender Art. Schulte vom Brühl aber entdeckt an dieser Gestalt „spirituelle" Hände (Sehr gut!), er findet sie durchgeistigt, nur van Dyck kann solche Hände malen, er findet sie mit beseeltem Pinsel modellirt; weniger in dem Gesicht des Figürchens als in den Händen wittert Schulte vom Brühl den großen Meister und ertheilt dem Verleger die Rüge, daß er es noch für nöthig gehalten, das ungraziöse Monogramm G. M. dabei zu setzen, um jedem Kundigen (!) zu verrathen, daß der Schöpfer dieser Vignette kein geringerer als Gabriel Max sei. Thatsächlich sind nun die Hände an diesem Figürchen das weniger Gute und die Initialen G. M. bedeuten die Firma G. Meisenbach, die das zinkographische Cliché herstellte. Die Zeichnung aber ist von einem jungen Manne, der wohl 'mal ein Gabriel Max werden möchte, vorläufig aber mit dem Verleger und uns darüber einig ist, daß Schulte vom Brühl ein ebenso findiger Kopf wie weiland Buchdrucker Johann Ballhorn von Lübeck und — was kein Verstand der Verständigen sieht — 2c. — —

Na ja, beruhigen wir uns dabei, daß es unter den Kunstkritikern von heute scharfsinnige Leute giebt, die zu jeder Zeit bereit sind, in einem auf dem ersten besten Hausboden verschimmelnden Van der Kruten einen van Dyck, einen Raphael oder einen Rembrandt zu entdecken.

Hier noch ein Wort über Stuck. Er brachte eine neue Radirung, „die Sinnlichkeit," sie stellt ein üppig geformtes nacktes Weib mit einer Schlange vor. Die stehende Figur reitet auf dem Reptil, das zwischen ihren Schenkeln in einer sich dickblähenden Masse emporquillt. Der Titel „Sinnlichkeit" ist Absicht, die Wirkung aber wie einer jener pompejanischen Hausthürgriffe, die man damals mit Vorliebe bildlich ebenso cynisch wie in absichtlicher Plastik zur Anschauung brachte. Die Figur mag einen kunstgewerblichen Zweck haben, einen ästhetischen Werth hat sie nicht.

Franz Stuck füllte neuerdings wieder einen ganzen Saal des

Digitized by Google

Münchener Kunstvereins mit Experimenten. Seine kleineren Atelierspielereien, zum geringsten Theil witzig, nicht immer geistreich, aber geistreich sein sollend, muthen uns nicht an. Es ist eine bizarre, bockbeinige Poesie, sehr gut gemeint, aber nicht originell. Wir wiederholen laut: wer mit Bewußtsein und Absicht originell erscheinen will, der ist manierirt; nur wer unbewußt originell ist, darf sich auf dieser eigenartigen Bahn bewegen. Von imponirender Wirkung ist sein größeres Gemälde Pietà. Maria am Leichnam des Herrn, das ist ein ernster großer Vorwurf, oft behandelt, vielfach mißverstanden und poesielos mißhandelt. Stuck zeigt uns den Vorgang in seiner ganzen ernsten klassischen Ruhe, es liegt in dem Gemälde eine kolossale Feierlichkeit und wir erklären es hiermit für das beste Bild, welches Stuck bis jetzt geschaffen; es ist frei von mätzchenhafter Frivolität, frei von aufdringlicher Pose; die Stimmung der Farbe erhöht die Stimmung des Beschauers, wir haben es hier mit einem wohldurchdachten Kunstwerk zu thun, dem wir einen Platz in der Hauskapelle eines reichen Mäcens wünschen. Es wird stets eine andachts- und weihevolle, feierliche Stimmung hervorrufen. Nichtsdestoweniger haben wir auch an dem Bilde etwas zu tadeln. Der starr wie auf einem Seciertisch liegende heilige Leichnam erinnert etwas zu sehr an die Anatomie, es ist ein Muskelpräparat, eine anatomische Wachsfigur, an der die Leichenstarre, obschon naturwahr, aber doch nicht schön zum Ausdruck gebracht ist. Außerdem ist der Leichnam eine starke Anlehnung an Ludwig Loefftz, um nicht zu sagen: sclavische Unterwerfung; auch die Maria zeigt einige Hinneigung zu modernen französischen Meistern, sie ist keine absolut neue Erscheinung, aber sie ist eine tiefrührende, dramatisch wirkende Gestalt; das Ganze ein Bild, dem man gerne und lange seine Aufmerksamkeit schenkt. Die übrigen kleineren Gemälde betrachten wir nur als Bijou, man läßt sie durch die Finger gleiten wie Berloques an einer Uhrkette, wie ein todtes Charivari, welches selbst brünstige Liebesscenen und stimmungsvolles Waldesdunkel nicht lebendiger zu machen im Stande sind. Wenn doch die Künstler wüßten, wie sehr ihre Kunst durch Mätzchen und Zerrbilder leidet. Man spricht von ihnen, ja, aber man bewundert sie nicht, man flaniert an ihnen vorüber, aber man nimmt sich keines mit, weder für sein Heim, noch für sein Gedächtniß. Zu obengenannter Radirung, „Die Sinnlichkeit", sehen wir jetzt auch als Gegenstück ein Weib mit einer um den Leib gewickelten Schlange. Er hat es „Die Sünde" betitelt. Nun hätte als Symbol der Sünde wohl die grün und gelb gefleckte, glattglänzende, züngelnde Schlange genügt; mußte aber ein nacktes Weib zu dieser Allegorie Gevatter stehen, so wäre wohl ein anmuthigeres, pikanteres Gesicht wünschenswerth gewesen mit schönen, verlockenden, blitzenden Augen und schönen Lippen wie Makart das so gut verstand; aber ein solches Weibsbild mit blöden Augen und vulgären Mienen ist kaum im Stande, eine Geschlechtssymphonie zwischen Mann und Weib hervorzurufen, sie ist eine uninteressante Person, mehr

Digitized by Google

geeignet, die Männerwelt von Sünde zu entwöhnen als dazu anzureizen.

Die Absicht, extravagante Dinge zur Schau zu bringen, zeigt sich überall, auch an den Cokottenbildern des van Beers, die eine Zeit lang ein großer Handelsartikel waren und von seinen Schülern imitirt wurden, sie wurden von reichen Amerikanerinnen hoch bezahlt und sind zum Theil doch sträflich langweilige, verzerrte Modedrahtfiguren, die wie die Gliederpuppen der Pariser großen Modemagazine mit geschminkten Wangen, Drahtbusen und fletschenden Zähnen den Passanten anlächeln. Aber alles hat seine Zeit, der Sensationserfolg, der den Größenwahn am schnellsten befruchtet, ist eine Blüthe unserer Zeit. Schließen wir unsere Betrachtungen mit dem Größenwahn, der wie der Vogel Pfau sein Gefieder spreizt, um eine Feder nach der anderen langsam zu verlieren, ohne es selber zu merken.

Der an Größenwahn Leidende verschafft sich meistens sein Vergnügen, das nur durch Ungerechtigkeit erreichbar ist. Die Geschichte bestätigt es, wie das moralische Gefühl keineswegs zu den Funktionen der Intelligenz gehört. Große Männer und Frauen besaßen oft so wenig davon, daß die Welt sich genöthigt sah, für sie eine besondere Moral zu erfinden, die in den von ihnen (z. B. Napoleon, Benvenuto, Cellini ꝛc.) öfters wiederholten fünf Worten ausgedrückt ist: „Dem Genie ist alles erlaubt.“

Georges Sand sagt: „Ich möchte die großen Männer nur im Plutarch sehen, da thun sie keinem mehr wehe. Man errichte ihnen Broncestatuen, aber man spreche nicht mehr von ihnen. So lange sie leben, sind sie verfolgungssüchtig, phantastisch, bitter, despotisch, schlechter gegen ihre Freunde, als gegen ihre Feinde und verwechseln in ihrer stolzen Verachtung den Wolf mit den Schafen.“

Speusippus murde in flagranti adulterio umgebracht, Anaxagoras verleugnete ein ihm anvertrautes Gut, Theognis schrieb treffliche Grundsätze über schönen Tod und vermachte alle seine Habe einer Buhlerin, während er seine Angehörigen enterbte, Lafontaine verließ Frau und Kinder, Stendhal haßte seinen Vater, Bulwer mißhandelte seine Frau schon in den ersten Tagen seiner Ehe, er biß und beschimpfte sie. Baco wandte seine ganze Beredsamkeit auf, um seinen ersten und wärmsten Wohlthäter, Essex, verurtheilen zu lassen, Napoleon I. Betragen gegen seine Frau und seine Brüder, und später gegen die Völkerschaften, die ihm vertrauten, ist das eines Mannes ohne sittliches Gefühl! Taine faßt die Diagnose über ihn in ein Wort: Er war ein Rottenführer! Friedrich der Große sagte: „Die Rache ist das Vergnügen der Götter; man könnte zufrieden sterben, wenn man seinen Feinden mehr Leides zugefügt, als man von ihnen erlitten hat. Es machte ihm eine wahre Freude, seine Freunde auf die moralische Folter zu spannen und bisweilen sie zu prügeln; wenn sich einer seiner Höflinge recht herausgeputzt hatte, so ließ er ihn mit Oel begießen; mit Voltaire feilschte er um Zucker und Chokolade und behielt ihm sein Geld zurück

Digitized by Google

(Macaulay). Voltaire entschädigte sich dadurch, daß er die Wachskerzen des königlichen Vorzimmers in die Tasche steckte. Byron schlug in Venedig seine geliebte Gondolière, die es ihm übrigens zurückgab. Corre erzählt von Jules Favre, er habe wiederholt Fälschungen in den Civilregistern aus habsüchtigem Grunde gemacht und sei dennoch als ehrlicher Mann gestorben. Wie lange Jahre trieb es nun gar Wilson, trotz freier Presse und bewahrte dabei seinen Ruf! Und des amerikanischen Generals Fremont nicht zu gedenken! Boulanger aber, der Spielball der Parteien, dessen Betrügereien noch im letzten Augenblick enthüllt wurden, bevor sein Ehrgeiz den Umsturz der französischen Republik zustande bringen konnte, und der Europa beinahe in den entsetzlichsten der Kriege verwickelt hätte, gehört wie jene zu den sogenannten geschützten Verbrechern, weil sie Genies.

Der Größenwahn wüthet auch in friedlichen Zeiten, z. B. an den Akademien oder Universitäts-Fakultäten; wer ihren Versammlungen beiwohnt, deren Redner, wenn auch nicht immer genial, so doch Gelehrte sind, der wird beobachten, daß der dort herrschende Geist der einer gegenseitigen Geringschätzung und vor allem gegen den Mann von Geist gerichtet ist Das jüngere Gelehrtenthum auf den Naturforscherversammlungen setzt sich z. B. vorwiegend aus Strebern zusammen. Es ist eine so gleichartige Empfindung, daß es keiner vorherigen Verabredung bedarf, es taucht ganz von selbst auf und währt ein ganzes Menschenleben lang. Wenn auch die Interessen, die Pflichten und die conventionelle Lüge, die glücklicherweise zur zweiten Natur geworden, solche Ausbrüche mildern und unterdrücken, so braucht man doch bloß die günstige Gelegenheit abzuwarten, um den Größenwahn in seiner ganzen Nacktheit und seiner traurigen Energie kennen zu lernen. Das Genie, und besonders der Künstler, verachtet alle Anderen und glaubt um so mehr das Recht zu haben, über Jedermann zu lachen, je weniger er selbst den Spott oder auch nur die Zumuthung einer leisen Kritik verträgt. Ja sogar durch das Anderen ertheilte Lob wird er beleidigt, so wie z. B. Chateaubriand über das Lob verdrießlich war, das man seinem Schuhmacher spendete. Es giebt Künstler, welche die Mängel ihrer Freunde bis zur Beleidigung übertreiben, durchhecheln und sich freuen, wenn deren Bilder nicht gleich verkauft werden; aber in Wuth ausbrechen, wenn man an ihnen selbst auch nur die leiseste Kritik übt. Aber auch unter den Kritikern wüthet die Influenza des Größenwahns; diese Leute leben nämlich meistens in dem Taumel, daß sie gefürchtete Menschen sind.

Ja, wenn ein solcher Kritiker wie z. B. Hirth nur wenigstens einen richtigen Donnerkeil im Munde führte, aber was er spricht, entspringt entweder einer blinden Berserkerwuth, einer ärgerlich kleinlichen Auffassung oder dem süßen Honigmunde, der dem Künstler oder dem Manne aus guter Familie schon bei Lebzeiten eine Biographie schreibt, nicht bedenkend, daß solche biographischen Denkmale leicht zu einem Nekrolog des also Gefeierten

Digitized by Google

werden können, zu einem Nekrolog auf Lebenszeit; denn diese Art Zeitungsreclame hat immer etwas Tödtendes, sie ist wie der Mehlthau, der sich auf die Blumen der Kunst niederläßt. Palas-Athene ist aus dem Haupte des Zeus, nicht aus kleinlichem Größenwahngeschwätz entsprungen. Aber trotz solcher Faustkämpfe werden echte Künstler sich immer noch ein gewisses Maß von Fröhlichkeit bewahren. Menschen mit gesundem Blut und gesunden Nerven haben auch ein gesundes körperliches und geistiges Empfinden; ein klarer ruhiger Geist voll Elasticität des Gedankens bedarf solcher hyper-hysterischen Kritiker nicht, ein gesunder Geist im gesunden Körper wandelt seine sichere Bahn, mäßig im Glück, geduldig im Leiden; was kümmert ihn schließlich das Baalspriesterthum der Geschmacklosen, Dinge, welche schon den Arzt, den Psychiater in der Wissenschaft mit Schauder und Mitleid erfüllen." Dergleichen brauchen wir uns doch nicht als tägliche Hausmannskost, für unseren Familientisch als geistige Kost vorsetzen zu lassen, nachdem die Gerichte von dictatorischen Kritikern präparirt sind! Durch die Theaterkritik ist es jetzt schon so weit gekommen, daß das Durchfallen eines Stückes dem Publicum eben so viel Vergnügen macht wie der Erfolg; daran sind die gewerbsmäßigen Kritiker schuld, die in ihrem Größenwahn sich mancherlei gestatten und das von ihnen gespendete Lob für unanfechtbar halten, die alles loben, wofür sie zum Souper eingeladen wurden; Hauptsache ist, zu wissen, daß das Souper besser ist als das aufgeführte Stück. Auch der seriöse Theaterkritiker ist im Stande Thränen der Rührung zu vergießen, wenn man ihm ein ordentliches Menu vorsetzt, liegt unter seiner elegant zusammengefalteten Serviette aber ein 50 Markschein, so war seit Euripides überhaupt noch kein Dramatiker, der so phänomenal zu dichten, zu schreiben weiß. Wer ist nun dabei das große Kapitalrindvieh, der Dichter oder der Kritiker? Ohne Zweifel der letztere, weil das kleinere Rindvieh hier das größere übertölpelt. Ist nun das Stück glücklich über die drei ersten Aufführungen hinüber, dann kommt Diner Nr. 2. „Sorgen Sie nur dafür, mein lieber Kritiker, daß an den Aufführungstagen nicht irgend etwas Sensationelles in die Zeitung kommt, was die Aufmerksamkeit ablenkt, kein Mord, kein Familienskandal, keine Banquierflucht, keine Entführung, kein Skandälchen bei Hofe, sonst geht mir keine Katz in mein Stück." Clique, Claque! Was gemacht werden kann wird gemacht! Der Kritiker steigt nie vor seinem Thron herab, wenn er auch schon längst die Dispositionsfähigkeit über sein Gehirn eingebüßt und nur noch Sinn hat für Trüffelpastete mit Roederer. Er schnäuzt sich und grunzt vor Vergnügen: Was ist dieser Autor doch für'n einziger Mann, gestern hat er schon nach dem 1. Akt hinter den Coulissen eine Pulle kalt stellen lassen, und dieser Dindon mit Champignon überwältigt auch den letzten Rest meines Gewissens! Und nun erst im Carneval, in den Fanfaren der Ballmusik glaubt er sein eigenes Loblied zu hören, welches das Lob des schon halb verzweifelnden Autors übertönt. Ja, ja, der Größen-

Digitized by Google

wahn! Auch der Kunstjobber genannt Theateragent hält sich immer noch für größer als der Autor, denn er ist es ja, der nur von seinem Thron herab auf den elektrischen Knopf seines Schreibtisches zu drücken braucht, um allen Provinzbühnen zu signalisiren wie der Durchschnittserfolg, der Lacherfolg, der Achtungserfolg einer Première zu einem werthvollen Börsenobject geworden. Auch der kleine Provinzschauspieler, den er an eine bedeutende Bühne gebracht hat, ist für ihn ein Börsenobject, er beschneidet ihm seine jährliche Gage mit 10% Abzug so lange er an dieser Bühne wirkt. Wo ist das antiseptische Mittelchen gegen diese übelriechende Fäulniß der Kunstjobberei?

Hören wir hier auch das Fragment einer Rede eines jener Künstler, die so recht in der modernen Geschmacklosigkeit mit Behagen herumwaten: „An unserer frischen und reinen Kunst muß die verlebte Kunst des 19ten Jahrhunderts sich erquicken und verjüngen," ruft er mit seiner von Alkohol angefeuchteten, heiseren Beredsamkeit, „wir müssen mit Unbefangenheit und innigem Glauben kühn den Schwamm ergreifen und mit einem Strich die bisherige Kunst auslöschen, hartköpfig vergessen, daß es einen Kaulbach, Makart ꝛc. gab," — und mit dem Daumen in der Luft breite Wischer drückend fährt er fort: — „streifen wir die Schlangenhaut ab, wir halten endlich die Wahrheit in Händen, die skizzirte, steifbeinige byzantinische Madonna auf Goldgrund sei unser Leitstern, mit der Harmlosigkeit eines Kindes müssen wir die Natur abschreiben, fort mit den Stubenlandschaftern und Salonmalern, das Kohlrübenfeld mit der umnebelten Sonne sei unser Ziel, ziehen wir alle die uns scheinbar an Talent überlegen waren in den Staub, und machen wir unsere Zeitgenossen durch eine cynische Verderbtheit einfach paff. Mit ein paar Brocken aus Schopenhauer und Darwin, die wir da und dort aufgeschnappt, liefern wir eine nebelhafte Theorie des Nihilismus, dann setzen wir uns gesellschaftlich in Respect und man wird uns nur noch mit einem Löffel anfassen!"

So dachte ein von Alkohol und Leinöl durchtränkter Kunstschwätzer und der Kunstfeuilletonist schwatzt ihm mit gleicher Beredsamkeit alles nach und hält sich für den größeren von beiden. Ach, der vertrauliche Verkehr mit einem großen Mann wirkt auf die Länge so ermüdend! Er spricht in seinem Größenwahn immer nur von sich und kümmert sich nicht um das, was andere interessirt!

Erfolg führt zum Größenwahn, der Größenwahn zum Protzenthum, das Protzenthum zur Brutalität, die Brutalität zur Niederlage.

Manche Künstler freilich brauchen diesen Kreislauf nicht durchzumachen, sie gelangen auf kürzerem Wege zur Niederlage, ihr Fehler ist Jugend und Unerfahrenheit. Die Künstler-Jugend ist ebenso anmaßend als unwissend; der kunstgeschraubte Jüngling geht in die Gesellschaft von Damen, welche den großen Mann in ihm bewundern. Liefert er zur nächsten Ausstellung ein Bild, mit dem sich die Kritik beschäftigt, dann ist alles gut, man kennt

Digitized by Google

seine Befähigung, er wird gelobt, dafür kann er sich dann später erlauben, recht schlechte Sachen zu malen; es schadet nichts, denn sein Name ist ja bekannt, man vergißt ihn nicht. So meint er nämlich. Sein Name aber wird zusammen genannt mit den Namen vieler anderer Unbekannter, aus deren Mitte man später die Directoren der Provinzmuseen, die Zeichenlehrer an den Schulen wählt; dann sind sie vergessen. Wer kann sich auch all die Namen merken! Der Vergessene erinnert sich dann nach seiner Niederlage der Worte seines alten Professors, der ihm einst sagte: „Ihr habt keine Ehrfurcht mehr vor der Kunst, die alten Traditionen von gewissenhafter Arbeit sind verschwunden; wer denkt heute noch daran, eine Gestalt fest anzulegen oder gewissenhaft zu zeichnen? Bah, ihr habt ja auch gar keine Zeit dazu! Ihr seid eurer gar Viele und müßt euch beeilen, zu gefallen, und da das Publicum nichts versteht, und in dieser Konkurrenz im Farbenhandel demjenigen den Preis ertheilt, der am stärksten aufträgt, so drängt und stoßt ihr euch und kämpft darum, wer mit seiner Palette am meisten Spektakel machen kann. Dann malt ihr „chic“, wie ihr es in eurem hübschen Jargon nennt, das heißt, macht alles ohne Modell, aus der Erinnerung, aber ohne Phantasie. Natur? Warum? Zeichnung? Spaß! . . . .“

Er ist ein Vergessener, ein Lebendigbegrabener.

Moderne Mißgeburten, Schmeißfliegen, Bettelsänger und Schnapsbudenrhapsoden.

Rembrandt-Langbehn als Lyriker.

Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ ist unter die Poeten gegangen, und zwar gleich unter die schiffbrüchigen. Er hat uns verflossene Weihnacht einen Lebkuchenteller voll erotisch-elegisch-kalospintochromatischer Knallbonbons mit modernsten Versen gebracht, bei denen man im Zweifel sein kann, ob sie von Schulmeister Bacherl sel. Angedenkens oder von Aujuste Piepmatz geb. Käsebier verfaßt sind. Der gemischte Salat rembrandtesken Gedankenkleins wird hier zu einem Tollkirschenblatt, ein solches liegt auch symbolisch, halbverwelkt und einsam auf dem Einband als Buchbinderpressung, ein sich selbst gepflücktes Lorbeerblatt ist es jedenfalls nicht. Da diese „40 Lieder von einem Deutschen“ nur eine Mark kosten, so kann man sie nicht eine Brandschatzung des Publicums nennen, wohl aber sind sie eine Brandschatzung unserer knappgemessenen Zeit. Einige dieser Gedichte sind der typographischen Abwechselung halber in schiefer Ebene gesetzt und gedruckt, und stammbuchartig nehmen alle Ergüsse nur eine Seite ein, die Rückseite blieb unbedruckt, eine Verschwen-

Digitized by Google

dung, welche das querköpfige Werk voluminöser erscheinen lassen soll. Leer wie diese Rückseiten und schief wie der Satz sind die darin niedergelegten Gedanken. Anfangs behauptete man, diese spritzgebackene Lyrik sei ein geistiges Explosivgeschoß der bekannten Friederike Kempner oder von irgend einem Schelm verfaßt, der sich unter dem Pseudonym Langbehn's über den „Rembrandt-Erzieher" lustig macht; doch nein, Langbehn will durchaus ernst genommen sein, obgleich er weiß, daß er nur noch von der humoristischen Seite genommen werden kann. Es giebt Autoren, welche die Zeit nicht abwarten können, wo sie sich selbst die letzte Schaufel Erde auf ihr Schriftstellergrab geworfen haben werden. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft in Dresden wurden diese 40 Lieder confiscirt; warum, weiß man noch nicht. Einige behaupten, daß alles gut sein müsse, was die Behörde verbietet, diesmal hat sie entschieden ein gutes Werk gethan. Der geistreiche Fritz Mauthner, dessen Büchlein: „Nach berühmten Mustern" noch nicht vergessen, treibt denn auch mit diesem „Rembrandt-Erzieher" und seinem lyrischen Quark einen Schabernack, der gleich einer Harlekinspeitsche im Carneval seine drollige Wirkung nicht versagt. Mauthner sagt: Langbehn's Kenntnisse (als Rembrand-Erzieher) sind gerade groß genug, um die Halbgebildeten aufzurütteln; denn nur diesen dankt er seinen Erfolg. Um bahnbrechend und reformatorisch zu wirken, müßte der künftige Erzieher des deutschen Volkes etwas höher stehen als Herr Langbehn, er müßte das ganze Wissen seiner Zeit beherrschen, um es verachten zu können. Nur ein Herrscher, nur ein Fürst darf sich solche productive Verachtung leisten. Solche Kerls waren Luther, Lessing, Bismarck, welche denn auch die Scholastik, die Aesthetik und die Politik in die Tasche steckten. Wer ihnen nur abgeguckt hat, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, der kann wohl von ihnen einmal zur Tafel geladen werden, damit er ihre Tischreden sammele, und wenn er sich als Reformator verkleidet, so kann die Maskerade eine Zeit lang belustigen; aber der Carnevalscherz hört auf, wenn der Ernst beginnt: Fastnacht ist Dienstag, würde Langbehn sagen. Bevor nun Mauthner auf den entgleisten Lyriker Langbehn zu sprechen kommt, parodirt er zuvor seinen Rembrandt-Stil: „Rembrandt ist ein undeutscher Maler. Schon der Name weist nach Italien. Römischer Brand, Riesenbrand, zu unterscheiden von deutschem Durst. Rembrandt, eine Maske, hinter welcher sich ein Proteus verbirgt, der Langbehn heißt. Langbehn aber, niederdeutsch Langbeen, weist ebenfalls nach Italien, also nach Rembrandt, der ein Römer war. Lange Beine sind ohne langen Bart nicht zu denken. Karl der Dicke hatte kurze Beine, von seinem langen Barte schweigt die Geschichte, schweigen Herodot, Tacitus und der unwissende Mommsen. Andreas Hofer, der es nicht weit hatte nach Italien und zu Rembrandt, hatte lange Beine und einen langen Bart. Er war innerlich ein Langobarde wie Langbehn, wie Rembrandt. Also der Zug muß nach Süden gehen. Man denke nur an den Handelsvertrag; nebenbei kamen im Mittel-

Digitized by Google

alter Handel und Contracte von Italien zu uns, jetzt umgekehrt. Die Weltgeschichte schraubt zurück. Der Geist der Geschichte ist eine verdrehte Schraube. Jetzt schraubt man schon alles, sogar mich. Also nach Süden. Die Magnetnadel muß fortan nach Süden zeigen, und wenn man den Nordpol den Südpol nennen müßte. Die Niederlande werden einmal ersaufen. Man verbündet sich nicht mit einer Wasserleiche. Das deutsche Centrum ist Rom. Und sollte auch Italien einmal ersaufen, so bleiben wir durch die Alpen geschützt. Alpines. Der Nordabhang der Alpen ist Goethe, der Oberrhein, Frankfurt. Der Südabhang der Alpen ist Rembrandt, Kastanienwälder, das Dunkel, wenigstens bei Nacht. Im Hospiz vom St. Gotthardt reichen sich Goethe und Rembrandt die linken Hände. Rechte haben sie nicht. Oben stehen die Pfützen und wissen nicht, ob sie nach Norden oder nach Süden fließen sollen. Versumpfung und Unentschlossenheit. Sie müßten nach Süden, nach Rom. Dort lebten Rembrandt, Langbehn, Tischbein. Tischbein ist ein römisch-deutsches Wort. Auch Stuhlbein ist südlich. Stuhlbein ist subjektiv in meiner Hand und objektiv am Schädel des anderen. Der Subjektivismus wird Altuismus, und die Welt wird erlöst durch das südliche Stuhlbein im italienischen Stiefel, also durch Rembrandt. Auch Rembrandt ist Stiefel, der südliche Berliner sagt Stiesel. Man achte nur auf den Klang. Ein Professor leugnet den Gleichklang, natürliches Ohr hört aus Stiefel und Rembrandt dieselben Laute."

Die 40 Lieder des Rembrandtomanen muthen uns an wie die poetischen Ergüsse einer gebildeten Köchin, zuweilen finden sich auch Anklänge darin an den alten seligen Schartenmeier aus den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten." Das ist noch das Beste daran, wenn überhaupt etwas Gutes daran ist. Gut ist für den Verfasser, daß es gedankenlose Leser giebt, die in dieser reimlosen, ästhetischen Duselei den Dusel nicht erkennen; ach es ist ja so leicht geistreich zu scheinen; wenn man keine Faser Humor im Leibe hat. Wer zu analysiren gewohnt ist, findet in diesen Liedern mehr Fusel als Dusel. Dieser Rembrandt-Langbehn muthet seinen Lesern u. a. zu, daß sie sich für seine subjectiven, erotischen Lustgefühle interessiren. Seine Gedichte sind nämlich zum Theil männlichen, zum Theil weiblichen Geschlechtes, zuweilen auch beides, nämlich Zwitterbildungen. Dabei unglaublich albern und schamlos nach Noten. Commune heißt, was einem Mann und einer Frau passiren kann, und, was man nicht combiniren kann, das sieht man als ein Neutrum an. Auch nicht ein einziger guter, geschweige denn ein dichterisch groß empfundener Gedanke, lauter Schwatzbeutelei ohne Geist und Moral, Ungereimtheiten, daß einem die Haare zu Berge stehen! Wie heißt? Moral! die steht ja nicht mehr auf der Tagesordnung des fin de siècle.

Der Nektar der Poesie wird uns nicht mehr in güldener Schale gereicht, sondern in einem ganz besonders ordinären Gefäß muthet man uns

Digitized by Google

die duftende Sauce der Afterschmiererei zu. Ihr könnt es an seiner Leier riechen:

Schön ist wer zu der klingenden Welt
Regt die tanzenden Beine —

Also jeder, der das Tanzbein schwingen kann ist absolut schön, gleichviel, ob es ein Krüppel, ein altes Fischweib, eine Megäre aus einer Dresdener Vorstadtspelunke ist.

Seele tauchet in Seele sich
Und es stocken die Adern. —

Er sagt nicht, ob er die goldene, oder die große Kranzschlagader meint, vielleicht meint er seine dichterische Ader bei dieser Seelentaucherei.

Ewigkeiten begegnen sich,
Wenn sich Lebendige treffen.

Also wenn z. B. die Bewohner des Dresdener zoologischen Gartens sich ein Rendezvous geben, so ist die Ewigkeit erfüllt! Mit einer Anleihe an Wagner's Pilgerchor singt er:

So drückt mich wohl der Sünden Last.

und dann geht es erleichtert auf der schiefen Ebene weiter:

In des Liebchens nächtlicher Kammer
Schlief ich jüngst, aber nicht allein
Ich verstummte, doch meine — Glieder
Sprachen mehr als je der Mund vermag.

Sehr gut! Der Mund des Rembrandtomanen, der so viel gesprochen, muß vor seinen Gliedern verstummen; was müssen das für rasselnde Glieder sein! Im nächsten Liede singt er von „lispelnden Geschwistern, die ihm in's Auge flüstern." In einem Gedichte „das Opfer" — „erharrt das Rind dem Gotte sich zu weihn." Wer hätte jemals von einem Rindvieh gehört, das als Schlachtthier sich weiht. Im Schlachtlied heißt es:

Greife, du Rechte, zur linken dann; (Semikolon!)
Hebe das Schwert empor.

Du Schwert an meiner Linken! das heißt doch Körner übertrumpfen. Dann heißt es weiter:

Was gehst du dort im Mondschein
Durch Lorberbäume hin?

Dieses „hin" erinnert so recht an die unterste Bank einer niedersächsischen Mädchenschule. Jeder Andere, der nur halbwegs poetisch denken will, würde doch einfach sagen: „Was wandelst Du im Mondenschein durch jenen Lorbeerhain!"

Aber nein, dieses „hin" muß sein:

Meine Blicke sinken
Auf die Erde hin

Man fühlt ordentlich die Ohnmacht, mit welcher auch der Dichter

Digitized by Google

hin sinkt. Warum denn nicht einfach und schön: „Meine Blicke senken auf die Erde sich.“ —? Rembrandt-Langbehn sollte auch wissen, daß zur Zeit als man Jünglinge dem Götzen opferte, es noch keine Pfaffen gab. Ein Mittelding zwischen Bonbonvers und Kinderstammbuchreim geben folgende Strophen:

„Schön muß es in Smyrna sein!
Datteln, Wachteln, Trauben, Wein,
Gluthgeäugte Griechenkinder
Breitgestirnte, fromme Rinder (Schiller!)

Ein frommes Rindvieh! Schiller sagt beinah so schön: „Breitgestirnte, glatte Scharen“ —. Warum aber denn nach Smyrna, um Wachteln, Trauben und Wein zu genießen? Die kann man ja auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden auch haben, es braucht ja nicht gleich „Loschwitzer Schattenseite“ zu sein! Datteln giebts auf jedem Dresdener Weihnachtsmarkt und Griechenkinder, die ihr Hemd gegen Flöhe mit Speck einreiben, kann man auch mehr in der Nähe haben, man braucht nicht erst nach Smyrna abzudampfen, wo die Bevölkerung vorwiegend aus Türken, Juden und Engländern besteht. Der Rembrandtomane würde in Prosa etwa wie folgt stilisiren: „Smyrna ist das türkische Venedig und Venedig das italienische Albion. In beiden wohnt die Miß. Siehe Hôtel Grünewald. Auf dem Markusplatz reichen Byzanz und England sich die Hand. Siehe Shylock. Mit Dandolo kam die Republik in's Fahrwasser, mit Rembrandt die Stallfütterung. Dogenpalast und Westminster sind die Stützpunkte, auf welchen beide je mit einem Beine stehen, Entfernung bewirkt Annäherung. Shakespeare ist deutscher Kaiser, Wagner ist empereur. Mit der Feige in Smyrna wächst die Warze des deutschen Gelehrtenthums. Siehe Runzeln.“

Langbehn scheint von der Welt noch nicht viel gesehen zu haben, sonst würde er finden, daß es sich zum Beispiel an der Riviera, auf Corsika, auf Capri oder Corfu auch ganz gut leben läßt, ohne das fade Fleisch der Wachteln essen zu brauchen, oder sich von tollen Schakals, die in Smyrna bekanntlich etwas unangenehm sind, zerreißen zu lassen. Aber er läßt nicht locker, zwar kannte er Smyrna gar nicht, sonst würde er ja nicht im Ton bloßer Muthmaßung singen! „Schön muß es in Smyrna sein!“ — und dennoch schließt er mit dem kategorischen Imperativ:

Lande liebe lebe dort (ohne Kommata!)
An dem allerschönsten Ort.

„Schwubs, man trug den Leichnam fort,“ würde Schartenmeyer noch hinzugesetzt haben. Nach dem alten Studentenliede: „In die Kneipen laufen und das Geld versaufen,“ — geht es dann weiter:

An dem Wasserfluthen, wohnen jene guten
Weiber, die den Männern Schönes thun
O, wie lieblich ist es, Freund, ihr selber wißt es,

Digitized by Google

Sich an solchen Brüsten auszuruhn
Wonneblick und Küsse, zärtlichste Genüsse
Geben sie mit voller Hand euch hin. —

Hast du, lieber Leser, schon mal einen sogenannten Wonneblick aus der sogenannten vollen Hand empfangen? Denkt man dabei nicht an unwillkürlich eine klatschende Ohrfeige? Damit es uns aber an den Wasserfluthen der Weiber nicht gar zu wässerig werde, zündet er uns ein kleines allerliebstes Fegefeuer an; der Chor der Verdammten singt:

Was dort wir gehandelt, das büßen wir hier —

Hieße es: „Wie dort wir gehandelt, so büßen wir hier," dann würde man weniger an einen Band- oder Kleiderjuden dabei denken. Ferner:

Blitze suchen sich Wege durch Wälder und Meer.

Na, ein Blitz, der lange suchen muß, wird wohl etwas lange dauern, Schiller belehrt uns doch eines Besseren: „Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl."

Dann fordert er uns begeistert auf, die Liebe und den Wein zu singen. Das geht nicht. Ein Lied kann man singen, aber Liebe und Wein kann man nur genießen. Bitte um den Dativ!

Auf die Frage: „Was überstrahlt den Demant, was ist noch flüchtiger als der Wellen Tanz?" hat Langbehn die Antwort: „Es ist der Tropfen, der das Bild der Sonne, Himmel und Erde wiederspiegelt." Also ein ganz einfacher, netter, glitzernder Thautropfen, der blitzend an einem Halme hängt und so viel Zeit hat, Sonne, Himmel, Erde wiederzuspiegeln und erfahrungsgemäß eine gute halbe Stunde und noch länger daran hängen bleiben kann, ein solcher Thautropfen soll flüchtiger als der Wellen Tanz sein! Hast du, lieber Leser, schon mal einen schwatzhafteren Vergleich gehört, als diesen? Man darf von solcher Paralogie wahrlich auf das Irrereden im „Rembrandt als Erzieher" schließen.

Aber geradezu empörend ist das Gedicht: „Muskel". Wir geben es nicht wieder, es ist ein Priapcultus, eine unzüchtige Verherrlichung des Phallos, auf welche auf Gymnasien mindestens Karzerstrafe stehen würde. Auch das Lied „Hochzeitsnacht" zeugt von einer frechen Absichtlichkeit auf Kosten des Decorum, Absatz und Geschäft mit diesem blödsinnigen Buche zu machen. Eine solche detaillirte Beschreibung dessen, was wir als Heiligthum mit einem Schleier umgeben, hat noch kein Dichter gewagt, Langbehn will ferner den Leser glauben machen, daß in jeder Hochzeitsnacht ein Dritter zugegen sei; denn pathetisch hebt er im ersten Verse an:

Siehst du den Bräutigam dort ruhn
Auf weichgethürmtem Pfühl?

und so weiter —

Lassen wir unser Rembrandtwaschweib allein bei dem Bräutigam bis zum letzten Verse:

Digitized by Google

„Des Werdens Strom ergießt der Mann
In seines Weibes Schoß,
Und neues Leben ringt sich dann
Aus ihrem Leibe los.

Gottstrambach! Das ist schon der Gipfel der Geschmacklosigkeit und Albernheit. Ein Geschäft also, zu welchem jedes eierlegende Vögelchen, jedes Insekt seine bestimmte Zeit braucht, das geht bei Rembrandt-Langbehn per Extrapost mit der Geschwindigkeit von Null, Komma, Fünf, welche nach Belachini und Bosko bekanntlich keine Hexerei ist. Was will nun dieser sonderbare Schwärmer mit diesen vierzig in Drehorgelmusik gesetzten Liedern, die keine Spur von Vornehmheit des Gedankens, keine Anmuth des Geistes, keine Frische und Reinheit in der Süßigkeit der Erotik haben. Wollte er uns mit diesen ersten Früchten seiner Lyrik zeigen, daß nach dem Sprichwort die ersten Pflaumen immer madig sind? Nein, er wollte sich nur des noch übrig gebliebenen Nimbus, der von seinem „Rembrandt als Erzieher" noch an ihm haftet, gänzlich entkleiden, wie Einer, der sein letztes Hemde auszieht. Wahrlich, es gehört schon ein kolossaler Dünkel dazu, dem deutschen Geist und Sinn eine solche blecherne Poesie aufzutischen, und das geschah mitten im Setzerstreik, wo doch die wenigen Hände unserer Gutenbergjünger besseres zu thun hatten, als eine wurmstichige Leier zu umwinden mit einem bizarren Buch, welches in seiner Gesammtheit nichts anderes ist, als ein einziger großer Druckfehler. Wir empfehlen dem Rembrandtschwätzer in einer etwaigen neuen Auflage folgende Verse noch mit zum Abdruck zu bringen:

Himalaya's Brunnen rauschen,
An dem Ganges zieht die Kuh,
Könnt ich Beatricen lauschen,
Unser Omnibus bist Du!

Elephantenweibchen ritzen
Sich ihr Ohr am Senegal,
Ich allein muß ewig sitzen
In Apollo's Hundestall.

Gräßlich schlägt das Gnu die Harfe,
Ceylon's Frauen zittern sehr,
Pietsch reißt ab sich seine Larve,
Lohengrin, er mag nicht mehr.

Und auch ich muß einsam trauern,
Pegasus, er brach das G'nick,
Meine Verse thun mich dauern,
Kinder, welch' ein Riesenglück!

Digitized by Google

Ein liliengekrönter Dichter.

Neuerdings haben die Modernen es versucht, einen neuen Afterdichter aus dem Froschsumpf ihrer Litteratur herauszukitzeln. Detlev Freiherr von Liliencron nennt sich der gemüthliche Onkel, der mit den Fröschen um die Wette sein monotones „Quack, Quack" und „Brekkekek" anstimmt. Er ist ein Landsmann unseres Klaus Groth. Das ist aber auch alles, was er mit diesem Dithmarschener Dichter gemein hat; denn für uns ist er nichts als ein holsteinischer Gutsbesitzer, der seinen Freunden bei Schnaps und Rothspon seine neuesten Sumpfextracte vorliest. Wir glauben, unserm Baron Detlev ein großes Lob zu zollen, wenn wir ihn für einen ganz guten Gelegenheitsimprovisator dritter Güte erklären; denn um einen Reim ist dieser Froschpohlansiedler nicht in Verlegenheit: er reimt: „dahinflitzen" auf „blitzen", — „schmetterlingt" auf „springt" — „Kratzehark" auf „Park" 2c. Er entschuldigt dies denn auch mit genialer Nonchalanz, indem er seine zersprungene Harfe ausklingen läßt mit folgendem kolossal empfundenen Verse:

„Der Reim darf nie geniren, wie die Katze
Zierlich mit dem gefangnen Mäuschen spielt,
Spielt auch der Dichter bei der Reimeshatze.
Besser wohl der Vergleich, er schiebt und zielt
Wie die Maschine auf dem Bahnhofsplatze
Rangirt, bis alles seinen Stand erhielt.

Man sieht, Liliencron hat einen ganzen Protzkasten voll Wörter in Reserve und probirt sie, wo es möglich oder unmöglich, wie die Steine eines Geduldspiels aneinander. Weiter meditirt er:

Und doch wer sehnt sich nicht
Einmal der Weltenwirrniß fortzulaufen
Um sich im Dichtergarten zu verschnaufen.

Semikolon, Kolon, Interjections- und Anführungszeichen kennt unser Onkel in Holstein nicht, nach Klaus Groth hat er sich auch nicht gebildet, sonst käme doch mal etwas wie Gemüth zum Vorschein. Aber seinen Schiller weiß er anzupumpen und ihn zu übertrumpfen, er sagt:

Was ist die Liebe? Nur ein einziger Tag
Gelebt, gejauchzt, gerast im Paradiese
Dann folgen Bitternisse Schlag auf Schlag.

Man lebt einen Tag im Accusativ, aber nicht im Nominativ, und diese Bitternisse, von denen er spricht, sind wohl eine Anspielung auf „Englisch-Bitter" oder der physische Kater nach dem Genuß und der Moralkater nach einem übereilt gedruckten, mißlungenen Knittelvers. „Bitternisse Schlag auf Schlag." Wer denkt dabei nicht an Magenbitter und Zungenschlag! Sein Landgut in Holstein nennt er Poggfred, er besingt den Froschpohl (hochdeutsch Froschpfuhl) vor seinem Hause und sagt von den Fröschen:

Digitized by Google

Es stört sie Keiner nicht und still ist's dort
Daß neulich, drollig, ich, daß einen Hasen
Ich hinter Krähen sah auf Tod und Mord.

Ein Hase, der auf Krähen Jagd macht, ist eine poetische Licenz, die dieser Schiller-Redivivus sich um so eher erlauben darf, wenn er es in einem so holpernden und stolpernden Satz thut. Es gehören schon 100 Kilo Größenwahn dazu, um dergleichen gedruckt in die Oeffentlichkeit zu bringen. Als Lebkuchendichter oder Bonbon- und Grabversfabrikant für elegische Köchinnen, die sich ein Lebkuchenherz auf dem Wandsbecker Jahrmarkt kaufen, hat er aber ganz entschieden Beruf. Blühender Blödsinn, hirnverworrenes Zeug sind seine Froschpohlgedichte, doch stören wir ihn nicht, erfüllen wir seinen Wunsch, den er selber bittend vorträgt, mit folgender Irrenhausstrophe:

Nur keine Störung weiter, nun Bataille,
Der Tuben Schreckenston. (Punkt.) Von meinem Fenster
Seh eine Straße ich, glaubt's mir auf Taille
Ein Höhenzug, ein abendglanzbeglänzter
Wasch ich den Reim auch aus in meiner Valse (Fragezeichen!)
Von blassen Cirkuswölkchen ein bekränzter
Liegt vor mir den von mir zwei Meilen trennen (Komma!)
Des Heerwegs Bäume sind kaum zu erkennen.

Aber wir erkennen, gottlob, noch weit weniger in diesem Quatsch, als bloß des Heerwegs Bäume, wir wissen nur, daß Onkel Liliencron 'mal irgendwo etwas von Cirruswolken gelesen hat, und er macht nun einen Cirkus daraus. Da kann ja auch der Clown nicht weit sein! Gebt ihm unvorsichtiger Weise ein Dutzend Worte, wie: Kaffeetasse, Damenschuh, Droschke, Zahnbürste, Regenschirm, Heugabel, Schafstall, er wird den allerklapperigsten Reim darauf finden. So ist denn seine neueste Dichtung „Poggfred" (hochdeutsch: Froschfrieden) ein wahres Froschlaich an Klebrigkeit und Verschleimung, aus dem auch die wärmste Dichtersonne nichts anderes, als Frösche herausbrüten wird. Dabei aber sind seine Hamburger Straßenkalauer und sein Bräsig'sches Missing-Platt noch nicht das Schlechteste, was aus dieser Kuhstallpoesie herausklingt. Aber es gehört auch die ganze brutale Wahrheitsprotzerei unserer Modernen dazu, um einen solchen Dichter, der statt des Pegasus einen Maulesel zu reiten scheint, zu einem Gott zu erheben oder gar eigene Liliencron-Abende zu seiner Verherrlichung zu arrangiren. Fritz Reuter und Klaus Groth sind echte Diamanten gegen diesen holsteinischen Kieselstein, der einem hart im Magen liegt, wenn man ihn zu verschlucken genöthigt ist. Es ist um vierspännig aus der Haut zu fahren und der Kopf brummt einem wie eine Orchesterpauke bei solcher Poesie. Wie hat nur Liliencron all die Raupen in den Kopf gekriegt! Wahrlich, es ist eine Marter, ein Zerstückeln, alles zerbricht einem unter den Händen; darum manus de tabula! Hand von der Butter! Lassen wir unseren liliengekrönten Sänger schließen,

Digitized by Google

lieber Leſer, und ſtehe feſt auf deinen Füßen bei dieſer fürchterlichen Stanze unſeres Lebkuchenbäckers, damit du nicht umfällſt:

Im Fieber der Erinnerung es knallt,
Auf jener Höhe die Geſchützeſchieber,
Der Pferde Sturz (Komma!) Mannſchaft hilft aus (Komma!)
es galt (Punkt!)
Und immer bin ich noch nicht recht im Schuß,
Ich ſtanzle weiter (Punkt!) Muſe einen Kuß. (Kein Ausrufzeichen!)

Aber, geehrte Muſe, ſo gieb ihm doch gleich einen Kuß, damit er aufhört! Und ſo etwas läuft herum am Dichterfirmament und wird nicht arretirt! Nun ſo legen wir ihn wenigſtens zu den Sternen 17. Größe am Litteraturhimmel.

Entgleiſte Dramen.

Seit dem Mißerfolg von Sudermann's „Sodom's Ende" geht ein Würgengel über unſere deutſchen Bühnen. Wie eine anſteckende Krankheit kommen ſie, wie eine fallende Sucht purzeln ſie dieſe Bühnennovitäten, es iſt, als hätte die Influenza auch eine gewiſſe Gedankenarmuth mitgebracht. Die Haupturſache der Epilepſie unſerer Premièren iſt zum Theil in dem erborgten Flitter zu ſuchen, mit welchem alte Ideen auf die Bühne gebracht und neu aufgeputzt werden, ſo wie man einen vorjährigen Strohhut mit neuem Band beſteckt. Es iſt das auch ganz begreiflich. Dieſe jungen Autoren, welche meiſtens aus Furcht vor dem Abiturientenexamen in Dichteritis verfallen oder einer Kaufmannslehre entlaufen ſind, deren Namen man ſchon 'mal irgendwo geleſen, ſich unſerem Gedächtniß aber gar nicht einprägen können, ſind alle unheilbar an der Tantièmenſucht erkrankt. Etwas Künſtleriſch-Großes zu ſchaffen, iſt ihnen völlig gleichgültig, ſie ſetzen ihre Arbeiten wie Nummern in eine Lotterie, in der Hoffnung, daß 'mal ein einziger Treffer herauskommen möge. Die Arbeit iſt faul und bequem, ſie ſetzen ſich einfach in ihren Entlehnſtuhl und der Gedankendiebſtahl, gegen den auch die handfeſteſte Staatsanwaltſchaft nichts auszurichten vermag, wird förmlich zur Tugend. Es kommt nur darauf an, mit welcher mehr oder minder frechen Geſchicklichkeit das Entlehnen verübt wird; denn auch das Entlehnen erfordert eine gewiſſe Routine, wie ſie der Taſchendieb beſitzt, nur mit dem Unterſchied, daß dieſer ſich nicht gerne auf friſcher That ertappen läßt, während man bei unſeren modernen Dramenfabrikanten in jeder prägnanten Situation den gewandten Salonescamoteur wittert. Pünktlich alle halbe Jahr wie der Steuerbote ſind ſie da, dieſe Berliner Couliſſenwanzen und bringen uns ihr modernes Salontrauerluſtſpiel auf die Bühne. Unter ihnen führt z. B. Felix Philippi den Reigen. „Bei Philippi ſehen wir uns wieder," heißt es dann in den ſemitiſchen Cirkeln; denn das Entréegeld muß bleiben in der Fa-

Digitized by Google

milie. Die Stücke dieses talentvollen Bühnenmanichäers haben äußerlich alle einen gewissen Decatirglanz, den fadenscheinigen Stoff sieht man beim trügerisch spielenden elektrischen Licht nicht sogleich; deshalb braucht er für seine Stücke jene Klasse des Publicums, welche nur in's Theater geht, um zu verdauen oder zu schlafen, aber um alles in der Welt nicht zum Denken gezwungen werden will. Die Logenschließerin sagt dann wohl sehr richtig: „Schnarchen Sie nicht so laut, Sie wecken ja die Leute in der Nachbarloge." Wozu auch denken! Das ist ein Luxus für Leute, die ihren Logenplatz mit 20 Mark bezahlt haben und die besten Scenen, wofern überhaupt bessere vorkommen, im Foyer des Theaters bei einer schwarzen Tasse Mokka und einer hübschen Büffetdame verträumen. Ist das Stück zu Ende, so wird mit den Zähnen gefletscht und geklatscht, daß die Handschuhe platzen; man muß als gebildeter Mann ja seine Kritik persönlich üben; denn „Tageblatt" und „Börsencourir" haben ja dazu präparirt. „Da das Händeklatschen in den Berliner Theatern und anderswo ein Zeichen der Gleichgültigkeit oder der Langeweile zu werden beginnt," sagt Mauthner, „so wird das selbständige Publicum gut daran thun, für seinen Beifall ein neues Symbol zu erfinden. Ein Verein zahlender Theaterbesucher könnte sich dieser Idee vielleicht annehmen." Das denkende, aber enttäuschte Publicum, welches bei solchen Aufführungen in der Minderzahl, muß solche geräuschvolle Liebesbezeugungen vorläufig noch über sich ergehen lassen und entschädigt sich durch ein gutes Souper für ausgestandene Trivialitäten, weil es ihm unmöglich, ja charakterlos erscheint, sich bedingungslos begeistern zu lassen. Hundert Wiederholungen eines Stückes sind ja heutzutage das Kennzeichen eines bedeutenden Dramatikers; es soll aber auch vorkommen, daß man schon nach der ersten Entgleisung eines Hintertreppenstückes zu einer Persönlichkeit wird, sintemal ein glänzender Durchfall ja auch von sich reden macht, und — nur von sich reden machen; ist die Parole unserer Modernen; also auch Durchfall ist sozusagen Reclame.

„Die kleine Frau" betitelt sich der neueste Unglücksfall Philippi's es war eine Entgleisung mit größerem Schlußapplaus, man applaudirte nämlich nicht dem Stück, sondern der außerordentlichen Geschicklichkeit des Autors, mit welcher er nach alten französischen und deutschen Mustern sich diesmal wieder seinen Halsstrang zugeschnitten und aus zwölf verschiedenen fremden Stücken ein eigenes zu machen verstanden. Diesmal hatte der Philippi'sche Entlehnstuhl ganz deutliche Musterornamentik aus Paul Lindau's sämmtlichen Stücken und aus Wilbrandt's Malern, ja es zeigte sogar kleine scherzhafte Anhänglichkeiten an Elsa von Schabelski. Wir haben es also in der „kleinen Frau" wieder mit einer Teppichweberei, mit einer Maschinennäherei zu thun, deren Klippern und Klappern keine Spur eines echten Dichters verräth. Gönnen wir ihm die Premièrentantième und die Beliebtheit eines pünktlich wiederkehrenden Steuerboten, der uns in nicht

Digitized by Google

allzuhäufigen, entsprechend langen Zwischenräumen um einige Mark Entrée erleichtert.

Aber die Schablone, nach welcher man immer wieder solche degenerirten Gestalten auf die Bühne bringt, dürfte nun doch nächstens abgenützt sein. Solche Ehrenmänner und inferioren Weiber laufen in der Welt ohnehin genug umher, man braucht sie uns nicht mehr vor die Rampen zu führen. Das Ende vom Liede wird bei all' diesen modernen Tantièmenjägern sein, daß sich Scham und Zerknirschung bei ihnen festsetzen und der Galgenhumor litterarischer Impotenz wird sie zu der Erkenntniß bringen, daß das Publicum doch nicht Lust hat, sich und ihre Zeit fortgesetzt an schlechte Gesellschaft wegzuwerfen. Mit erborgten Situationen und Leibwehkalauern ist man noch kein Dichter.

Von Philippi zu Richard Voß, der wenigstens eigene Gedanken hat, und dem wir das Prädikat, ein Dichter zu sein, nicht absprechen wollen, ist ein Sprung wie vom Kreuzberg zum Watzmann, an dessen Fuß Richard Voß seine Dichtereremitage aufgeschlagen. Er hat uns in verflossener Saison mit seinem neuen Tendenzdrama „Die neue Zeit" beglückt. Der Stoff ist nicht neu, dafür aber um so unerquicklicher, eine ganze Reihe anderer Litteraturerzeugnisse zeigen denselben Conflict, Voß betreibt mit weinerlicher Sentimentalität ein litterarisches Zuchthausgewerbe, in dessen Mysterien wir jetzt von manchen unserer Litteraten eingeweiht werden. Wilbrandt's „Tochter des Fabricius" hat Schule gemacht, die Gerichtsverhandlung auf offener Bühne hatte Lindau in Gräfin Lea acceptirt, Sardou's Ferreol foltert uns mit einem anstoßenden Schwurgerichtssaal hinter den Coulissen. In „Alexandra" und „Eva" von Richard Voß öffnen und schließen sich die Kerkerthüren, eine kalte Gefängnißatmosphäre weht uns entgegen und im „Schuldig" desselben Verfassers wird der Mord sanctionirt. Fast möchte man fragen: „Wo bleibt der Autor, der uns ein Stück schreibt, in welchem nur noch ausgemachte Schurken und Schufte auftreten? — denn wer den Bestien seiner Zeit genug gethan, — — ꝛc."

„Die neue Zeit" von Voß, in welcher er die verrückte Ibsen'sche Vererbungstheorie acceptirt und sie mit dem vorchristlichen Bibelspruch veramalgamirt von der Väterſünden Heimsuchung an Kindern und Kindeskindern bis in's dritte und vierte Glied, bringt uns den Selbstmord, begangen von einer liebenswerthen, würdigen, glaubens- und charakterstarken Frau Pastorin — „und — Niemand weiß warum," — lautet der Refrain eines alten Possencouplets. Politik und Glaubensbekenntnisse gehören nicht auf die Bühne, sie sind die Störenfriede in der Familie, in der Gesellschaft, sie verderben den Charakter wie das Hasardspiel und reißen die Freundschaft in Stücke. Aber die Ideenarmuth unserer modernen Autoren greift nach Verstimmungs-, nach Beunruhigungsmitteln. So auch Voß. Das Stück spielt auf den sogenannten Halligen, jenen Düneninseln an der schleswigschen Westküste, die eigentlich mehr Sandbänke als Erdreich sind;

Digitized by Google

eine tüchtige Sturmfluth, und sie stehen alle bis an's Kirchendach unter Wasser. Es ist freilich ein elendes Leben auf diesen Halligen, welche Biörnson uns novellistisch geschildert, ein elender Kampf um's Dasein gegen die Elemente, ihre Fischer und Lootsen sind nicht zu beneiden, es ist ein kümmerliches Genießen, das die tosende Meerfluth versalzen und versanden hilft, es gehört Muth, Unerschrockenheit, Nüchternheit, Gottvertrauen dazu. Um diese Tugenden aufrecht zu erhalten, hat uns Voß den alten braven, aber starrorthodoxen Pastor Firle hingestellt, mit seiner gottesfürchtigen, von echter, wahrer Religiosität durchdrungenen Frau. Sie sind ein Bollwerk auf dieser Düne gegen Freigeisterei und Unchristlichkeit. Aber der Sohn, auch ein Theologe, kommt nach Hause und soll in dem Halligenkirchlein seine erste Predigt halten. Er predigt gut, verspricht dem armen Fischervolk ein besseres irdisches Leben, Genuß, Lebensfreude und ein Seebad mit Luxustoiletten und Geldgewinn. Das ist der rechte Mann. Der alte Pfarrherr schleudert nach der Predigt seinem Sohne den Bannstrahl in's Gesicht. „Atheist!" ruft er ihm zu; der Conflict ist fertig. Der Alte wird von der Gemeinde brüskirt, abgesetzt, der Junge muß Pastor werden. Voß hat nun zwar den Conflict ganz gut und wirksam geschildert, aber um das Drama rein und versöhnend ausklingen zu lassen, vergreift er sich im Mittel. Dieses Mittel heißt Arsenik. Er läßt die fromme Frau Pastorin, um Vater und Sohn zu versöhnen, sich das Leben nehmen. Mit diesem Coulissenheldenthum ist das sonst gut angelegte, aber in seiner Steigerung schlecht aufgebaute Drama unmöglich. Eine ehrwürdige, geduldige, fromme und gottvertrauende Predigersfrau, welche vier Acte lang die besonnene, sanftmüthige und kluge Gattin und Mutter ist, thut einen solchen Schritt nicht, hat es auch nicht nöthig; denn getrost darf sie in ihrer christlichen Demuth es einem höheren Richter überlassen, ob er nicht einen Weg zeigen wird, auf welchem sich alle in Liebe und Versöhnung wiederfinden. Die christliche Demuth vor Gott nimmt kein Gift, sie duldet und schweigt. Voß, der es anders gewollt als der liebe Gott, hat mit dieser Schlußkatastrophe ein Zerrbild geschaffen, welches nur geeignet ist, die übrigen krassen Scenen zu verstärken, anstatt sie zu mildern, und so ist dieses neueste Drama des sonst recht begabten Autors nur ein halbgeborenes Stück, in seiner Vergiftungs-Schlußscene aber ein ganz gewöhnlicher Bühnenknalleffect, zu welchem diesmal die Zündschnur versagte, ein Stück, das durch einige derbe Fischerwitze, Flüche und kräftige Naturlaute unserer plattdeutschen Landsleute nicht emporgehoben werden kann. Fort mit den Tendenzdramen von der Bühne, als Buchdramen mögen sie ihr Leben weiter fristen! Es giebt nur ein Problem, welches auf der Bühne seine Vollberechtigung hat, es ist das Problem einer großen, gewaltigen und schönen Liebe in allen ihren Nüancen und Abstufungen des menschlichen Herzens und Lebens. Aber die sogenannte christliche Liebe dieser Frau Pastorin, die klug genug ist, um sich selbst sagen zu müssen, daß eine Versöhnung zwischen Vater

Digitized by Google

und Sohn durch ein dazwischen getretenes Arsenikpulver unmöglich erreicht wird, ist nicht die richtige Liebe. Ein ehrliches Ringen kann man Voß nicht absprechen, auf sicheren Pfaden aber würde er wandeln, wenn er aufhören wollte, uns in die Nacht des Gräßlichen zu führen. Die Verstimmung ist das Merkmal unserer gegenwärtigen Zeit, sie ist sozusagen actuell. Lebensfreude möchte Voß seinen Fischern und Lootsen verkünden, er verkündet sie aber mit seinem Drama nicht uns; wir müssen nolens volens mit hineingezerrt werden in's trübselige sociale Elend, hinein in das flachbrüstige Ringen um's Leben, um so die Oede und Plackerei des Daseins noch mehr zu kosten, in welche wir durch Ueberhebung, Neid, Größenwahn, Bedrückung, Hochmuth und gesellschaftliche brutale Nichtswürdigkeiten Anderer oder durch erschwerte Lebensbedingungen ohnehin genug hineingezwängt werden. Kein Wunder, wenn Leute, die leicht zum Schwermuth geneigt sind, sich zuletzt selbst versetzt sehen unter ein niedriges Dach, welches uns erdrückt und niedrige Begriffe und Gedanken erzeugt. Höchstens der skeptische Berliner, der heute im „Ostend," morgen im „Lessing," dann im Deutschen oder Berliner Theater das ganze Repertoir schwindsüchtiger Stücke dahinsiechen zu sehen sich gewöhnt hat, wird zu Voß' „Neue Zeit," wenn der Vorhang 'runter, ein sauersüßes Gesicht machen wie Jemand, der sich an einer Sardelle den Magen verrenkt hat. Neueren Berichten zufolge hat Voß den Schluß des Stückes umgearbeitet, die Frau Pastorin zieht es vor, das Arsenikpulver nur hervorzuziehen und giebt damit dem Publicum ein Brausepulver zur Abkühlung. Diese Aenderung hätte er übrigens vor der Aufführung machen sollen, der jungfräuliche Premièrenreiz ist doch dahin, das Odium der ersten Première haftet an dem Stück (semper aliquid —) ein geleimter Stuhl hält nicht, Flickwerk ist Stückwerk.

Cynische Novellistik.

Max Nordau, der treffliche Analytiker conventioneller Lügen der Kulturmenschheit, bekannt als kerniger Stilist und Wahrheitsapostel im Kampfe gegen paradoxe Begriffe, brachte unlängst einen Einspänner (oder Einbänder, um uns buchhändlerisch auszudrücken), betitelt: „Gefühlskomödie", bei deren Gefühlslosigkeit uns doch ein kräftiges Gefühl des Ekels aufsteigt. Zwei junge, berühmte Streberprofessoren besuchen die Magdeburger Naturforscherversammlung, der eine bringt sein braves, junges Weib für sich mit, und für seinen Freund hat er auch was mitgebracht, eine schon mal verheirathet gewesene hübsche, pikante, wenn auch nicht mehr ganz junge, dafür aber um so frechere Wittwe. Er hebt sie denn auch gleich aus dem Hôtelwagen.

„Ich glaube, ich habe Sie schon mal irgendwo gesehen," sagt er.

Digitized by Google

„Das ist nicht möglich," sagt sie; „denn wenn das der Fall wäre, so würden Sie es wissen und nicht glauben."

Mit dieser berechtigten Folgerung aus der Wirkung ihrer wunderbar frivolen Schönheit beginnt die Plänkelei der sinnlichen Liebe. Da alle Gasthöfe besetzt sind, so tritt er sein Zimmer an diese hübsche Person ab. Damit ist die Kuppelei eingeleitet. Dieses war der erste Streich und der zweite folgt sogleich. Dieses weibliche Anhängsel, halbgebildet, unter der Maske vollwerthiger Ganzbildung, entpuppt sich denn auch bald als eine ganz gewöhnliche Phrynette des Salons, verkappt natürlich, aber doch mit der Frechheit jener Weiber, die aus ihrem schöncorsetteten Busen noch eine Versorgungsanstalt mit ganz gewöhnlichem materiellen Vortheil zu machen hoffen. Die Schilderung ist zwar durchweg gewandt, mit französischem Esprit, aber — aber, statt einer herz- und leibdurchglühenden, entzückenden, erfreuenden Erotik sehen wir Seite für Seite nur den Versuch der Rechtfertigung niedriger, schmutziger Gesinnung, die Parade ehrloser, nervös-hysterischer Weiberlumperei. Nach einer schwachen Stunde, welche diese unsichere Cantonistin mit dem jungen Professor gewaltsam und frech provocirt, nachdem Nordau ihr zuvor das schüchterne Bedenken in den Mund gelegt, daß ja die Thür noch nicht abgeschlossen, löst sie sich aus seiner Umarmung los und frägt, ringt, bettelt, fordert, ja sie ertrotzt von ihm die Antwort, wann die Hochzeit sein solle. Ersparen wir dem Leser das Weitere und fügen wir nur den Schluß hinzu, welcher uns mit einem Schlage plötzlich das ganze Buch verekelt. Die vornehme, auf der Naturforscherversammlung allgemein verehrte, vergötterte Phrynette, braucht Geld, Toilette, Reisegeld, Toilette und nochmals Geld. Unter der Maske einer geradezu ekelerregenden Gefühlskomödie, die jedes Weibsbild in der niedersten Matrosenspelunke anwendet, um ihre Lage als eine bemitleidenswerthe hinzustellen, arbeitet sie darauf hin, daß ja nur die Hochzeit mit Eilzugsgeschwindigkeit bewerkstelligt werde. Aber Nordau ist auch wiederum gütig, er läßt seinen Professor zu rechter Zeit benachrichtigen, daß diese ihm von seinem Freunde zugeschanzte, schon recht übertragene Dame zwar Wittwe im gut angefertigten Corsett, aber doch schon längst wieder beinahe so gut wie verheirathet mit einem anderen Herrn niederer Sorte ist, der Geld gebrauchen kann.

Das ist ungefähr der Schluß des Buches, welches man, bevor man es ganz zu Ende gelesen, im weiten Bogen zum Fenster hinaus auf einen gerade des Weges fahrenden Abfuhrwagen schleudert. Der geistesgewandte Nordau weiß nun recht gut, daß solche Bücher Mißgeburten sind, möge er sich hüten, den Bücherhaufen dieser schimmeligen, schlammigen Litteratur zu vermehren; der Firniß, die Geleecktheit im Stil, kann das große Publicum wohl eine Zeit lang täuschen, aber angesichts solcher Weibsbilder aus der besseren Gesellschaft, die eigentlich in ein Arbeitshaus gehören, kommt einem doch das starke Verlangen nach der Karbolflasche.

Digitized by Google

Nordau zeigt uns in dieser holdseligen, mit groteskem Ballstaat angethanen, so sehr verehrungswürdigen Schönen pränumerando ein Weib, das später einmal Karpfen in der Markthalle feilbieten wird und von welcher der Berliner zu sagen pflegt: „Wenn die bei Stralau in die Spree spuckt, sterben bis Berlin alle Fische.“ Und so 'was kommt in den besten Familien (bei den besten Autoren) vor, hört man sagen. Wohl möglich; aber man schreibt es nicht. Das Bedürfniß, die Unterhaltungslitteratur mit dem stärksten aller menschlichen Triebe, der Geschlechtsliebe, zu durchwürzen, ist nichts wie feile Speculation, der Mechanismus der menschlichen Bestie ist jetzt aber hypernaturalisirt, früher zog sich durch die Liebesromantik und Liebeslitteratur ein süßer Hauch, ein liebenswürdiger Zug, in welcher einer überaus erquickenden Erotik der Zoll gezahlt wird; das Ringen des Weibes nach einer gewissen Freiheit, das Abstreifen eines geschlechtlichen Zwanges, die schlummernde und plötzlich aufgescheuchte Leidenschaft haben ihre Berechtigung und das gewaltsam aufflackernde und emporschlagende Flammengefühl: „Du bist ein Weib“, lechzt nach einer Entfesselung; jetzt aber ist das Gemeine an der Tagesordnung und das Weib in der modernen Litteratur ist nur eine kuriose Spielart der Thiergattung Mensch, welche dazu dient, von den Männern in möglichst großen Quantitäten genossen zu werden, bis der Hunger gestillt.

Das Weib in der modernen Dichtung wird auch von einem unserer neueren Novellisten mißbraucht, der sich Heinz Tovote, Berlin W., nennt. Man darf in die Senkgrube der Gedanken unserer Modernen nicht mit dem offenen Licht hinabsteigen, sonst entzünden sich die Gase. Nehmen wir eine Sicherheitslampe und beleuchten wir mit Vorsicht! „Im Liebesrausch“ hieß der erste dicke Berliner Liebesroman dieses Autors. Das Buch gehört zu denen, von welchen der Berliner sagt: „Na, ich danke es geht!“ Die Leutchen in dem Buche leben nicht in der Fastenzeit, es kommt viel Fleischgenuß darin vor, aber es ist wenigstens nichts Krankhaftes in dieser genußfrohen Sinnlichkeit, etwas Belehrendes und Fesselndes allerdings auch nicht. Es ist eine starke gesunde Lüsternheit darin, welche ihre starke und gesunde Befriedigung findet, die darin geschilderte Dame Lucie wirkt nicht abstoßend, sondern zuweilen sogar berückend und versöhnend zugleich. Tovote hat sich aber nach Daudet, Ohnet, Zola, Maupassant, Paul Lindau gebildet und einen Extract, eine neue Punschessenz daraus gebraut, welche, zur Bowle gegossen, doch immer den Geschmack der ursprünglichen Frucht verräth. Der zweite Roman ist aber nie der erste, kann man sagen; der zweite wird stets aus Geldspeculation geschrieben, weil der erste sein Publicum gefunden, und solche Reprisen sind dann allemal ein Abfall aus der Fabrik. Das hindert aber den Autor nicht, sich in dem Wahn zu wiegen, daß er durch sein erstes Buch ein bekannter Mann geworden und nun natürlich die ganze litterarische Welt auf ihn schauen, ja seine nächste Schöpfung mit Heißhunger erwarten müsse. Er zeigt uns denn auch in

Digitized by Google

der Vorrede seines zweiten Romanes „Frühlingssturm“ die geniale Pose der Nonchalanz, mit welcher er sich auf der Düne des verkrachten Rügener Badeortes Binz im Strandkorb räkelt und verkündet in einer selbstbewußten, stillosen Vorrede, wie er eben im Begriff ist, im Dünensande geistreich mit den Correcturbogen seines neuen Buches zu spielen, welches die Welt demnächst aus den Angeln heben soll. Er meint nämlich, daß man ohne diese geistreich seinsollende Selbstberäucherungsvorrede den „Frühlingssturm“ überhaupt nicht verstehen werde. Wir haben beides nicht begriffen, weder die Vorrede noch das Buch. Sind wir nun auch keineswegs eingenommen für die Litteratur mancher Familienblätter, welche das cultiviren, was man später einmal in der Litteraturgeschichte unter Rubrik: „Roman für die deutsche Gans“ registriren wird, so müssen wir doch sagen: was Tovote in seinem „Frühlingssturm“ uns auftischt, das geht nicht auf eine Kuhhaut. Das sind nicht die Erlebnisse und Empfindungen einer gesunden Künstlernatur, sondern die eines kranken Esels. Es giebt jetzt Schriftsteller, die sich dadurch Geld zu machen suchen, daß sie mit ganz gewöhnlichen Hetären schweinigeln und diese zum stehenden Frauentypus des modernsten Schriftthums machen.

Tovote aber läßt seinen Helden der Geschichte sich mit einer kleinen Kanaille von Vorstadtsoubrette herumbalgen, ohne auch nur einen Funken Geist, Gemüth, Witz oder Temperament aus der Zunderbüchse herauszuschlagen. Pallas Athene verhüllet ihr Haupt, die Göttin der neueren Kunst und Litteratur ist Circe, welche ihre Jünger in Schweine verwandelt, es ist irgendwo ein Gashahn auf. Die 22 Druckbogen dieses „Frühlingssturms“ enthalten nichts als die poesielose Liebelei eines stupiden Malers mit seinem weiblichen Modell, es ist eine Statistin der Vorstadtoperette, so ein richtiger Percheronpony mit Simpelfranzen, der mehreren jungen Leuten zugleich angehört und die stimmungslose Junggesellenwirthschaft eines Künstlers ausfüllt, der nicht einmal die gewöhnlichsten technischen Wendungen des Atelierjargons innehat, überhaupt gar nicht weiß, was zu einem Künstlerleben gehört und vor Langeweile, Zweifel, Unentschlossenheit und Launen über seine eigenen Lackstiefeln stolpert.

Jedes Kapitel wiederholt dieselbe Situation, es sind keine selbsterlebten, sondern erlogene Empfindungen; Verfasser kennt vielleicht dieses züngelnde Geschlecht des Großstadttrottoirs, aber er weiß hier nichts von der süßen Allmacht des Weibes in seiner liebenswürdigen Leichtfertigkeit, welche man glühende Erotik nennt. Alles was er uns kapitelweise auftischt, ist nichts als ein unterbrochenes Geschlapper von Nichtigkeiten, ein fröstelndes Gethue mit einer abgelegten Fischbluthetäre ohne eine Spur von seelischem Temperament, ohne eine Faser Stolz, eine zerstückelte wirre Schildcrung von Trivialitäten und langweiligen Kindereien. An den Haaren wird dieses langweilige Weib mit einem gewissen Behagen von Kapitel zu Kapitel geschleift. Psychologische Unwahrheiten können dem Buche allerdings nicht nachgewiesen werden, weil überhaupt nichts Psychologisches d'rinsteckt, wohl

Digitized by Google

aber strotzt es von Lebensunwahrheiten, von Lebensmagerkeit. Das ist nicht der süße Apfel Eva's, sondern nur die Schale der vertrockneten Orange, auf welcher der Autor auf dem Trottoir ausgleitet, um sich ein Bein zu verrenken, jedenfalls ist er aber diesmal mit einem Bein in's Fettnäpfchen getreten, denn gekauft wird ja ein solcher Schundroman, nach dessen Lectüre allerdings wohl mancher Leser dem Autor am liebsten eine Apothekerrechnung oder eine Deservitennota für verlorene Zeit schicken möchte. Eine dänische Uebersetzung seines ersten Romanes: „Im Liebesrausch" wurde in Kopenhagen verboten. Mit Unrecht, man hätte lieber diesen zweiten Roman „Frühlingssturm" verbieten sollen, aber nicht wegen seiner extravaganten Handlung, sondern wegen der Langweilichkeit, welche uns daraus entgegengähnte. Langeweile ist ein Laster; wo ist die Separatzelle in Plötzensee für langweilige Autoren? Liebe zum Schönen kennen unsere Modernen nicht, sie kultiviren einen bestialischen Realismus, der mit Feuerbränden ausgesengt werden muß; denn mit dem bloßen Pfeifen eines Spottliedes ist nicht viel ausgerichtet. Truthähne kollern und erbosen sich, wenn man pfeift, wobei die Federn ihrer Schwingen gespreizt auf's neue durch den Schmutz geschleppt werden. Was aber das Ergötzliche an unseren modernen Romantikern ist, das ist die angenommene ernste Miene der Wissenschaftlichkeit, welche sie von dem nur halbverstandenen Zola aufgeschnappt haben. Das Wort „modern" ist zu einer Art Fäulniß geworden. Die meisten unter ihnen glauben uns weiß machen zu können, daß sie nur der Wissenschaft dienen, wenn sie mit verwegener Gesinnung nach dem Recepte einer Nietzsche'schen Philosophie, nach welcher nichts mehr verboten, nichts wahr und alles erlaubt ist, oder nach der Tolstoi-Schablone einer ausgedorrten Geschlechtsphilosophie, das Weib als einen Fleischklumpen auf die niederste Kulturstufe herabgedrückt sehen möchten. Das sind die Wegweiser, durch welche diese Autoren ohne Herzensbildung direct in den Sumpf gewiesen werden, und wer mal erst d'rin ist in der Kloake, dem klebt ein ewiger Dreck an den Stiefeln. Es ist wenigstens gut, daß sie mit dem Schmutz am Erdboden kleben bleiben und nicht hinauf können in den Aether. Die Bläue des Firmaments mit unreinen Füßen zu besudeln, ist wenigstens noch keinem Nietzsche'schen Hundephilosophen gelungen. Nach allen vier Himmelsgegenden sieht man diese Schriftsteller ängstlich greifen, bei allen Nationen sammeln und suchen nach Anregungen, Stimmungen, Problemen, geistigen Verirrungen; ja wissenschaftliche Documente für einzelne Verirrungen des Menschengeschlechtes werden mißbraucht, um sie als Grundschablone für ihre Belletristik zu benützen. Bald hängen sie sich an die Thranjolle der Norweger, bald schleppen sie sich durch die dumpfe Wuttkiluft der Russen, bald klammern sie sich an die Mistkarre der Franzosen. Je schwüler und verdächtiger die Atmosphäre, desto fieberhafter arbeitet die Einbildungskraft, desto sicherer und effektvoller werden noch halbwegs gesunde Zustände zu krankhaften umgewandelt, desto gelassener

Digitized by Google

und behaglicher werden selbst die widerwärtigsten Dinge in das harmlose Gewand der Familienerzählungen gekleidet.

Es ist eine Schändung des Menschengeschlechtes, wenn man zum Beispiel einzelne wissenschaftliche Fälle von Psychopathia sexualis, wie sie Professor von Krafft-Ebing beobachtet hat, für novellistische Zwecke ausbeutet.*) Es ist nicht wahr, es ist erlogen, daß unsere Frauenwelt die Grundschablone für die Darstellung niedrigster Verirrungen ist; nur ungebildete Weinreisende und vulgäre Handlungscommis, die ihre Bildung mit Hülfe von Hotelzimmermädchen und Köchinnen erweitert, und keine Ahnung haben, wie es in der guten Gesellschaft zugeht, glauben mit Renommage des „cosi fan tutte" aller Weiber ausplaudern zu müssen und daß alle Weiber für sie zu haben seien. Nein, vieledle Herren, so ist es nicht, tröstet euch mit der absoluten Erkenntniß: „die man haben kann, die mag man nicht und die man haben möchte, kriegt man nicht." Dieses Dogma ist ein Axiom, welches auch der simpelste Fatzke mit dem vornehmsten Löwen der Gesellschaft theilt. Und nun zu der Bestie „Geschlechtsverirrung!" Karl Goldmann schreibt im Hinblick auf manche Erscheinungen der modernen Belletristik und jene wissenschaftlichen Fälle ungefähr Folgendes:

Die psychopathischen Elemente der Liebe, jene grauenhaften, nur dem Manne der Wissenschaft bekannten und verständlichen Verirrungen des seruellen Trieblebens in der Litteratur zu öffentlichem Ausdruck gebracht zu haben, ist ein jammervolles Verdienst der modernen Dichtung.

Aber nur durch den Mann der Wissenschaft kann die menschliche Ehrenrettung der erotischen Hyäne erfolgen, denn nur er allein vermag die psychopathischen Bedingungen ihrer wahnsinnigen Gelüste richtig zu deuten und ein solches Scheusal vor dem Forum der Menschheit als einen unglückseligen Kranken zu rechtfertigen. Der Dichter und Schriftsteller, der das krankhafte Liebesleben in seine Darstellung verflicht, oder gar zu deren Hauptgegenstand macht, ist ein erbärmlicher Kerl.

Zwei Verirrungen sind es besonders, die von einem gewissen Theil der modernen Litteratur mit Vorliebe gepflegt werden, krankhafte Entstellungen des Lustgefühls, die die moderne Psychiatrie mit Masochismus und Sadismus bezeichnet. Unter Masochismus versteht der Psychiater die geschlechtliche Disposition des Mannes, wonach er nicht in dem Siege über das Weib Gefallen und Genuß findet, sondern sich in der Rolle des vom Weibe Besiegten und Mißhandelten gefällt. Masochismus wird diese eigen-

*) v. Krafft-Ebing, Neue Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis. Stuttgart 1890.

Dr. Alexander Peyer, Congressus interruptus. Sutttgart 1890.

Dr. S. Lindner, Studien über Malthusianismus.

v. Krafft-Ebing, Klinische Vorlesung (Wiener medizinische Presse 1888, Nr. 14.)

D. A. Hané, Desgleichen. (Wiener med. Blätter 1888, Nr. 21 u. 22.)

Digitized by Google

artige Erscheinung deshalb genannt, weil der bekannte Romanschriftsteller Sacher-Masoch in den meisten seiner Phantasieerzeugnisse, namentlich in der bekannten Novelle „Venus im Pelz" diese Umkehrung der Liebeswerbung zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat. Selbst in dem Roman seiner ehemaligen Frau, Wanda v. Dunajewski, „Echter Hermelin", handelt es sich um männliche Gestalten, die als Ausdruck ihres Liebessehnens nur solche Situationen herbeiführen, in welchen sie schrankenlos dem Willen und der Macht eines Weibes unterworfen sind. Als Zeichen dieses Verhältnisses dient jede beliebige Mißhandlung oder wenigstens die demüthigende, herrische Behandlung von Seiten des Weibes, ja selbst Worte, Mienenspiel und Blicke, wenn sie nur die Unterwerfung unter das Weib andeuten. Demüthiges Niederwerfen des Mannes, Fußtritte, Befehle, drohende und beschimpfende Reden, Schläge und alle anderen möglichen Mißhandlungen sind die entscheidenden Momente, in welche die Liebesszenen in den Romanen Sacher-Masochs auslaufen. Ein geradezu klassisches Beispiel von Masochismus in der modernen Litteratur enthält Zolas Nana.

Wir verschmähen es die Stelle anzuführen, diese Szenen zwischen Nana und dem Grafen Müffat sind würdig eines Hundelochs, für Zola aber ist es bezeichnend, daß er einen solchen wohl recht vereinzelt vorkommenden Fall von krankhafter Bestialität des Geschlechtslebens zum Kapitel eines Romans machen mußte.

Daß es auch einen Masochismus des Weibes giebt, geht ebenfalls aus dichterischen Erzeugnissen hervor. Das bemerkenswertheste Beispiel von Masochismus des Weibes bietet allerdings nicht unsere moderne Litteratur, sondern Kleist's „Käthchen von Heilbronn" (? Die Herausg.). Bekanntlich schildert Kleist in seinem „Käthchen von Heilbronn" ein Mädchen, das, in tiefster Liebe zu einem Ritter entbrannt, der Jungfrauen- und der Familienehre nicht achtend, „wie ein Hund, der von seines Herrn Schweiß gekostet", seinem Herzensgebieter überall nachläuft, sich in jeder erdenklichen Weise vor dem „hohen Herrn" erniedrigt, um seine Gunst bettelt, wenngleich er sie zurückstößt, bis endlich auch der Ritter zu ihm in Liebe entbrennt, und dem Dichter eine eheliche Verbindung des Paares ermöglicht. — —

Einen bedeutend größeren Raum als der Masochismus nimmt in der modernen Litteratur der Sadismus ein, so genannt nach dem berüchtigten Marquis de Sade, der in seinem siebenbändigen Romane „Juliette" ein geradezu fürchterliches Höllenbild von am Weibe verübten Grausamkeiten entwirft. Wie der Masochismus die schrankenlose Unterwerfung unter den Willen der Person des anderen Geschlechtes darstellt, so stellt umgekehrt der Sadismus die schrankenlose, bis zur Tödtung und Zerstückelung führende Beherrschung dieser Person vor. Ein treffliches Gegenstück zu dem masochistischen Grafen Müffat bildet der sadistische Maschinenführer Jaques in Zolas „Menschlicher Bestie". Die wahnsinnige Mordlust, zu der Jaques

Digitized by Google

durch den Anblick weiblicher Reize angestachelt wird, entspricht vollkommen den psychiatrisch festgestellten Trieben sadistisch empfindender Individuen. Wie es auch einen Masochismus des Weibes giebt, so giebt es ebenfalls einen weiblichen Sadismus. Die Geschichte weist zahlreiche Beispiele von zum Theil illustren sadistischen Frauen vom Typus der Messalina auf. Aus der modernen Romanlitteratur, die von Beispielen des weiblichen Sadismus wimmelt, seien nur Armand Sylvestres „Erste Geliebte", Ernst von Wildenbruchs „Brunhilde" und Rachildes „La Marquise de Sade" hervorgehoben. Das hervorragendste Beispiel in der dramatischen Litteratur bietet auch hier wieder Kleist, und zwar in seinem bekannten Trauerspiel „Penthesilea".

Unsere Modernen nennen sich die Naturalisten par excellence und doch greifen sie zur Unnatur, denn man sage doch nicht, daß solche exceptionellen Erscheinungen naturwahr seien. Es sind diabolische Ausnahmen der Menschennatur wie die Abnormitäten eines durch Verknorrung mißgestalteten Baumes, Auswüchse, bei denen unglückliche Zufallserscheinungen der Natur in's Handwerk gepfuscht. Die gütige Mutter Natur mit ihrem ruhigen Walten kann nichts dafür, sie sorgt wohl für wissenschaftliche Documente, aber sie lächelt, wenn der stoff- und gedankenarme Romanschriftsteller auf die Suche geht nach hundsföttischen Erscheinungen. Mit Recht sagt man deshalb beim Lesen solcher Novellenkapitel, deren krankhafte Vorgänge man auf vereinzelte Fälle von Psychopathia sexualis zurückführt: „es ist gesucht, furchtbar gesucht, an den Haaren herbeigezerrt!" Und was liegt wohl näher, als daß die Belletristen, die sich solcher hündischen Erscheinungen bemächtigen, weit über das wissenschaftlich Controlirbare hinausgehen; denn nur die Talentlosigkeit reicht der Zuchtlosigkeit die Hand um aus der Schilderung erotischer Krankhaftigkeiten, die gar nicht auf dichterischer Beobachtung menschlicher oder thierischer Verirrungen, sondern lediglich auf frühverdorbener, perverser Phantasie beruhen, möglichst viel Geld herauszuschlagen. Vor allem aber erweiset man dem Romanschreiber Sacher-Masoch zu viel Ehre, wenn man nach ihm eine psychopathische Erscheinung benennt, an die er selber kaum gedacht, als er einige Romane schrieb, in welchen die geschlechtliche Erotik verschönert und erhöht werden soll durch Ausübung brutaler Herrschsucht des Weibes über den Mann oder gar durch hündische Peitschenhiebe, Fußtritte einer in Liebeswuth rasenden Geliebten. Das sind sterile Träume, morphiumkranke Erinnerungen, die für die Entwickelungsgeschichte des süßesten und stärksten menschlichen Triebes, der Geschlechtssymphonie gar keinen Werth haben; mit dem Ekel der Trunkenheit wendet man sich von dem Cynismus, der förmlich zum Hohenpriesterthum, zu einem Kultus in unserer Litteratur geworden. Wo bleibt die Poesie der schönen sinnlichen Liebe? Sie ist diesen Hohenpriestern ausgegangen, weil sie eine Sprache spricht ohne Worte, die ungreifbar sind wie das flüchtig süße Arom eines Trau-

Digitized by Google

mes, wie eine flüchtig mahnende Erinnerung der Sinne. Die falsche Auffassung von der Verherrlichung des Weibes in der Dichtung wird von den eigensinnigsten und blasirtesten Geistern cultivirt. Tolstoi, der zeugungsunfähige, der Hämling will die Welt trocken legen, weil er nie ein holdes Söhnchen in seine Windeln bettete, er schwärmt für ein Zukunftsgeschlecht von kastrirten Brüdern und sterilen Schwestern, Ibsen's Frauen haben keine menschliche Hautwärme, er sucht sie in die ganze Melancholie ihres Geschlechtstriebes einzuhüllen, und Nietzsche drängt nach all seinem Verkehr mit den repräsentativen Frauen der Zeit seine Erfahrungen und Gefühle in das einzige Wort Zarathustras über die Frau zusammen: „Besser in Räuberhand fallen, als in die Träume eines brünstigen Weibes." Also nichts als eine altersschwache durch Entnervung und Askese herbeigeführte Uebersättigung! Und diese, nur diese erzeugt krankhafte Schilderungen auf Kosten der wahren und schönen Hohenpriesterin der Liebe, genannt: Weib. All die Autoren dieses Schlages und ihr entnervtes Epigonenthum wollen uns einreden, daß ihre Anschauungen und Empfindungen auch die unserigen seien oder werden müßten, aber durch Nervengymnastik, wie sie z. B. Hermann von Bahr betreibt, der sich selbst einen Jongleur und Akrobaten nennt, und von Stimmung zu Stimmung gaukelt wird man uns nicht bekehren. Nur das Prickelnde, Mysteriöse, Nervenkitzelnde hat für Bahr noch Spannung und Reiz, er schwelgt in erotischen Motiven und Problemen, welche alle natürlichen, gesunden Gefühlsregungen durch perverse aus Krafft-Ebing bekannte Nervenschauer ersetzen sollen. Hermann Bahr's Tagebuch: „Eine russische Reise" betittelt, wurde gleichzeitig mit Tovote's Novelle „Der Erbe" unlängst polizeilich beschlagnahmt, ebenso wurde die Aufführung von Gerhard Hauptmann's Bühnendichtung „Die Weber" verboten. Wir stehen, wie es scheint, an einer günstigen Wende.

Unsere modernen Autoren merken noch immer nicht, daß die Langeweile ihrer Schriften eine viel größere Strafe verdiente als die der Confiscation. In's Feuer mit dem Trödelplunder! Die Flamme ist ein reinlich' Element.

Eine ungenirte Realistin in der jungdänischen Litteratur ist Frau Amalie Skram, sie hat sich eine exponirte Stellung in der skandinavischen Belletristik erobert und weiß es selbst nicht wie. Sie spricht von nackten Dingen mit nackten Worten, ohne zu erröthen. „Liebe im Norden und Süden" heißen ihre Novellen, zu denen sie sich den Stoff auf weiten Reisen suchen mußte. Nun mag es ja richtig sein, daß das sechste Gebot in nuce lautet: „Du sollst mit Niemandem geschlechtlich verkehren, den du nicht liebst" und: Was ist das?" Antwort: „Alle Ehen, die nicht auf Grund persönlicher Liebe geschlossen, sind unsittlich." Hierin liegt eine bittere Pille für viele Menschen; denn der Verkehr mit einer Frau, zu der die Neigung nicht hinreicht, ist eine Ent-

Digitized by Google

würdigung der Persönlichkeit. Frau Amalie Skram wird uns aber etwas zu ausführlich in ihrem Evangelium der freien Liebe, sie schildert uns den Zustand eines romantischen, schwedischen Jünglings zu einer dunkeläugigen Spanierin, der Gattin seines Prinzipals. Die Geschichte endet erzmodern naturalistisch: nämlich: Tod durch Abort. Welch' herrliche neue Idee! Leider ist es ja eine fürchterliche Wahrheit, wie so oft eine blühende junge Schönheit aus purer Versorgungsbedürftigkeit sich standesamtlich an einen ungeliebten Gatten oder gar an einen Greis verkauft; das geht eine Zeit lang gut unter Resignation und Lebensverachtung, aber ihre Freundin hat einen jungen, begehrenswerthen Gatten, und mit furchtbarer Gewalt verlangt plötzlich das Herz, die heiße Jugend ihre Rechte. Wo das Weib liebt, duldet es gern, wo es nicht liebt und dennoch dulden soll, da wird es verbittert, auf ihrem Leben liegt naturgemäß der Fluch der Unbefriedigung und des inneren Elends. Welche Sünde gegen das sechste Gebot ist größer? Sich einem ungeliebten senilen Gatten aus Versorgungsbedürftigkeit zu verkaufen oder ledigen Standes zu bleiben und sich die lockende Frucht aus den Händen eines geliebten Freundes in den Schooß werfen zu lassen? Und hieran kann man wieder eine Reihe von Fragen reihen. Was ist überhaupt unsittlich? Ist der Naturalismus unsittlich? Die Antwort kann immer wieder nur lauten: Auf das Wie der Darstellung kommt alles an. Wir befinden uns aber in einem auf- und abwogenden Gewässer, in dessen Wellen die Autoren selber hin- und hergeworfen werden, ohne mehr zu wissen, wo die Grenze des nackten Realismus anfängt, wo die Werthschätzung der Moral aufhört. Sie sind entweder Irregeleitete oder Banausen aus Zweckmäßigkeitsgründen. Mit lächelnder Miene kann man deshalb nur auf all diese falschen Wahrheitsaposteln herabsehen, die von der echten Kunst keinen Schimmer, kein Vorbild, kein Ideal mehr haben; auch ist es ihnen in der That gar nicht um die Wahrheit zu thun, es ist nur ein erbärmliches Kokettiren mit Freigeisterei, nur ein Auskramen von Brutalitäten zu selbstsüchtigen, höchstpersönlichen Zwecken, um Geld mit dem Sudel zu machen, sie thun nur so, als ob Ihnen an der Wahrheit gelegen wäre, sie sind aber Falschmünzer der Wahrheit, diese gewissenlosen Schnell-Feuilletonisten, diese verlogenen Recensenten, diese Hamster einer litterarischen Spitzbubenzunft, diese Fabrikanten pseudorealistischer Schundwaare und wer möchte so beschränkt sein, unseren modernen Schnapsbudenrhapsoden ideale Motive unterzulegen! Hat man erst die nackte, gemeine, überzeugungslose Selbstsucht kennen gelernt, wie sie z. B. auch Vater Ibsen mit seinen kalthäutigen und kaltherzigen Weibern in den feinsten Variationen zu maskiren versteht, so wird der Ekel an dieser Art von Poesie überhand nehmen und dem unverdienten Ruhm eines Schriftstellers ein Ende machen, dessen Kunst einzig und allein darin besteht, den Pessimismus und die bornirte Selbstsucht als etwas Großes und Schönes hinzustellen. Aber wir erleben auch drollige Wider-

Digitized by Google

sprüche an manchen Autoren, die berufen schienen, ein sogenanntes schriftstellerisches Standesvorrecht zu genießen. Drängt sich uns nicht die Frage auf, ob nicht Wildenbruch, der die „Quitzows" schreiben konnte und doch die „Haubenlerche" schrieb, viel mehr zu tadeln sei, als alle die anderen „Dichter," welche nie die Kunst in einem reinen, edlen Lichte erblickten. Jedenfalls erkennt man darin ein Bestreben der Mode, jeder neuen Strömung wohl oder übel zu folgen, und wenn er nun in seinem „heiligen Lachen" sich jetzt gegen diese Richtung erhebt, so denkt man doch an den Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geister —" ꝛc. ꝛc.

Hier der Inhalt des neuesten Wildenbruch'schen Stückes „Das heilige Lachen." Es ist ein Märchenschwank in acht Bildern. Das Stück geißelt die modernen Litteraturrichtungen. Der „große Principal" legt seine Macht in die Hand des „Optimus," des Provisors der „großen Apotheke." Der vertrauensselige Stellvertreter wird aber vom Pessimus durch einen Trunk betäubt, zu welchem Neid, Lüge, Haß das Ihrige hinzugethan haben. So setzt sich der Gehülfe Pessimus in die Herrschaft; er muß aber der „Häßlichkeit" sich verschreiben, die in neuer Verkleidung zur „Echtheit" geworden ist. Nach einer gleichartigen Metamorphose wandelt sich die „Lüge" zur „Wahrheit," der „Neid" zum „kritischen Selbstbewußtsein," der „Haß" wird zur „Unabhängigkeit." Pessimus selbst erhält einen Namen mit skandinavisch-russischem Beigeschmack: „Ole Pessimow." Die Herrschaften begeben sich alsdann nach der Stadt Terra, in der bisher der schönste Geist gewaltet hatte, entsprechend dem Dichterworte: Tages Arbeit, Abends Gäste. Hier, wo der Bürgermeister „Animus" mit der „Schönheit" vermählt war, wird nun von Pessimow und seinen Begleiterinnen Unzufriedenheit wachgerufen; der Haß wird insbesondere gegen Frau Schönheit gelenkt, welche nun in Terra keine Stätte mehr findet und in die Verbannung geht. Pessimow, der neue Bürgermeister, wird aber nun von Sehnsucht nach ihr erfüllt. Dieses, seinen Principien widersprechende Liebesverlangen führt in seinen weiteren Folgen die Katastrophe herbei, welche der Sohn des Animus und der Schönheit, der junge „Lachegott," durch sein schalkhaftes Dazwischentreten beschleunigt. Optimus aber verzichtet jetzt freiwillig auf die Herrschaft und tritt zu Gunsten der echten „Wahrheit" zurück, welche die Menschen von der übertriebenen Süßlichkeit und Widerwärtigkeit in gleicher Weise zu heilen vermochte. Der Dichter scheint also in dem Glaubensbekenntniß dieses bedeutsamen Stückes dem Realismus das Wort zu reden, und zwar gegenüber der einseitigen Schönfärberei und dem einseitigen Pessimismus. In dem Schwank findet sich übrigens auch eine launige Glossirung der socialistischen Idee von der freien Liebe, der „Ehe auf Kündigung." Das Stück fiel mit Glanz durch, aus dem „heiligen Lachen" wurde ein „Heiliges Zischen." —

Ludwig Fulda, der vortreffliche Dichter der jüngeren Schule, bringt ein neues Schauspiel „Die Sclavin." Das Stück war vom Wiener Burg-

Digitized by Google

theater angenommen, mußte aber wieder abgesetzt werden; man erkannte wohl rechtzeitig, daß die Verhöhnung der Institution der Ehe sich nicht für die Bühne paßt. Die freie Liebe wird ja ohnehin jetzt genug ausgeübt, aber predigen soll man sie nicht. Wir beklagen, daß der gedankenreiche, im Dialog so schlagfertige und amüsante Dramatiker sich der Tendenz in die Arme wirft.

Ach ja! Das Haschen nach neuen noch nicht dagewesenen Effecten hat in seiner Wirkung auf das Publicum etwas Degenerirendes, Erschlaffendes, wenn es nicht die Kraft hat, dem, was einen mit Schauder erfüllen soll, ein Lachen entgegenzusetzen. Schreibt da z. B. unser wackerer Ernst von Wolzogen eine mecklenburgische Hofgeschichte „Der Thronfolger," es ist ein ganz fesselndes, amüsantes Buch, und es ist ihm darin merkwürdig gelungen, zu zeigen, wie gerade die corrumpirten Personen seiner Handlung uns ein Interesse abgewinnen können. Aber der Schluß! — Es ist eine Bestialität: ein schönes junges Mädchen bei Hofe, welche mit dem Thronfolger eine kleine Unvorsichtigkeit begangen, wird dem Autor am Schlusse des Buches unbequem, er will sie gerne los sein und läßt sie deshalb einfach erschließen. Aber, lieber Wolzogen, auf einen geheiligten Leib schießt man doch nicht! Wie kann man so brutal sein! Auch das verworfenste Weib ist geheiligt, so lange es einen zweiten Herzschlag unter dem eigenen Herzen fühlt. Es giebt ja Brutalitäten, über die man lachen muß, z. B. Falstaffiaden und Shakespeare'sche Rüpelgestalten, auch die ganze klassische Periode des Schicksalsdramas giebt uns zuweilen Gelegenheit und Beispiele zum Humor, hier aber wird genau nach dem Recept von Otto Ludwigs Erbförster ein schönes, schwangeres Mädchen einfach über den Haufen geknallt. Der Schütze thut es natürlich aus Irrthum und Versehen, oder aus Geistesschwäche; aber Wolzogen, der Dichter — und darin liegt die eigentliche Brutalität — thut es mit Absicht, weil sie ihm im Wege ist, weil er sie los sein will aus seiner Erzählung. Dergleichen ist dichterisch verboten.

Sudermann's „Sterbelied" und die „Grenzboten".

Wenn es ein Forum gäbe, vor welchem man den blinden Eifer des Unverstandes verklagen könnte, so müßte man No. 42 der Grenzboten (1891) vor diese Assisen schleppen. Darin steht eine Kritik über Sudermann's „Sterbelied" zu lesen unter der Ueberschrift: „Sentimentales Laster für's deutsche Haus." Ist schon diese Bezeichnung eine absichtlich gehässige, so ist es die Kritik der Erzählung noch mehr; aber sie ist auch ein schlagender Beweis unserer Behauptung, daß es eine Unmasse von Kritikern giebt, die immer am dreistesten schwatzen und lärmen, wenn sie ihre Verständniß-

Digitized by Google

losigkeit übertäuben, verbergen möchten. Wir haben es hier mit einem Fall zu thun, wo das, was man vielleicht für unziemlich zu halten geneigt wäre, durch plumpen Cynismus seitens des Grenzbotenkritikers überboten, übertölpelt wird. Zum mindesten aber ist diese Rezension geschmacklos, weil sie das, was Sudermann in seiner Novelle nur leise anzudeuten wagte, mit brutalen Worten und beim unrichtigen Namen nennt; das Obscöne der Sache liegt diesmal allein in der Grenzbotenredaction.

Wir haben uns als Gegner des grassen Naturalismus bekannt, aber wir sprechen es gern aus, daß Hermann Sudermann's Novelle: „Das Sterbelied" (Fels zum Meer 1891/92, Heft 1) ein physiologisches und psychologisches Meisterstück ist. Die Grenzboten verdammen dasselbe mit einem Gemisch von Prüderie und Frechheit im Ausdruck. Das denkt als wie ein Seifensieder! Mit einem unglaublichen Vergrößerungsglas heißt es in dieser geistreichen Verplemperungskritik wörtlich:

Der Inhalt der Geschichte ist der, daß eine junge deutsche Pfarrersfrau in einem Hotel an der Riviera, während sie ihrem schwindsüchtigen Gatten, der eben das Leben aushaucht, Sterbelieder vorliest, belauscht, wie im Nebenzimmer sich eine Wollustscene zwischen einer reizenden Französin und einem Rivieradandy abspielt, der auch in der jungen deutschen Pfarrerin mit seinen „italienischen Augen" Wollustschauer wachgerufen hat.

Dieser Satz richtet sich selbst. Die junge, unerfahrene und züchtige Leserin der Grenzboten wird vor diesem Satze hundertmal mehr erschrecken, als vor der Sudermann'schen Novelle selbst. Die Grenzboten, welche wohl das Bedürfniß fühlten, mal recht cynisch zu werden, scheinen nicht gefühlt zu haben, daß sie mit diesem Satze überbieten, was unsere Modernen an Deutlichkeit sich leisten. Angesichts solcher Entstellungen ist man wirklich versucht, die Grenzboten zu fragen, ob sie mit ihrem 50. Jahrgang vielleicht auch ihr 50jähriges Dilettantenjubiläum gefeiert haben. Jedenfalls begingen sie mit dieser Kritik, bewußt oder unbewußt eine ästhetische Irrlehre, die ihnen die Bewunderung der Provinzler eintragen wird. Sie sind der Ansicht, daß eine so feinempfundene, mit Heyse'scher Durchsichtigkeit und mit Grazie und Geist geschriebene Novelle für ein Familienblatt wie „Fels zum Meer" eine Ungeheuerlichkeit sei.

Hören wir in Kürze den wahren Inhalt.

Eine schöne junge Landpastorin aus Pommern, die noch Lebenslust und Durst nach Glück und Freude in ihrem Busen nährt, beging aus purer Versorgungsbedürftigkeit den unverzeihlichen Fehler, einen schwindsüchtigen Candidaten der Theologie, den Amtsnachfolger ihres verstorbenen Vaters, zu heirathen; wie sie zu ihm eigentlich gekommen, das sagt uns ihre Erkenntniß, die bittere Frucht, welche sie in Nervi an der Riviera, wohin sie zur Wiederherstellung des armen kranken Pastors mit ihm gegangen, auskosten lernt. Da sitzt sie nun an seinem Sterbebette Tag und Nacht, sie liest dem Kranken ein Sterbelied nach dem andern vor, bis ihr vor Erschöpfung die Augen zufallen. Sie hat an der Table

Digitized by Google

d'hôte sich für zwei Menschen interessiren gelernt, welche nicht krankheitshalber in Nervi sind, sondern zu den glücklichen und reichen Leuten gehören, die nur das Leben und die Luft des sonnigen Südens mit dem kalten Norden vertauscht haben. Es ist ihr Tischnachbar, ein junger, hübscher, intelligenter Lebemann und eine feine keineswegs mit dem Steckbrief der Médisance behaftete, geistreich geschilderte Französin. Verlangen, Eifersucht, Zartheit, weltmännisches Betragen, Resignation, Zurückhaltung und Sehnsucht nach einem unbekannten Glück, das sind die seelischen Factoren, welche zwischen diesen drei Personen wie unsichtbare Telegraphendrähte arbeiten. Der Schluß der Novelle spielt zur Nachtzeit, wo die entzückende Luft durch die geöffneten Balconthüren dringend, die Sinne unserer drei genannten Personen umschmeichelt und ihnen den Schlaf raubt. Der arme Pastor aber ist im Begriff, seine Seele auszuhauchen und die schöne junge, so lebensfreudige Pastorin weint ihre Thränen auf seine erkaltende Hand. Die andern Beiden sind im Nebenzimmer, wissen nichts von dem traurigen Vorgang nebenan und vertreiben sich die schlaflose Nacht — wie Sudermann es meisterhaft decent schildert — durch eine glückliche Freundesliebe, durch das Gekose glücklicher, gesunder Menschen, durch jene berückende, überaus freundliche Vertraulichkeit des Beisammenseins, wie sie die Langeweile eines Badeortes leicht erzeugt. Alleinstehende Menschen können sich manches erlauben. Sudermann ist so überaus decent und verschwiegen, nur die Grenzboten haben herausgefunden, was im Nebenzimmer nothwendigerweise vorgehen **muß**, es muß, weil die Grenzboten es in ihrer tantenhaften Entrüstung es so wollen. Die arme knieende Frau Pastorin, die jetzt eine verlassene Wittwe, und deren Loos ist nun, in das geistliche Wittwenhaus der pommerschen Heimath zu ziehen, hört während ihres letzten Spruchgebetes das kosende Liebesgeflüster und das reißt sie momentan aus ihrer Andacht, aus ihrer Trauer. Voilà tout! Wie Sudermann es verstanden, die Kläglichkeit des Krankenzimmers, die Wirkung der eintönigen Klage- und Trostlieder des pommerschen Gesangbuches, die Seelenkämpfe der beiden Frauen und den furchtbaren Contrast zu schildern, mit welcher Meisterschaft im Stil und Ausdruck, mit welcher Poesie der Duldung und Leidenschaft, das ist einfach unbeschreiblich und der Kampf zwischen Liebesleidenschaft und Pflicht, zwischen Sinnenrausch und Seelenfrieden, den ja fast alle Menschen einmal durchzukämpfen haben, der schreit hier zum Himmel, aber das, was die Grenzboten mit cynischer Gewalt in diese ernste poesiereiche Novelle hineinzulegen sich beeiferten, das schreit noch mehr zum Himmel, das ist wahrhaft himmelschreiend! Frägt man sich nun, was ist denn das Entsetzliche an der so unglaublich erfunden sein sollenden und doch so wahren Erzählung, so wird wohl jeder aufmerksame Leser der Novelle sagen: „der Contrast!“ Ja, der Contrast ist es gewiß, er ist es so gewiß, wie die Gesichte ein glänzendes Meisterstück der Beobachtung und des Studiums seelischer Vorgänge ist. Und da nun doch so viel von fauler Realistik

Digitized by Google

unserer faulen Modernen die Rede ist, die nicht Maß halten können in ihren brutalen Schreibereien, so wollen wir hier aussprechen, daß Sudermann mit dieser feinempfundenen Novelle nichts gemein hat mit den Sudlern, deren brutales Wollen sich in gräßliche Talentlosigkeit verläuft. Was aber will die prüde „Gschaftlhuberei" der Grenzboten? Sie haben den Mund etwas voller genommen, als ihnen nach ihrer litterarisch schon etwas abgenutzten Stellung zukam. Es ist ja richtig, daß nach dem Augenschein der Mops immer größer ist als der Mond, aber auch nur nach dem Augenschein. Der Mond Sudermann zieht ruhig seine Bahn, er wird der Physiologie und der Psychologie nur einen Dienst leisten, wenn er noch mehr so fein durchdachte, feinempfundene Episoden schildert, die Tartüfferie der Grenzboten wird ihn daran am wenigsten hindern. Nun aber nochmals: „der Contrast!" Ja, Contrasten begegnen wir täglich im Leben, Tag und Nacht, und wenn wir deren einige erwähnen, so sind wir damit weit entfernt, uns einer Zolaistischen Leichenschändung schuldig zu machen. Hat denn die Grenzbotenredaktion noch nie darüber nachgedacht, was ihr z. B. auf Reisen oder in einem Hôtel alles passiren kann? Heute legt man sich ermüdet in ein Hôtelbett, in welchem die vorige Nacht ein Lungenkranker gestorben, morgen kann man auf seinem Zimmer eine fröhliche Gesellschaft im Freundeskreise feiern und nebenan liegt ein von gräßlichen Schmerzen gefolterter Schwerkranker. Heute freut sich ein junges Paar seines Glückes auf der Hochzeitsreise und im Nebenzimmer steht ein Sarg. An der table d'hôte führt man einen silbernen Löffel zum Munde, mit dem erst kurz vorher ein elender Bube, ein Zuchthauscandidat gegessen und die vornehme und reiche Standesdame ahnt nicht, daß ihr Unterrock, der heute aus der Hôtelwäsche kam, mit dem einer ordinären Metze in einer Waschbalge gewaschen. Oder sollen wir noch den Contrast erwähnen, der zur fürchterlichsten Geltung kommt, wenn eine überreiche Millionärin, eine Fürstin im seidenen Hôtelbett schläft, den Kopf nichts ahnend nach der Thür gewandt, an deren Pfeiler im Nebenzimmer ein armer Erhängter soeben aus Nahrungssorgen seinem Leben ein Ende gemacht? Genug davon! Es ist ein Glück für die Menschheit, daß sie nicht alles weiß und erfährt. Dem Novellisten mag es anstehen, das Leben der Seele und ihrer Empfindungen in glücklichen und traurigen Ereignissen zu schildern mit Maß und Schicklichkeit, voll erlaubter Realistik und Poesie wie es Sudermann gethan. Aber noch etwas wollen wir zum Lobe des Novellisten Sudermann hier anführen. Wir wissen, wie viel die Franzosen voraus haben vor unseren deutschen Epigonen und das liegt in ihrer Sprache. Das brünstigste, das brutalste Wort, welches der Franzose aus seinem Wörterschatz hervorholt, hat immer noch etwas Versöhnendes gegenüber dem bituminösen Sprachlaut des deutschen Realisten, die französische Klangfarbe ist geschmeidiger, weicher, ja besänftigender; der Deutsche ist ohnmächtig in seiner Wiedergabe; das Brutale, deutsch ausgedrückt, wirkt doppelt brutal, der Franzose weiß

Digitized by Google

zu verschleiern durch seinen Sprachlaut. Was nun die deutsche Leserwelt sich von Zola und Guy de Maupassant in französischer Sprache gefallen läßt, das braucht es sich in deutscher Sprache nicht gefallen zu lassen, Sudermann aber hat es verstanden, die deutsche Härte und Brutalität in eine poetische Gewandung zu kleiden und wenn wir wiederholen: „auf das Wie der Darstellung kommt es an" so meinen wir damit, daß das, was nur schön ist, wenn man es verschweigt, Sudermann meisterhaft zu schildern gelungen ist. Was die Grenzboten mit einem brutalen Wort an unser Ohr bringen, ist bei Sudermann nur die Interjection der Liebe. Ein geflüstertes Wort kann sehr viel sagen, aber auf das Wie kommt alles an. So gedankenarm unsere modernen Autoren, so unbedeutend sind unsere modernen Kritiker! Sudermann hat mit Beiden nichts zu thun so lange er uns selbst in den gewagtesten Schilderungen den Zauber des Seelischen läßt, wie er es in dieser tiefempfundenen Erzählung gethan. Es giebt eine programmäßige Prüderie und ein solches Programm der Verketzerung scheinen auch die „Grenzboten" zu haben; wir wollen deshalb hier noch einige Gedanken über dieses Thema folgen lassen.

Die programmäßige Prüderie.

Wenn die Fleischverketzerung, die Prüderie in discreten geschlechtlichen Sachen auch beseitigt zu werden verdient und dafür die Pflege gesunder Körperlichkeit, die Freude an schönen Körperformen an deren Stelle zu setzen ist, so wollen wir noch nicht zustimmen, daß man diese Freude als ein Salonrecht allgemein einführe. Es ist übrigens nothwendig bezüglich des sprachgebräuchlichen Wortes „Prüderie," welches vielfach mißverstanden wird, hier eine Richtigstellung zu geben. Ein angesehener Pädagoge, Herr M. in Zürich, hielt vor einiger Zeit einen Vortrag über Prüderie, in welchem er diese als eine Tugend hinstellt, welche gepflegt, geübt werden müsse. Das ist eine fälschliche Auffassung des Begriffes „Prüderie." Die Prüderie, als deren Feind wir uns hiermit bekennen, ist von Heuchelei dem Begriffe nach untrennbar, sie ist niemals und unter keinerlei Umständen eine Tugend, weil sie in der Maske der Unwahrheit einherschreitet. Man versteht unter Prüderie im modernen Sinne die Scheinsprödigkeit, die Scheinsittsamkeit, die Zimperlichkeit, die geheuchelte Züchtigkeit, die Scheinheiligkeit in sexuellen Dingen oder beim weiblichen Geschlecht die Männerscheu. Die Prüderie ist Heuchlerin unter jeder Bedingung, sie thut entrüstet, aber sie ist es nicht. Es ist nicht richtig, daß mit der Prüderie auch die Schamhaftigkeit stürzt, die Prüderie sieht ein nacktes Gemälde, eine liebenswürdige Frivolität voll Entrüstung und doch mit Behagen durch die Finger an, aber die Neugier, mit welcher die Prüderie nach verbotenen Früchten der

Digitized by Google

Lectüre öffentlich greift, zeigt, daß sie im Publicum gar nicht so sehr verbreitet ist. Jede durch prüde Heuchelei noch nicht verdorbene Dame wird bei der Lectüre eines Buches mit Lindau's Leonore sehr charakteristisch und liebenswürdig ausrufen: „Pfui, wie hübsch! Pfui, wie interessant!" Die Prüderie sündigt, niemals die Unverdorbenheit. Diese ist verletzbar nicht jene, und wenn du, lieber Leser, mit einer Dame durch den Saal einer Kunstausstellung schreitest, wo allzu schleierlose Pracht ihr Auge senkt, so ist es nicht die Prüderie, die an deiner Seite schreitet und sich abwendet, sondern es ist die holde Dame Pudicitia. Man verwechsele also nicht Prüderie mit Schamhaftigkeit, diese ist eine sanfte Tugend, jene nur deren Maske. Wer an Stelle der Prüderie die Grazie der Schamhaftigkeit setzt, hat eine geläuterte Seele; wer aber an Stelle der Prüderie die breite Ungenirtheit setzt, wird schuldig an dem Heiligthum, welches uns Schiller in seinem „Verschleierten Bild zu Sais" verbirgt.

Hieran reiht sich folgerichtig auch eine kleine Betrachtung über die verschiebbaren Grenzen der programmäßigen Prüderie. Wenn du, lieber Leser, einer Dame in der Morgenstunde deine Aufwartung machst, wird sie dich nicht empfangen, wenn sie noch nicht in Toilette ist, will sagen, wenn sie ihr äußerst elegantes, bis an den Hals geschlossenes Morgenkleid mit echten Spitzen und dichtgeschlossenen Aermeln noch nicht mit der Salon- oder Straßentoilette vertauscht hat. Das Morgenkleid ist zwar von einer außerordentlichen Nettigkeit und Sauberkeit, es zeigt ihre Figur in überaus hübscher und artiger Gestalt, es ist so tadellos gemacht bis auf den hübschen Besatz, bis auf die großen schmuckreichen Knöpfe, ja, die Schneiderin verdient eine Ehrenmedaille; aber die Dame krümmt sich nun einmal unter dem Gesetz der conventionellen Lüge, sie muß dich abweisen, weil die eigentliche Besuchsstunde erst 15 Minuten später beginnt. Es ist ihr natürlich furchtbar leid, sie hätte dir so gerne ihre entzückende Figur mal in einer Morgenrobe gezeigt, die von der ersten Schneiderin angefertigt, sie ärgert sich selbst, daß sie dich hat abweisen müssen, das Frühstück, das Mittagessen schmeckt ihr nicht, weil sie dich nicht gesehen. Aber halt, sie wird dich entschädigen. Für den Verlust zeigt sie dir Abends auf dem Balle ihre entzückenden Schultern, und den bis zum Rückgrat keilförmig gehaltenen Ausschnitt ihrer Ballrobe, ja es ist sogar Pflichtgefühl, ein Kleid à la Regatta ohne Aermel anzuziehen, und dein erster Gedanke, während du ihre Tanzkarte in der Hand hast, ist, daß sie ja eigentlich gar kein Hemd an hat.

Eine Zofe sagt z. B. morgens zu einem Besucher: „Verbotener Eintritt! Die Gnädige hat soeben ihr Bischen Kleid für das nächste Costümfest anprobirt."

„Nun was weiter? Uebermorgen wird's doch alle Welt sehen."

„Ja, aber die Gnädige meint, vor vielen Herren kann sie sich so zeigen; aber vor Einem allein schickt sich es nicht."

Digitized by Google

Man sieht, das Versteckspiel des Vormittags ist Abends zu einer kleinen, allerliebsten Liederlichkeit geworden, es ist wie eine Weihnachtsbescheerung, zuerst verschlossene Thüren, dann blendende Pracht; es ist nur der Unterschied, daß die Fleischbank eines Balles für alle Welt gezeigt wird und die Walzermusik ihr Placet dazu giebt. Schön und fleckenlos ist es ja durchaus, wenn auch nicht unantastbar; man weiß nicht, ob man Eva vor oder nach dem Sündenfall zur Mazurka führt, aber das schadet nicht, es ist ja ganz außerordentlich hübsch, es kommt auf das Wie an, und wer die Dame ist; die sittsame Dame voll ruhiger Anmuth wird in einem vom Mieder entblößten Rückgrat immer mehr bezaubern, als die extravagante Balerina, und sie wird es immer nur mit Erlaubniß ihrer Schneiderin thun, die ja genau weiß, wo allenfalls ein Leberfleckchen zu verbergen ist. Sagst du ihr nun laut, so daß die Umstehenden es hören können: „Frau Helene oder Miß Ellen. Sie haben ein entzückendes Schulterblatt," so wird sie das empörend finden, sagst du ihr aber im Gedränge des Tanzes leise: „Liebe Frau Helene, Sie haben einen weißen Leib!" so wird sie ganz aus Versehen mit dir in eine Fensternische oder hinter eine Portière tanzen, dir ihre ganze Schulter hoch herausheben bis an deine Lippen und leise sagen: „Es freut mich, daß wenigstens Sie etwas verstehen!" Hier, lieber Leser, fällt das Programmäßige der Prüderie;, Dame Pudicitia reicht dir hinter der Portière lukullisch ihre fein gemeißelte Schulter, und sie weiß genau, weshalb sie es hinter der Portière thut, denn die holde Dame Pudicitia liebt die discrete Portière und sie will dir ja auch nur beweisen, das eine wohlgeformte Achsel keine Drechselarbeit des Teufels, sondern ein vollkommenes Meisterstück des Schöpfers sei. Die Geschmacklosigkeit in der Erscheinung und Schilderung des „Wie" ist eine Tölpelin, welche uns jetzt auf allen Gebieten verletzt; aber lieber Leser, da wir gerade bei diesem Kapitel der programmäßigen Prüderie sind, so wollen wir dir sagen, daß es einen außerordentlich reizenden Fetischismus giebt, der von den meisten Freunden eines liebenswürdigen Frauenkultus gar nicht beachtet wird. Du wirst mir darin zustimmen, daß man zum Beispiel bei der Aufführung eines großartig inscenirten Ballets oder bei den Productionen unserer weiblichen Artisten als Trapezkünstlerinnen oder dergleichen, durchaus entzückt sein kann von der Gewandtheit, Präzision und Grazie, welche solche Schaustellungen zeigen, betrachtet man aber die Sache vom ästhetischen Standpunkt und im Sinne des guten Geschmacks, so stolpern wir mit unsern Sinnen auf einem Holzwege. Die Aufklärung über diese Wahrheit verdanke ich einer sehr edlen, liebenswürdigen und hoheitsvollen Dame. Als ich nämlich zu Anfang meiner Journalistencarrière die gewerbsmäßige Verpflichtung hatte, fast jeden Abend meine Zeit im Theater absitzen zu müssen, war ich häufig Kaffeegast im Atelier der jungen Gräfin Helene K. Eines Nachmittags hatten die wenigen männlichen und weiblichen Stammgäste ihres kleinen Mittwochs-

Digitized by Google

cercles abgesagt, ich war allein bei ihr, der unvergleichlich anmuthsvollen, geistreichen und vornehmen Erscheinung. Natürlich ließ ich mich nicht heimschicken, ihr reichgeschmücktes Atelier war heimlich, angenehm durchwärmt und der kräftige Geruch des frischgebrannten Kaffee's belebte meine Nerven. „Würden Sie Vergnügen daran finden, heute Abend das neue Ballet mit mir zu besuchen?" fragte ich sie. Mit einer einzigen Interjection lachte sie. Dieses laute, spöttisch lachende „Ha!" — es klingt mir heute noch in den Ohren — war so lebhaft, daß ihr die volle Tasse, welche sie mir eben reichen wollte, vom Präsentirbrett glitt und deren Inhalt über den Parquettboden floß. Mit einem leichten und lustigen Aufschrei sagte sie: „Dieser große See ist mir lieber, als Ihr ganzes Ballet." Sie hatte schnell ihre Robe zusammengerafft und umkreiste tänzelnd den unfreiwillig angerichteten Schaden.

Offenbar wollte sie mir ihre kleinen neuen Halbschuhe zeigen und sie machte das sehr graziös, ob sie die Robe etwas höher nahm, als bei einem solchen Ereigniß nöthig, weiß ich nicht mehr; ich hatte aber zuweilen schon darüber nachgedacht, weshalb die Seiden-Strumpfwirker sich eigentlich bemühen, so außerordentlich hübsche Muster zu fabriciren. Ist so viel Nettigkeit eigentlich zum Verbergen oder zum Zeigen da? Wenn zum Verbergen, warum kaufen sich unsere Damen solche Muster von so bezaubernder und coloristischer Wirkung. Es liegt doch Anziehungskraft in diesen geringelten stockings und Kraft in der Farbenwirkung. Jetzt wußte ich, daß der Fabrikant die Wirkung kennt und die Käuferin die Wirkung will. Im Laufe unserer Bekanntschaft hatte ich in Gräfin Helene nur die Künstlerin gesehen, heute lernte ich das Weib in ihr kennen. „Sie haben ganz recht, gnädigste Gräfin," sagte ich, nachdem die Dienerschaft den angerichteten Schaden entfernt, „ein kleiner Frauenschuh ist der wahre Fetisch, ich gehe heute nicht in's Theater." „Verzeihen Sie," sagte sie ruhig und anmuthsvoll, „es war ein Scherz; aber dieser Balletcultus, ein Wald von Beinen, zur Schau gestellt gegen Entrée, nicht für einen Einzelnen, sondern für ein hundertköpfiges Publicum, kann doch unmöglich eine liebenswürdige, geschweige denn eine intime Wirkung haben; nur was man Einem zeigt und gern zeigt, wirkt reciprok für Beide, auf das Wie kommt alles an; ein wiehernder Applaus als Lohn für ein bezahltes Durcheinander hat für mich etwas unsagbar Geschmackloses und merken Sie sich: wir Frauen sind alle empfänglich für einen kleinen Applaus, nur muß er nicht rauschend, sondern ganz entre nous und leise, ganz leise gegeben werden; dann ist es das wahre Verständniß für Aesthetik, Schönheit und — Flirt —"

„Flirtation," wollte sie sagen; aber sie legte ihre kleine, schmale Künstlerhand auf die Lippen. Ein alter Freund und Epikuräer pflegte gerne zu sagen: „Die prüden Damen machen gleich Aufhebens, wenn eine ihrer fröhlichen Schwestern nur ein wenig »Aufheben« macht. Auf das

Digitized by Google

»Wie«, auf die Vornehmheit und Grazie kommt alles an. Nimm das Bischen Eitelkeit aus der Welt und sie verwildert, Liebe ist auf Eitelkeit basirt; nimm die Liebe aus der Welt und unser Erdball stirbt ab wie ein erkaltender Planet." Wir fanden bald ein anderes Gesprächsthema, ich hörte ihr gerne zu und während sie ein ernstes litterarisches Problem behandelte, wußte sie es doch zu machen, daß sie graziös und ohne eine Spur von gemachter Koketterie den kleinen schmalen Fuß schaukelte. Ich bin diesen Abend natürlich nicht in's Theater gegangen, ich hatte von einer vornehmen Dame gelernt, daß mir zwei kreuzweise gelegte kleine, weitausgeschnittene Salonschuhe und ein fünffingerbreiter Streifen eines seidenen Strumpfes den ganzen Sardanapal mit seinem bezahlten Balletcorps ersetzen. Das Rauschen einer einzigen Seidenrobe, das der Franzose: „frou frou" nennt, hat wahrlich mehr Reiz, als das Beifallrauschen während einer tumultanten Balletscene. Auf das Wie kommt alles an. Es kommt darauf an auch in der Novellistik, in der Malerei, in der Poesie und in der Realistik. Das Halbgezeigte und Halbverschleierte ist die Krone. Das hat auch Sudermann in seiner, wenn auch von Tragik und Contrast stark durchwirkten Novelle: „Das Sterbegebet" verstanden.

— — —

Ein amerikanischer Blaustrumpf.

Man sagt, daß es in Amerika mehr weibliche als männliche Schriftsteller giebt und die Bücher der dortigen Damen wohl aus Modesache gekauft, aber nicht gelesen werden; das ist aber kein ausreichendes Mittel, um sich gegen Ueberproduction zu schützen. Zwar sorgt die Natur immer zu rechter Zeit dafür, ihre Produkte, so bald Ueberwucherung eintritt, selbst zu ersticken, hier aber sollte sich eine Gesellschaft aufthun, welche dem Verleger jedes Blaustrumpfes die ganze Auflage abkauft, um sie dem Käsekrämer zu überliefern. Ob es nothwendig ist, solche Produkte, wie es Spielhagen versucht hat, noch in's Deutsche zu übersetzen, will uns zum mindesten zweifelhaft, wenn nicht bedenklich erscheinen. Julien Gordon (ihr wahrer Name ist Julie van Rensselaer-Cruger) ist eine Dame, die sich in den Kreisen der upper ten thousand bewegt und in ihrer Heimath jenseits des Oceans, wie es scheint, einigen Erfolg hatte, auch ihr neuestes Buch, „Daphne" betitelt, bewegt sich in diesen Kreisen, wo es nach Chypre und springflower duftet. Spielhagen, der das langweilige Buch deutsch bearbeitete und mit einer Vorrede und dem schönen Portrait der Verfasserin einführt, belehrt uns, daß die Dame u. A. ihre vornehmen Damen und Herren, sozusagen aus den hellgeschliffenen Spiegeln der Salons gestohlen. Portrait und Vorrede sind sehr schön, dem Buche konnten wir keinen Geschmack abgewinnen. In dem Titelbilde stellt Julien Gordon sich uns als

Digitized by Google

eine Dame in einer Gesellschaftstoilette first rate dar, sie steht da halbnackt in einer Pose, wie man sie im Lancier bei einer graziösen, correcten Verbeugung einnimmt, wobei sie ihre vermuthlich kleinen Atlasschuhe zeigen will; die Entfaltung ihrer Reize ist außerordentlich generös, solche Freigebigkeit hat etwas Anerkennenswerthes. Wie viele Frauen sind in dieser Hinsicht geizig, bloß weil sie nichts Bloßes zu zeigen haben; wie wenig Frauen haben anziehende Rücken! Der Rücken einer Frau ist so beredt. Julien Gordon zeigt Schultern, auf die man ein Anrecht zu haben glaubt und die einem im wollüstigen Traum wieder erscheinen. Nun ja, wir wissen es ja, verehrte Frau Gordon, die Liebe zur Form ist eine Erbsünde, obgleich manchen Künstlern, die etwas können, diese Erbsünde nicht immer vererbt ist, mag der Rücken einer schönen Frau auch noch so beredt zu ihnen sprechen. Dabei haben diese Amerikanerinnen einen eigenen Chic, einen besonderen Typ, ihre Mängel zu bemänteln und wenn sie die Leute glauben machen wollen, daß sie gut gewachsen seien, so ist zuweilen auch der Pariser Schneider die liebenswürdige Ursache. Es giebt nun viele unserer gewürfelten Salonhelden, denen eine nothwendige Anstandsvisite bei uninteressanten Leuten ein Dorn im Leben, der Umgang mit Amerikanerinnen aber ist ihnen geradezu antipathisch; diese ladies ziehen sich ja alle gut an, sie machen gute Wirkung, sie sind sehr respectabel, correct und wohlerzogen, aber sie haben keine Tradition, sondern nur Institutionen, sie sind sehr pschütt, aber ohne Figur, ohne seelischen Ausdruck, sie zeigen ihren kleinen Fuß nicht aus Eitelkeit, sondern aus Habsucht, und fragen bei einer Heirathschance nicht: wie sieht Er aus? sondern: what is he worth? Je schmutziger die Banknote, desto reiner der Geschmack. Das alles ist nun bei Julien Gordon in Hinblick auf die ladylikeness ihres vollwerthigen Portraits gewiß nicht der Fall, sie will uns mit ihrem Titelbilde nur sagen, daß eine so schöne Dame auch ein gutes Buch schreiben müsse, und unter dieser anmuthigen Flagge haben wir „Daphne“ gelesen. Man wird uns der Ungalanterie zeihen, wenn wir sagen: was müssen die übrigen amerikanischen Blaustrümpfe, welche Spielhagen als nicht lesbar hinstellt, für Blechtrompeten sein, wenn Friedrich Spielhagen, diese ganz gewöhnliche Schriftstellerin Julien Gordon, mit einem Glorienschein umkleidet! Man muß es Julien Gordon lassen, sie ist eine ganz gute Beobachterin in den Salons, und es ist immerhin eine ganz respectable und heikle Aufgabe für eine schriftstellernde Dame, wenn sie sich in die Hosenrolle und in die Gefühle eines vollendeten Weltmannes, eines vielgereisten Gesandten am Petersburger Hofe hinein versetzt, es ist selbst dann schwer, wenn auch ihr Mann der betreffende Gesandte ihres Romans und sie selbst mit ihrem herrlich entblößten Rücken die „Daphne“ ist; denn ein Weib ist immer ein Weib und der Leser stutzt, wenn der weibliche Verfasser als der männliche erzählende Ich-Held des Romans auftritt. Man merkt es denn auch sehr bald, daß dieser stattliche, uniformirte Mann

Digitized by Google

mit den breiten Schultern und dem schön bebarteten Antlitz eigentlich ein Weib ist, wenigstens benimmt er sich „Daphne“ gegenüber wie ein zimperliches, sentimentales, schmachtendes Weib, das seine Epaulettes, seinen ganzen Mannesstolz, seine, den Frauen gegenüber berechtigte Kühnheit vor lauter Rührseligkeit vergißt. Er kommt denn auch in seiner Werbung um diese famose, amerikanische Daphne nicht weiter, als daß er aus Versehen ihre Hand streift, den Duft ihrer Schulterblätter einathmet und seine haftengebliebene Säbelscheide aus der Spitzengarnitur ihrer Robe losnestelt. Zuweilen fällt ein süßes kleines Wort, so daß man meint: jetzt endlich treten der reife Mann, das reife Weib in ihre Rechte; aber nein, es wird fortgewinselt, fortgeschmachtet, fortgelangweilt, und man möchte diesem Ritter von der ritterlich-traurigen Gestalt einen Rippenstoß versetzen. Daphne ist denn auch die richtige, praktische Amerikanerin, sie wird kalt wie ein Frosch, ihre angeborene amerikanische Kälte vereinigt sich mit der Kälte des russischen Schnees, mit der Kälte in der Eremitage, wo sie mit ihrem Weib von Verehrer, vor dem Bilde eines traurigen Jünglings stehend, in Thränen ausbricht. Dieser Jüngling hat nämlich Aehnlichkeit mit einem Jugendgespielen, sie beschließt, mit amerikanischer Eile direct von Petersburg nach New-York zu reisen, um diesen traurigen jungen Mann schnell zu heirathen. Statt daß nun dieser reiche, unabhängige, in hoher Lebensstellung, in freier, stolzer Männlichkeit dastehender Gesandter die einfachen Worte spricht: „Daphne, komm geliebtes, schönes Menschenkind, wir sind einander werth, mach' doch keine Dummheiten, sei mein Weib, lieber heute noch als morgen,“ — geht dieses Geschlapper von nichtssagenden, unwichtigen Redensarten und schmachtenden Seufzern in einer Tour weiter, bis sie ihm durchbrennt und im Hafen von New-York denn auch ihren wohlverdienten Lohn findet für ihr nichtssagendes, nichtsfühlendes Herz. Dort steht er ja schon auf den häßlichen, schwarzen Docks, in dem kalten Lichte des nassen Frühmorgens, lose hängen die Kleider um seinen Körper, eine sonderbare Magerkeit umgiebt seinen Hals, seine Wangen; mit hohlen Augen empfängt er sie; denn er hat schon die ganze Nacht auf den Steamer gewartet. Nun, besser einen schwindsüchtigen Yankee heirathen, als einen vornehmen Diplomaten am russischen Hofe, der vor Weichlichkeit und Waschlappenhaftigkeit seine Mannheit zwar fühlt, aber sie nicht zur Geltung bringt. — Das ist der Inhalt der ganzen Geschichte „Daphne“ ohne Handlung, ohne Steigerung, ohne Saft und Kraft, ohne Witz und Geist, ohne klare Sprache, voll lahmer, hinkender und stolpernder Fehler in der Uebersetzung und geschmacklos wie Häckerling! Wer die allerdürftigsten Kapitel aus Rousseau's Heloise und Staël's Corinne zu einem Brei zusammenrührt, der wird ungefähr sich einen Begriff machen können von Julien Gordon's „Daphne“, ein Buch, welches der Verleger in seiner Ankündigung als „einen seltenen Leckerbissen“ bezeichnet, an dem wir aber nur schmecken konnten, daß die Geschmacklosigkeit über den Ocean herüber

Digitized by Google

zu importiren, ein geschmackloses Unterfangen ist. Auch das süßeste und schmackhafteste Frauenfleisch eines Titelbildes vermag den Inhalt eines Buches nicht genießbarer zu machen. Das Ganze ist ein Irrthum, ein einziger, durch 160 Seiten laufender Druckfehler Spielhagens. In Salonschilderungen aus dem Leben der upper ten thousand, können wir nur von den Franzosen lernen; Gordon-Daphne ist ein Weib, vielleicht ein fühlendes Weib, aber kein erzählendes Talent. Zuweilen nimmt sie einen Anlauf, als wolle sie über die Mauer der Langeweile hinüber springen, und die hübschen Röcke und die netten Beine etwas höher heben; hübsch genug ist sie ja, sie kann sich das erlauben; aber wie „Daphne", so haben auch ihre anderen Erzählungen etwas Tödtendes im Stil. Wir haben darüber nachgedacht, was denn eigentlich so Gepriesenes in der Erzählung: „Fräulein Reseda" oder in dem „Mann der Erfolge" steckt. Endlich fanden wir die Erklärung. Es wirkt nämlich neu, wenn eine Dame als Verfasserin mit ihren eigenen Geschlechtsreizen kokettirt und der in ihren Erzählungen handelnden Männerwelt Gefühle bei Berührung ihrer Haare, ihres Kleidersaumes, ihres schönen, wohlgeformten Beines zu kosten giebt; aber — mit einer Apothekerschachtel voll Herzensphysiologie, mit dem Zucken eines Liebesnerves und einer Faser Geschlechtssymphonie schreibt man noch keine Romane. Jedenfalls aber weiß die Verfasserin Julien Gordon immer zu rechter Zeit ein beträchtliches Stück ihrer seidenen Strümpfe zu zeigen, wie schön sie sitzen, wie sie genau zur Farbe des Hutes, der Haarfarbe, der Handschuhe und des Sonnenschirmes stimmen, darin hat sie eigene Erfahrung und weiß genau, daß der Liebestrank der Sinne als Ingredienz in den Schmelztiegel eines, wenn auch höchst dürftigen, nichtssagenden und zerhackten Romanes gehört. Julien Gordon ist mit einem Worte kein geschlechtsloses Weib und was die Damen ihrer Romane zur Schau stellen und fühlen, das fühlt sie alles selber, indem sie es zeigt, sie will reziprok wirken mit ihren Geschlechtsreizen, sie kennt die Wirkung auf den Mann, weil sie im Zeigen die süße Empfindung in sich selber fühlt. Das ist Julien Gordon, die Amerikanerin, die ebenso leicht in die Nacktheit ihres Ballkleides schlüpft, wie in ein Paar Pantoffeln, und in deren blüthenweiße, schlüpfrige Schultern mit der verlockenden Schlangenhaut sich jeder Leser mehr verlieben wird, als in den langweiligen Stil ihrer schlecht geschürzten Erzählungen, mit den zwar hochgeschürzten, geschlechtstrunkenen Weibern, die aber ebenso unbefriedigt bleiben, wie der Leser. Alles in Allem eine nüchterne Aufzählung schöner Frauentoiletten, einige Eifersuchtsthränen, ein unbehagliches, krankes Liebessehnen, ohne Erhabenheit, ohne große Conflicte!

Digitized by Google

Der Geist der Zeit.

Von **J. Szafranski.**

Ich hatt' einen Traum! — Ich vergesse es nicht
Dieses komisch-gigantische Geistergesicht,
Das jüngst im Traum mir erschienen.
Mir war's als stieg es herab zu Thal,
Da die Sonne geküßt mit dem letzten Strahl
Des Fürstensteins graue Ruinen.

Gar oft schon habe ich Zwiesprach gepflegt,
Wenn der Berggeist Nachts durch die Wälder fegt,
Mit Gnomen und schlanken Dryaden —
Doch niemals hat mir im sterbenden Licht
Ein so komisch-gigantisches Geistergesicht
Der Traumgott zu Gaste geladen.

Ich hielt mich still. — Es schritt eilig einher
Eine Riesengestalt in Gewaffen und Wehr
Mit aufgeschlag'nem Visiere;
Von Rost zerfressen war Schwert und Schild,
Von der Sonne gebleicht war das Wappenbild,
Das der Ritter führt' im Paniere.

Und da er mir nahte in eiligem Lauf,
Da lachte im Traume ich schallend auf —
Und konnte vor Lachen kaum grüßen, — —
Der Rittersmann trug einen englischen Frack
Und unter dem Arm' einen Chapeau claque
Und Schnabelschuh an den Füßen.

Es hemmt' seinen Schritt der gespenstische Mann
Und schnaubte in grimmiger Wuth mich an:
„Parbleu, was sind das für Sachen!
„Wie wagst Du erbärmlicher Erdenwicht,
„Mit Deinem blassen Poetengesicht,
„Den Geist der Zeit zu verlachen?!

Digitized by Google

Doch als er zerknirscht und in Angst mich sah,
Spannt ruhig er auf seinen en-tout-cas,
Um sich vor dem Monde zu schützen,
Und sprach dann: „Menschlein, halt Dich bereit,
„Von nun ab zu folgen dem Geiste der Zeit;
„Ich schwör's, es kann Dir nur nützen.

„Schau! Dort wo der Wald zu Berge steigt,
„Wo die Burgruine zum Sturze neigt
„Die grauen, verwitterten Zinnen — —
„Die alte Burg auf dem Fürstenstein*)
„Ist kaum so alt, wie der Großvater Dein, —
„Und ich, — ich wohne darinnen."

Und wahrlich, es findet weit und breit
Keinen passender'n Wohnsitz der Geist der Zeit
Als diese jungen Ruinen,
Die alt erscheinen dem ersten Blick
Und deren Morschheit mit rechtem chic
Der Mode scheinet zu dienen.

Ich drückte dem Geiste höflich die Hand
Und schaute empor zur Felsenwand,
Wo stolz im Mondenlicht schimmert:
Die neue Burg auf dem Fürstenstein,
Die neue und doch die alte allein,
Von Herzog Bolko gezimmert.

Und rüttelt am Felsen der Geist der Zeit, —
Der echte Nimbus der Ritterlichkeit
Wird dennoch nicht von ihm weichen,
Wenn man Altes erneut — nicht das Neue verstellt
Wenn man baut mit den Steinen der heutigen Welt
Und nicht mit versteinerten Leichen.

*) Die sogenannte „alte Burg" auf dem Fürstenstein bei Salzbrunn wurde erst zu Anfang dieses Jahrhunderts künstlich als Ruine erbaut, während die „neue Burg" das eigentliche alte Stammschloß der Grafen von Hochberg ist.

Digitized by Google

Kunstbubi's Recensionen über die internationale Kunstausstellung.

(Stilproben aus dem Schreibheft des kleinen Moritz.)

Ladislaff Schmirgl in Lemberg.

Die Hochzeit zu Cana.

(Allgemeine Rauferei unter Handwerksburschen, Rekruten, Radiweibern und Dachauer Bauern.)

Ist es uns, wie wir jüngst an anderer Stelle geschrieben, sehr gleichgültig, wie z. B. Heinrich der Löwe in Chiavenna s. Z. ausgesehen habe, so freuen wir uns vor diesem epochemachenden Wunderbilde mit doppelter Genugthuung, daß der geniale Schmirgl so ganz und gar in diese unsere Anschauung ein- und darin aufgegangen ist. Nur dadurch vermochte er es, die an sich genremäßige biblische Anekdote seines Hornrufes (soll wohl „Vorwurfs" heißen) zu einem großartigen, alle Zeit und Völker umfassenden Kulturbilde des Allbegriffes „Hochzeit" mit hochdramatischer Kraftgewalt und bisher unerreichter, verblüffender Vollendung künstlerischer Mache heraufzugestalten. Die Evangeliumsworte: „Sie haben keinen Wein mehr!" eine antiquirte Banalphrase materiellster Stofflichkeit, wurde hier eines ungeahnten Triumphes transcendentalster Vergeistigung gewürdigt. Nur das Ehrenamt eines Juror hat den allgefeierten Meister vor der landläufigen Auszeichnung einer goldenen Medaille geschützt.

Hans von Schweinchen im Haag.

Frühlingswehen.

(Ein nacktes Weibsbild mit einem Regenbogen auf dem Rücken geht im Park spazieren, man sieht nur roth und grün.) Erste Medaille.

Es ist dieses wundersame Bild eines jener zum gottbegnadigten Ereigniß gewordenen Werke, dem gegenüber wir dem Weltgeist erst dafür Dank wissen, daß wir überhaupt geboren worden, um dem intellectuellen Genusse desselben allmälig entgegenreifen zu dürfen. Hier ist die so lange durch mageren Formenzwang und philiströsen Cretinismus geknechtete Psyche der Kunst endlich einmal in befreiter, jubelathmender Totalität zu fesselloss schwellendem Ausdruck gebracht worden durch gesundrealistische Vermenschung des Göttlichen in der organischen Natur. Dieses vermenschte Weib, welches wir hier vor uns zu schauen gewürdigt werden, inmitten einer coloristischen

Digitized by Google

Bilanz ungeahnten und undefinirbaren Farbenzauberlenzes sich seines Lebens freuend, dieses seines eigenen Zaubers sichtlich so unbewußte Weib ist nicht etwa der seelenlosen Unnatur der Antike geistlos nachgepinselt, sondern in Wahrheit Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein, wie wir ihm auf der Landstraße des Lebens, namentlich in den geheimnißreichen Stunden der Nacht tagtäglich begegnen, um uns mit seiner vermittelnden Hülfe Natur und Kunst in einem Brennpunkt zu vereinigen. Wenn wir vor diesem hochgenialen Gipfelbilde (des Blödsinns) moderner Geistesemanzipation Eines schmerzlich bedauern, so ist dies lediglich der Mangel einer noch hoch über der ersten Medaille stehenden allerersten Medaille, mit der wir dasselbe prämiirt wissen möchten.

Siegfried Schmeißer. Verschleißheimerstraße 79.

Das Haus Nazareth.

(Eine Bäuerin am Herd prügelt einige Gassenbuben, ein Bauer mit derTabakspfeife und geflicktem Hosengesäß eilt entsetzt davon.)

Der Name Schmeißer und Bahnbrecher ist für die Welt bereits zu identischer Synonimität herangereift. Sein neuestes Sensationsbild ist geradezu als der vollgesunde Lenzhauch einer neuen Epoche weltbefreiender Kunst zu begrüßen. Mit aller und jeder traditionellen Banalschablone stumpfsinniger Vergangenheit brechend, hat sich der allgefeierte Meister dennoch vielleicht unbewußt mit diesem tiefergreifend, echt socialistischem Stimmungsbild auf den divinatorischen Boden realistischer Allegorie gestellt.

Toni Skandral in Giesing, Irrenhausstraße 13.

Hamlet.

(Ein Idiot direkt aus der Besserungsanstalt entlaufen.) Medaille.

Das ganze, den Beschauer geradezu fascinirende Bild ist gleichsam die zauberhaft zum Farbenklang gewordene einzige Frage: „Sein oder nicht sein!?“ Ja, das ist Hamlet, wie ihn der noch arg in dem sogenannten klassischen Formenzwang steckende Dichter nicht gezeichnet hat, sondern zeichnen hätte sollen! Es ist der Hamlet, wie er — dank der drei vermittelnden Kunstschwestern, Malerei, Bühnenspiel und kritische Forschung — und nach dritthalbhundertjährigem traditionellen Irrthum nunmehr endlich einmal überzeugend verlebendigt und incarnirt geworden. Durch diesen einen bahnbrechend kühnen Ruck ist diese unbequeme Figur endgültig auf die Schwindelhöhe unserer Zeit gestellt und unserem Verständnisse adäquat gemacht. Toni Skandral hat endgültig einen abermaligen Meisterschuß in's Schwarze gethan. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Hie Welf, hie Waiblingen!

oder

der Kampf gegen Windmühlen und die Sprengung der Münchener Künstlergenossenschaft.

Die Klagspartei im Prozeß Hirth hat ihre Revision an das Oberlandesgericht inzwischen zurückgezogen. Das ist ganz gut so, weil Kläger nicht den Impuls zu dieser Berufung gegeben hatte, und Hirth, der ja durch die öffentliche Meinung genügend gerichtet ist, sich durch die Selbstqual und Verbissenheit, mit welcher er seine Sache geführt, hinreichend selbst bestraft hat. Nun aber, durch die Erledigung des Prozesses offenbar muthig und sicher gemacht, beginnt er den Kampf auf's neue und nimmt jetzt seine Zuflucht zum Humor, indem er die Münchener Kunst mit einem drolligen Gemisch von schwarzgalliger Skeptik und fideler Schadenfreude herausfordert. Schnippisch wie ein junges Mädchen ladet er die „Allgemeine Zeitung" und die „Augsburger Abendzeitung" ein, den Kampf gegen Windmühlen einzustellen und räumt damit ein, daß sein eigenes Gefecht ein Kampf gegen Windmühlen; sonst würde er ja nicht zur Nichtbetheiligung einladen. Es scheint also, daß den sonst auf seiner Rosinante immer so gut gesattelten Hirth diesmal ein mitleidiger Windmühlenflügel bedenklich gestreift hat. Nicht umsonst wurde also in unserem Abschnitt „Prozeß Hirth, eine Münchener Lokalposse" auf Cervantes hingewiesen; die beiden genannten Zeitungen werden es aber auch ohne Hirth's Einladung ablehnen, die Rolle eines Sancho Pansa zu übernehmen. Immerhin ist Hirth beneidenswerth, wenn er eine Niederlage durch Humor zu übertäuben vermag. Er hat durch seine vielgelesenen „Nachrichten" eine gewisse Macht in Händen, die er mißbraucht zum Schaden seines persönlichen Ansehens, zum Schaden der Münchener Kunst. Die Spaltung der Künstlergenossenschaft Münchens ist sein Werk. Es haben sich bis jetzt ca. 70 Secessionisten unter seine Flagge begeben; das Comité soll sich aus folgenden Namen zusammensetzen: Dr. Hirth, Uhde, Höcker, Kühl, Piglhein, Habermann, Stuck, L. Herterich, Dill, Langhammer, Pötzelberger, Weishaupt, Zügel, Hirl-Deronco, Keller-Reutlingen, König, Guido von Maffei und Buttersack, Herren, welche im Glaspalast stets die besten Plätze hatten, und offenbar nicht wissen, weshalb sie sich separiren. Bei solchen Kräften gewinnt die Spaltung aber immerhin eine Bedeutung und es handelt sich dabei um die Frage, ob in Zukunft in München die ausländische oder die Münchener Kunst den Sieg davon tragen wird; jedenfalls aber wird Dr. Hirth weder das Obsiegen der einen, noch die Niederlage der anderen weder verhindern noch bewirken können, und es bleibt zu bedauern, daß die Secessionisten, wenn schon eine Spaltung

Digitized by Google

eintreten mußte, ihre Zuflucht zu einem solchen Schürhaken nehmen. Die öffentliche Meinung hat auch gegen diese Hirth'sche Agitation bereits wieder lächelnd Stellung genommen, weil sie die Absicht durchschaut. Genau an dem Tage, an welchem die „Allgemeine Zeitung" ein Circular an die Münchener Künstler sandte, daß sie in Zukunft sich mehr der Besprechung künstlerischer Fragen widmen werde, gab Hirth sofort die Erklärung ab, daß er sein Schmollen eingestellt und nun auch wieder mitthun werde. Künstlerschaft und Publicum werden sich also in diesem bedauernswerthen Zersplitterungskampfe, wie ihn Hirth „Gewehr bei Fuß" ankündigt, wohl auf weitere Verhetzungen gefaßt machen müssen. Mit den „geheimnißvollen Andeutungen", welche er über „bevorstehende Ueberraschungen" macht, braucht man nicht hinter dem Berge zu halten. Hirth meint damit nämlich die längst bekannte Thatsache, daß sich den Secessionisten bereits eine Anzahl von Künstlern aus dem Schoße der nichtextremen Genossenschaftler angeschlossen habe, z. Th. Männer, welche nicht der extremen Dachauerei angehören, aber leicht geneigt sind den Mantel nach dem Winde zu drehen. Dem Publicum kann die Sache ziemlich gleichgültig sein; für uns handelt es sich um die Frage, ob der gute Geschmack die Oberhand behält und von diesem Gesichtspunkt aus rufen auch wir:

„Hie Welf, hie Waiblingen!"

Schlußbemerkung.

Wir haben in diesem Hefte einigen Artikeln aus Künstlerkreisen Aufnahme gewährt und damit der Stimmung Ausdruck gegeben, welche sich in breiten Schichten der Künstlerschaft und der Bevölkerung gegen Herrn Dr. Hirth und die Münchener Neueste Nachrichten kundgiebt. Leider konnte die Person des Herrn Dr. Hirth von der Sache nicht in allen Punkten getrennt bleiben, weil er es in seiner Initiative zu dieser Bewegung selber nicht gewollt. Wir erklären, daß uns und unsern Mitarbeitern eine beleidigende Absicht gegen Herrn Dr. Hirth durchaus fern liegt, wohl aber werden wir einer weiteren Agitation des Herrn Dr. Hirth mit der nöthigen Schärfe begegnen. Den Irrlehren der Kunstkritik, den krankhaften Tageserscheinungen, den gewollten oder nicht gewollten Verdrehungen von Künstlerfragen entgegenzutreten, ist Pflicht im Dienste der Wahrheitsliebe. Wir werden jede aus Berechnung und nervöser Parteilichkeit geleistete Kunstkritik auch ferner scharf beleuchten und sie möglichst Satz für Satz auf ihren wahren Werth zurückführen, und wenn kräftige Satire und Derbheit dabei nicht zu vermeiden, so wolle man sie niemals persönlich nehmen, sondern lediglich als eine sich der Oberflächlichkeit und der Kunstverketzerung

Digitized by Google

entgegenstemmende Kraft. Wir sprechen dabei den aufrichtigen Wunsch aus, daß Herr Dr. Hirth, dem es ja an Begabung nicht fehlt, die große Macht, welche er mit seiner Presse in Händen hält, nicht fürder mißbrauchen, sondern sie und sich mit Fleiß in den Dienst wahrhaftiger und gesunder Kunstbestrebungen stellen möge; das wird ihn ehren und die Schlacken abwaschen, welche aus Parteilichkeit, nervösem Uebelwollen und Opportunitätsprinzip noch an ihm hängen. Seinem jüngst ausgesprochenen Satz: „Der Worte sind genug gewechselt; nun laßt uns endlich Thaten sehen" — ist er selber durch neue Glossen der Gereiztheit zuerst untreu geworden. Der Spruch paßt auch nicht für ihn als Mitherausgeber eines Blattes, weil eine Zeitung, die immer auf Wacht sein will, der Worte nicht entbehren kann. — Ein Mann, ein Wort! — Ein Wort, ein Mann!

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einer Jury Zweck, Ziel und Ende. Befähigung der Jury. — Die Hinausgestoßenen. — Ueberhebung. — Erbitterung. — Kopf ab! — Menschenwürde. — Vandalismus. — Neufundländernaturen. — Vilma Parlaghy. — A. von Werner, der fürstliche Portier. — Kunstsalbaderei der Tagespresse. — Beleidigung der Menschlichkeit. — Remedium.

Ibsen als Possenreißer in London. Der Begriff des Schmutzes, der Verdrehtheit und der Langweile. — Ibsen als Geist. Eine Londoner Vorstadtposse. — Der Alchymist. — Verhohnagelung in Norwegen.

Die Lüge, ein realistisches Conflictsdrama aus dem Norwegischen von P. von Schönthan.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin und seine verpfuschten Entwürfe. Das Seelenlose. — Rossebändiger. — Tortenaufsatz. — Der betrübte Lohgerber. — Begas' Schillerpuppe. — Der Gründer des Reiches. — Gott die Ehre! — Des Glaubens Zuversicht. — Selbstbeherrschung und Samariterthum.

Die Modernen und ihre geistige Prostitution. Die Verkommenen. — Grün-deutschland und die Grünspechte. — Cochonnerien. — Priapcultus. — Goethe-läsierer. — Marsyas und Apollo. — Cis-Moll-Sonate. — Schlagschaum.

Aus der Kunstwaschanstalt der Tagespresse. Max Bernstein, die kritische Rampenblende. — Paul Lindau's „Sonne". — Bernstein und Meerschaumkopf. — Jedes Beefsteak ein Verstimmungsdrama.

Der Hecht im Karpfenteich des Wiener Burgtheaters.

Belletristische Uebersättigung. — Medaillenhochfluth.

Meine Münchenhausiade. Glaspalaststudie eines Durchgereisten.

Inhalt des III. Heftes von „Sodom und Gomorrha".

Geschmacksverderber, Idiotenthum und Proletariat in der modernen Kunst. (I. Münchener Glaspalastsatire 1891.) Plakatreclame. — Die Flucht nach Aegypten. — Liebermann und sein Ziegenbock. — Habermann's Vexirbild. — A. Keller auf dem Berge Ida. — Kalckreuth's Arche Noah. — Dachauerei. — Die Bavaria ein Gemüseweib. — Uhdemanie und Kakographie. — Klinger's blauer Montag. — Blaubeeren- und Tomatensauce. — Die verlorenen Söhne. — Goldplomben und Furorenallmacht. — Die Prämiirung des Schunds. — Dr. Pan's Hirtenflöte. — Schönheitsgenuß und Liebe. — Die Walhalla der Verrückten.

Die Tölpelhaftigkeit des Spiritismus. Eine Sprengbombe. — Geisterphotographien. — Spiritismus und Cognac.

Eine spiritistische Sitzung im Irrenhause.

Ein liebenswürdiges Medium.

Moderne Verschrobenheiten des höheren Blödsinns.

Die Frau vom Meer oder die Einfalt auf dem Lande. Ein norwegisches Seelöwengemälde von der Mitternachtssonne beleuchtet von Henrik Schwibbsen.

Randglossen zur modernen Kunstkritik. Löwen in der Eselshaut. — Museumsdirectoren, Sinecuren und Thorschreiber. — Theaterrecensenten.

Sankt Georg, der Kunstritter ohne Furcht und Tadel, oder die Geisterstunde im Glaspalast.

Der litterarische Aufschwung Berlins. Eine Satire.

Die Corruption der Presse, oder Selbstbekenntnisse einer schönen Seele.

Digitized by Google

Metzger & Wittig, Leipzig.

Digitized by Google

RII 5

Sodom und Gomorrha

oder

Der Untergang des guten Geschmacks in Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

V.

Inhalt:

Der Kampf um den Glaspalast, ein Windei der „Münchener Neuesten Nachrichten".
Paul Heyse's Gedanken über moderne Kunst und Litteratur.
Der Heiland und das falsche Nazarenerthum in der Kunst.
Panizza, der natürliche große Mensch oder die Apotheose des Schmutzes der Münchener Modernen.
Vater Bismarck und die Maul- und Klauenseuche der dummdreisten Presse.
Der „dumme August" der Wiener Presse und „Die Wiener Librettofabrik".
Clique und Claque oder Trinkgeld und Reporterpraxis.
Die beiden Dioskuren Hirth und Muther.
Kunstbubi's Recensionen über die internationale Gunstausstellung.
C. W. Allers und die Künstlerehre.
Eine Böcklin-Stimmung.
Papierkorb.

München 1892

Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

(Ottostraße.)

Digitized by Google

Inhalt der Hefte I—IV.

I. Lot's Weib. — Das brennende Sodom. — Löschmannschaft vor! — Die Salzsäule. — Lot's Weib von heute. — Marasmus des Gemüthslebens.

Das Rembrandt-Narrenschiff. — Rembrandtomanie. — Ein männlicher Blaustrumpf. — Rembrandt-Kaffeekränzchen. — Der niederdeutsche Bauernrüpel. — Kunstschwefel. — Die Sentenzen-Mitrailleuse. — Rembrandt der Plebejer.

Armer Rembrandt!

Naute Strump als Erzieher. Eine Persiflage.

Ibsen, der kleine Schiller. — Die Gemeinde. — Das pathologische Institut. — Das dreieckige Verhältniß. — Erotik. — Karbol her! — Der fidele Lindau. — Mikroben des Rückenmarks. — Delirium tremens. — Jung-Dänemark. — Die Liebe zum Weibe.

Das Gespons und die Gespenster oder die verflixte Vererbung. Familiendrama.

Sodom und die Sudelmänner. — Charité und Charpie. — Josef Kainz. — Bohèmiens zweiter Güte. — Das gesellschaftliche Sodom. — Die Abendverderber. — Veuve Cliquot und Gilka. — Tolstoi und Zola. — Fin de Siècle. — Der Fluch der Lächerlichkeit. — Candidaten des Schillerpreises. — Des Weibes königliche Hoheit.

Pleinairbacillen und Kunstkritiker von Beruf. — Die wohlwollende Kritik. — Kesselsiederei. — Namens- und Erfolgsanbeterei. — Falschmünzer des Ruhmes. — Der Hüter des Paradieses. — Böcklin und die Böcke. — Klinger als Michel Angelo. — Liebermann und die Ferkel. — Uhde, der Herbergsvater. — Spinat und Schweinfurter Grün. — Ultra Mosse nemo obligatur. — Kunstausstellungswanzen. — Atelier-Jargon. — G. Hirth als Kunstoptikus. — Ausstellungsplakate. — Phryne beim Neptunfest in Eleusis. — Millet.

Das Mistbeet des Größenwahns. — Die Prämiirung der Mittelmäßigkeit. — Streberthum. — Verhätschelung. — Stinkthiere vergangenen Ruhmes. — Dichterfexen und Kunstgigerln. — Der Blasenwurm. — Die gekränkte Leberwurst. — Der Größenwahnfried, eine Pappendeckelkomödie.

Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit. — A. v. Werner, der Geburtstagsmaler. — Schnoddrige Kritik. — Officielle Kunst. — Mäcenatenthum. — Kunstschürzen. — Hinausgegrault. — Das Kaiser Wilhelm-Denkmal. — Die Ausstellung. — Alte Schmöker. — Keller's Allegorie. — Der Triumpf der Mittelmäßigkeit. — Kunstgewerbliches. — Weibliche Modegrausamkeit. — Mumpitz.

Bismarck und die Hungercandidaten der Presse. — Das Perpetuum mobile der Rotationspresse. — Schmock. — Zeitungshexenküche. — Die Penny-liners und Groschenschmierer. — Das Dementi. — Journalistischer Bauernfang. — Clericus clericum non decimat. — Opportunität und Farbenwechsel. — Bismarcklästerer und Gassenbuben. — Eine Geschmacklosigkeit gegen die Münchener Allgemeine Zeitung.

Litterarische Kapuzinerpredigt und geschmackvolle Speisekarten nach modernen Recepten.

Die Rembrandt-Schlacht.

II. Die Münchener Jury und ihr hochnothpeinliches Halsgericht, von einem Mitgliede der Münchener Künstler-Genossenschaft. — Querköpfigkeit. — Coterie. — Das Berliner Bilderkistenmagazin. — Statutenverstoß. — Vergewaltigung der Kinder des eigenen Hauses. — Begünstigung des Auslandes. — Mahnung.

Einer Jury Zweck, Ziel und Ende. Befähigung der Jury. — Die Hinausgestoßenen. — Ueberhebung. — Erbitterung. — Kopf ab! — Menschenwürde. — Vandalismus. — Neufundländernaturen. — Vilma Parlaghy. — A. von Werner, der fürstliche Portier. — Kunstsalbaderei der Tagespresse. — Beleidigung der Menschlichkeit. — Remedium.

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlags.

Digitized by Google

Sodom und Gomorrha

oder

der Untergang des guten Geschmacks

in

Kunst, Litteratur und Presse.

Rücksichtslose Kritik, Humor, Satire.

In zwanglosen Heften.

V.

München 1892.
Friedrich Adolf Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Der Kampf um den Glaspalast, ein Windei der „Münchener Neuesten Nachrichten" 3

Paul Heyse's Gedanken über moderne Kunst und Litteratur 10

Der Heiland und das falsche Nazarenerthum in der Kunst 22

Panizza, der natürliche große Mensch oder die Apotheose des Schmutzes der Münchener Modernen 31

Vater Bismarck und die Maul- und Klauenseuche der dummdreisten Presse . . 40

Der „dumme August" der Wiener Presse und die Wiener Libretto-Fabrik . . 47

Clique und Claque oder Trinkgeld und Reporterpraxis 53

Die beiden Dioskuren Hirth und Muther 54

Kunstbubi's Recensionen über die interrationale Gunstausstellung 59

C. W. Allers und die Künstlerehre 63

Eine Böcklin-Stimmung 69

Papierkorb 70

Digitized by Google

Der Kampf um den Glaspalast,

ein Windei der „Münchener Neuesten Nachrichten".

Die saure Gurkenzeit ist gekommen, die Miasmen brodeln im Pfuhl der modernen Richtung, die Hundstagssonne sendet ihre Pfeile senkrechter auf das Schädeldach der Journalisten, Kreuzspinne Presse zieht ihre Kreise langsamer und Kunstbubi brütet in längeren Zwischenräumen über seinen Geistesexcrementen, bei welchen den Secessionisten und Stimmungsverderbern der Münchener Kunst vor ihrer Gottähnlichkeit bange wird. Dabei constatirt der Anzeiger der Münchener Künstlergenossenschaft (Nr. 11, 1892), daß Dr. Hirth, der jetzige Chefredacteur der „Neuesten Nachrichten", nur noch pathologisch zu nehmen, daß der Credit dieses Blattes längst dahin und sein Gebahren in Kunstangelegenheiten im höchsten Grade bedauerlich und verwerflich, wodurch das Publicum wohl langsam zur Ueberlegung kommen soll, auf wie viel Löschpapier es bisher abonnirt war. Wir haben nicht zu untersuchen, ob wir es hier mit psychiatrischen Zuständen zu thun haben, wir glauben vielmehr, daß Dr. Hirth zu seiner eigenen geheimen Belustigung und zur Verhöhnung des Publicums mit seiner eigenen Partei Schindluder treibt. Das ist Mord und chronischer Selbstmord. Vorläufig nennt man ihn in Künstlerkreisen, seitdem er mit Erlaubniß des Landgerichts wieder über Kunst schreiben darf, den Kunstgerichtsvollzieher. Jedermann belustigt sich über seine drolligen Gaukeleien, mit welchen er das Publicum über die Gründe des Austritts der Secessionisten täuschen wollte, und doch ist es allgemein bekannt, daß die Secession schon seit Jahren eine von Piglhein und Genossen beschlossene Sache. Es blieb nur Hirth vorbehalten, die eigentliche Sprengung in möglichst würdiger Weise vorzunehmen und das gelang ihm, indem er Nervosität und Aberwitz genug besaß, Stieler und Bauer als Angriffsobjecte zu benutzen. Ein Vorwand mußte gesucht und gefunden werden. Jedermann kennt ja diese würdigen Mittel; im großen Ganzen aber kann man jetzt überblicken, daß seine Minen und Contreminen ihre Wirkung versagt haben. Es verlohnt sich jetzt kaum mehr mit ruhigen Vernunftgründen ihm entgegenzutreten, nachdem er schon im eigenen Lager der Secessionisten die Spötter und Lacher gegen sich hat. Wir können nur constatiren, daß von Seiten der Genossen-

Digitized by Google

schaft alles gesagt ist, was gesagt werden konnte, und die Ehrlichkeit und Friedfertigkeit, mit der es geschah, gereicht der Genossenschaft zur Ehre. Hirth aber imponirt ein ehrliches Wollen überhaupt nicht recht, er wirft seine Kothklümpchen gegen die Genossenschaft weiter, er setzt sich dadurch immer mehr in lieblichen Geruch und merkt es noch immer nicht, daß er sich in der anständig, klar und ruhig urtheilenden Welt lächerlich macht, wie einer, der im Hemd über die Straße geht. Wir aber vermißten von Anfang an in ihm seit Beginn seiner Hetze gegen Stieler, den Mann, den ganzen Mann. Von der seichten Oberflächlichkeit eines ganz gewöhnlichen Durchschnittsjournalisten kann man weder Menschenkenntniß, Seelengröße noch große Anschauungen verlangen.

Nicht der gerade ehrliche Mann ist zu fürchten im Leben, sondern die aus der verborgenen Mauerspalte ihr Gift spritzende Viper; jetzt aber ist Hirth überhaupt nicht mehr zu fürchten, weil er sich und die Secessionisten selbst discreditirt hat. Die Biene, welche im Jähzorn sticht, läßt bekanntlich allemal ihren Stachel zurück; das Gift ist wirkungslos geworden. Dem klar sehenden Publicum ist der Grund der fortgesetzten Hetze bekannt, das Zurückweichen Hirth's vor Stieler's Pistolenmündung, welches wir ihm nicht verdenken können, bewirkte in ihm so etwas, wie ein rachsüchtiges Gähren und das kann man ja ruhig mit ansehen bis der vielleicht ganz begabte, aber durch schrullenhafte Sonderlingsart sich selber unglücklich machende Hirth zur stilleren Einkehr in sich selbst gekommen sein wird. Er nennt die durch ihn heraufbeschworene Bewegung in dieser Frage u. A.: „Angriffe gegen seine Person". Das stimmt nicht. Einem agressiven Hetzer gegenüber kann man sich immer nur in der Defensive, niemals in der Offensive befinden. Sein und Uhde's Zweck war, die Genossenschaftsmitglieder in ihrer Mehrzahl zum Abfall, zum Uebertritt zu bringen, nach Erreichung dieser Majorität Herrn von Uhde zum Präsidenten und Machthaber auszurufen und so sich durch einen Handstreich in den Besitz des Glaspalastes zu setzen. Jeder Unbefangene hat diese drollige Absicht von Anfang an durchschaut, da aber Uhde unter seinen Secessionisten als nervöser Herr verschrien, so wählte man das Phlegma zum Präses in der Person Piglhein's, der es nicht verhindern konnte, daß einige Secessionisten sich bereits in den Haaren liegen und es ruhig mit ansah, wie Hirth's mikrocephale Gedankengröße den Unfrieden in's eigene Haus getragen, indem dieser die Secessionisten bei den Behörden und beim Publicum durch schlechte Witze discreditirte. Immerhin glauben wir, daß ein gediegenes Phlegma der Sache der Secessinisten mehr nützt, als die hassende Bosheit mit dem Basiliskenblick im Auge. Wir denken bei diesem Satirspiel immer an das Böcklin'sche Bild in der Pinakothek: „Pan im Schilfe die Hirtenflöte blasend." Die ernsteren Männer unter den Secessionisten haben nun dieses Gaukelspiel ihres Parteiführers längst erkannt und wenden sich unwillig von ihm ab, wenn er in seinen „Neuesten Nachrichten" den Secessionisten

Digitized by Google

allerlei neckische Spitznamen anhängt, wie „Wurstküche“ und „Verein der Obdachlosen“. Vielleicht hat er bei dieser „Wurstküche“ an die eigene Sudelküche gedacht, und daß viele Köche den Brei verderben, vielleicht dachte er auch dabei an das Kalbsgollasch seiner Kunstkritik. Warnung und Drohung sind die Leibtrabanten Hirth's. Wohl ein Dutzend mal hat er mit Auswanderung der Secessionisten gedroht; wenn sich diese Drohungen noch öfter wiederholen, so bleibt „den armen, von den Behörden Hinausgestoßenen“ allerdings nichts anderes übrig, als die Drohung wahr zu machen. Dem Publicum würde ein solcher Abmarsch gleichgültig sein, weil es weiß, daß ohne sie genug Nachwuchs vorhanden; wir würden es nur bedauern, wenn manche unter ihnen versuchen würden, ob der in Bayern erlangte Orden und Professortitel sich leichter hier zu Lande trägt, als auswärts. Muß aber durchaus ausgewandert sein, dann wünschen wir, daß diesem Zuge auch Hirth sich anschließen möge, der schon über den brennenden Schutthaufen der Münchener Kunst zu schreiten wähnte, sich aber die Sohlen an der Lohe des eigenen Schuttes verbrannte, den er geflissentlich mit neuem Zunder anzufachen trachtet. Der Nimbus seines bischen Kunstwissens liegt in Trümmern; er freut sich darüber wie ein Bauer, wenn's Haus brennt, das er mit Miste löschen will; aber auch Mist ist zuweilen ein guter Brennstoff. Wir gönnen jedem ehrlichen Arbeiter seinen Lohn, jedem einzelnen Künstler den vollen Ertrag seines Schaffens, und wünschen den Secessionisten, wenn sie in ihren Schöpfungen dem guten Geschmack huldigen, reiche Erfolge. Bei einer Agitation aber, wie die obwaltende, ist man wenigstens zu fragen berechtigt, ob sie eine ehrliche ist. Die Antwort lautet: nein! Denn es ist nicht ehrlich mit Hirth zu behaupten, die außerhalb der Secession stehenden Künstler gehörten der Vergangenheit an. Sobald nun aber ein Künstler, welcher Richtung er auch angehören möge, zu der Partei der Secessionisten übertritt, so gehört er plötzlich nicht mehr der Vergangenheit an! Wenn die Secessionisten vor einer so lächerlich paradoxen Logik ihres traurigen Führers nicht erschrecken, so haben sie sich eben willenlos einem Samiel verschrieben, der sie im Stiche lassen wird, sobald sein letztes Kothkügelchen verschossen. Es ist ferner nicht ehrlich, wenn die Rädelsführer der Secession, Hirth und Uhde, mit blasirter Geringschätzung auf Künstler wie Knaus, Vautier, Defregger, Fritz Aug. Kaulbach, Passini Muncaczy 2c. herabsehen. Eine solche Unehrlichkeit bekundet nichts anderes als Brodneid und auch Hirth hat es sich entschlüpfen lassen, daß der Abfall der Secessionisten nichts als eine Brodfrage sei. Die Kunstrichtung ist dabei völlig Wurscht. Da haben wir z. B. gleich das erste grotesk-komische Kunstfeuilleton der N. Nachrichten über die diesjährige internationale Ausstellung, überschrieben: „Die Neuen.“ Bei allem hochfahrenden Selbstbewußtsein ist der Artikel von einer sehr niedrigen Gesinnung dictirt, die dann rührselig in dem Aufspielen eines Mitleidswalzers

Digitized by Google

gipfelt. Verfasser, der entschieden mehr Talent zum schaumschlagenden Barbier als zum Kunstreporter hat, thut hier förmlich den Bettelsack auf für die Enterbten, die aus der affectirten Nachahmungsmanier nicht mehr herauskönnen. Dr. Hirth sieht von seinem Redactionsthron aus, wie seiner Partei durch solche geschmacklose Albernheiten der allerschlechteste Dienst geleistet wird; aber das macht nichts; wenn das Publicum, das jeden Morgen zum Kaffee mit einem väterlich pädagogischen Sittenspruch an der Spitze des Feuilletons abgefüttert wird, sich nur amüsirt, das ist die Hauptsache; ob das auf Kosten seiner eigenen Partei geschieht, ist ihm gleichgültig. Das Publicum hat sich an die fortgesetzte Reihe von Taktlosigkeiten und liebenswürdigen Tölpeleien bereits so gewöhnt, daß es ordentlich etwas entbehrt, wenn Hirth nicht mehr den Bullenbeißer macht. Das Bild aber, welches wir dabei erblicken, ist der Kettenhund, welcher aus innerer Wuth in seine eigene Kette beißt und dadurch unwillkürlich Mitleid erregt. Zunächst hat die ganze sittlich gebildete Welt Münchens den krankhaften Aerger constatirt, mit welchem Hirth in eben genanntem Feuilleton hinausposaunen ließ: die Secessionisten seien in diesem Jahre im Glaspalast „todtgehängt." Ein Gang durch den Glaspalast spricht laut vom Gegentheil. War denn etwa Uhde nicht zufrieden mit seinem Platze, der geradezu ein bevorzugter genannt werden darf? Oder störte ihn die bessere Nachbarschaft? Oder hat er es etwa als eine Beleidigung empfunden, daß man vor sein Bild ursprünglich einen Schlafdivan gestellt hatte? Wir können es laut aussprechen und sind eines freudigen Wiederhalls in der Bevölkerung unserer Kunststadt gewiß: die Genossenschaft hat in redlicher offenherziger Weise ihre Schuldigkeit gethan; können die Secessionisten das nicht anerkennen, so mag das wohl darin seinen Grund haben, daß der Naturalismus, dem sie zum größten Theile huldigen, den Pessimismus auf seine Fahne geschrieben hat, und dieser erzeugt ja bekanntlich Unzufriedenheit und Mißmuth aus sich selbst. Daraus wiederum entspringt Mangel an Empfänglichkeit für wirkliche Schönheit und Anmuth, besonders für weibliche Anmuth man kann bei solchem Mangel auch zuweilen auf eine Bedürfnißlosigkeit nach Anmuth des Geistes schließen. Wir meinen damit nicht Mangel an Geistesschärfe und Logik, diese ist bei Hirth wenigstens nicht zu suchen, aber wenn wir die Runde machen würden bei unseren Geschmacksverderbern, Schnellmalern und Freilichtlern, ob sie je ein gutes Buch zu ihrer Anregung zur Hand nähmen, so würde die Bestellung ihres Bücherbrettes eine dürftige sein. Zuweilen will es uns so scheinen, als ob manche unserer Künstler der neueren Richtung, besonders die, welche sich in der „Dachauerei" zu Vollbluthengsten trainiren lassen, die Blasirtheit als ausschließliche Domäne in Pacht genommen hätten und als ob in diesem blasirten Bekennen zum rohen Ungeschmack eine Ruchlosigkeit läge.

Es scheint übrigens, daß Hirth mit seinem ungerechten Hinweis auf die diesjährige Hängearbeit an die bittere Lehre hat erinnern wollen:

Digitized by Google

„Thue nichts anderen, was du nicht willst, das man dir thue!“ Wenn man aber bedenkt, daß unter 3000 Kunstgegenständen nur 50—60 Secessionisten, die sämmtlich in Hinblick auf die gereizte Spannung ohne Ausnahme einen guten Platz erhielten, so wird selbst Hirth sich eines Lächelns nicht erwehren können.

„Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben,
Daß einer lächeln kann und doch ein — Hetzer sein.“

Wir wünschen den Secessionisten Erfolg in der Anbahnung des Guten und Glück zum Heile und zur größeren Ehre Münchens; aber wir geben ihnen auch wohl zu bedenken, daß eine große Kohlanpflanzung ihres Hetzers ebensowenig eine Ernte verheißt wie die immer sich wiederholende Aussaat stupider Gedanken. Wir können es sehr gut fassen, daß die Secessionisten durch eine zweite große Ausstellung ihre Richtung zur größeren Geltung bringen möchten, nur fürchten wir, daß Extreme und Extravaganzen nicht zum gewünschten Ziele führen; ein warnendes Beispiel sind ihre Freunde und Richtungsgenossen, die Dänen, deren Säle im Glaspalast in diesem Jahre verödet dastehen; das Publicum ist nun einmal durch eine in Permanenz erklärte Langeweile und blasirte Nüchternheit nicht zu erwärmen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Es mag ja richtig sein, daß auch genial hingehauene Studien und Skizzen einer Ausstellung nicht entzogen zu werden brauchen, nur dürfen sie nicht in großen Massen das Gute und Schöne ersticken und bevorzugte Säle einnehmen wie diese ausgesucht langweiligen Skandinavier.

Als die Secessionisten den Kampf um den Glaspalast und um den vermeintlichen Vorrang ihrer künstlerischen Stellung begannen, dachten sie nicht daran, daß es den gepriesenen Ausländern ganz gleichgültig sein kann, welcher Partei sie ihre Ausstellungsobjecte senden und wie bei der Ueberfüllung an Bildern jede Wühlerei zu Ungunsten der Künstlergenossenschaft vergeblich. Die neue Richtung in der Kunst ist auf Schnellmalerei begründet und hat ja immer genügend Vorrath auf Lager, um alle Ausstellungen beschicken zu können, wenn es auch keine Women in white or black von Herkomer sind. Hauptsache einer großen Ausstellung ist immer ein richtiges Gesammtbild zu geben und bleibt mal eine Nation aus, so wird sie, wofern sie wirklich eine Lücke geschaffen, bald einsehen, daß sie im nächsten Jahr um so besser glänzen muß.

Sind die Secessionisten von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur sie berufen und im Stande sind, die Ausstellung der Zukunft in's Leben zu rufen und zu leiten, wie Hirth dies wiederholt betheuerte, so werden die Einsichtsvolleren unter ihnen ohne Ueberhebung wenigstens einräumen müssen, daß die Leitung eine schwierige und undankbare ist und daß viel Selbstverleugnung und Geld zu einem solchen Unternehmen gehört, um es Jedem recht zu machen. Mit bloßer blasirter Mißachtung des be-

Digitized by Google

stehenden Guten ist nichts gethan. Wir hörten von secessionistischer Seite, daß sie nichts verlange als ernste Arbeit ohne Unterschied der Richtung. Nun kann man aber doch nicht behaupten, daß eine ganze Reihe von landschaftlichen Concertmalereien und flüchtigen Modellacten, welche fast noch naß in die Ausstellung kommen, ernste Arbeiten seien!

Die von einem halben Dutzend Düsseldorfer Künstler unterzeichnete Zustimmungsadresse an die Münchener Secessionisten ist jedenfalls ganz gut gemeint, aber durch die Publication in den Hirth'schen „Nachrichten" in zwiefacher Hinsicht werthlos; einmal weil die Strömung in der Secession sich auch gegen die Düsseldorfer Schule richtet und zweitens, weil Hirth derartige Sympathiebezeugungen selber für werthlos erklärte, als er in seiner Hetze contra Stieler verächtlich ausrief, man wisse ja, wie solche Adressen zu Stande kämen! Die hämischen Bemerkungen Hirth's auf den Bescheid des Cultusministeriums und des Magistrats, sind natürlich nur geeignet, die Gegensätze zu verschärfen und man kann sagen, daß er seine Partei langsam, aber gründlich und mit einem gewissen System „hineingerudert" hat. Angesichts dieser Modekrankheit, der Presse, welche man Quärulantenwahnsinn nennt, wird Hirth, um nicht ganz aus der Rolle zu fallen, mit einer Million einspringen und seiner durch ihn verhetzten Partei ein Grundstück und ein Haus schenken müssen. Geschieht das nicht schleunigst, so gehört kein großer Seherblick dazu, um voraussagen zu können, daß mancher der heutigen Secessionisten, welche sich selbst „obdachlos" gemacht haben, sich wie ein gequälter Bandwurm von Hirth losringen wird, weil die Secession bald wieder eine zweite Secession gebären muß aus dem einfachen Grunde der Brodfrage.

Angesichts all' dieser blasirten Ueberhebung und der hämischen Kampfesweise Dr. Hirth's war es begreiflich, daß bei Regierung und Magistrat keine Sympathien für die secessionistischen Bestrebungen aufkommen konnten, und es klingt wie ein befreiendes Wort, wenn der I. Bürgermeister der Stadt München bei Ablehnung eines zu gewährenden Bauplatzes für die Secessionisten betonte, daß die Stadt nicht die Hand reichen dürfe zu einem Gebäude, welches als ein Denkmal der Zersplitterung der Münchener Kunst aufgerichtet werde. Hierin liegt eine energische Abwehr, nicht gegen die Künstler der Secession, sondern gegen die Hirth-Uhde'sche Hetze, welche die Zersplitterung mit einer gewissen Brutalität hervorgerufen. Hirth erwiderte auf die Ablehnung der städtischen Kollegien, daß man der Secession nicht hätte verweigern sollen, was man jedem Circusunternehmer zugesteht. Wie kläglich für die Secession, sich von ihrem eigenen Führer Hirth zu einem ambulanten Circus herabgedrückt zu sehen! Dabei tadelt Hirth, der Magistrat habe sich nicht genügend informirt, und doch weiß er nur zu gut, wie sehr der Magistrat über die aufrührerischen Tendenzen und den Streit im eigenen Hause der Secessionisten vollauf unterrichtet ist. Wenn aber Hirth, nachdem er in bettelhaft

Digitized by Google

aufdringlicher Weise an die Behörden appellirt hatte, abgewiesen den patzigen Bettler herauskehrt, indem er behauptet, der Magistrat habe kein Recht gehabt, dem Bittsteller einen Wunsch, einen gutgemeinten Rath auszusprechen, so liegt darin — das hat die ganze Bevölkerung erkannt —, eine Ueberhebung bis zum Platzen. Eine Behörde, welche der Kunst vielfach genützt und Garantiefonds für ihre Unternehmungen zeichnet, hat allemal das unbestrittene Recht, den Wunsch und die Mahnung nach Frieden kundzugeben. Wir können die Bestrebungen der Secessionisten als berechtigt anerkennen; aber wir wünschen ihnen eine bessere Führerschaft, als diese Hetze, die sich aus Süffisance, Blasirtheit und einer gelinden Dosis Beschränktheit zusammensetzt. Als Hirth die sog. Kohleninsel als Bauplatz für die Secessionisten anregte, merkten diese es gar nicht, wie er ihnen damit eine Narrenkappe aufsetzte, sie waren so gläubig, diese Kohleninsel als ernst gemeint hinzunehmen, wobei natürlich eine gehörige Portion Selbstbewußtsein mithalf. Die extreme Richtung in der Kunst besitzt Blasirtheit genug, zu glauben, ihre Ausstellung werde unter allen Umständen zu einem Wallfahrtsort, gleichviel, ob dieselbe in Giesing oder in der Entenbachstraße abgehalten wird. Es bedarf ja nur der Plakate. Möge doch Hirth, welcher vermöge seines Inseratenreichthums es sich gestatten konnte, seine treuesten Geschäftskunden vor den Kopf zu stoßen, sich angesichts der jetzigen Deroute seiner Partei an das Sprichwort erinnern: „Wer andern eine Grube gräbt —“ ꝛc. In seinem Größenwahn dachte er nicht daran, daß er die ganze Stadt gegen sich haben würde, als er den populären und uns lieben Namen einer Münchener Künstler- und Schriftstellerfamilie, den wohlklingenden Namen Stieler zu beschimpfen versuchte. Und was hat er damit erreicht? Nichts anderes, als daß Stieler, wenn er einmal sein treuverwaltetes Amt niederlegen sollte, sich lediglich vor der Feigheit seiner egoistischen persönlichen Gegner zurückzieht, wobei vornehme Naturen wenigstens den Trost haben werden, daß die Gemeinheit niemals dauernde Triumphe feiert. In der That liegen die Zustände jetzt so, daß man sich fragen muß, ob eine Wiedervereinigung überhaupt wünschenswerth ist, so lange Hirth und Uhde den Unfrieden weiter schüren, eine andere Frage ist, ob die Secessionisten überhaupt zurückkönnen, nachdem sie ruhig mit angesehen, wie Hirth alle Schiffe hinter ihnen mit einer anscheinenden Schadenfreude verbrannte. Er that dies unter Warnung und Drohung, also dürfen wir ein großartiges, auf Hirth's Kosten aufgeführtes Gebäude erwarten; denn eine bloße Halbheit würde ja seinen wiederholten Hinweis auf seine rechtzeitige Warnung grenzenlos lächerlich erscheinen lassen. Hoffen wir das Beste! Große Ereignisse werfen ja ihre Schatten voraus.

Ueberblicken wir all' die Geschmacklosigkeiten seiner Hetze, so ist uns auch der heftige Auftritt zwischen Hirth und seinem ehemaligen Chefredacteur, dem wackeren Schleswig-Holsteiner Francke, begreiflich, welcher letzterer,

Digitized by Google

einer besseren Ueberzeugung folgend, den Redactionsstaub von den Füßen schüttelte. Er gab uns mit seinem Austritt das Signal, daß es am besten sei, ohne zu denken und zu grübeln dem Humor der Dinge den Lauf zu lassen. Der Nachruf, den man seinem Scheiden widmete, ist ein Pendant zu der Sammetpfote, welche Hirth für seinen ehemaligen Freund aus der St. Lukasgilde, Ritter von Sch . . . ., übrig hatte. Es ist so geschmackvoll, seine Freunde vorzuschieben, wenn es einem an den Kragen geht, aber freilich auch ein bejammernswerther Zustand, bei seinem eigenen Freunde um ein Dementi zu betteln und dann in so schonender Weise sich von ihm ad absurdum geführt zu sehen. Unter dem jetzigen Regime des „unverantwortlichen" Hirth mit seinen sechswöchentlich wechselnden Sitzredacteurs können auch die stärksten in Essig gelegten Weidenruthen der „Neuesten Nachrichten" nicht mehr verletzen, sie sind nur noch humoristisch zu nehmen. Es giebt nur eine Sache, welche verletzt — die Wahrheit.

Paul Heyse's Gedanken über moderne Kunst und Litteratur.

Bevor wir Paul Heyse's Gedanken über die „Modernen" hier registriren, halten wir es für eine Ehrenpflicht dem gefeierten Dichter reichen Dank und volle Anerkennung auszusprechen für seinen neuesten dreibändigen Roman „Merlin". Man hat in unserer schnellesenden und überfütterten Zeit einen gelinden Horror vor einem starken Dreibänder, aber was Heyse uns in diesem „Merlin" bietet, ist von Anfang bis zu Ende, Seite für Seite, Genuß. Wir überlassen es den skeptischen Litteraturblättern und der handwerksmäßig arbeitenden Tagespresse ihre Kritik langweilig, breitspurig und doch so oberflächlich niederzuschreiben; der gefeierte Autor gewinnt nichts bei ihrem Lobe, verliert nichts bei ihrem Tadel. Wir begnügen uns nach der sorgsamen und gemächlichen Lectüre dieses fesselnden Buches zu constatiren, daß Heyse dasselbe mit großer Liebe zu seiner Aufgabe geschrieben und daß jede Seite uns Erfrischung und Belehrung für unseren Geist bietet. Da ist gesunde Realistik und weihevolle Poesie, kräftiger Naturalismus und entzückende Liebenswürdigkeit und Anmuth des Geistes und Herzens vertheilt. Wir sehen uns mitten hineingeworfen in einen Kreis edler Menschen, die das moderne Leben und den Lebenszweck so erfassen, wie es sein soll, nicht wie eine Horde gemeiner Sudler es mit brutaler, cynischer Absichtlichkeit beleuchten wie mit der Blendlaterne der Spitzbuben. Aus Heyse's „Merlin" spricht eine große edle Seele, geläutert und gefestigt zu großen menschlich schönen Handlungen, und um diese Gruppe

Digitized by Google

ranken sich wiederum Gestalten, von denen auch nicht eine einzige unwahr erscheint. Das ist das Leben der Kleinstadt und der Großstadt wie es wirklich ist, nicht wie es von einem ganzen Regiment verlogener Schriftsteller verlogen dargestellt wird. Das ist wahre Empfindung, einfache, schöne, natürliche Herzenssprache, das sind die Menschen von Fleisch und Blut mit dem gesunden, nicht mit dem ekelhaften Pulsschlag des Lebens. Mit dem ganzen, volltönenden Wohlklang seiner schmuckreichen und doch so einfach schönen Sprache geleitet uns Heyse durch die Wohnstätten der Freude und des Schmerzes, durch das Glück des Erringens und durch die Trauer der Entsagung, durch eine einfache natürliche und zufriedene Welt des Schönen, die nicht unberührt bleibt von dem lähmenden Hauch der Enttäuschung und dem ermuthigenden Flügelschlage künstlerischen Wollens, Strebens und Gelingens. Gott sei Dank, daß es Heyse gelungen uns mit seinem Roman „Merlin" mal wieder aus dem Sumpf der Stümper, Hudler, Schmierer und naturalistischen Einfaltspinsel, aus der Brutalität geschlechtlicher Bengeleien und Flegeleien, aus der Ignoranz der Romanlackel, aus der Gauklerbude litterarischer Schafsköpfe und Gimpel herauszuführen; daß es ihm gelang uns angesichts der jetzigen litterarischen Schweinepriesterzunft unserer Modernen, mal wieder daran zu erinnern, wie das vorwiegende Element unseres Seiens doch im Gemüthe des Menschen seine Wurzel trägt. Heyse's Merlin ist ein Buch für den, der es noch mit der auf Wahrheit begründeten Schönheit hält. Ja, fürwahr es giebt trotz aller menschlichen Lebensmisère noch ein Glücksbewußtsein und noch einen Schönheitskultus, an den unsere „Modernen" und Naturalisten nicht „rankönnen". Der auf- und niedergehende Schlagbaum vor dem Heiligthum der Schönheit schlägt ihnen die blasirten, mikrocephalen, von Hirndörre sich höhlenden Schädeldecken ein. Und ein solches Affengeschmeiß, das an seinen Schwänzen sich in Trapezkunststücken ringelt und gegen die Schönheit eben nichts, gar nichts vorzubringen weiß, als den ewig kreischenden und gellenden Affenschrei, glaubt mit ihrer kritischen Hunde- und Affenkomödie den immer frisch grünenden Lorber Heyse's verunreinigen zu können. Nein, so weit sind wir noch nicht, die Gemeinde, welche noch Frende hat am Schönen ist noch zu groß und der Affenkäfig im zoologischen Garten der „Modernen" hat sein Gitter.

Wir entnehmen aus Heyse's „Merlin" folgende Stellen:

„Das heutige Geschlecht der Künstler ist schon fertig mit einem Maler, dem überhaupt etwas einfällt und die Farnesina ist ihnen ein überwundener akademischer Standpunkt. Aber sie sollen es nur einmal versuchen ihre Naturalia, ihre verhungerten oder blödsinnigen Proletarier oder Galgenschwengel an eine Wand (al fresco) zu pinseln, von der sonst Götter, Helden und schöne Menschen uns anlachten, die zu betrachten ein unerschöpfliches Vergnügen war! Nun vielleicht sitzen wir in diesem Zuchthaus zur Strafe für gewisse sentimentale Kunstsünden noch ein Weilchen,

Digitized by Google

bis uns die schmachvollen Ketten abgenommen werden. Ich weiß ja auch, wie es zusammenhängt. Die Menschen sind nervöser, hitziger, unzufriedener geworden. Wein ist ihnen nicht stark genug, sie brauchen »Feuerwasser«, um warm zu werden. Und zu dem, wie es zu Anfang des Jahrhunderts eine Farbenblindheit gab, selbst bei den größten Talenten, so ist jetzt eine Formen- und Linienblindheit eingerissen. Alles in der Natur löst sich ihnen in Farbenreize auf, was sie dann Stimmung nennen. Es spricht aus mir nur das Mitleid mit den Augen- und Seelenblinden, die sich diese gemüthlose, aus unverdauten Naturstudien zusammengepfuschte Schülerkunst für Meisterwerke aufschwatzen lassen. — Jeder, der heutzutage sich als Priester der Schönheit dem rasenden Beginnen der Bilderstürmer entgegenwirft, wird eine Märtyrerrolle spielen und wenn er nicht gesteinigt oder mit kritischen Pfeilen zu Tode gespickt wird, im Dunkeln seine Tage hinleben. Dies ist für einen mannhaften Geist eine gute Weile hindurch eine süße, trotzige Empfindung. Wenn sie aber ein ganzes Leben durch dauert — und wer weiß, wie lange die Weltepidemie währt — so welkt am Ende die blühendste Kraft, der ehernste Muth beginnt zu rosten und abzubröckeln und den rüstigsten Schwimmer, der stets gegen den Strom anzukämpfen hat, verlassen endlich seine Lebensgeister, und der Strudel zieht ihn in die Tiefe."

Einen Bahnbrecher der neuen Richtung, so einen Banausen auf dramatischem Gebiete läßt Heyse also sprechen: „Hier sehen Sie die erste poetische Frucht, die ich selbst vom Baume der neuen Erkenntniß gepflückt habe: ein Drama mit dem Titel »Die sieben Todsünden«. Ich darf sagen, daß ich die Anregung dazu dem Geist der ungeschminkten, unerbittlichen Wahrheit verdanke, der allen conventionellen Fratzen einer veralteten Welt- und Kunstanschauung die fadenscheinig gewordenen Masken abreißt. Und Sie werden mir zugeben, daß es bisher noch an einem Werke gefehlt hat, in welchem dies Geschäft in ganz großem Stile besorgt wird. Für unsere Zeit gilt ja das Heine'sche Wort:

Gewalt'ge Sünden will ich sehn,
Verbrechen, blutig, colossal,
Nur diese satte Tugend nicht
Und zahlungsfähige Moral.

Diesem Wunsche kann nur ein Drama genügen, das alle Abgründe der Gesellschaft, alle schnöden Regungen der menschlichen Bestie auf einmal belauscht und bloßlegt, gleichsam ein hohes Lied der allgemeinen Weltniedertracht.

Wenn ich aber das Volk in's Theater strömen sehe, nach einem harten Werkeltag dort ein paar Stunden stille Feierwonnen zu genießen und denke daran, daß man ihm als Abbild des Lebens nur das klägliche Elend ihrer eigenen Unbedeutendheit vorspiegelt, so kann ich mir nicht helfen, ich finde

Digitized by Google

die guten Leute schmählich um ihr Eintrittsgeld betrogen. Sie fühlen es auch selbst; aber sie haben sich von schnöden Speculanten, die nichts Besseres zu produciren wissen, so oft vorschwatzen lassen, dies sei das Eine, was noth thue und alle Schöpfungen eines erlauchten Geistes eine schönfärberische Spiegelfechterei, daß sie ihr Ungenügen, ihren Mißmuth nicht wagen laut werden zu lassen, und zumal, wenn sie haarsträubenden Scenen beigewohnt und sich vom Widerwärtigsten haben verblüffen lassen, sind sie ganz zufrieden mit der neuen Kunst und ersticken die schüchterne Sehnsucht nach dem, was ihre Väter geliebt und bewundert haben, und verlassen das Theater nicht viel anders, wie etwa den Platz, wo eben an einem armen Sünder eine Execution vollzogen worden ist. Aber man mag das Ideal, das Heimweh nach dem Schönen und Großen mit der Mistgabel des Naturalismus noch so hitzig austreiben, es kehrt immer wieder zurück. — Den meisten, die überhaupt noch ein Trauerspiel sehen mögen, ist es um gemeine Rührung oder eine brutale Erschütterung zu thun, wie sie auch die Zuschauer einer Hinrichtung an sich erfahren.*)

Ueber die divergirenden Ansichten der Theaterdirectoren und der Presse über ein neueingereichtes Stück führt Heyse ein neues köstliches Beispiel an:

1. Das Stück ist gewiß ein höchst bedeutendes Werk, steht aber leider durch Stoff und Tendenz den Interessen der Gegenwart zu fern, um einen Erfolg erwarten zu dürfen.

2. Stoff und Tendenz berühren so brennende Lebensfragen der heutigen Zeit, daß eine rein künstlerische Wirkung nicht zu erzielen.

3. Der Stil des Werkes ist von der Art, daß bei der herrschenden realistischen Richtung ihm die Gunst der Massen nicht zu Theil werden kann.

Ueber Berliner geistige und künstlerische Interessen sagt Heyse:

Ich las vorhin die Theaterzettel an einer Litfaß-Säule: Shakespeare's Sturm und Schiller's Jungfrau von Orleans einträchtig neben Sardou's Dora und Doctor Klaus. Da dacht' ich: Dies Ungeheuer Berlin hat einen guten Magen und die curiosesten Appetite, da schlingt es Süß und Sauer, Fett und Mager, Grob und Fein durcheinander hinein, wischt sich den Rachen und sagt sich „Gesegnete Mahlzeit!" Ist es mit der bildenden Kunst viel anders? Hängt nicht in demselben Schaufenster des Kunsthändlers der neueste Stich der Schule von Athen oder der Tizian'schen Venus aus der Tribuna friedlich neben einer Cocotte, die einem geschickten Pariser Maler Modell gesessen hat? Und findet nicht eins so gut wie das andere seine Liebhaber? Man mag das beklagen als eine brutale

*) Der sonst so vortreffliche Sardou läßt in seinem „Thermidor" die Guillotine gleich dicht hinter der Coulisse arbeiten. Am Schluß schreit die Heldin unter dem Fallbeil zweimal den Namen ihres Geliebten, der zweite Schrei wird durch das Fallbeil hörbar abgeschnitten. Die Sandrock am Wiener Volkstheater macht das sehr gut; man hört ordentlich, wie sie das Blut in der Kehle gurgeln läßt.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

Stillosigkeit unserer Zeit. Für Den, der mitthut, ist's immerhin ein Trost und ich habe ein gutes Zutrauen zu meinem alten Berlin, daß sich immer noch eine kleine Gemeinde altmodischer guter Menschen hier finden möchte, denen der Ritt in das romantische Land gar nicht so halsbrechend vorkommen werde. — Gewiß finden sich mitten in dem modernen Tumult der Herren Naturalisten noch hinlänglich viele solcher „Stillen im Lande", die nicht begreifen können, warum das Schöne auf einmal kein Lebensbedürfniß der Menschheit mehr sein soll. Vorläufig aber sind sie nur ein verschüchtertes Häuflein und bilden in jedem Theater, jeder akademischen Ausstellung eine kleinlaute Minderheit. Das ist nicht erbaulich für alle die, die dazu gehören, aber da ist nichts zu machen als das alte Sprüchlein beten:

„Duck dich und laß vorüberga'n!
Das Wetter will sin'n Willen han."

Ueberall in Berlin das Nämliche: eine Kunst, die keine höhere Aufgabe zu haben scheint, als Illustrationen zu einem stolzen Generalstabswerk über die Macht und aufstrebende Herrlichkeit des preußischen Staates oder des deutschen Reiches zu liefern. Da uns nun das Alles noch so nah ist und wir urkundenmäßig um den historischen Verlauf und die Hauptheiden Bescheid wissen, so wird dem Künstler kein Uniformknopf geschenkt und, was man verewigen will, vor allen Dingen verzeitlicht. Das wäre nun nicht zu behalten, wenn die Formen dieser Zeitlichkeit nicht so gräulich prosaisch steif und philisterhaft wären, so daß, wenn dann das Bildwerk oder Gemälde fertig dasteht, die Augen weniger Ergötzen daran finden, als das Gemüth, und das, was man dabei denkt, die patriotische Genugthuung einen entschädigen muß für das, was man leider nicht sieht. Die Renaissanceleute hatten's besser. Wenn die einen Bismarck zu verherrlichen gehabt hätten, wären sie nicht in die Nothlage gekommen, ihren modernen Herkules, der so manche Hydra erlegt hat, in einer schnöden Kürassier-Uniform auf einen allegorischen Sockel zu stellen. Und darum erquicken uns die italienischen Denkmäler durchaus; gleichviel Wen sie darstellen, während die Deutschen nicht viel mehr Reiz haben als mittelmäßige Familienportraits, die nur von Kindern und Enkeln mit Andacht und gemüthlicher Erhebung betrachtet werden, jedem Fremden aber ziemlich gleichgültig sind.

Der Rauch — ja der konnte noch etwas mehr, der hat auch ein paar schöne Victorien gemacht, und wenn er nicht von so und so vielen Militärs und Historikern bei seinem alten Fritz überwacht und geschulmeistert worden wäre — wer weiß, ob er nicht was sehr Stattliches aus dem gewaltigen alten Herrn gemacht hätte. So aber — es ist manchmal verdammt schwer aus der Noth eine Tugend zu machen. Ja auch in diesem Uniformstaat hat's große Phantasiemenschen gegeben. Der alte Schlüter, der war noch ein solcher, dessen Kurfürst darf sich neben den

Digitized by Google

Gattamelata und den Colleoni wagen, da ist jeder Zoll ein Mann und Held; und wie steht er gegen die Luft, wovon die Modernen keine Ahnung haben!"

Bei dieser auf Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit, gemünzten Exclamation*) müssen wir einen Augenblick Halt machen und ein bitteres Wort über das Kaiser Wilhelm-Denkmal einschalten, indem wir darauf hinweisen, wie tief es zu beklagen, daß nun doch die Berliner Schloßfreiheit als Aufstellungsplatz für das Denkmal des großen Kaisers gewählt worden ist und man bei dieser germanischen Ehrenpflicht sich mit einem Manege-Reiter von Reinhold Begas begnügen will. Berlin ist im Begriff mit diesem Denkmal, welches wie ein Nationaldank prangen sollte, eine schablonenhafte Trivialität zu begehen, deren Vollendung acht Tage angestaunt und dann dem Berliner Volkswitz preisgegeben ist. Alle Achtung vor dem wackeren Begas, aber er hat sich keine Zeit gelassen für die kolossale Größe und die liebenswürdige Einfachheit eines so naheliegenden poetischen Gedankens. Sein Kaiser Wilhelm-Denkmal ist eine Berufung an die gewohnheitsmäßige Berliner Nüchternheit und an den militärischen Drill der Kunst, ja es ist etwas von der Berliner „Dictatur der Geschmacklosigkeit". Der zum Vergnügen reisende Provinzler wird das Monument natürlich anstaunen, weil es im Bädeker einen Stern haben wird und ein solcher Stern macht ja vieles gut! Germania, steige herab vom Niederwald und verhülle dein Haupt, daß man den besten deiner Söhne nicht einfach schön verewigen will, verhülle auch darüber dein Haupt, daß der Platz für ein Kaiser Wilhelm-Denkmal durch eine Lotterie aufgebracht werden mußte. Für Germaniens besten Sohn soll man nicht an die Gewinnsucht, sondern an den Patriotismus appelliren.

„Noch schlimmer fast, — fährt Heyse fort — sieht's aber mit der Malerei aus. Da sollen die armen Tröpfe die Großthaten auf den heutigen Schlachtfeldern abschildern, wo so selten Manneskraft mit Manneskraft ringt und jede Muskel angespannt wird, daß es einem Malerauge eine Lust sein könnte. Was bleibt ihnen übrig als wieder eine streng wissenschaftliche Illustration zu strategischen Aufzeichnungen zu liefern! Und ihr photographisch überreiztes Auge, das immer mehr in's Enge und Peinliche strebt! Ist es ein Wunder, wenn diese Kunst am Ende keinen höheren Ehrgeiz kennt, als mit der Momentaufnahme zu wetteifern, statt sich, wie in der guten alten Zeit, um eine Ewigkeitsaufnahme zu bemühen? — Vor jedem ganzen Kerl, er mag übrigens eine Sprache sprechen, die nicht die meine ist, habe ich Respekt. Sobald ein solcher sich zeigt, was nicht häufig geschieht, erscheint das ganze Theoriengezänk als ein nichtssagendes Geräusch. Wer Ideen hat und sie realisiren kann ist ein Meister, er mag

*) Siehe: Sodom und Gomorrha Heft I: „Berlin, das Eldorado künstlerischer Mittelmäßigkeit", und Heft II: „Das Kaiser Wilhelm-Denkmal und seine verpfuschten Entwürfe".

Digitized by Google

sich zu den Realisten oder zu den Idealisten stellen. Denn seine eigene Seele giebt er immer mit in den Kauf, und so ist er Herr der Natur während die seelenlosen Nachbeter ihre Knechte sind."

„Seltsam ist nur, daß in der Kunst heutzutage die feineren Sinne nach der gröberen Kost begehren, während der gemeine Mann mit seinem dumpfen Instinkt dem Höheren treu bleibt. Auch das freilich ist ein Symptom jener allgemeinen Krankheit. Man weiß, daß manche Hysterische oder Irrsinnige Glassplitter verschlucken, nur weil ihnen kein sinnlicher Reiz scharf genug ist."

In seiner Künstlernovelle „Marienkind" äußert sich Heyse gegenüber einem jungen Neuerer der Malerei:

„Ich sehe, daß Sie der Fortschrittspartei angehören und die Ansicht der alten griechischen Weisen unterschreiben, daß auch im Schmutz das Göttliche wohne. — An Einfachheit läßt Ihr Thema nichts zu wünschen, und Schminke kennt Ihr Modell schwerlich auch nur dem Namen nach. Ich möchte nur die Natur in Schutz nehmen gegen den Vorwurf, als sei sie eine schnöde Effekthascherin, die es zuweilen auf eine theatralische Verblüffung des Publicums abgesehen habe. Für mich wenigstens hat so ein naiver Gewitterhimmel in seiner brutalen Majestät zwar so viel intimen Reiz, wie ein blödsinniges Bauernkind in einem schmutzigen Hemde. Schon vor dreißig Jahren, als das Wort Naturalismus noch nicht erfunden war und alle Künstler noch zu der Fahne der sogenannten Schönheit schwuren, war ich allerdings ein verbissener Vorläufer des neuen Evangeliums und schwärmte für die Reize des Wahren und Häßlichen; ich arbeitete nämlich an einem Werk über die vergleichende Entwickelungsgeschichte des menschlichen und thierischen Organismus — zu dem Ende machte ich wohl hundert sehr sorgfältige Zeichnungen menschlicher Fötus. — Sie begreifen nun wohl, daß mir auch das breitmaulige, kleine Gesicht mit dem idialischen Ausdruck, das Sie da eben zu verewigen suchen, als eine würdige Aufgabe der Kunst erscheint. — Da es in dieser Gegend an verkümmerten Existenzen nicht fehlt, werden Sie in Schmutz und Häßlichkeit ordentlich geplätschert haben. Ich bewundere Ihren Muth und Ihre Ausdauer. Die Kehrseite der Natur und der menschlichen Gesellschaft ist ja gewiß sehr anziehend und es ist des Schweißes der Edlen werth, ihr endlich auch künstlerisch zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber selbst die Kaminkehrer pflegen sich wenigstens am Samstag zu waschen und es giebt auch noch so manche appetitliche Dinge in der Welt, die nicht ganz zu verachten sind. Vor allem, nehmen Sie sich vor Italien in acht; da können Sie am Ende doch noch zu einem Schönheitsrausch kommen, der Ihnen hernach die schönsten deutschen Vetteln verleidet — —

Schönheit? Jawohl, die läuft dort auf den Gassen herum und in den Kirchen und Gallerien sieht man sie in so ausbündigen Exemplaren, daß man aus der Haut fahren möchte. Besah ich mir dann die Natur,

Digitized by Google

etwa in einem römischen Modell mit ihrem Junonacken und der Bronzehaut oder im Palazzo Borghese und dem Vatikan die berühmten Wunderwerke, da knirschte ich mit den Zähnen über meine Ohnmacht, warf Pinsel und Palette in den Koffer und reiste mit Scheuklappen über den Brenner zurück nach Hause. — Was aber das Gros der Naturalisten und Freilichtmaler betrifft, so hoffe ich, der Staat wird über kurz oder lang seine Aufgabe erkennen, diesen vortrefflichen Leuten Klöster zu bauen. Ich finde nämlich, daß sie sich vorzüglich zur Ablegung der drei Mönchsgelübde qualificiren: Armuth, Gehorsam, Keuschheit. An Armuth wird's ihnen, wie gesagt, nicht fehlen, wenn es auch zunächst keine ganz freiwillige wäre, jedenfalls sind viele darunter auch arm an Geist. Gehorsam gegen die Schultheorieen steckt ihnen im Blut, und was die Keuschheit betrifft — da sie ihre Modelle unter den von der Natur Vernachlässigten zu suchen pflegen, sind ihre Frauenbilder rechte Mittel gegen die Liebe. So daß schon um ihres sittlichen Einflusses willen der Staat verpflichtet sein sollte, sie bis an ihr Lebensende vor Nahrungssorgen zu schützen und zu fleißigen guten Werken ihrer Confession ihnen die nöthige Muße zu schaffen."

„Bei einem ernsthaften Wortgefecht zwischen einem „Alten" und einem „Jungen" kommt nichts heraus. Die Waffen sind zu ungleich. Der Alte hat das schwere Geschütz der langen Erfahrung für sich, die Jugend ihr Schnellfeuer hitziger Meinungen, Wünsche und Bedürfnisse. Ich erblicke in der neuen radikalen Richtung auf das Charakteristische, worüber das Schöne gänzlich zu kurz kommt, allerdings nur eine Entwickelungskrankheit unserer Zeit. Dergleichen Erscheinungen darf eine weise ästhetische Pathologie so wenig unterdrücken wollen, wie die rationelle physische Hygiene die Reinigungsprozesse in einem menschlichen Körper hemmen darf, wenn sie recht kräftig auf die Haut schlagen. — Genug daß ich den Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Künste befinden, für einen heilsamen Naturvorgang ansehen, wenn auch manches dabei nicht eben eine besondere Augenweide bietet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir mit unserer schulgerechten Aesthetik nachgerade aufs Trockne gekommen wären ohne diese gewaltsame Reaktion. Und so lasse ich mir auch ihre abenteuerlichsten Auswüchse gern gefallen und denke mit dem alten Herrn in Weimar: Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet —! Zudem — ich bin von Jugend auf viel mit talentvollen Künstlern umgegangen, als Freund oder Arzt, und habe viele „Richtungen", die sich für die allein wahren ausgaben, im Sande verlaufen und neuen, noch „wahreren" Platz machen sehen, so daß ich mit einiger Gemüthsruhe zuschauen kann, wenn heutzutage alles als akademischer Zopf verschrieen wird, was einen Gemüthswerth beansprucht, oder durch Reiz und Adel der Form entzücken will, und als verlogener Atelierspuk verdammt wird, was nicht unter freiem Himmel gemalt ist. Dergleichen Einseitigkeiten und Uebertreibungen corri-

Digitized by Google

giren sich von selbst, wenn sie eine Weile bis zum Ueberdruß nachgesprochen worden sind. Was mir jedoch schon heute gelegentlich die Galle reizt, ist der Schwindel, den ganz talentlose Streber mit diesen Stichworten treiben, und die Stirn, mit der sie das urtheilslose Publicum, ja ihre eignen unschuldigen Kollegen durch haarsträubende Mißgeburten ihres Pinsels zu verblüffen suchen. Dieses nichtsnutzige Gesindel dient nur dazu, den guten Keim in der Kunstblüthe zu fälschen und zu vergiften.

Die wunderliche Marotte, an dem Erfreulichen, Großartigen, Lieblichen vorbeizusehen und sich mit dem Dürftigen, Verwahrlosten und selbst Widerwärtigen so liebevoll zu beschäftigen, als ob das allein in der Welt wäre, oder doch allein der Mühe werth, hat etwas Rührendes. Es verräth ein gutes Gemüth, wie wenn ein junger Tänzer auf einem Balle die schönen jungen Damen verschmäht und nur die sonst Sitzenbleibenden, die sogenannten „Mauerblümchen" engagirt. Ich habe als junger Mensch ähnliche edle Regungen verspürt. Indessen, Mitleid und Liebe sind doch zwei sehr verschiedene Gefühle und wie man sich in diese baumlosen dürren Unkrautflecke, diese ruppigen und trottelhaften Hüterbuben verlieben kann!?

Ei der Tausend, was haben Sie aus dem unansehnlichen Vorwurf gemacht! Das lebt ja alles, sogar die rothen Strümpfe führen ein munteres Dasein auf ihrem morschen Zaun. Ich habe nie begriffen, was die Herren Maler darunter haben, daß sie ihre Freilichtstudien darstellen, als ob die Natur mit einem grauen Staube überzogen wäre, oder als ob sie durch eine Schicht Spinnewebeu anschauten. Schade freilich, daß Sie gerade nichts Hübscheres gefunden haben. Aber in der Noth frißt der Teufel Fliegen!

Wer wird eine Raphaelische Madonna heirathen wollen? Die mag in ihrem Goldrahmen bleiben und sich anbeten lassen. Mit einem Heiligenschein geht man nicht in die Küche oder auf den Markt und läßt sich höchstens herab, dem heiligen Lukas Modell zu sitzen, natürlich nur in vollem Ornat.

Die Münchener, zumal die hiesigen Frauen und Mädchen, gehen nur in den Kunstverein, niemals in eine der Theken, und meine Bekannten, die Herren Maler, meiden diese Räume ebenfalls. Sie würden fürchten, sich an den alten Meistern den neuesten Geschmack zu verderben."

Die kleine Künstlernovelle schließt sehr treffend, mit der Verachtung zweier Naturalisten gegen den ehemaligen Kunstgenossen, der zum Schönen zurückgekehrt und statt einer Dienstmagd ein schönes Mädchen gefreit hat: Unter Achselzucken und mißgelaunten Naturlauten heißt es da:

„Schade um den Florian! Talent hat er gehabt — auch hier noch — wie sich die Luft gegen das Laub absetzt — und da die grauen Töne in den Steinen — aber was hat man davon? Der frische Zug fehlt, keine Spur von Schmutz auf der ganzen Leinwand, als ob der in irgend einem Capreser Winkel fehlte!"

Digitized by Google

„Und diese breiten Augenlider der Frau — der reine Raphael — von da zu Paul Thumann ist's nicht mehr weit auf der abschüssigen Bahn des Akademischen. Es soll übrigens ein Porträt seiner Frau sein."

„Wirklich? Na, im Leben mag so was hingehen; in der Kunst ist's nur eine manirirte Phrase. Seit er wieder nach Italien gegangen ist, habe ich ihn aufgegeben. Aber schade ist's doch um ihn. Seine ersten Bilder — seine Skizzen — du entsinnst dich des Mädels auf dem Brunnentrog, das er uns 'mal im Verein zeigte — da war noch Schneid d'rin. Uebrigens wenn er glücklich und versorgt ist — mit einem reichen Schwiegerpapa braucht man ja nicht an der Zukunft der Kunst mitzuarbeiten."

Und sie gingen lachend und kopfschüttelnd vorüber." — —

Dieser Ausbruch der Geschmacksverderbniß zeigt so recht die ganze Blasirtheit derjenigen Künstler, welche mit Zola ihr künstlerisches Gewissen beschwichtigen und dem im Naturalismus doch so poetischen Arnold Böcklin nur halb verstanden oder ihn nicht mehr als vollwerthig ansehen. —

Wir reihen an Paul Heyse's Gedanken noch einige launige Betrachtungen, bei denen vielleicht manchem unserer Modernen vor ihrer Gottähnlichkeit bange wird; es ist ein Zukunftsbild, welches uns fast an ein Gigerlthum der Kunst gemahnt, und unter welches wir die Unterschrift setzen: „Talentvoll, aber langweilig". Zuweilen macht sich auf diesem Zukunftsbilde auch eine dreiste Talentlosigkeit breit, welche sich von dem Farberhändler nur dadurch unterscheidet, daß dieser die Farben in Tuben verkauft, während jene sie auf Leinwand gestrichen in den Handel bringen. Etwas Lärm, etwas Aufsehen, ein wenig Skandal muß ja sein, so kommt man zu einem „tollen Erfolg". Gewöhnlich nimmt die Sache einen gewaltigen Anlauf, der junge, neu zugereiste Künstler, der was kann, und doch nichts kann, dessen Zeichenfehler man übersieht, weil man selber nicht zeichnen kann, wird zur Partei gestempelt, dann bekommt die Geschichte plötzlich einen Knacks, und Alles ist aus, man weiß nicht warum, der Ruhm wurde ihm in Grobkurrant, d. h. in jener groben Scheidemünze zu Theil, die in der Presse viel unnöthigen Lärm macht und nach viel aussieht, dem Besitzer aber auch schnell wieder durch die Finger rollt. Diese moderne Richtung hat etwas Socialdemokratisches, sie macht Hacke und Scepter gleich, die neunzinkige Krone geht mit dem Pinsel in der Hand in weiter Zwillighose und heirathet ein Modell, der Pleinairist aus dem Arbeiterstande, der nicht orthographisch schreiben kann, streicht sich Simpelfranzen in die Stirn, malt Kartoffeläcker, und der Heirathsantrag an eine reiche Banquierstochter steckt ihm in der Kehle; er kann sich das erlauben; denn das Genie schwitzt ihm aus allen Poren. Man muß nur etwas bieten, was dem gerade herrschenden Pessimismus, welcher bekanntlich unter frohen Menschen nicht froh sein kann, zusagt. Dieser blasirten Mode huldigen auch einige Damen, die Bilder anstreichen, anstatt Strümpfe

Digitized by Google

zu stopfen. Um ein in allen Sätteln gerecht sitzendes Talent zu sein, muß man Cigarettes drehen und modern, wirklich modern sein. Fort mit den Griechen und Römern, fort mit der Gefühlsduselei, mit jenen eleganten Damen, die über einen todten Vogel oder einen Liebesbrief weinen, fort auch mit den biederen Landbewohnern, sie sind nicht mehr in der Mode; gehen wir in den zoologischen Garten, in dieses noch wenig cultivirte Gebiet — werden wir Affenmaler! Was heute modern, wird es in fünf Jahren nicht mehr sein; bah, in fünf Jahren! — eine ganze Ewigkeit, bis dahin findet sich schon wieder etwas; jetzt gilt es nur einen ersten Erfolg, einen durchschlagenden Erfolg, der verblüffend wirkt. Aber der Simpel arbeitet zu viel und anhaltend, die überanstrengten Augen sehen nicht mehr richtig; die Farben werden immer greller, die Linien immer härter; die Figuren sehen aus, wie auf die Leinwand geklebt. Die warmblütige Jugend schafft Götzen und zerstört sie, mit dem Strom schwimmend heißt es: nur grau und verschwommen, nur nichts erkennen lassen auf einem Bilde, und doch umgiebt sich der Simpel mit schönen Sachen, mit Waffen, Draperien in prächtigen Farben, damit der Gesichtssinn nicht ganz verloren geht. Dabei wünscht man nur Leute um sich zu sehen, die etwas sind, nur keine Poverettos, sondern Reichthum; denn Armuth hat man ja selbst gelitten. Man verlangt schöne Redensarten über seine Liebe zur Kunst zu hören, über das Opfer, welches man bringt an Jugend und Zeit und was dergleichen Faseleien mehr sind! Man möchte ja bersten vor Zorn, daß man durch seine genialen Schnellmalereien nicht das Dreifache verdient. Nur keine zarten, sanften Gefühle, erhabene poetische Empfindungen, das ist alles Unsinn! Man will Reichthum, nicht etwa nur Wohlstand, nein, Millionen so viel, daß man vor dem Preise keiner Laune, keines noch so tollen Einfalls zurückzuschrecken braucht. So nur kann man sich gerächt und entschädigt fühlen für die Jahre, die man in einem fünften Stock in einer zum Ersticken engen Klause zugebracht hat. Man muß die alten Freunde vergessen, wenn man zur haute volée der Kunst gehören will. Nur Geld, der künstlerische Ruf ist Nebensache! Würde der Kunst, Ehre des Berufes? Bah! Es lebe die Mode und die Abscheulichkeit! So wird man zum Sklaven seiner vermeintlichen, seiner blendenden Erfolge, bis eine andere, neue Manier Mode wird. Man kann ja Künstler sein und bleiben, auch wenn man Emporkömmling ist, nur muß der Künstler stets den Emporkömmling decken! Was hindert ihn, nebenher einige süße Dutzend-Bilder für Amerika im Geheimen zu malen! Und dann, wie interessant, wenn plötzlich die Kritiker wie auf Verabredung eines Tages über ihn herfallen; welch' süßes Märtyrerthum, als Beispiel herhalten zu dürfen, daß sich die moderne Malerei auf falschem Wege befinde!

Und wer sind die Kritiker?

Am Tage der Eröffnung, heißt es in den „Kritischen Stadien und

Digitized by Google

Studien", erscheinen die Zunftkritiker. Sie nehmen eine sehr wichtige Miene an. Einer zuckt die Achseln, ein Anderer schüttelt den Kopf, ein Dritter reiht das Bild bereits in die Kunstgeschichte ein, Alle aber suchen vom ersten Augenblick an ihr kritisches Resultat in Worte zu fassen, wenn auch nur im Stillen; denn es handelt sich ja um den Zeitungsartikel. „Aha, von N. N.! Bedeutender Künstler!" und ein dicker Strich im Katalog qualificirt das Bild zu einer ehrenvollen Erwähnung. Am Eröffnungstage kommen sie Alle, die Neugierigen, Gespannten, die's kaum erwarten konnten, bis sich die Pforten öffneten, die stillen Enthusiasten, die Kunsthyänen, die erst eine Freude haben an einem Werke, wenn sie es kritisch umgebracht haben. Da kommen die Maler mit ihrem leidenschaftlich einseitigen Urtheil, die Blasirten, denen unter hundert Bildern nicht Eines gefällt, die Oberflächlichen, die über die Wände fahren mit ihren Augen, als hingen Wurstwaaren da, die jungen Damen, die da neue Toiletten sehen und sehen lassen wollen, die ganz Unmündigen, die mit offenem Mund herumgehen und das kleinste Einmaleins der Kunst nicht kennen. Und dann kommen die Käufer, Käufer von allen Sorten! Geistreiche und blöde, feine Kunstkenner und Protzen, aber irgend einen Nebenzweck hat fast Jeder bei dem, was er kauft. „Kann ich mit dem Bild ein Geschäft machen?" fragt der Eine. „Wird es auch meiner Frau gefallen?" fragt der Andere. „Simmt's zu meiner Tapete? — Paßt's nach der Größe in mein Zimmer? — Kann ich mit dem Namen Staat machen?" — und was diese Nebenfragen alle sind, die nur zu häufig zu Hauptfragen werden und die ernste Kritik verdrängen!

Nun kommt aber ernste Kritik, die Staatscommission für die Pinakothek. Ob sie nicht auch ihre eigenen Gesichtspunkte hat? Vor Allem fragt sie auch nach dem Preise, sonst nach nichts?

Und dann kommt noch eine ernstere Kritik, die Preisjury. Sie ist gewissermaßen der Culminationspunkt: Parturiunt montes .... Der große Areopag der Kunst aus ganz Europa, mit viel Mühe und Geld zusammengeholt. Und was er sich Mühe giebt, die Schafe von den Böcken zu scheiden, nur weiß er zuweilen nicht, soll er die Schafe oder die Böcke prämiiren! Da wird das große europäische Kunstsieb aufgestellt, aber es hat weite Maschen und Viele, Viele müssen durchfallen, denn der Fleißbillets sind zu wenig.

Und was sagt der Zeitungschef dazu, der sich in den Dienst der Affen gestellt? Er vermag keine neuen, ergötzlichen Variationen seines Themas mehr zu ersinnen, seine komische Heiterkeit wird nach und nach zur Grimasse; und was Ernst an ihm war, verwandelt sich in das erzwungene Grinsen eines schwermüthigen Bajazzo. —

Digitized by Google

Der Heiland und das falsche Nazarenerthum in der Kunst.

Es gab in der Kunstgeschichte von jeher ein edles Nazarenerthum, welches bekanntlich unter Ludwig I. seine Vertreter in Cornelius, Schwind, Overbeck, Schnorr, Ludwig Richter, Fürich, Schraudolph, Doré u. s. w. fand. In unserer modernen und allermodernsten Zeit haben wir es mit einem falschen Nazarenerthum zu thun, welches nahezu an Tempelschändung streift. Die Gestalt des Heilandes in das moderne bürgerliche Spießbürgerthum oder in den Salon hineinzuzerren, ist eine Blasphemie. Künstler, die das thun, haben keine Ahnung, daß sie ein Sacrilegium begehen, weil sie nicht wissen, was ein Sacrilegium ist. Es widerstrebt uns auf Uhde, den Nachäffer dieser französischen Mode, nochmals zurückzukommen, wir sind übersättigt und angeekelt von seinen Blasphemien. Es ist und bleibt beklagenswerth, wenn ein solches Talent, wie er, diesem Cynismus dauernd verfallen bleiben soll. Auf der letzten Bremer Kunstausstellung machte man mit seiner „Flucht nach Aegypten" kurzen Prozeß, man taufte das Bild um und nannte es: „Harter Gang im Winter". Ob das mit oder ohne Uhde's Erlaubniß geschehen, ist gleichgültig, jedenfalls zeigt es, daß man sich nicht allerorts solche Geschmacklosigkeiten gefallen läßt, und darin erblicken wir schon eine kleine Wendung zum Besseren.

Man kann nun zwar nicht behaupten, daß die gemalten Martertafeln und Kreuzwegstationen an den Landstraßen katholischer Länder etwas Verehrungswürdigeres haben, als diese modernen Christusgestalten in den Kunstausstellungen, sie sind fast ebenso geschmacklos, und es wäre Zeit, daß die Kultusministerien auch hier einmal aufräumen ließen, um etwas Würdigeres an die Stelle zu setzen. Es stört doch auch etwas, wenn man z. B. auf dem Calvarienberge in Possenhofen die Maria in modernen schwarzen Lackschuhen sieht. Immerhin haben wir es in diesen Bildstöcken der Maria und des Heilandes an der Landstraße mit wirklicher Naivität des Landvolkes zu thun. Bei Uhde und Consorten ist aber von Naivität keine Rede mehr, das ist absichtliche Sucht, von sich reden zu machen. Adolf Wilbrandt hat in seinem Roman „Hermann Ifinger" in der „Neuen freien Presse" eine passende Satire auf diese moderne Kunstrichtung losgelassen, er läßt drei des Weges ziehende „Moderne" angesichts eines solchen Kreuzwegbildes ein Loblied über die scheußlich realistische Darstellung der beiden Schächer anstimmen und die idealer gehaltene Christusgestalt verunglimpfen, eben weil sie nicht scheußlich dargestellt ist. Wilbrandt that dies in kerniger Form, um diese ganze moderne Kunst der Scheußlichkeit zu geißeln, keineswegs aber, um der Christushoheit zu nahe zu treten.

Digitized by Google

Er hat die Verrohung damit gegeißelt, zu welcher der krasse Naturalismus führt. Wilbrandt ist als Mensch und Dichter eine viel zu edle und gemüthstiefe Natur, um etwas anderes gewollt zu haben. In gänzlicher Verkennung der Wilbrandt'schen guten Absicht leitete die Wiener Staatsanwaltschaft das Strafverfahren gegen die Redaction der „Wiener neuen freien Presse" ein. Jedes Kind hätte nun den Wilbrandt'schen, durchaus edel gemeinten Zweck durchschauen können, aber die Klerikalen und der Kunstaugur Dr. Hirth schlugen Lärm, erstere aus unrichtig angewendetem religiösen Eifer, letzterer aus Schadenfreude über Wilbrandt, indem er in Wilbrandt's Bekämpfung der Geschmacklosen eine Schädigung Uhde's und Consorten erblickte. (Münchener N. Nachrichten No. 203. 27. 4. 92.) Nicht Wilbrandt, welcher in seiner Dichtung zwei ruchlose Naturalisteu das Heilige verspotten läßt, vielmehr jeder Künstler, welcher etwas derartiges anfertigt, ist der eigentliche Gotteslästerer; das ruchlose Werk bleibt der Nachwelt auch länger erhalten, als ein Zeitungsfeuilleton, das am nächsten Tage im Papierkorb vergessen ist. Wir führen aus der Vertheidigung Wilbrandt's und seines Redacteurs folgende beherzigenswerthe Stelle für alle krassen und geschmacklosen Impressionisten an: „Diese Naturalisten sind Leute, welchen in der Darstellung des Kunstwerkes vor Allem die wahre und reale Darstellung des gründlich Schlechten, des erbärmlich Niederträchtigen gefällt, und die an dem Widrigen, ja an der Wiedergabe des schauerlichsten und schrecklichsten Anblickes, den es geben kann, nämlich der urgemeinen Todesangst zweier Verbrecher, ihr volles Behagen finden. Zugleich ergibt sich aber auf's deutlichste, daß es sich bei Wilbrandt — wie auch die Anklage betont — nicht um die religiöse, sondern um die künstlerische Frage der Beurtheilung der Darstellung handelt. Kann es eine schärfere Satire, einen grimmigeren Hohn, eine strengere Verurtheilung einer Kunstrichtung geben, der dadurch ein abschreckendes Zerrbild ihrer ästhetischen und moralischen Verirrungen vorgehalten wird? Im Leser muß dadurch Abscheu und Widerwillen gegen solche Kunstanschauungen und deren Vertreter hervorgerufen werden, und dieser Abscheu und Widerwillen muß nachwirken, wenn die Fanatiker der Häßlichkeit und Gemeinheit die ideale Verklärung, womit die Kunst den Tod Christi am Kreuze darstellt, beurtheilen. Nach den poetischen Ausführungen Wilbrandt's muß der übertriebene Naturalismus in seiner Ausartung dazu gelangen, die Darstellung des Göttlichen und Heiligen in der Kunst als unwahr und unnatürlich zu erklären; er muß die ideale Verklärung des Todes in der Kunst verwerfen, und namentlich jene Darstellung des freiwilligen Opfertodes Christi, worin sich schwerstes Leiden und tiefster Schmerz mit der Erhabenheit und dem Siege über die Schrecken des Todes vereinigen, muß dem Naturalisten als eine Unwahrheit erscheinen. Die Entrüstung hat dem Dichter die Feder geführt, als er seine Ausdrücke niederschrieb! Des Dichters Worte sind auch immer nur gegen die künstlerische Darstellung, nie gegen die göttliche Person Christi

Digitized by Google

gerichtet. Selbst der Staatsanwalt gab zu: es handelt sich dem Verfasser gar nicht darum, die Religion herabzuwürdigen, sondern nur die internationale naturalistische Schule in ihrer Ausgeburt von Gemeinheit und Niedrigkeit darzustellen und zu zeigen, daß diese Leute so erbärmlich sind, daß nicht einmal das höchste Wesen bei ihnen Achtung findet. Aber die Religion ist nicht dazu da, damit man an ihr wie einer Art Versuchskaninchen die Kunst schildert. Um die angebliche Niedrigkeit der Schule zu zeigen, gibt es noch andere Gegenstände genug und es besteht keine Nothwendigkeit, an dem Gekreuzigten zu demonstriren, daß die naturalistische Schule eine Gemeinheit ist. Es ist nicht richtig, daß die Frage der Kunstrichtung das allgemeine Volk interessirt. Das ist nicht wahr. Sie interessirt in ganz kleinen Kreisen und die große Masse der Bevölkerung kümmert sich um sie nicht. Wohl aber ist es eine Nothwendigkeit, das religiöse Gefühl zu schützen, und absolut unzulässig ist es, das religiöse Mittel herabzuwürdigen und es als Werkzeug zu verwenden, um die Verwerflichkeit einer Kunstrichtung zu demonstriren. Die Geschworenen, welche Wilbrandt als tiefen und innigen Gemüthsmensch kennen und wußten, daß er schon als Director des Wiener Burgtheaters das Treiben der geschmacklosen Modernen auf der Bühne nicht aufkommen ließ, fällten ein freisprechendes Urtheil.

Uhde hat denn nun auch in die neueste Münchener internationale Ausstellung wieder ein biblisches Bild geliefert, vor welchem unsere niedere Tageskritik wieder hysterische Krämpfe und Zuckungen der Bewunderung kriegt. Es soll nämlich die bethlehemitische Nacht, die Verkündigung der Engel bei den Hirten vorstellen. Der Künstler hat sich sehr billig davongemacht. Das dankbare Motiv der Hosiana anstimmenden Engel bei den Hirten auf dem Felde ist von Uhde zu einem richtigen Dachauer Bauerntheater umgewandelt. Ein einziger Engel, den man ganz gut für eine Münchener Kellnerin halten kann, fällt aus dem Rahmen heraus wie auf dem Fallbrett einer Seitencoulisse des Theaters und verkündet drei modernen Bauern und einem Bauernmädchen, daß „frisch angezapft" sei. Das Gemälde ist unsagbar langweilig, die Bauern sind nicht ganz so häßlich wie sonst, sie zeigen diesmal rührende Stupidität. Aber da ist keine Freude dabei, kein Hosianarufen, kein Stern von Bethlehem leuchtet durch die Christnacht, sondern nur gänzlicher Stumpfsinn beherrscht den biblisch sonst so poesievollen und lebendigen Vorgang.

Armer Correggio! Deine heilige Nacht ist ein Trugbild geworden. Frömmigkeit kann jetzt nur mit Häßlichkeit gepaart werden; Uhde ist der wahre Jacob, nach ihm war die heilige Jungfrau eine abscheuliche, stumpfsinnige, blöde Dienstmagd, zu der die Hirten mit schlotterigter, müder Geberde hereintölpelten und das große Ereigniß, das bei Uhde nur aus einem Bündel Lumpen besteht, mit stieren Glotzaugen angaffen. Als Kaiser Friedrich vor Uhde's Abendmahl stand, rief er aus: „Das ist ja ein Anarchistenfraß!" Es war kein Spott, sondern der gerechte Unwille

Digitized by Google

eines hochgebildeten Fürsten. Man war bisher geneigt, Uhde, Liebermann und ihre Anhänger nur für Herostraten zu halten, obiger Ausspruch aber hat uns auf die richtige Bezeichnung gebracht; nicht allein ihre Gestalten sind Anarchisten, sondern sie selbst als Künstler huldigen einer künstlerischen Anarchie. Ihre Gesetzlosigkeit liegt darin, daß sie im Kampfe gegen das Altehrwürdige selbst in ihrer eigenen Manier — manieriren. Schade nur, daß sich ihre Leistungen schließlich wieder alle im Kreise herum drehen, sie haben ihre Pleinair-Weide bald abgegrast und die Armuth ihres künstlerischen Horizontes beginnt um so greller zu Tage zu treten. Dabei vermögen sie an ihrer Rücksichtslosigkeit gegen altehrwürdige Tradition schließlich nichts anderes an die Stelle zu setzen als — Geschmacklosigkeit.

Aber so dumm sind die Besucher der Ausstellung nicht, daß sie ein solches Gemälde schön finden. Unsere Künstler der gleichen Richtung sind bemüht, vor einem solchen Bilde immer irgendwo in einer Ecke oder in einem unbestimmten Helldunkel einen Malflecken zu entdecken, den sie mit der Bezeichnung „Qualität" benennen. Ist auch nur irgendwo ein Fleck, der einen geistreich sein sollenden Reflex oder einen transparenten Auftrag zeigt, zu entdecken, so ist das Bild von „Qualität", mag der Gegenstand auch noch so rindsdumm und fade sein. Wir beklagen dies aufrichtig, weil Uhde sich mehr und mehr verflacht und man zu dem bedauerlichen Schluß kommt, daß mit ihm ein bedeutendes Talent haltlos auf der schiefen Ebene hinabrollt. Wollten wir unseren modernen Bibelmalern empfehlen, in die alte Münchener Pinakothek zu gehen und sich ein Viertelstündchen vor Andrea del Sarto's heilige Familie stellen, um Schönheit, Weihe und biblische Gemüthstiefe zu lernen, so würden diese Anarchisten uns als sonderbare Schwärmer mitleidig belächeln. Was ist ihnen Hekuba! Sie speien aus vor den Meistern der italienischen Schule, so wie jener geistlicher Herr vom Lande im Glaspalast vor der Uhde'schen Flucht nach Aegypten ausspie. Eine Kunst, welche das Speien bewirkt, bedarf keiner Kritik mehr. Daß der Fatzke und das Genie sehr nahe verwandt sind, zeigt uns eine Madonna in der diesjährigen Ausstellung. Der Belgier Georges de Geetère brachte eine fast lebensgroße Madonna; so wenigstens hat er sein Bild im Katalog bezeichnen lassen. Es ist eine vornehme Dame im modernsten blaßgrünen Kleide mit gezogener Taille, weiten Aermeln und Corset. Ein wohlgezirkelter Heiligenschein umgiebt ihr Haupt sowie das des Jesusknaben, der wie ein mädchenhaft gekleidetes, zweijähriges Baby zu den Füßen der Mutter sitzt. Es hat ebenfalls ein ganz modernes Taillenkleidchen an, ein richtiges Püppchen von der Promenade in Ems oder Baden-Baden.

Ein solcher Mariencultus zeugt von einer Kunstabsurdität, die an's Narrenhaus streift; wir werden nächstens Adam im Frack und Cylinder, Eva als Apfelweib sehen. Dieses Herumnörgeln an Gefühlsproblemen soll entnüchternd wirken, aber es verfehlt seinen Zweck, weil man sich bereits

Digitized by Google

daran gewöhnt hat, die ganze Kunst der Modernen als eine nihilistische anzusehen. Es ist deshalb auch kein Wunder, wenn ein großer Theil unserer malenden Damen zu Nihilistinnen wird; sie sind kenntlich an dem kurzgeschorenen Haupthaar, dem weit ausgeschnittenen Halskragen und der Cigarette; es ist so genial, wenn das Damenatelier von blauen Wölkchen durchzogen und die Farbenklexe der Palette sich mit Tabaksasche vermengen. Das Größte in der Verspottung des Heiligen leistete der Sohn des Irrenarztes Blanche in Paris mit seinem „Gaste". Der „Gast" ist ein Christus in einem Schlafrock; er sitzt am weißgedeckten Mittagstisch einer Bürgerfamilie, die ihn wie hypnotisirt angafft, während hinter ihm ein mit modernem Geschirr, Blumen, Pfauenfedern überladener Credenztisch steht. Jean Béraud, auf dessen Bild der Heiland in einem Pariser Herren- und Damensalon zu Tische sitzt, erregte einen neuen Scandal durch eine Kreuzabnahme. Die Schädelstätte Golgatha ist bei dem Maler aller Pariser Actualitäten ganz einfach der Nordabhang des Montmartre, wo früher ein Calvarienberg stand. Das riesige Kreuz ragt in den Himmel hinein; der Christus, der eben in ein weißes Tuch gelegt wird, ist eine unschöne, um nicht zu sagen gemeine Figur, und ihn umringen mit verschiedenen Geberden der Trauer moderne Menschen aller Stände: Ein Priester, welcher der socialistische Abbé Garnier sein dürfte, Arbeiter im Werkgewande, eine vornehm aussehende Frau und im Hintergrunde sogar eine Mutter Maria mit einem unerwarteten Nimbus. Von dieser Gruppe hat sich ein Mensch in blauer Blouse, ein Ravachol der schlechtesten Manier, abgelöst und, ganz am Rande des Hügels stehend, flucht er mit geballter Faust den Menschen, die da unten in dem Häusermeere leben können, und schwört vielleicht den rauchenden Schloten, die aus den Giebeln emporragen, Zerstörung durch Dynamit.

L'Hermitte stellt Christus in Emaus dar unter modernen Socialdemokraten. Eduard von Gebhardt in Düsseldorf läßt den Heiland in Bethanien zu Tische sitzen. Der Raum ist ein Renaissancezimmer mit Butzenscheiben. Maria und Lazarus sitzen in Gewändern des 15. Jahrhunderts bei Tische, die häusliche Martha ist mit einem Bügeleisen am Plättisch beschäftigt. Das Bild hat wenigstens das Gute, daß die Darstellung eine durchaus edle ist. Mit sehr gemischten Empfindungen aber traten wir vor die Kreuzigungsgruppe von Franz Stuck. Daß dieser Künstler den verschwommenen Uhde künstlerisch um das Zehnfache überragt, sprechen wir um so lieber aus, weil er noch jung und nach menschlichem Ermessen noch eine große Zukunft hat. Aber wir fühlen vor seinem Kreuzigungsbilde etwas unaussprechlich Verstimmendes. Christus und der eine Schächer hängen nicht an einem Kreuz, sondern sie stehen an niedrigen Marterpfählen gebunden. Als Subjecte in einer Folterkammer ohne jeglichen Hinweis auf Golgatha, wären die beiden Leichname denkbar; denn die Darstellung des Gräßlichen läßt hier keinen Comparativ mehr zu. Besonders grauenerregend wirkt der Schächer, der wie ein geschlachtetes Schwein am

Digitized by Google

Krummholz eines Metzgers derartig befestigt ist, daß der Kopf nach rückwärts gefallen ist. Man weiß nicht, ob der Schächer im Begriff ist, sich den Hals auszugurgeln oder ob er den Augenblick erwartet, wo ihm siedendes Blei in den weitgeöffneten Rachen gegossen werden soll. Den zweiten Schächer sieht man im dunklen Hintergrunde nur angedeutet. Anatomisch, zeichnerisch haben wir nichts gegen diese Leiber einzuwenden; sie haben etwas mit Max Klinger'scher Zeichnung Verwandtes, aber die Charfreitagsfeierlichkeit ist hier zu einer ganz gemeinen Folterqual des dunkelen Mittelalters herabgewürdigt. Die Gruppe vor dem Kreuze, deren Persönlichkeiten man sich in dem engen Rahmen erst auseinanderklauben muß, ist in ihrer Gruppenanordnung zwar nicht ganz übel, nur stört auch hier die Tracht der Gewänder aus der Reformationszeit. Oben links unmittelbar über den Köpfen dieser Gruppe ist etwas wie die Phase einer Sonnenfinsterniß angedeutet; sie sieht aus wie die Drehscheibe eines Ventilationsapparates. Natürlich hat das Bild künstlerische sog. „Qualitäten" in Menge, aber es befremdet, es stößt ab und weckt das Gefühl des Mißbehagens und Ekels. Warum, das mag jeder Leser selber ausprobiren; die Wirkung ist eine allgemeine und hochgradig unästhetische. Möge der sonst geniale junge Künstler, welcher noch nicht ausgegohren, es uns nicht verübeln, wenn wir auch ihn zu der Gruppe der falschen Nazarener stellen; sein Streben ist anerkennenswerth, aber er gesellt sich zu den Künstlern, welche mit Absicht originell sein wollen und dadurch affectirt erscheinen. Die Manier, ein Dürer sein zu wollen, greift rapide und epidemisch um sich; aber man vergesse dabei nicht, daß Dürer selbst kein Manierist war und wenn er es gewesen wäre, er es in seiner Zeit sein durfte; der Naivitätenschwindel der Jetztzeit paßt nicht für unsere moderne Cultur. An der absichtlichen Manierirtheit, an der sogenannten Poesie des Gräßlichen, an der blasirten Gigerlmalerei gehen die besten Talente zu Grunde. Leider gestaltet sich aus den Münchener Secessionisten eine „Gruppe der Blasirten". Eine blasirte Kunst ist keine edle Kunst, sie ist das Couliſſenheldenthum in der Malerei.

Zu diesen blasirten Nazarenern gehört auch die Pariser Gruppe der „Rosenkreuzer", welche noch nicht einmal den Namen Boulevardfatzkes verdienen, weil sie vorläufig noch viel weniger als das sind.

Hier haben wir es nämlich mit einer drolligen Abart von Flagellanten und Illuminaten zu thun, die in Mysticismus macht, wie gewisse Handlungsreisende in Kautschuk und Gummiartikeln machen. Gummi ist nämlich ein dehnbarer Begriff wie die Kunst ja auch dehnbar ist. Wir sehen hier in Paris den bereits öfter genannten Sar Peladan, der mit einem kleinen Kreise von Künstlern in der Kneipe „Zum schwarzen Kater" einen mystischen Seelenbund schloß, und deren Oberpriester er wurde. Der Sar hat etwas für sich, ein ansprechendes edles Profil, ausdrucksvolles Gesicht und assyrisch zugeschnittenes Haupt- und Barthaar; was uns ferner

Digitized by Google

für ihn einnimmt, ist seine Schwärmerei für Wagner'sche Musik; nun aber kommt die Kehrseite. Es wird ein großer mystischer Mumpitz arrangirt. Die mystischen, zum Theil sehr talentvollen Freunde malen Bilder, deren Mystik auf keine Kuhhaut geht, Sar Peladan componirt die Musik dazu und es wird gegen 20 Francs Entrée eine kleine mystische Ausstellung eröffnet. Die Eröffnungsfeier geht mit Gottesdienst und einer Messe von Palestrina vor sich, der Schluß der Ausstellung endet mit einer Keilerei.

Zwischen dem „Magnificus" Peladan und seinem „Archonten" Larochefoucauld war wegen ihres mystischen Salons ein Streit ausgebrochen, der zur Trennung führte. Bei der Liquidation des Unternehmens ergab sich ein Fehlbetrag von etwa 30,000 Francs, welchen Graf de Larochefoucauld zu decken hatte, weil der Sar nur in der Gemeinschaft des Geistes lebt und keine irdischen Güter besitzt. In der Hoffnung, einigermaaßen auf die Kosten zu kommen, veranstaltete nun der arme Archont, den seine Standesgenossen im Faubourg Saint-Germain weidlich auslachten und den seine Mutter ausschalt, eine der Wagner-Vorstellungen, welche den mystischen Salon hätten vervollständigen sollen. Während dieser drang der „ästhetische Berather", ein Anhänger des Sar, in den Concertsaal ein und ohrfeigte den Archonten. Dafür wurde Gary de la Croze leider zu 25 Francs Buße und 1 Francs Schadenersatz an den Grafen de Larochefoucauld verurtheilt. Der als Zeuge vorgeladene Sar erschien in seiner wunderbarsten blumigen Seidenweste und Atlaswamms, den Bart assyrisch zugestutzt, das Haupthaar gewellt und duftend.

Der Sar Mérodack Joséphin Peladan schreitet wie ein Isispriester, wie ein ägyptischer Zauberer; seine Kunstgenossen nennen sich Daraffe, Carlos Schwabe, Jean Delville, Eduard de Malval, Maurice Chabas (wohl kein Jude!), Paul Legrand, Alphons Isbert, Tonetti Dozzi, Pierre Rambaud, Théo Wagner, Alexander Séon, Hubert und Antoine de la Rochefoucauld, Bourdelle u. s. w. Wir geben ihre Namen, weil sie wirklich sehr talentirte Leute sind, besonders Séon. Nun aber kommt der Humbug, der Radau. Neben Palestrina und der Mondscheinsonate giebt Sar Peladan uns eine kaldäische Wagnerei „Der Sohn der Gestirne" in 3 Acten zum Besten, dann kommen musikalische Hymnen an Wagner, Beethoven und an die Gesellschaft der Rosen-Kreuzer, „Der Schatz des Graal", componirt vom Sar, macht den Beschluß. Die Ausstellung selbst bot ein Gemisch von Byzantinismus, falschem Nazarenerthum, nackten Weibern, anachoretischen und asketischen Zerrbildern, geistreichen Fratzen, Torsos und eine Verquickung des Madonnenhaften mit dem Cynismus und dem Märtyrerthum der vorgothischen Heiligengeschichte. Alles ist sehr würdig und geschmacklos. Hören wir die Einleitungsworte des Oberpriesters Sar Peladan, welche aus dem Bric-à-Brac-Französisch des bizarren Katalog in's Deutsche zu übersetzen uns mit Hülfe eines Nußknackers gelungen ist.

Digitized by Google

„Künstler, du bist Priester; die Kunst ist das große Mysterium, und sobald dein Bestreben an das Meisterwerk grenzt, senkt sich ein göttlicher Strahl auf den Altar herab. O, wahre Gegenwart der Gottheit, welche sich in folgenden ersten Namen bekundet: Vinci, Raphael, Michel Angelo, Beethoven und Wagner. — Künstler, du bist König. Die Kunst ist das wahre Kaiserreich. Sobald deine Hand nur eine einzige gerade Linie zieht, steigen die Engel selbst herab, um gleichsam wie in einem Spiegel sich selbst zu ergötzen. — Durchgeistigte Zeichnung, Grenze der Seele, Gestaltung des Verstandes, du verleihest unseren Träumen Gestalt, Samothrace und der heilige Johannes, Sixtina und Cenacolo, heiliger Quen, Parsifal, Neunte Symphonie, Notre-Dame! — Künstler, du bist Magier. Die Kunst ist das große Wunder und beweist unsere Unsterblichkeit. Wer zweifelt noch daran. Giotto hat die Wundmale berührt, die Jungfrau ist Fra Angelico erschienen, und Rembrandt hat die Auferstehung des Lazarus bewiesen. Unumschränkte Antwort auf pedantische Spitzfindigkeiten. Man zweifelt an Moses und doch haben wir Michel Angelo, man verleugnet Jesum, und doch haben wir Lionardo. Man verweltlicht alles, aber die unveränderliche und geheiligte Kunst hält fest am Gebet. Stets dem heiligen Graal strahlende, unaussprechbare und ernste Erhabenheit, Monstranze und Reliquie, unauslöschbare Oriflamme, alles vermögende Kunst, du Gott Kunst, dich bete ich auf den Knieen an, du letzter Verklärungsreflex unserer Fäulniß. (Bravo!!) Alles ist verfault, alles ist aus, die Decadenz macht die lateinische Kirche bersten und erzittern und das vereinsamte Kreuz ist nur noch am Schwerte der Guisen und am Gewehr des Chouanen zu finden. Weine siebenter Gregor, du Riesenpapst, du, der du alles gerettet hast, weine aus den Wolken über deine verfinsterte Kirche, und du alter Dante, erhebe dich von dem Throne deines Ruhmes, du katholischer Homer und mische deinen Zorn in die Verzweiflung Buonarotti's. Die verdummten und filzigen Herrscher von Frankreich, nachdem sie Bourgois geworden, hören auf zu sterben auf dem Pflaster der Städte, wo ihre Rasse regierte. Der Adel findet sein Wappen in der Septemberkappe wieder, er schweifwedelt vor dem Volke, immerhin besser, als er amüsirt sich stumpfsinnig im Pferdesport. Die Priester haben es bereits acceptirt, sich wieder mit einem menschlichen Gewande zu bekleiden. Ihr elenden Modernen, euer Rennen nach der Nichtigkeit ist eine fatale Sache, fallet unter dem Gewicht eurer Unwürdigkeit, eure Blasphemien werden niemals den Glauben an die Werke auslöschen, o ihr Unfruchtbaren! Ihr könnt wohl auf kurze Zeit die Kirche schließen, aber das Museum, das Louvre wird den Gottesdienst halten, wenn Notre-Dame entweiht sein wird. Ja, Strauß hat Eier gelegt, aber Parsifal bejahet, und der Erzengel Franck hat mit seiner erhabenen Stimme den gottlosen Stadtklatsch Renan's zugedeckt. Die Menschlichkeit, o Bürger, wird immer zur Messe gehen, wenn Bach, Beethoven, Palestrina der Priester ist, man kann die erhabene Orgel nicht entgöttlichen. Ihr erbärmlichen Modernen könnt niemals siegen, denn der heilige Georg, du Ungeheuer, der ewige Richter, der ist der Genius und das Schöne wird immer Gott sein. — Ihr Brüder aller Künste, ich leute hier den Schlachtruf, bilden wir eine heilige Miliz zum Gruß an das Ideale. Wir sind wenig gegen alle, aber die Engel sind mit uns. Wir haben keine Meister, aber die alten Meister in der Höhe des Paradieses werden uns nach Montsalvat geleiten. Unsere Mission begann an dem Tage, da die Blasphemie König wurde. Unvollkommene und Sünder, laßt uns wenigstens tapfer sein, daß die Rose der Form und Farbe die wunderbare Stiftshütte werde und das wiedererstandene Kreuz wird Gefallen daran finden. O, du mein Bruder, der du zögerst, verkenne dich nicht und vermische nicht das Feuer des Glaubens mit dem Schrei des Fanatismus. Unsere so theure Kirche, das einzig Erhabene dieser Welt, bannt die Rose und glaubt an ihren gefährlichen Duft. Neben ihr bauen wir den Tempel der Schönheit, wir werden das Echo der Gebete wachrufen, im Wetteifer und ohne Rivalen, verschiedenartig, aber nicht abweichend. Ein Schimmer des heiligen Lichtes, eine bloße Farbe erschien sich loszulösen, das ist es, was den Galgen der heiligen Marter mit einer Blume

Digitized by Google

bestrahlt. Wunder über Wunder, eine Rose erhebt sich und öffnet sich wachsend, um das göttliche Kreuz des Grußes in seine frommen Blätter einzuschließen. Und das Kreuz des Trostes erglänzt wieder. Jesus hat die Welt nicht betrogen, Jesus empfängt die Huldigung der Kunst. Die erhabene Begeisterung des Künstlers überlebt die erloschene Frömmigkeit von ehedem. Sar Peladan."

Mit diesem ebenso würdevollen als blasirtem Appell an den höheren Blödsinn vollzog sich in Paris, der inaugurirten Metropole des guten Geschmacks, ein mystischer Mumpitz, wie er ergötzlicher kaum gedacht werden kann. Wir registriren dieses Juwel von Besessenheit und Kunstparoxismus, vielleicht blüht uns vor Schluß des Jahrhunderts auch in München noch einmal ein solcher Isis- und Osirisgötzendienst. Statt einer Palestrina'schen Messe dürfte dann der Mikado zu erwarten sein. Wo ist der Heiland, der diese Herostaten zum Tempel der Kunst hinaus schmeißt?

Wollen unsere modernen Nazarener etwa ihre Berechtigung zu solchen anachronistischen Bibelwitzen ableiten von manchen Darstellungen Rembrandt's, Altdorfer's, Burgkmair's, Baldung's u. s. w., deren biblische Gestalten im Gewande der Renaissance einherschreiten, so haben sie entweder die naiven Anschauungen jener Zeit nicht verstanden, und daß unsere Jetztzeit eine andere als die des Cinque-Cento, oder wir müssen darin die anmaßende Sucht erkennen, sich mit diesen Künstlern vollwerthig zu decken. Die Zukunft wird kaum daran glauben, daß eine solche fabelhafte oder fibelhafte Naivität an der Neige des neunzehnten Jahrhunderts bestanden. Wenn man heutzutage auf alte verkrüppelte Niederländercopien in irgend einer Rumpelkammer stößt, so pflegt man sie mit dem allgemein beliebten Antiquitätenhändler-Ausdruck van der Kruten zu taufen; damit bezeichnet man solchen alten Familienbesitz, von dem man nicht weiß, ob der wurmstichige alte Rahmen oder die Leinwand mehr werth ist. Nach fünfzig oder hundert Jahren werden manche unserer modernen Nazarener sich auf irgend einem Speicher im Schlupfwinkel für Ratten und Mäuse aufgeschichtet finden und der Kunsthistoriker von Beruf wird sie dann ebenfalls van der Kruten taufen. Die Forderung an die modernen Maler der biblischen Geschichte, nichts weiter als rein biblisch zu denken oder zu malen, ist genau so berechtigt, wie man von einem Illustrator der Nibelungen erwartet, daß er Siegfried und Krimhilden nicht in eine moderne Pariser Salontoilette des Magasin Primtemps steckt. Hoffen wir, daß die Zeit, wo solche Atelierspäße aufhören, nicht fern sei. Die Mode wechselt ja schnell, aber was noch nicht einmal Mode, sondern nur ein Popans ist, vergeht mit der Schnelligkeit eines Carnevals, dessen neueste Capricen man sich schnell satt gesehen.

Digitized by Google

Panizza, der „natürlich große Mensch“

oder

die Apotheose des Schmutzes der Münchener Modernen.

Von Dr. **Konrad Scipio**,
Prediger an St. Jacobi in Stettin.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn in Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze ....

so sang vor hundert Jahren einer, mit dessen Geiste man veralteter Weise noch heute die Herzen unserer Jugend zu allem Schönen und Guten und zu heiliger Sitte zu erziehen sucht.

An dieses Jahrhunderts Neige (fin de siècle) haben wir unter Anderem in München die „Gesellschaft für modernes Leben“.

Da liegt vor mir ein Heft, das nach dem Vorwort „den Gesammtinhalt des VII. Vortragsabends der »Gesellschaft für modernes Leben« umfaßt, welcher im Dezember vorigen Jahres in der „Isarlust“ stattfand, und sich zu einem Protestabend, einerseits gegen die von pietistischer Seite gewollte Beschränkung der künstlerischen Freiheit, andererseits gegen die von Herrn Paul Heyse ... verherrlichte Lügenmoral gestaltete“.

Ich gestehe, daß mir das Programm gefiel. Denn ich — subjectiv — mache mir nicht viel weder aus dem modernen Pietismus (den ursprünglichen habe ich für seine Zeit sehr lieb), noch aus Paul Heyse (ausgenommen seinen „Roman der Stiftsdame“). Das Heft führt außerdem den Titel: „Gegen Prüderie und Lüge“. Das sind Mächte, mit denen ich mich auch nicht sehr liebe. Also los!

Der erste Vortrag an jenem Protestabend war der des Herrn Dr. Oskar Panizza über „die Unsittlichkeitsentrüstung der Pietisten und die freie Litteratur“. Ich erinnerte mich bei dem Thema eines gewissen Gotthold Ephraim — ein Mann aus dem vorigen Jahrhundert! — der seiner pietistischen Schwester zur Strafe dafür, daß sie ihm ein Heft Manuscripte von Trink- und Liebesliedern ins Feuer geworfen hatte — einen Schneeball in den Busenausschnitt ihres Kleides warf, zur Abkühlung ihres Eifers. Dieser Mann hat für uns ältere Semester — das vierte Jahrzehnt des Lebens rangirt bei unseren schnelllebigen „Modernen“ schon mit

Digitized by Google

dem Greisenthum! — noch eine gewisse Anziehung. Sein Vorbild von damals im Herzen machte ich mich erwartungsvoll an die Lectüre des Aufsatzes mit dem vielversprechenden Thema.

Der Vortrag, der die Ueberschrift trägt „meine Herren und Damen!", ging aus von der Dresdener Conferenz der Sittlichkeitsvereine, „die vorwiegend von protestantischen Pastoren besucht war", und von der Adresse der preußischen Generalsynode an den Kaiser bezüglich unserer sittlichen Theatermisère — Pardon, unserer classischen Theaterverhältnisse. Der Referent Dr. Panizza ärgert sich über die dort ausgesprochene Idee, daß es „ewige Grundsätze der Sittlichkeit" gäbe. Er ist überzeugt, daß „jeder moderne Aesthetiker sich ernstlich verwahren würde, daß Kunst und Moral überhaupt etwas miteinander zu thun haben". Aber er wird den Beweis, daß es keine „ewigen Grundsätze der Unsittlichkeit" gäbe, — geschichtlich führen, nämlich aus einem Ueberblick über deutsche Litteraturgeschichte. Panizza ist, wie wir weiter sehen werden, durchaus kein Freund von sittlichen Anforderungen und ethischen Idealen, soweit es gilt, die geschlechtliche Sinnlichkeit in feste hohe Lebensformen einzufügen; darum beweist er die Nichtigkeit sittlicher Grundsätze auf diesem Gebiete, indem — er nachweist, daß sie zu allen Zeiten übertreten worden. Ein epochemachendes Resultat seiner titanenhaften Forschung! „Man spricht ja immer von den guten alten Zeiten, und wie wir von den ehrbaren Sitten unserer Väter abgewichen sind!" Panizza wird dagegen darthun, daß es in allen vergangenen Zeiten Liebhaber des Schmutzes gab — und er wird daraus folgern, daß wir auch uns nur im Schmutze behaglich fühlen dürfen. Darum erzählt er zunächst seinen Herren „und Damen" en détail und mit großem Behagen die Schicksale der jungfräulichen Heldinnen in den Dramen der — Roswitha. Umrahmt werden die Darstellungen jener Scenen durch zwei Sätze. Voran steht bezüglich der Gandersheimer Nonne aus dem X. Jahrhundert: „Sie ist nicht nur die erste dramatische Dichterin in Deutschland, sondern eine der ersten und bedeutendsten dichterischen Persönlichkeiten in unseren Landen." Zum Schlusse fügt der Historiker hinzu: „Ein Glück, daß die protestantischen Herren von der Generalsynode von ihrer berühmten Landsmännin, der Roswitha, nichts wissen. Sie wissen nichts von ihr!" (Nämlich wenn sie etwas von deren lockeren, aber jedenfalls ästhetisch sehr naiven Dramen wüßten, dann müßten sie alle zur Panizzareligion sich bekehren: davon nachher!).*)

*) Wir halten es kaum der Mühe werth, den bei den ersten Litteraturdenkmalen ausholenden Geschichtenschreiber Panizza darauf hinzuweisen, wie die neuere Litteraturforschung nachzuweisen sich bemüht hat, daß die unzüchtigen Komödien der Gandersheimer Nonne Roswitha durch Konrad Celtes gefälscht seien. In der That sind gewichtige Bedenken gegen die Echtheit vorhanden. Für alle Fälle aber ist es sehr wohlfeil für den Münchener Pornographen, mit dieser alten würdigen Dame noch zu kokettiren, um an ihr sein Halbwissen zu beweisen. (Die Herausgeber.)

Digitized by Google

— Sodann geht der „moderne“ Cultur- und Litterarhistoriker auf den Minnesang ein. Er schildert das Verhältniß des Ritters zu seiner Dame, und wie Verheirathung auf beiden Seiten nicht mit dem Minnedienste und seinem Ziele collidirte. Eia, wie behaglich wird dem Forscher, wo er für den — unmodernen Menschen bedenkliche Scenen seinen Herren und Damen entwickeln kann! Doch muß ich ihm hier einen Mangel vorwerfen. Da er es doch so trefflich versteht, daß an und in sich Schöne der Minnepoesie durch schmutzige und banausische Reflexion zu veralbern, warum hat er neben Walther's „Tandaradei“ z. B. Wolfram's Wächterlied weggelassen? Wie hätte er da noch schwelgen können! Er ist doch sonst nicht „prüde“ wie sein langathmiges Citat aus Hofmannswaldau's „Lobrede“ bezeugt, das wir „Unmodernen“ unsern Damen sicher erspart hätten!

Nachdem er dann noch über die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock bis Heine eine Uebersicht von neunzehn Zeilen und sieben Namen gegeben hat, (Roswitha und Minnesang allein neun Seiten!), kommt er zu dem sachlichen Resultate: „daß die ganze Litteratur von Roswitha bis Heine Eine Kette von Sinnlichkeit ist“. Das speculative Resumé aus dieser ganzen geschichtlichen Uebersicht faßt sich in den geschmackvollen Satz zusammen: „Man könnte sich wahrhaftig vor den Kopf schlagen und sich fragen: aus was besteht die Welt? Aus Grundsätzen? Aus »ewigen Gesetzen der Sittlichkeit«? oder aus Fleisch und Blut?“ So meint denn Panizza, nach einer solchen (!!) Durchsicht der deutschen Litteratur bekennen zu müssen: „ja, Herr Gott, diese Leute im zehnten Jahrhundert und im Mittelalter haben ja offenbar nach den Regungen des Fleisches und Blutes gelebt! ... und erst bei uns jetzt soll »das ewige sittliche Weltreich« errichtet werden!“ „So gefälscht sind unsere Anschauungen durch die Moralprediger und Grundsatzfabrikanten!“ „Wie nennt man das, wenn Herren und Frauen sich allerorts begehrliche Blicke zuwerfen, und die Prediger mit zerknitterter Fratze fortwährend von der Kanzel herunterschreien: in uns wirksam sind allein die ewigen Gesetze der Sittlichkeit!“ Es folgen dann noch einige Seitenlufthiebe, wie der, daß man der „Minne“ nicht aus dem Neuen Palais in Ausführung der Beschlüsse der Generalsynode befehlen könne: „du hast dich so und so in Schranken zu halten“, sondern, daß sie sich selbst (diese „Minne“!) suprema lex und suprema voluntas sei. „Die deutsche Minne (?) läßt sich nicht in Potsdam decretiren!“ — Zuletzt fühlt der Vortragende sich gedrungen, „den Herren Pastoren noch ein Sprüchlein mit auf den Weg zu geben“. Dieses Sprüchlein ist in seinem Endeffect so hübsch, daß ich es zur Freude der Leser wörtlich hier abdrucke. „Die Taubensanftmuth trifft man in der Regel bei den Herren Pastoren, aber an der Klugheit fehlt's. Mögen die Herren vor allen Dingen besser predigen! Dann brauchen sie nicht mit scheelen Augen auf die vollen

Digitized by Google

Theaterhäuser zu blicken! Mögen sie Humor und guten Witz in ihren Kanzelreden verbreiten. Mögen sie sich die großen Prediger der Renaissance, Geiler von Kaisersberg und Abraham a Santa Clara, zum Muster nehmen. Nicht das ganze Jahr immer und ewig über Galater 6 und 2. Timotheum 14 (?!) predigen! In Schwaben und England werden Erzählungen und heitere Episoden in die Predigt und den Gottesdienst eingeflochten. Und Lachen und fröhliche Stimmung ist in diesen Gotteshäusern keine Seltenheit." Folgt Schlußsatz desselben Geistes mit Hinweis auf das Vorbild des urwüchsigen Kanzelhumoristen Luther.

Diese Inhaltsangabe des ersten Elaborats aus jenem Hefte der „Gesellschaft für modernes Leben" wird gewiß unsern Lesern genügen. Gern will ich sie auch mit Weiterm verschonen. Nur Einen Passus noch aus einem andern dort gedruckten Aufsatz haben wir hier nöthig. Es ist eine Polemik gegen den Dramatiker Paul Heyse; sie geht uns hier nicht weiter an. Darin citirt der Verfasser, der „Moderne" Herr Julius Schaumberger, seinen Geistesgenossen, den „Modernen" Herrn Konrad Alberti, der mit Recht in einer Heyse-Polemik geschrieben habe: „Alles bei ihm (Heyse) ist aufflackernde und schnell wieder verlöschende Leidenschaft, und dieser gesteht er alle jene Rechte zu, auf welche nur die große Leidenschaft Anspruch hat, weil sie jederzeit bereit ist, mit Blut und Leben dafür einzutreten: Hingabe, Ehebruch und jeder nach positivem Recht verbotene Genuß. Eine solche Anschauung, welche dem gewöhnlichen, äffisch geilen, lüsternen Bourgeoisphilister alles das zugesteht, was nach natürlichem Recht nur der natürlich große Mensch beanspruchen darf" u. s. w.

Wir haben es hier offenbar mit einer neuen Species der Gattung homo (bisher sapiens) zu thun. Es ist „der natürlich große Mensch", den wir vor uns haben. Sehen wir ihn uns etwas näher an.

Der natürlich große Mensch hat also seinen Nährboden in der Münchener „Gesellschaft für modernes Leben". Dort züchtet er sich. Wir müssen ihn naturwissenschaftlich nach den verschiedenen Seiten hin durchnehmen, die bisher als constitutiv am Menschen zu erachten üblich war. Wir haben die neue Species glücklicherweise in einem gediegenen Exemplar vor uns. Dies Exemplar der Species „natürlich großer Mensch", das wir zu besitzen in der glücklichen Lage sind, ist Herr Dr. Oskar Panizza. Wir nehmen den Seelenbesitzstand des „natürlich großen Menschen" als „Bourgeoisphilister", die wir sind, von unten nach oben durch, d. h. wir beginnen mit der intellectuellen Anlage und enden mit dem ethischen Gehalte.

Der „natürlich große Mensch" ist litteraturgeschichtlich hochgebildet eine epochemachende Capazität. Er beginnt den Ueberblick über die deutsche Litteraturgeschichte mit Roswitha und endet ihn mit Heine. Der leitende Gesichtspunkt ist nicht, wie bisher üblich, die Gesammtheit des geistigen

Digitized by Google

und culturellen Niederschlags in der Litteratur einer Geschichtsperiode, sondern die — sei es naive, sei es raffinirte — Betonung des Geschlechtlich-Sinnlichen. Von Roswitha sagt Wilhelm Scherer, dieser „vormoderne" Litteraturhistoriker: „Ueberall läßt sie schließlich die Tugend erglänzen, aber sehr entschlossen führt sie uns selbst in die Höhlen des Lasters ein. Roswitha ist nichts weniger als zimperlich; sie sträubt sich nicht, Schmutz zu berühren, doch sinkt sie nie in Gemeinheit; sie hat nur die Unbefangenheit eines guten Zwecks und überwindet die weibliche Scheu." Mich dünkt, das ist verständig gesagt, das ist eine geschichtliche Betrachtung. Das Erdenmaterial, das der Dichter behandeln muß, wird wohl vorgezeigt, aber die Ideen, in deren Dienste er es gebraucht, geben die leitenden Gesichtspunkte. Anders der „Moderne": der muß Dreck fressen durch die ganze Litteraturgeschichte hindurch, das ist nun seine natürlich menschliche Größe. Und in der Form seiner Darstellung erinnert er an die populärwissenschaftlichen Vorträge des Dr. Sulphurius in den „Fliegenden Blättern". Manchmal berührt er sich ungefähr mit Karlchen Miesnick, und die Studenten würden den litterargeschichtlichen Theil seines Vortrages eine „Bierrede" nennen — die doch ernst gemeint ist.

Der natürlich große Mensch ist weiter aber auch culturgeschichtlich und geschichtsphilosophisch hoch entwickelt. Er faßt das Wesen der in der Menschheit ringenden und treibenden Mächte unter dem einheitlichen Gesichtspunkte der — Phallusidee zusammen. Es ist naturgemäß, daß er dadurch bezüglich der Menschheitsbewegung zu ganz andern und vielfach einfachern Resultaten gelangt, als die Culturhistoriker und Philosophen des Bourgeoisphilisteriums. Diese letztern meinten immer, daß freilich die körperlich-sinnliche Veranlagung des Menschwesens mit ihrem Recht, aber auch mit den an sie zu stellenden sittlichen Anforderungen zu allen Zeiten dieselbe sei. Darin, meinte man, bestehe eben das Wesen von „ewigen Gesetzen der Sittlichkeit", daß diese das wandellose Ideal des Sittlichen zur Verwirklichung im Leben der Menschheit bringen sollten; freilich wird kein einzelner zeitlicher Culturzustand die vollendete Verwirklichung des sittlichen Ideals bringen können, da sündliche Leidenschaft und entwickelungsmäßige Unvollkommenheit die Erreichung des Ideals als höchsten Gutes hemmen werden. — Wie viel einfacher, großartiger der leitende Gesichtspunkt des natürlich großen Menschen!: höchster Gesammtideen-Blödsinn! Das Recht des Sinnenkitzels — voilà tout! In der Menschheit steckt nichts, aus der Menschheit wird nichts anderes — als was z. B. schon in jenem gehörnten Thiere steckt, das Horaz bereits in den Oden (II, 5) sinnig als Prototyp des natürlich großen Menschen verewigt hat. Der verrückte alte Grieche, der da meinte, es gäbe ewige himmlische Urbilder des Sittlichen, Wahren, Schönen! Er nannte sie Ideen; das Bourgeoisphilisterium nennt sie heute ewige Gedanken Gottes:

Digitized by Google

— der natürlich große Mensch weiß drastischer „die hohe Intuition, ich darf nicht sagen, wie, zu schließen"!

Aber der natürlich große Mensch ist auch ferner dem höchsten und besten Inhalte der Weltlitteratur in heiliger Liebe zugethan. In seiner einheitlichen „Kette der Sinnlichkeit von Roswitha bis Heine" kommt auch mit Einem Worte u. A. Goethe vor (natürlich wegen der römischen Elegien!). Daß dieser universelle Geistes- und Seelenreichthum, der sich für uns Bourgeois-Duodez-Philisterseelen in dem Namen Goethe zusammenfaßt, vom natürlich großen Menschen nur unter dem Phallus-Gesichtspunkt behandelt werden kann, ist in der Ordnung. Denn die edlen Frauen, bei denen dieser Goethe anfragte, als er den Gegensatz präcisirte zwischen den „Grundsätzen": „Erlaubt ist was gefällt", und „Erlaubt ist, was sich ziemt", waren wohl (Christiana und Charlotte von Stein inclusive) etwas zu altmodisch, als daß sie den Vortrag des Herrn Dr. Panizza in der „Gesellschaft für modernes Leben" angehört haben würden. Daß sogar Shakespeare vom Vortragenden für sich und die übrigen „natürlich großen Menschen" in Anspruch genommen wird, ist wohl aus dessen sittlicher Größe dialectisch zu erklären! Dort der Prophet des realen Idealismus, der wohl Bescheid weiß um die sündlichen niedern Ausbrüche der menschlichen Natur, aber erst recht auch um die ehernen heiligen Gesetze der sittlichen Welt, die den Verächter immer zuletzt zermalmen; hier der Pontifex Maximus der schmutzigen Begierden, der jeden andern nur soweit verstehen kann, als er glaubt, ihn im Kothe zu finden! Panizza sollte mal die Tragödie vom wahnsinnigen Könige lesen, darin u. A. von dem durch Bastardstücke geblendeten Greise berichtet wird:

„Die Götter sind gerecht: aus unsern Lüsten
Erschaffen sie das Werkzeug uns zu geißeln.
Der dunkle sünd'ge Ort, wo er dich zeugte,
Bracht' ihn um seine Augen." — — —

Wir kommen nun zu der metaphysischen Grundlegung im Lebenssystem des natürlich großen Menschen. Dabei müssen wir vom natürlich großen Panizza auf einige noch „natürlich Größere (so es möglich wäre) einen Seitenblick werfen, z. B. auf Ibsen. Was ist denn bei Lichte besehen die befreiende That dieser Modernen"? Sie haben dem Pessimismus eine neue, jenseit von Schopenhauer und jenseit von Gut und Böse gelegene Fundamentirung gegeben, so daß von nun an auch dem blödesten Auge klar werden muß, daß der Weltgrund in sich selbst gar nichts taugt, keine heilenden und erlösenden Kräfte in sich trägt. Diese vernichtende neue metaphysische Wahrheit läßt sich kurz auf folgende gemeinverständliche Formel bringen: „Wißt ihr schon das Neueste, Furchtbarste?: Wenn man die Hand erst in die Kloake und dann an die Nase hält, — so stinkt es!"

Digitized by Google

Die Bourgeoispoeten hatten wahrscheinlich naiv gemeint, daß man die Hand dort eben nicht hinhalten solle, wenigstens findet man bei ihnen immer andere Materien im Vordergrunde der Verhandlung. Erst der „natürlich große Mensch" hat nun das erlösende Wort gefunden.

Wir haben endlich noch den „natürlich großen Menschen" nach der religiösen Seite hin zu betrachten. Da uns diese aber die ernsteste von allen ist, so ist es uns Bedürfniß, mit diesen modernen Herren auch in ernsterem Tone darüber zu reden, als wie sie verdienen. Freilich über die Güter der Religion selbst mit ihnen verhandeln wollen, das hieße hier in Wirklichkeit, entgegen der Anweisung des Evangeliums, die Perlen vor die Säue werfen. Wollte man eben diesen „natürlich großen Menschen" die Würde des Menschen entgegenhalten, der seine Größe auf andere als „natürliche" Weise erhält und der deshalb seine Naturseite in den Dienst der übernatürlichen Macht stellen muß, die ihn beseligt — ebenso gut könnte man mit den „Modernen" von Sophokles, Platon, Shakespeare, Schiller oder sonst einem gottberufenen Propheten der sittlichen Weltordnung reden! Nein, in der Kirche, deren Verkündigung den „natürlich großen Menschen" obliegt, muß „Lachen und fröhliche Stimmung (à la Abraham a Santa Clara) keine Seltenheit" sein! Ihre Kirche, Herr Dr. Oskar Panizza, müßte nicht „Galater 6 oder 2. Timotheum 14" (was ist das?) predigen, sondern sie müßte „das ganze Jahr immer und ewig" den Grundtext durchklingen lassen: „Uns ist so kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen."

Wir protestantischen Pastoren aber halten es sammt und sonders für eine Ehre, von Ihnen, meine Herren „natürlich große Menschen", verachtet zu werden. Darin sind wir solidarisch, von Rechts und Links, Orthodoxe, Pietisten, theologisch Freie! Unsere Ehre ist, der Kirche jener „Philister" zu dienen, die ihre Kinder in Zucht und Reinheit fürs Leben der Familie erziehen wollen und mit „Hingabe, Ehebruch" u. s. w. wenig Spaß verstehen. Aber, meine Herren, diese „Philister" finden Sie auch zu neunzig Procent unter den socialdemokratischen „Arbeitern", Ihrer Zukunftshoffnung! Diese Menschen lassen sich wohl mal um der „Partei" willen von beliebten Führern geduldig eine Rede über „freie Liebe" halten, aber — seien Sie vorsichtig! Denn wenn Sie in den Kreisen dieser Menschen Ihre natürlich großmenschliche Leidenschaft in die Praxis übersetzen wollen, dann wacht in ihnen der deutsche Bourgeosphilister Michel, wie es seine Art ist, furchtbar auf, und Ihre Lüsternheit dürfte Ihnen bald vergehen!

Die einzige Kirche und Cultusanstalt für Sie, meine Herren „Modernen", ist offenbar — trotz der classischen homiletischen Fingerzeige im Panizza-Vortrage, nur im Priapus-Dienste zu errichten! Wandern Sie doch nach Indien aus, da treffen Sie vielleicht noch einige Lingga-Verehrer, bei denen Sie mit der Sehnsucht nach „Hingabe, Ehebruch und jedem

Digitized by Google

nach positiven Rechte verbotenen Genuß" Verständniß finden! Hier bei unsern „Philister"gemeinden dringen Sie nun doch einmal nicht durch! Vielmehr wird man die faunische Vergiftung Ihres Seelenlebens philiströserweise psychologisch darauf zurückführen, daß Ihre Ganglien bereits, da Sie noch halbreife Bursche waren, aphrodisisch zerrüttet gewesen seien! Und wenn Sie meinen, ein Anrecht auf „Hingabe, Ehebruch und jeden nach positivem Recht verbotenen Genuß" deshalb erheben zu dürfen, „weil Ihre große Leidenschaft jederzeit bereit sei,. mit Blut und Leben dafür einzustehen": so wird unseres Volkes hartköpfiger Philistersinn am Ende der Meinung sein, daß Ihr in Faunsgelüsten siedendes Blut gerade kein hervorragendes Opfer sein dürfte zur Sühnung der Ausbrüche Ihrer niedern Sinnlichkeit — aber doch das beste Opfer, das Sie überhaupt bringen könnten!

Denn dann wären wir die „natürlich großen Menschen" mit der unoriginalen Vergötterung ihrer subjectiven Sinnlichkeit à la Romantik sammt dem ganzen Augiasstall ihrer Brunst auf einmal los: und nach dem fin de siècle erlebten wir wieder die Neige eines Jahrhunderts in der Art, wie Schiller sie besang!

Wir haben vorstehende Satire zum Abdruck gebracht, obgleich wir fürchten den fin-de-siekligen Modernen, welche durch Manustupration ihres Geistes Tinte und Rücknemark verspritzen, damit zu viel Ehre anzuthun. „Eichelsolo", sagte das Schwein, da fand es eine einzige Eichel. Das können unsere hysterischen Modernen von sich sagen, die in jedem ihrer Misthaufen wühlend, immer noch etwas Genießbares zu finden glauben. Wir glauben nun zwar nicht, daß unsere Kämpfe in „Sodom und Gomorrha" diesen Priapikern gegenüber luftreinigend wirken werden; denn die geschlechtliche Hyäne, welche ihre Geilheit noch an Leichen ausläßt, ist weder mit Nadelstichen noch mit Keulenschlägen todt zu kriegen. Wer gegen diesen Geist anzukämpfen sucht, ist gleich einem wohlerzogenen Schüler, der seinen riesig rüpelhaften, rohen und ewig besoffenen Hofmeister prügeln will; aber man muß es wenigstens versuchen, den „Modernen", die vergeblich nach einem Verleger suchen, das Leben etwas schwerer zu machen. So hat denn auch kürzlich einer unserer Münchener Modernen in besserer Selbsterkenntniß an einen Verlagsbuchhändler die Frage gestellt, wie viel Honorar der Verleger für den Abdruck seiner Gedichte beanspruche. Von der Dichtkunst Baisse auch schon angekränkelt ziehen die Münchener Modernen den Schwanz ein. Der verstorbene Psychiater Hofrath Dr. Meynert in Wien fällte ein Todesurtheil über die „Modernen", welches hier conserviert zu werden verdient:

„Was ich von den „Modernen" las und sah, ist mir als ein Krankheitssympton unserer Zeit erschienen, hat mich, vom litterarischen Stand-

Digitized by Google

punkt aus betrachtet, angewidert, vom pathologischen aber meine volle Theilnahme erregt. Diese ganze Produktion ist auf überreizte Nerven zurückzuführen, sie ist durchwegs ungesund und ohne allen Humor; selbst die pornographischen Dichtungen und Schilderungen der Renaissance waren eben deshalb, weil sie mit Humor durchsättigt waren, gesund — und gar die Alten! Aristophanes, Martial, Juvenal, ja selbst Petronius wird man immer mit Vergnügen lesen können, weil ihr Gelächter das Aergste in ihren Schriften reinigt; der Ernst aber, mit welchem die „Modernen" iher Ekelhaftigkeiten auftischen, läßt diese wahrhaftig nur als Krankheitsprodukte erscheinen; jeder dieser Autoren thäte gut daran, seine Unsauberkeit als „pathologisch" auf dem Titelblatte zu bezeichnen, was aber leider bisher kaum einer gethan hat."

Octave Feuillet, der feinsinnige und pikante Analytiker des Frauenherzens, sagte kurz vor seinem Ende: „ich werde nicht mehr verstanden, der Realismus versteht meine Ideale nicht mehr." Wenn das Feuillet sagen konnte, der nicht in allen Familienbibliotheken Eingang fand, und wenn man bedenkt, daß der einst so prüde, geschmähte Name Paul de Kock jetzt diesen modernen Rüpeln gegenüber ein liebenswürdiger Schriftsteller genannt werden darf, so sieht man in welcher Mistjauche unsere „Modernen" sich siedeln. Und Pierre Loti, der Verfasser von „Chrysanthème", der Lieblingsschriftsteller der vornehmen französischen Damenwelt, betont in seiner Rede als neuaufgenommener Akademiker:

„Ich bestreite nicht die Rechte des Realismus oder dessen Uebermaß durch Naturalismus, aber wie große, brünstige Strohfeuer haben sich diese Leute entzündet und einen dicken Qualm erzeugt. Der Naturalismus nimmt seine Sujets einzig und allein aus der Hefe des Volkes großer Städte, in welchen ihre Autoren sich amüsiren. Sie bemerkten nie, daß sie mit dieser Schmutzflagge, welche doch nur eine beschränkte Specialität, ihr Studium maßlos verallgemeinert, und so sich einer schimpflichen Selbsttäuschung hingaben. Diese Männer der Gesellschaft, mit welchen sie uns abzuconterfeien trachten und diese Bauern- und Arbeitergestalten sind falsch. Diese absolute Roheit, dieser alles verspottende Cynismus sind krankhafte Phänomene, besonders in den Mauern von Paris, ungeachtet des ungeheuren Talentes einiger Schriftsteller dieser Schule; ihre Bestimmung ist, zu verschwinden, sobald die krankhafte Neugier ermattet sein wird. Es giebt wirklich noch Leute genug, welche zur Erholung gerne ein gutes Buch ohne unanständige Ausdrücke lesen, ein Buch, in welchem die handelnden Personen, welche von einer erhabenen Poesie umgeben sind, ihre vornehmen Gedanken noch mit Distinction zum Ausdruck bringen; beispielsweise ein Buch von Octave Feuillet. Nichts ist so drollig als die Geringschätzung, mit welcher gewisse junge Leute von ihm sprechen, und die sich für Schriftsteller halten, weil sie drei oder vier unglaubliche Geschmacklosigkeiten publicirten in höchst zweifelhaften Journalen, welche der Gehirnerweichung gewidmet sind. Einer der Hauptvorwürfe, die man Feuillet unter tausend anderen bedrückenden macht, ist der, daß er gealtert sei; das ist, weil alles vergeht, wohl einer der unbilligsten und weil dies der einzige ist, den ich wenigstens bis zu einem gewissen Grade zugebe. Das Beste stürzt heute immer unter einer momentanen Mißgunst, aber es erhält sofort seinen Reiz wieder, sobald das Gestern, welches so schnell entflieht, anfängt ein wenig verbraucht zu sein."

Digitized by Google

Verbraucht! Schnell verbraucht, aufgeraucht wie eine Cigarette, ein flüchtiges Arom, verbranntes Papier, ein versengtes Haar, häßlicher Nachgeschmack! So ergeht es uns auch bei den Besseren und Besten unserer Modernen. „Jolante's Hochzeit" betitelt sich die neueste Novelle des stilgewandten Hermann Sudermann. Geschlechtliche Gemeinheiten, die bei unseren Modernen an der Tagesordnung sind, kommen vor und während Jolante's Hochzeit in dem Buche nicht vor, dafür aber strotzt das Buch von gemeinen Schimpfworten und barbarischen Redewendungen, daß man sich förmlich geprügelt wähnt. Sudermann hat in diesem Buche zeigen wollen, von welch' gemeinem Empfinden, und von welch' niedriger Denkungsart oft eine ganze Familie beherrscht werden kann. Es ist so kolossal brutal ersonnen, daß auch der Skeptiker sich fragen wird: „Giebt es unter Gebildeten wohl wirklich Menschen von so niedriger Denkungsart wie die in diesem Buche aus Geldschmutz und Stiefeldreck zusammen modellirte Gutsbesitzerfamilie? Das Buch ist in Tausenden von Exemplaren gekauft worden. Sudermann kann sich was darauf zu gute thun; denn sein Buch ist ein Appell an die niedrigste Gesinnung des menschlichen Muskelknorpels, den man auch Herz zu nennen pflegt.

Vater Bismarck und die Maul- und Klauenseuche der dummdreisten Presse.

Durchschnittlich hält jeder Journalist sich für den einzig anständigen Vertreter seines Berufs, für die nächsten Kaffeehausgenossen hat er noch eine gewisse mitleidige Achtung übrig. Der Journalismus hat nämlich nirgend so begeisterte Verächter wie unter den Journalisten selbst. Deutsche Zeitungspraxis vermeidet es, gute Artikel aus anderen Blättern abzudrucken; das geschieht wohl in London und Paris, bei uns citirt man nur, was noch unter dem Niveau der eigenen Leistung zurückbleibt. Und die Abonnementsquittung, in der einen, den Palmenzweig in der andern Hand steht der Abonnent, ein absoluter Monarch, an des Jahrhunderts Neige in edler, stolzer Männlichkeit, der reifste Sohn der Zeit, und sein Buchstabenglaube ahnt nicht, daß er von früh bis spät belogen wird. Auf Redactionscommando werden neue Zeitungslügen, besonders neue Bismarckschmähungen ersonnen. Bei solcher systematischen Hetze unserer freisinnigen Löschpapiere ist es kein Wunder, wenn das Volk sich frägt: Was erfährt denn der Monarch eigentlich, was wird ihm aus der Zeitung mundgerecht servirt, was wird ihm verheimlicht, was zurecht geschnitten? Es wäre ja möglich, daß man dem Kaiser nur jene stockdummen Zeitungslügen vorlegte, die

Digitized by Google

seit zwei Jahren uns täglich erzählen: Der mehr als je geliebte Bismarck, habe nun den letzten Rest seiner Popularität eingebüßt. — So ungefähr meditirt der treffliche Maximilian Harden in seinem launigen Büchlein „Apostata". Es macht sich so geschmackvoll, wenn eine Zeitung heute den Altreichskanzler hinterrücks perfide Dolchstöße versetzt, ihn in hundsgemeiner Weise schmäht und morgen mit einem süßlich lächelnden Wohlwollen seine Familienfeste, seine Begrüßungen und Reden mit ununterbrochenem Schweifwedeln haarklein berichtet, ja detailirt bis zur Indiscretion. Der freisinnige Journalist braucht nur aus weiter Entfernung ein Hurrarufen zu hören, so kommt er schweißtriefend herbeigestürzt, läßt sich von den Wagenrädern des Altreichskanzlers liebevoll mit Straßenschmutz bespritzen und bei einem einzigen Wort aus dem Munde des ehrwürdigen Greises pendelt der freisinnige Journalistenschweif wie das Pendel einer Schwarzwälderuhr oder wie ein Lämmerschwanz. Das ist ja ganz natürlich. Der allgemein Gefeierte weilt ja noch in den Mauern, man bemüht sich, einen Blick aus den Titanenaugen zu erhaschen; aber kaum ist der letzte Locomotivenpfiff verhallt, der den Geliebten aus den gastlichen Mauern wieder entführt; dann tritt die „kühne, männliche Besonnenheit" der Speichellecker wieder in ihre Rechte und die Verdächtigungen und Hetzereien beginnen auf's neue. Solche Zeitungsschreiber, die heute den Speichel mit Löffeln schlecken und morgen an Deutschlands nationaler Größe nur deshalb herumbröckeln, weil sie nicht von ihnen, sondern von Bismarck fest gegründet worden, verdienen es nicht, auf deutschem Boden von einer deutschen Mutter geboren zu sein. Bei alledem sind diese Stachelredner so dumm, daß sie nicht merken, wie sie unfreiwillig für die wachsende Popularität Bismarcks Sorge tragen. Die Brutalität, mit welcher gewisse Zeitungen in das intimste Familienleben so gefeierter Männer oder regierender Häupter eingreifen und wobei pure Muthmaßung meistens eine recht gewöhnliche Rolle spielt, kann nicht genug gekennzeichnet werden. Dinge, die keinen Menschen etwas angehen, auch kaum Interesse für ihn haben können, werden mit einer Dreistigkeit bloßgelegt, daß man wirklich sagen kann, der ruhige Bürger, der Tagelöhner, der Steinklopfer hat es besser, man guckt ihm nicht in die Töpfe und wenn es geschieht, hat er wenigstens die Macht, von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen. Wir rügen diese Frivolität der Feuilletonreporter als eine Geschmacklosigkeit allerersten Ranges. Die Reporterzeilen müssen vollgepfercht werden mit Lügen, es rentirt sich ja zeilenweise. (Non olet!) Ist die Lüge politisch, so thut „der Schafskopf vom Feuilleton" nicht mehr mit, er muß in dem hintersten Winkel des Redactionszimmers ausdusten, er zählt nicht mit zum Journalismus, wenn der Chefredacteur die Pandorabüchse seiner politischen Plagen öffnet oder seine scheinheiligen Schilderungen mit eigener Entrüstungsfeder auftischt. Viele Zeitungen leisten der Lüge und Gemeinheit unbewußt auch dadurch Vorschub, daß sie leichtfertig nachdrucken, was nur halb glaubwürdig oder gar nicht zu

Digitized by Google

glauben ist. Ergötzlich z. B. ist es zu sehen, wie die „freisinnigen", bismarckverkleinernden Zeitungen (Siehe auch: Münchener N. Nachrichten. Nr. 290. 28. 6. 92) ihren überschüssigen Schmutz an den Hosen der anderen freisinnigen Bismarckschmäher abzuwischen trachten. Mögen sie doch bedenken, daß der Weiterverbreiter von Schmähungen gerade so verächtlich wie der Erfinder derselben. Ein Blatt das aus täglichen Schwenkungen zusammen gesetzt ist, schwenkt heute mit dem Hute, morgen mit dem Abfuhreimer. Ist es nicht bejammernswerth, daß eine in Ungarn erscheinende Zeitung kommen muß, um unsere deutschen Schmähorgane auf Bismarcks Größe hinzuweisen? Jede Bismarckschmähung ist einfach roh und gemein und schadet dem nicht, den sie treffen soll, sondern nur dem Schreiber selbst. „Ein historischer Mann von der Größe Bismarck's", sagt der „Pester Lloyd" sehr richtig, „wird aller Orten der Gegenstand der Bewunderung und Achtung sein, und selbst politische Gegner dürften ihm, sofern sie die Stimme der Vernunft nicht durch Leidenschaft oder Vorurtheil übertönen lassen, diesen Tribut nicht versagen." Was wollen denn auch nur die Verkleinerer? Die Herren werden ja selbst nicht größer dadurch, daß sie Bismarck herabreißen. Die vom Wüstensande halbverschüttete Sphynx erfüllt die Beschauer noch immer mit Bewunderung, während man den Sand sich verächtlich von den Schuhen stäubt. Und das Kameel mag noch so hoch seinen Hals in die Lüfte strecken, zu einer Sphynx wird es doch nimmermehr. Die Münchener Nachrichten druckten auch diese ihnen zu Theil gewordene Rüge ab, um damit angesichts des Bismarcksbesuches in München den Verdacht und die Schuld auf ihren Intimus Eugen Richter allein zu lenken. Welch' ein trauriges Pharisäerthum! „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser Eugen Richter, aber wenn's dunkel wird, schmähen wir selber!" Eitelkeit, Bescheidenheit, Rechthaberei, Unfehlbarkeit, Schmähsucht, Größenwahn! Die Münchener Nachrichten, welche den Knaben Bismarck so gerne politischen Unterricht ertheilen, ihm Verhaltungsmaßregeln geben und ihm zuweilen das Zeugniß des Wohlverhaltens ausstellen, werden doch einsehen, daß ihre Lobesposaunen und spaltenlangen Schweifwedeleien während der Bismarckreise werthlos sind, nachdem sie den Greis vor und nach dessen Besuch gemeinsam aus Eugen Richter's Schmutztrog bewarfen. Es ist gar so geschmackvoll, wenn man in der einen Tasche Kornblumen hat und in der anderen Kothklümpchen knetet.

Wenn die Kluft zwischen Berlin und Friedrichsruh sich erweitert, so ist nur die Presse daran schuld. Wir werden diese Kluft mit all dem löschpapiernen Zeitungsdreck zuwerfen, vielleicht krystallisirt sich dann darüber hinweg eine feste Brücke. Wer Bismarck schmäht, thut dem erhabenen Kaiser keinen Gefallen, wer Bismarck feiert in seinem deutschen Gemüthe, wird dem Reiche und der Reichsregierung niemals schaden. Deutsch sein und deutsch singen und fühlen, wird von einer deutschen Reichsregierung, welche es auch sein möge, stets und in jeder Form gutgeheißen werden.

Digitized by Google

Bismarck weiß genau, was er sagt und warum er es sagt, und die Dummköpfe, die jeden Schritt, jeden Toast, jedes Familienfest begeifern und genau alle fürstlichen Küsse zählen, ahnen in ihrem, undeutschen, fluchwürdigen Herzen gar nicht, wie Bismarck (beispielsweise beim Interview in Wien) einen diplomatisch fein empfundenen Wink beabsichtigte. Für etwa zwei Reichsmark monatlich kann heute Einer sich jeden Tag einen sehr achtbaren patriotischen Rausch antrinken, sagt Maximilian Harden, bei bescheidenen Ansprüchen an Inhalt und Gefäß auch schon weit billiger, wenn er nämlich eine Tageszeitung abonnirt. Da findet er pünktlich zum Morgenkaffee immer mindestens einen casus belli, und nur hohe Feiertage werden mit friedlichen Glocken sanft eingeläutet, bim, bam, bam, bim, weil nach Heiligenabenden der gute Bürger doch gewöhnlich einen Kater hat und dann das Böllerschießen nicht vertragen kann. Dieser Wechsel von Bam und Bim, das ist der Presse edelster Beruf. Sie will den Krieg auch nicht, Gott bewahre, wer will den Krieg? Aber sie muß doch Spaltenfutter haben, der ostafrikanische Specialcorrespondent ist nicht gleich bei der Hand, und auswärtige Politik geht am schnellsten.

Die charakterlosen Stinkböcke der Presse haben das Gemeinheitsprinzip aufgestellt, die Geschmacklosigkeit der Angstmacherei zu kultiviren; damit glauben sie das Volk zu beherrschen; aber die geschmackloseste Praxis ist doch, wenn eine Zeitung für die andere dadurch verabredete Reclame macht, daß sie wie die Bullenbeißer übereinander herfallen. Eine Klaue wäscht, ja bekanntlich immer die andere. In den Tagen der Bismarckreise war es ergötzlich anzusehen, wie manche Zeitungsschmierer nicht wußten, wie sie von einem Tag zum andern die Stimmung auffassen sollten. Erst als beim Fackelzug vor Lenbach's Wohnung in München einer dieser elenden Preßhamster pfiff und daraufhin von einem Studenten die brennende Fackel in's Maul gestoßen erhielt, da klemmten diese Zeitungshalunken und Bismarckschmäher den Schweif ein. Sie fühlen alle, daß auch ihnen bildlich die brennende Fackel in das verrätherische Schmähmaul gestoßen war. Merk' dir's, mein Junge, hast die Zunge dir verbrannt, es schmeckt nicht gut, aber es ist heilsam! Und jedes Blatt, das von heute an noch unseren Bismarck herabsetzt oder schmähet, erhält bildlich dieses siedende Brandmal zwischen die Zähne, damit Jedermann sofort den undeutschen Schuft auf deutschem Boden gleich von außen erkenne. Einige Blätter blökten mit ihrer Rinderzunge sogar den Unsinn, daß jenes Wiener Interview an den Fall Arnim erinnere. Wer solche Mistblumen pflanzt, der wandelt in seinem Redactionsgarten ununterbrochen unter Gestank. Vor Kurzem lebten die Münchener Neuesten Nachrichten mit Eugen Richter's „Freisinniger Zeitung" in süßlicher Dutzbrüderschaft, die Charaktereigenschaften Bismarck's in die Pfütze tretend; jetzt fällt Richter plötzlich über die Münchener Nachrichten mit der neunschwänzigen Katze her, weil das arme Blatt dem Altreichskanzler bis Kissingen unter die Speichen seines

Digitized by Google

Salonwagens nachgekrochen ist. Und was thut unser geliebtes Münchener Lokalannoncenblatt? Es klammert sich aus Schreck und Angst vor dieser neunschwänzigen Katze (am 9. Juli 92) an die Rockschöße der „Germania". eines Blattes, welches sich bisher der nöthigen Verachtuug und Schmähung der Münchener Nachrichten erfreute. Nun, lieber Leser, wenn das nicht gut gegen Wanzen ist, dann —

Es giebt Blätter, die charakterlos bis in's Rückenmark sind; keine Katzenmusik und kein Haberfeldtreiben wäre tumultant genug, um diesen schwachsinnigen Hetzern die Nerven zu kuriren. Die „Frankfurter Zeitung" sagte, daß der Bismarck-Jubel in München abgekühlt und die Münchener Nachrichten für ihre Stimmungsmacherei zu Gunsten Bismarcks bezahlt worden wären. Was aber ist das Resultat aller dieser Hetzereien und Stänkereien, was ist die Folge der beklagenswerthen Publication amtlicher Aktenstücke, welche Bismarck so zu sagen boycotiren, steckbrieflich verfolgen? Daß die Liebe zu Bismarck eifelthurmhoch gewachsen, daß seine Popularität im Auslande steigt. Aber Deutschland verkleinert seine großen Männer, das tonangebende Berlin in seiner ganzen schnodderigen Ignoranz bewirft sie mit faulen Witzen. In Amerika wäre Bismarck ein Mann von 100 Millionen Dollars, er stünde über Washington, wenn er ein Amerikaner wäre und das für Amerika geleistet, was er bei uns gethan; man würde dort sein Reitermonument aus getriebenem Golde anfertigen. Und wir Deutsche können so erbärmliche Kerls sein, daß wir noch auf Zeitungen abonniren, welche ihr deutsches Vaterland verrathen. Viel holde Frau Germania, steige herab vom Niederwald, ziehe Dein Schwert, spieße sie daran auf der Reihe nach diese Creaturen, wie die nackten Frösche und lasse sie wie am Bratspieß, in ihrem eigenen Fette schmoren!

Jeder Redacteur, welcher lediglich aus Skandalsucht dieser Maul- und Klauenseuche verfallen ist, und bei seiner ekelhaften Bismarckhetze deutsch zu sein glaubt, der ist nichts anderes als ein bemitleidenswerther Thor, der dicht vor einem Spiegel stehend, unausgesetzt mit starken Eruptionen sich selber geräuschvoll ins Angesicht speiet. Derjenige Zeitungsredacteur aber, welcher für Geld und aus gemeiner Gewinnsucht Bismarck lästert, der ist ein mit Pest- und Eiterbeulen übersäeter Hundsfott, der an französischen Grenzpfählen verrecken muß, weil der Franzose keinen Respect hat vor dem Aussatz, der das deutsche Vaterland, den deutschen Herd verrathen hat. Mazeppas Loos, auf einem wilden Steppenpferd gebunden zu sein und durch die Lande gepeitscht zu werden, ist eine zu edle Strafe; dem treulosen Bismarckschmäher gebührt von einer Mähre auf den Schindanger geschleppt zu werden.

Ein toller Hexentanz wurde um den Fürsten Bismarck aufgeführt, eines der frivolsten Satirspiele der Weltgeschichte — um nun aber den deutschen Grundgedanken nicht zu verläugnen, fehlt auch der Hanswurst unter den Mitspielern nicht! Dieser Hanswurst ist die charakterlose Presse.

Digitized by Google

Eine Bismarckhetze von den Deutschen, die Bismarck erst zu Deutschen gemacht, in dem Reiche, das er gebaut, und in der Zeit, die auf ewig seinen unverlöschlichen Namen tragen wird! Der trauernde Patriot hüllt sich in seinen Schmerz, schaut zu und — schweigt, statt unter die Hunde zu schlagen, welche es wagen dürfen seinen Heros zu besudeln! Wenn die „Volkszeitung" es wagt über Bismarck zu schreiben: „Es genügt uns, dies Geschimpfe eines alkoholisirten Subjektes in unseren Spalten höher zu hängen" — wenn ein social-demokratischer Volksbetrüger öffentlich den Fürsten für „tausendmal schlimmer als den Massenmörder Thomas" bezeichnet, dann wird es Zeit ein eigenes Irrenhaus für Journalisten zu bauen. „Mit Sympathie", sagt Max Bewer, „mit Sympathie für den Kaiser, mit Dankbarkeit für Bismarck, mit Achtung für Caprivi kommt man in der politischen Kultur ebensowenig weiter, wie in der moralischen mit den drei Ringen in der Nase, welche Lessing mit der Schlauheit eines Taschenspielers fest und schmerzlos durch jede geistig indifferente Schleimhaut zieht."

Wie hatte Bismarck recht als er gerade die Presse, welche früher mit ihm gearbeitet, der Feigheit beschuldigte; will man ein concreteres Beispiel, so lese man die Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" vierzehn Tage war Bismarck's Ankunft in München, bis vierzehn Tage nach seiner Abreise. Ebenso lohnend wären Auszüge aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" — wenn es überhaupt nothwendig wäre, Belege für den Fundamentalsatz der ganzen modernen Journalisterei zu suchen, welcher lautet: „Eine Zeitung mit großer Abonnementenzahl darf sich nicht den Luxus ihrer Ueberzeugung gestatten." Wir wollen den Reichsanzeiger nicht auf gleiche Höhe mit den „Fliegenden Blättern stellen; man kennt ja seine hohe Bedeutung, aber Frankreich, welches sagte: „Bismarck hat nur einen Fehler, daß er kein Franzose" und Amerika, welches seinen ersten Präsidenten Washington wie einen Halbgott verehrte, diese Länder denken anders über den Alt-Reichskanzler, und, wer sich die Mühe nimmt in ausländischen Zeitungen Urtheile über Deutschland zu sammeln, wird unschwer aus allen die Freude herauslesen: „Der neue Aufschwung des deutschen Michels nimmt ein schnelles Ende! Er will sich eben wieder zu Bette legen und hat die Schlafmütze schon über beide Ohren gezogen! Gute Nacht — gute Nacht!"

Darum sei es aber auch Pflicht jedes deutschen Mannes, der noch etwas von deutscher Ehre und deutscher Dankbarkeit und deutschem Muthe in sich fühlt, stürmischen Protest einzulegen gegen die schmähliche Behandlung seines größten Mannes! Gegen die kleinen Köter, welche das Gestirn anbellen, ist Schweigen das beste Mittel — wenn sie aber hundswüthig unter dem Schutze des Staatsanwaltes ihr Kläffen fortsetzen dürfen, ist es an der Zeit, Einsprache zu erheben. Man kann zwar nicht behaupten, daß unsere Regierung Arm in Arm mit jenen Lumpen geht, mit einem

Digitized by Google

Preßgesindel, das noch gestern als hochverrätherisch seine Strafe mit dem edelsten Theile seines Körpers hinter Schloß und Riegel büßte! Das Gleichniß vom kranken Löwen scheint aber lebendig geworden, in diesem stand das edle Pferd stolz abseits, während das Gesindel unter den Thieren sich an seinem großen Feinde mit Fußtritten rächte — heute steht das Pferd auch noch abseits, aber es freut sich über das Treiben und die Beine jucken ihm schon mitzutreten.

Mit den besten Segenswünschen ward von uns Wilhelm II. nach jenen traurigen Tagen des 88-er Jahres empfangen, er wußte schnell alle beunruhigenden Gerüchte durch das eine Wort: daß Bismarck der Fahnenträger bleiben solle, zu zerstören und jeder athmete auf Die Zukunft erschien damals im rosigsten Lichte aller deutschen Herzen und ach, deutsche Herzen waren es wieder, die sich trauernd und schweigend in Scham vor dem Auslande verhüllten, als vor der Berührung des auf einer Privatreise begriffenen Familienvaters Bismarck steckbrieflich gewarnt worden. Vielleicht war es nur eine Form, es giebt ja so viele Formen, über die man nicht hinweg kann; gut aber, daß wenigstens das Volk diese Formen nicht zu kennen braucht; sie werden zersprengt durch das einfache natürliche Band rein menschlichen Empfindens, es ist ja eine so schöne Zierde des Volkes menschlich zu sein! Und es bleibt menschlich so lange nicht der Kohl einer sich blähenden, lügenhaften Hetzpresse sein Herz verthiert.

Aber mögen auch noch so viele Schmierblätter ihren Geifer auf den großen Mann zu speien versuchen — sein Bild ist unverlöschlich ins Herz jedes guten Deutschen eingegraben. Mögen auch die Lorbeerkränze welken, die man ihm schenkt, mag die Fürstengunst wanken und der laute Jubel verstummen — sein Bild lebt in unsern Herzen und da schlägt ihm ein Dank entgegen, vor dem Fürstengunst und Lorbeer schwinden. Die Liebe des Volkes hast Du Dir errungen — großer, einziger Mann! Und die Liebe des Volkes stirbt nicht! Sie ist ein Lorbeer, der nicht welkt, ein Dank, der nicht verfliegt wie Spreu im Winde!

Wir schließen mit einem Citat aus den soeben erschienenen „Schnadahüpferl", welche Otto Fleischmann in Kaiserslautern dem Fürsten Bismarck widmete:

Und wann die Katz fort ist,
Da tanzen die Mäus,
Es giebt in der Welt halt
Allerhand viel Geschmeiß.

Ist der Gockel geschlachtet,
So spreizt sich der Wurm,
Die Hunde besudeln
Den gothischen Thurm.

Du siehst das Gelichter
Hat's allweil so gemacht,
Drum allweil die Wichter
Veracht und verlacht!

Digitized by Google

Der „dumme August“ der Wiener Presse.

Zu den Berufskrankheiten, denen der Journalist unterworfen ist, gehört neben habitueller Leibesverstopfung und Hämorrhoidalbeschwerden eine langsam aber sicher fortschreitende psychische Störung, die sich dadurch bemerkbar macht, daß sie den Patienten mit angenehmen Täuschungen, mit den übertriebensten Vorstellungen von seiner Bedeutung erfüllt. Der Kranke hält sich für den Weltmittelpunkt: er macht die Kriege und schließt den Frieden, er stürzt Potentaten, für ihn sind alle Musen geschäftig, wenn er nicht kritisiren würde, müßten Dramatiker, Maler, Musiker nnd tutti quanti feiern,*) er ist der wichtigthuende „August“, der da meint, es könne nichts zu Stande gebracht werden, ohne sein Mitthun, und während die Leute vom Fach ruhig ihre Arbeit verrichten, schießt er ihnen zwischen den Beinen herum, steckt da und dort seine Nase hinein, ertheilt Rathschläge, die Niemand anhört, noch weniger aber befolgt, und dann stellt er sich mit der Miene des Mannes hin, der etwas Tüchtiges geleistet hat — und tupft sich mit dem zerrissenen Taschentuch den Schweiß von der Stirne, der „August“ der Presse.

Die Erscheinung, von der hier die Rede ist, macht sich am deutlichsten in großen Städten bemerkbar, es giebt ja eine ganze Reihe pathologischer Zustände, die den Nährboden der Großstadt suchen, und einer der gefährlichsten Punkte ist Wien, mit seiner großen, bunt zusammengewürfelten Journalistenbevölkerung. Der Wiener Zeitungsschreiber, der gewöhnlich aus den Gegenden von Galizien, aus Ungarn und allen Gauen des provinzenreichen Staates, zumeist mit wesentlich andern Plänen und Aussichten, nach der Metropole gekommen ist, gewinnt in der Wiener Luft, die Grillparzer als „entnervend“ schmäht, alsbald ein erstaunliches Selbstgefühl, die schwüle Treibhausatmosphäre des Caféhauses zeitigt seine noch

*) Gelegentlich des bekannten Streites, der vor mehreren Jahren zwischen A. v. Werner und dem Redacteur der Nat.-Ztg. Frenzel entstanden war, meinte Herr F.: „Was würde geschehen, wenn die Kritik sich zehn Jahre lang um kein Bild mehr bekümmerte?“ worauf Werner mit der Frage antwortete: „Was würde aus der Kritik werden, wenn zehn Jahre lang kein Bild entstünde?“ Wir wollen diese Fragen unentschieden lassen, glauben aber Herrn von Werner sowie allen anderen Akademiedirectoren rathen zu sollen, wenigstens so wenig wie möglich malen zu lassen. Dem gezüchteten jungen Nachwuchs der Akademien muß es geradezu verboten werden, Gemälde auf den Markt zu bringen, so lange er noch Lernens halber in der Akademie sitzt, sonst wird nicht das Talent, sondern der Kitsch, der Dilettantismus auf den Akademien großgezogen. Die Phantasielosigkeit und des Lebens Nothdurft brüten ohnehin faule Eier genug aus. Man kann überhaupt bei der Aufnahmeprüfung der Akademie nicht vorsichtig genug sein, sonst wird eine Drillanstalt daraus; ist doch der größte Fluch, der auf einer Künstlerschaft lastet derjenige, daß es zu viel sog. Künstler giebt. (Die Herausgeber.)

Digitized by Google

schüchternen Triebe, „sie bekommt ihm", und der vor Kurzem noch völlig Unbeachtete — der, wie ein vom Wind verwehtes Samenkorn, auf Wiener Boden fiel, schießt in die Halme und trägt alsbald den Kopf so hoch, wie eine taube Aehre, oder er streckt sich, hundertfältig Wurzeln fassend, am Boden dahin, wie eine üppig wuchernde Schmarotzerpflanze.

Es war bei einer Erstaufführung in einem Wiener Theater. „Hier haben Sie nun das ganze Tollhaus beisammen" — sagte mir mein Freund, ein Wiener, in's Ohr — „Schriftsteller und Kritiker, lauter arme Verrückte. Sie nehmen ganz ernsthaft die Miene von hochweisen Juroren oder Staatsanwälten an, die über einen Erzschelm den Stab zu brechen haben. Betrachten Sie den großen Blonden dort, mit dem abgeschabten Gehrock, an dem die Knöpfe lose baumeln; diese eisige Ruhe im Gesicht, ein Mann, der gewohnt ist, Todesurtheile zu unterzeichnen. Und neben ihm der Kleine, der seit Jahren hämisch vor sich hinlächelt, er hält sich für einen Witzbold; ich mache Sie aufmerksam, bitte, lachen Sie, wenn er etwas noch so geschmackloses äußert, sonst wird er wüthend, man muß diese Kranken äußerst vorsichtig behandeln. Bemerken Sie den dort, auf dem Eckfitz, mit dem großen Filzhut in den Händen und dem himmelwärts gerichteten Schwärmerblick? Ein schwerer Fall: unheilbar! Hält sich für einen lyrischen Dichter, dreht sich um, wenn Sie »Geibel« rufen. Ganz in seiner Nähe bemerken Sie einen anderen Patienten mit einem gedunsenen Gesicht, es ist ein im Journalistencaféhaus in der Kärnthnerstraße lebender Schriftsteller, ein gefürchteter Kritiker, außerdem hat er jährlich ein paar tausend Theater- und Künstleranecdoten zu verzehren, die er zu Feuilletons verarbeitet. Er grüßt soeben ein paar k. k. Hofraths-Gänse, die in seine Salzgries-Causerien verliebt sind, auch einen reichen Bankier, bei dem sich ein paarmal im Jahre sämmtliche Dichter der inneren Stadt satteſſen, beglückt er durch einen Gnadenstrahl aus seinem im holden Größenwahnsinn rollenden Dichteraug'. Und der dort mit den tief herabgezogenen Augenbrauen und dem bitteren Zug um die Mundwinkel, wird von den Psychiatern aufgegeben. Seit zwanzig Jahren schreibt er Dramen, blutige und unblutige, sogar zu modernen Lustspielen hat er sich schon herabgelassen. Die Directoren behandeln ihn, wie alle diese Patienten mit der größten Schonung und Vorsicht. Wenn Sie mit ihm bekannt werden, bitte, fragen Sie ihn, wann wir sein neuestes Drama erwarten dürfen? Er hört es gerne. — Nebenbei bemerkt, die meisten dieser Beklagenswerthen schreiben heimlich für's Theater, sie werden nicht aufgeführt, man läßt ihnen das Vergnügen.

Und erbittert sie das nicht?

Gewiß. Manche bekommen solche Anfälle, daß man befürchten muß, sie zertrümmern das Theater mit ihren Kritiken; die Directoren lassen sie ruhig gewähren und verweigern ihnen nicht einmal das Freibillet; das Publicum ahnt ja die Triebfedern ihrer Gehässigkeit und es schadet nichts.

Digitized by Google

Man erkennt den selber producirenden Kritiker leicht an seiner ostentativ zur Schau getragenen Mißachtung und Verstimmung gegen den zu erwartenden Kunstgenuß, er wendet, so lang es irgend angeht, selbst wenn der Vorhang schon aufgezogen wird, der Bühne den Rücken, lacht oder applaudirt nie, wirft mit hämischen Bemerkungen um sich und rächt sich für die Rolle des Zuhörers, zu dem ihm seine Anstellung verpflichtet, durch zahlreiche Flegeleien, durch laute Urtheile, hinter denen die Nachbarn ein tiefes Wissen und eine zweifellose Befähigung zum Bessermachen wittern sollen. Er notirt sich auf den Papiermanschetten oder in einem schmutzigen Wachsleinwand-Notizbüchel auffallende Stellen, sowie der Lehrer den unartigen Schülern einen „Tadel" einschreibt — dann juckt er sich, oder er kaut Nägel. Die traditionell auf das Publicum gekommene Legende, daß ein Theaterfeuilletonist natürlich ein gescheidter Mensch sein müsse, verblaßt immer mehr und mehr. Viele von ihnen sind von einer ausgesprochenen Mordmanie befallen, sie betrachten die Novität, zu deren Besprechung sie von ihrem Verleger oder Chefredacteur in's Theater geschickt werden, auf alle Fälle als ein ästhetisches Leichenbegängniß, an dem sie sich nur widerwillig betheiligen, besonders wenn das Stück nicht einmal einen Titel trägt, an den sich ein Kalauer hängen läßt; — wenn ihr Einvernehmen unter einander auch sonst keinen Schuß Pulver werth ist — zu dem Zwecke des „Verreißens" finden sie sich mit rührender Uebereinstimmung.

Aber ich lasse mich da über ein Thema aus, welches mich bei Ihnen in Verdacht bringen kann, ich sei ein von diesen Herren arg mitgenommener Dramendichter — das ist nicht der Fall, mein Wort darauf. Ich wollte nur vom Größenwahn des kleinen Gernegroß sprechen und von der Hypertrophie seines Selbstgefühls . . .

— Nun wenn das Publicum aber . . .

— Das „Publicum?" ach, was Ihnen einfällt; sie hetzen sich selber und untereinander in diesen Zustand hinein, diese Kaffeehaus-, Kneipen- und Coterie-Berühmtheiten, von denen kaum Einer ein richtiges christliches und grammatikalisches Deutsch zu schreiben weiß. Gehen Sie doch nach Stockerau oder Znaim, kein Mensch hat mehr eine Ahnung von den Namen, die hier in Wien mit einer Wichtigkeit und einer Ehrerbietung ausgesprochen werden, als ob man von Berühmtheiten wie Zola, Maupassant, Spielhagen, Jensen, Heyse u. s. w. spräche! —

Dieser Simili-Ruhm ist von der Abonnentenliste der Zeitung, in der die Herren ihre Geistesausscheidungen ablagern, abhängig; wo das Blatt nicht mehr gelesen wird, da ist auch ihr Name nur Schall und Rauch — die paar ausgenommen, die sich durch unvergessene und werthvollere Leistungen auf dramatischem oder belletristischem Gebiet über Oesterreichs Gemarken hinaus bekannt gemacht haben. Die anderen Berühmtheiten müssen ihren Ruhm innerhalb des Wiener Polizeirayons genießen. Das ist ja auch

Digitized by Google

schon Etwas, aber lächerlich, abgeschmackt und widerlich ist es, diese zahllosen Dutzendgeister die Pose von Männern annehmen zu sehen, deren Existenz für die Litteratur und für ihre Zeit irgend welche Bedeutung hat, die Pose hervorragender, ausschlaggebender und urtheilsreifer Publicisten, denen in keiner Beziehung etwas Uebles nachzusagen ist. Zu Dutzenden könnten sie vom Erdboden verschwinden, ohne daß nur die Spur einer Lücke entstände!

(Der hochgeschätzte Einsender hat hier nur von Wien gesprochen; wir behaupten, daß er dieselbe Couleur in Grün oder Berliner Blau auch an der Spree, an der Isar und an der Seine findet; diese Sorte Federvieh wird überall mit demselben Futter gemästet, bis es in seinem eigenen Mist erstickt. — Die Herausgeber.)

Die Wiener Libretto-Fabrik.

Es war mir vergönnt, manch' staunenerregendes Industriewunder zu durchwandern, aber eine Libretto-Fabrik hatte sich mir noch nicht erschlossen. Um so erwünschter war mir das Anerbieten eines der Branche nahestehenden Collegen, mich an das bedeutendste Libretto-Haus in Wien zu empfehlen. Mit seiner Karte versehen, fuhr ich direct nach dem Etablissement, in welchem die Opern- und Operettentexte hergestellt wurden.

Einer der Chefs, ein Mann mit einem wunderbaren Selbstbewußtsein, empfing mich.

Wir durchschritten einen Saal, in welchem ein Herr, der an dem Flügel saß und mit wüthender Gewalt immer wieder denselben Accord anschlug, in sehr erregter Weise auf einen anderen einredete, der seinerseits wieder mit einem gebundenem Manuskript auf den Deckel des Instruments losdrosch und dabei rief: „Wonne reimt sich nicht auf Sohne, im Leben nicht!" Sie überschrieen sich und ihre Gesichter waren lebhaft geröthet.

Ich wollte gerade vorschlagen, ob man nicht zur Wache schicken solle, als mich mein Führer am Aermel faßte und mir zuflüsterte: „Sie machen gerade ein Liebes-Duett. Kommen Sie!"

Der nächste Raum hatte zwei nach dem Hof führende Fenster. „Gedichtet wird principiell nach vorne 'raus," sagte mein liebenswürdiger Cicerone, „hier werden die Stoffe nur zugeschnitten, wenn man so sagen darf. Es dienen hierzu meist ältere oder ganz alte Ideen, die hier nebenan gewonnen werden." Ich sah mich in dem Hofzimmer um und bemerkte einen Zuschneider, der einem jungen Componisten zu einem einaktigen Singspiel Maß nahm.

Sodann folgte ich meinem Führer, der mich nach den Goldminen der Ideen geleitete. Wir betraten eine Stube, in der zwei ältere Herren auf niedrigen Tischen saßen, mit untergeschlagenen Beinen, umgeben von zwei

Digitized by Google

Waschkörben, die mit alten Büchern gefüllt waren, denen jener bekannte, eigenthümliche Moderduft entströmte, den nimmer vergißt, wer auch nur eine französische Grammaire zum Antiquar getragen hat. Auf der Erde lagen Bände und Broschüren, alte Theaterstücke, humoristische Romane — A. v. Winterfeld gebe ihnen die ewige Ruhe! —, vergessene Novellensammlungen und Almanache umher. Die beiden Herren „schmökerten" ruhig weiter.

„Das sind die Vorleser! Sie arbeiten täglich ihre 12—15 Kilo Maculatur durch, manchmal ist doch ein Gedanke darin . . . ."

„Oder ein alter Witz?" ergänzte ich fragend.

„Das nicht, dafür haben wir eine Specialabtheilung," erklärte der Librettist, und dabei öffnete er eine Tapetenthür, „bitte, werfen Sie einen Blick hinein. Der Herr Doctor frühstückt gerade, wir stören nicht." Der „Doctor" saß am Fenster und verzehrte aus einer Zeitung sein mitgebrachtes Käsebrod, aber er war nicht müßig dabei, denn er notirte soeben einen Witz, den er auf dem Einwickelpapier zwischen den großen Fettflecken glücklich entdeckt hatte.

In der „Witzkammer" waren alle bekannteren Humoristen vertreten, außerdem lagen Anecdotensammlungen und -Lexika, Kalender und illustrirte Witzblätter in Menge herum; man zeigte mir einen Band der „Fliegenden Blätter," der so zerschnitten war, daß nicht mehr viel als der Einband übrig blieb. „Der Doctor ist ebenso tüchtig als fleißig; wenn er in Stimmung ist, schneidet er im Tage seine dreißig Witze heraus wie nichts. Aber man braucht ja auch so viele, ich bitte Sie, drei Acte! Und die Leute wollen immer lachen. Wo denn hernehmen und nicht erfinden?!"

„Da Sie selbst die Technik Ihres Berufes berühren," sagte ich zu dem Industriellen, „so möchte ich Sie bitten, meiner laienhaften Neugierde die Frage zu Gute zu halten, wie denn so ein »Buch« entsteht?"

„Das ist höchst einfach," antwortete er mir, „sobald einer der Vorleser, die Sie soeben gesehen haben, in irgend einem alten Roman oder Drama, sei es nun Paul de Kock, Sue, Dumas, Kotzebue, Iffland, Raupach, Walter Scott und so weiter, etwas gefunden hat, was sich zu einem Libretto eignet, giebt er ein Zeichen, — sehen Sie, so. (Mein Gönner ahmte einen schrillen Diebspfiff nach.) Nun kommen die anderen Herren herbei," fuhr er fort, „und jetzt beginnt so zu sagen die Ausschlachtung, wobei wir, die Chefs, uns die größten Scheeren vorbehalten. Bei einiger Geschicklichkeit kann man ein Libretto fast ohne Tinte herstellen, nur durch Aufkleben der Ausschnitte und Notizen. Kommen Sie, wir besuchen jetzt die »Dichterei«".

Das sagte er vor einer Thür, über der in großen Buchstaben der schöne Spruch stand:

„Ernst ist das Kleben,
Heiter die Kunst."

Digitized by Google

Der Fabrikant schob mich in die Dichterei. Ich bemerkte hier nur einen Herrn, der an einem der Abschreibtische saß und mit Kopirtinte schrieb, die anderen Arbeiter lehnten sich an fremde Autoren an, die in etwas abgegriffenen Einbänden die Büchergestelle füllten. — „Die Herren sind gerade beim Zwischenacte," sagte der Chef, „wir kommen also nicht ungelegen." Er stellte mich seinen Mitarbeitern vor.

„Herr *, eine Autorität im Verschweigen älterer Ideen; Herr *, unsere Kornkammer des Witzes, kann über die traurigsten Sachen spaßen notirt sich alle Einfälle seiner Freunde."

„Wollen Sie mich nicht mit dem Herrn dort am Tische bekannt machen?" unterbrach ich ihn halblaut.

Mein Führer schüttelte den Kopf und schloß die Augen, hierauf sagte er mir leise in's Ohr:

„Nicht der Mühe werth — ißt das Gnadenbrod der Hochzeitschöre und Trinklieder: »So greift denn froh zum Becher« u. s. w. . . . Sie wissen schon. Er arbeitet nur noch mit der Scheere, und selbst damit bringt er nichts mehr zusammen, er hat sich ausgeschnitten, wie man zu sagen pflegt."

Indem wir uns dem Ausgang näherten, fiel mir eine kleine Doppelstatue auf, die in der Ecke stand und zwei Librettisten darstellt, in der Art, wie Ritschel das Schiller-Goethe-Denkmal in Weimar aufgefaßt hat, nur halten sie in den Händen statt des Lorbeers einen Feigenkranz, den ihnen die Sockelfigur eines idealisirten Hausirers hinaufgereicht hat. Die Herren in der Dichterei sahen intelligent aus, und man durfte ihnen sogar einen gewissen Bildungsgrad zutrauen. Daß die Librettisten in der Grammatik schwach sind und sehr häufig »Mein und Dein« verwechseln, ist freilich nicht zu bestreiten.

Ueber einen Corridor gelangten wir in die Buchhaltung und in den Kassenraum. „Hier werden die Tantièmen nachgerechnet," erklärte der Chef, „und die Löhne an die Hilfsarbeiter, Coupletdichter, Witzzuträger, Liederautoren und was sonst noch stillschweigend mitthut, ausbezahlt. Es ist eine stille Zeit jetzt, das Geschäft hat sich überhaupt verflaut, Sullivan hat die Tendenz gedrückt mit seinem faulen „Mikado," dann der Componisten-Strike — Strauß, Suppé und Genée haben die Arbeit eingestellt — es steht schlimm."

Ich versprach, das Etablissement im Kreise meiner componirenden Freunde wärmstens zu empfehlen und sagte Adieu.

Beim Ausgange fand ich meinen Regenschirm vor, der, obwohl er aus einem älteren französischen Stoffe bestand, merkwürdiger Weise der Bearbeitung entgangen war.

Digitized by Google

Clique und Claque

oder

Trinkgeld und Reporterpraxis.

Das Wörtchen „Claque" ist nicht mit Kloake zu verwechseln, sie sind durchaus nicht, wie vielfach irrig angenommen wird, synonym, doch kann eines aus dem andern leicht entspringen. Der Sperrsitzreporter, welcher sich beim Souper einer sehr hübschen, aber gänzlich talentlosen Schauspielerin oder Sängerin an deren Fleischpasteten ergötzt und andern Tages ihr Loblied im Lokalblatt in allen Variationen erschallen läßt, ist der Kloake immer näher, als der ruhige Lebemann, der ihre Garderoberechnungen bezahlt und dadurch den traurigen Preßschreihals lächelnd aus dem Sattel wirft. Für den richtigen Theaterclaqueur handelt es sich bei einer auf Engagement gastirenden Dame darum zunächst öffentlich den ihr „vorauseilenden guten Ruf" festzustellen. Trifft die Diva dann selber ein, so braucht er nicht mehr zu antichambriren; es ist selbstverständlich, daß Seine Großmacht sofort vorgelassen wird, um die sämmtlichen Freisitze der ersten Parquetbank aus ihren kleinen weißen Händen in Empfang zu nehmen. Daß er mit diesen Billets Handel treibt, wer wollte wohl so etwas behaupten! Nein, es handelt sich ja nur um die vielen guten Bekannten, die mit Handschuh-Nummer $8^1/_2$ den Abend verherrlichen helfen; die Actien der Handschuhmacher steigen im Preise. Die Sache ist ja auch so natürlich und liebenswürdig. Kann doch z. B. im Verein Berliner Presse ein Theaterkritiker freigesprochen und als untadelhafter Genosse anerkannt werden, wenn er nachweist, daß er in zwei Jahren allein von zwei Theatern 1106 Freibillets bezog und das Theater verrissen hat, das ihm plötzlich seine Freibillets entzogen hatte. Weniger correct handelt natürlich der Journalist, der vom Theaterdirector oder Schauspieler geradezu Handschuhgelder baar oder ein Almosen in Freibillets erfleht. Dieser würde ja genau so recht und so schlecht handeln, wie der Richter, der von den Parteien sich bestechen läßt. Man behauptet, daß „der verlorene Sohn" aus dem Ghetto heute nicht mehr existire, der einem solchen Handwerk nachginge, oder nachzugehen nöthig habe, weil es ja genug concurrirende Bühnen gibt, die ganze Sperrsitzreihen auf Unkostenconto als selbstverständlich buchen. Bei solchem embaras de richesse kann es natürlich leicht vorkommen, daß einige Sitze unbesetzt bleiben und die Aufführung des betreffenden Stückes in der Morgennummer über die Maßen gelobt wird, während kurz vor Beginn durch irgend ein plötzliches Hinderniß ein ganz anderes Stück als das angesetzte eingeschoben werden mußte. Davon weiß unser ahnungsvoller Engel natürlich nichts und das Lesepublicum wundert

Digitized by Google

sich weniger, als es sich freut. Die Praxis, eine Vorstellung vorauszubeschreiben, Empfänge, Festzüge, Begrüßungen schon lange vor dem Ereigniß zu Papier und in die Redaction zu bringen, ist ja eine so verzeihliche, wenn man nur kurz vor Redactionsschluß die Persönlichkeiten, Begrüßungsreden u. s. w. in die freigelassene Stelle des Manuscriptes oder der Correctur mit der nöthigen geschicklichen Mache einzuschalten versteht. Wer könnte darüber auch wohl böse sein; so ein Reporter ist eben ein sehr vergriffener, viel besetzter Herr und einige gelehrte Brocken, Schlagwörter und Pointen, die dem Bericht die Prägemünze der unbedingten Echtheit verleihen, sind ja immer das beste Auskunftsmittel. Wir wollen milde sein und sagen: so ein genial ausgeschriebener Vorherbericht ist nichts als ein lustiger Selbstbetrug, der eines gewissen genialen Humors nicht entbehrt. Man kann doch auch dem Setzer der Druckerei nicht zumuthen, daß er erst nach Schluß des Theaters bei nachtschlafender Zeit mit seiner Arbeit am Setzkasten beginnt, wo seine Kollegen längst am Biertisch sitzen. Um sich nun dem Verfasser eines Theaterstückes erkenntlich zu zeigen und ihn sich und sein Portemonnaie auch für die Zukunft warm zu halten, so telegraphirt ihm der Reporter nach dem gänzlichen, brechartigen Durchfall seines Stückes: „Sehr respectabeler Achtungserfolg, gratulire herzlich!“ Hat das Stück aber wirklich so etwas, wie einen Achtungserfolg erlebt, so heißt es in der Depesche: „Brechender Erfolg, Verfasser sechsmal gerufen, leider vergeblich, frenetischer Jubel!“

Die beiden Dioskuren Hirth und Muther.

Kunstkritik und Kohl sind zwei verwandte Gemüse aus dem Gedankengarten unserer Localpresse. Aus Tinte und Druckerschwärze, sagt man, wird zuweilen ein Gedanke geboren; oft ist es auch umgekehrt, man kommt mit seinen Gedanken in die Tinte. Das nennt man dann ein liebevolles Versenken in den Unsinn, aus dem u. A. das Delirium tremens der Kunst geboren wird. Natürlich wollen wir hiermit auf Niemanden persönlich angespielt haben. Die beiden Diskusschleuderer Hirth und Muther sind zu gute Compilatoren, als daß man ihnen den Beruf zum Kunstschreiberthum verargen könnte, auch wäre es ungerecht, wenn wir schon heute behaupten wollten, daß die „moderne Kunstgeschichte“, mit welcher beide gemeinschaftlich demnächst die Welt in Erstaunen setzen werden, schon Makulatur sei, bevor sie noch die Hirth'sche Officin verlassen haben wird. Wir sehen diesem Werke mit einiger Spannung entgegen, weil das Fiasko Rosenberg's und Reber's, deren moderne Kunstgeschichten uns immer so

Digitized by Google

vorkommen, wie eine einzige große Ohrfeige für Halbgebildete, unsere beiden Münchener Dioskuren nicht schlafen zu lassen scheint. Gottfried Rahl sagt, daß der Genius immer am Rande des Abgrundes dahinschwindelt; das heißt ja wohl, daß nur das Genie den Vorzug hat, Verrücktes zu produciren. Wir sehen das an vielen Künstlern, die im Kampf zwischen Wollen und Können Unsagbares leisten. Auch Muther leistete Unsagbares, als er unter Hirth's Augen in den Münchener N. Nachrichten schrieb: „daß die Dissonanz zwischen Wollen und Können, welche die Kunst 50 Jahre lang entstellte, heute geschwunden". Wenn ein Kunstschreiber von diesem Standpunkt aus eine moderne Kunstgeschichte verfaßt, so dürfen wir auf einen Scheiterhaufen gefaßt sein, bei dessen Aufflammen der Geist Uhde's und Liebermann's den Henkersknecht macht. Gelegentlich des Hinwurfs dieses großen Gedankens in einem Lobliedsfeuilleton auf Uhde und Liebermann und einer darauf erschienenen kräftigen Abwehr ließ Hirth sich den großartigen Gedanken entfahren, man dürfe den jungen Muther nicht gleich in seiner beginnenden Kunstschriftstellerthätigkeit abschrecken oder muthlos machen, das sei nicht opportun. Also bloße Duldung von Unreife durch Opportunitätsblasen! Mit dem ganzen fidelen Luxus ihrer Ueberzeugungslosigkeit sind Hirth und Muther doch zu alt, um solche Schreibereien später einmal als bloße Jugendsünden hinstellen zu können. Blicken wir aber auf die fortgesetzten unreifen Kohlanpflanzungen des jüngsten Kunstvorreiters in den Münchener Nachrichten, so sind wir in der Lage den weisen Richter Hirth mit seinen eigenen Worten zu schlagen. Auf Seite 120 seiner Einleitung zum Ciceronen der Berliner Gallerie von G. Hirth und R. Muther sagt Hirth wörtlich:

„Es giebt kaum etwas Kläglicheres, als wenn ein sonst sehr vernünftiger und gebildeter Mensch in »reifen« Jahren mit gänzlich unreifen, gedankenlosen Urtheilen über Kunstfragen um sich wirft, ja es liegt eine Art von Beleidigung in solcher Anmaßung, wenn derlei Urtheile in Gegenwart von Leuten ausgesprochen werden, welche in Kunstsachen ernstlich nachgedacht und etwas Ordentliches gelernt haben."

Wir empfehlen Herrn Dr. Hirth, bei der grenzenlosen Geschmacklosigkeit seiner breitspurigen Kunstdoctrin, welche hier von ersten Kunstgelehrten und praktisch erfahrenen Conservatoren wohlwollend belächelt und geduldet wird, diesen seinen eigenen Ausspruch jeden Morgen und Abend sich und seinem Vorreiter laut vorzulesen, damit das Schwefelbilemma endlich einmal aufhört. Es hat doch wirklich etwas Beunruhigendes für die Angehörigen, wenn die „Neuesten Nachrichten" in der gönnerhaften Kunstkritik ihres freiherrlichen Redacteurs eine geradezu possenhafte Verherrlichung des Geburtsadels unserer Secessionisten Baron Habermann, Guido von Maffei und Martin von Aster bringt und daß unter ihnen wiederum Habermann der Vornehmste sei. Es will uns scheinen, als sei die wahre Aristokratie der Kunst anderswo zu Hause, als bei der Kunst der Aristokratie. Wir wissen ja, daß der Adel meistens zur Vornehmheit gehört, aber wir müssen

Digitized by Google

doch bitten, die Vornehmheit nicht als ein Attribut der Kunst des Adels hinzustellen. Einen solchen Kohl hätte der ehemalige Chefredacteur nicht durchwachsen lassen; er würde ihn als eine Dedication an die Gehirnerweichung zurückgewiesen haben. Was ist denn ein großer Theil unseres ganzen jungen Gelehrten- und Künstlerthums viel anderes als ein Streberthum, welches die Gedanken der Vorfahren erborgt und diese dann vom Stuhl stößt. Muther sagt, nicht mehr ganz neu, daß man zu einem Verständniß älterer Kunstwerke am ehesten auf historischem Wege gelangen könne und daß von dem nämlichen Gedanken schon Franz Kugler vor 50 Jahren ausgegangen sei; er weiß es aber nicht oder vergißt es ganz, daß Kugler in erster Reihe die Praxis, das viele Sehen, das practische Studium von Jugend auf empfohlen hat, eine Praxis, die sich aus historischen Büchern nicht erlernen läßt. Muther behauptet, Kugler's Buch über die Berliner Gallerie habe keinen Werth mehr und doch hat er es weidlich benützt; er motivirt seine Behauptung damit: der Charakter der kunstgeschichtlichen Forschung sei ein anderer geworden. Das ist allerdings richtig; denn wir haben es ja jetzt nur mit Kunstschreibern von Beruf, Lexicograghen und Feuilletonisten zu thun, welche bis jetzt fast nur compilatorische Arbeiten producirten und ihre Zeitungsfeuilletons als Nebenverdienst sich zeilenweise bezahlen lassen. All dieses Streberthum ist zwecklos und ladet den Verdacht der Wichtigmacherei auf sich.

Die Hirth'sche Einleitung zum Katalog der Münchener und Berliner Gallerie kommt uns vor wie ein Unterricht aus der Fibel des Wohlverhaltens. Diese darin gegebene Praxis zur Erlernung der Kunstkennerschaft ist in Detmold's bekannter satirischer Anleitung, ein Kunstkenner zu werden, so trefflich karikirt, daß man sich nur sagen kann: Hirth sieht in jedem gebildeten Menschen einen Knaben auf der Schulbank. Seine einleitende Vorrede ist für den landläufigen Pinakothekbesucher gänzlich unverständlich, für den Gebildeten maßlos eitel und trivial, für den Forscher und Kenner ein geradezu lächerlich überwundener Standpunkt. Jeder, der das Werkchen als practischen Galleriekatalog benutzt, wird zuvor die ersten 138 Seiten der langen Einleitung herausreißen, damit er nicht zu viel zu schleppen habe. Hirth's und Muther's Kunstwissen offenbart sich hauptsächlich als eine rastlos fortschreitende Nomenclatur und eine Compillationsgabe, welche in Nagler's Monogrammisten, Nagler's Künstlerlexicon, Schnaase, Kugler, Violet le Duc u. s. w. wie in einen unerschöpflichen Brunnen hinabsteigt:

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einen Brunnen steigen. —

In den fünfziger Jahren erschien das von Friedrich Eggers herausgegebene „Deutsche Kunstblatt" unter der ständigen Mitarbeiterschaft von Franz Kugler, Wilhelm Lübke, Schnaase, Passavant, Lepel, Blomberg, Karl Eggers u. s. w. Angesichts der in diesen Bänden niedergelegten reichen

Digitized by Google

Kunstforschung will es uns immer so scheinen, als sei das Studium der Kunstgeschichte seitdem auf Abwege gerathen.

Nicht Kugler überflüssig machen, sondern auf seinem grundgediegenen Fundament weiteraufbauen, sei die Aufgabe unserer modernsten Kunsthistoriker, sonst gleichen sie einem Luftkissen mit atmosphärischem Druck, aus welchem die Winde entweichen. Wir wollen Hirth und Muther die Berechtigung zu einer modernen Kunstgeschichte nicht abstreiten, ob sie die Befähigung haben, wird abzuwarten sein. Nach den Kunstberichten in den Feuilletons der Neuesten Nachrichten und der Berliner täglichen Rundschau (Muther) dürfen wir auf eine muskulöse, tendenziöse Resonnanz gefaßt sein, welche Größen zu stürzen sich bemüht, um Tagesgötzen an deren Stelle zu setzen.

Will man nun selber nicht mit seinem Namen als Kunstkritiker hervortreten, so hält man sich seine Hofnarren. Die Hofnarren der Kunstkritik sind wie die historischen Hofnarren; man nimmt es ihnen nicht übel, wenn sie Ulk machen, weil sie sich auch geduldig die Püffe gefallen lassen müssen. Ein verblüffender Unsinn hat nun wenigstens für den Verfasser immer das Gute, daß er hinterher wenigstens sagen darf: „Wir sind nicht verstanden worden!“

Jeder Kunstkritiker von Beruf trägt einen gelinden Größenwahn in seiner Brusttasche. Es giebt noch ein ungeschriebenes Kapitel, welches „Nervenkrankheit und Kunstgeschichte“ betitelt zu werden verdient. Das Kunstabweichen der „Münchener Neuesten Nachrichten“ äußert sich in einer Fluth von halbverstandenen Begriffen; man kann dabei auf den Gedanken kommen, daß man dieses noch nicht ausgegohrene Empfinden für kindliche Naivität angesehen haben möchte, wenn es nur nicht so gräßlich kindisch wäre. Dieses Voraustaumeln mit einer bereits zerschlissenen Kunstfahne führt den jungen Sonntagsjäger der Kunst in ein Revier, aus welchem wieder zu entrinnen ein Hasenpanier zur unabweislichen Nothwendigkeit wird. Man hat den Kunstreporter ob seiner bis zur Erschlaffung hergebeteten technischen Schlagwörter in der Kunstkritik den Nudelmeier in der Kunstgeschichte genannt, weil diese Art Kunstkritik nur ein humoristisches Nudelfutter ist, womit Gänse geschoppt werden. Trotzalledem haben diese erheiternden Feuilletons so etwas feierlich Ueberzeugungsloses, daß man von ihnen nicht sagen kann: „eine ehrliche Kritik fängt erst da an, wo die Freibillets aufhören und eine aufrichtige Kunstkritik beginnt erst da, wo dem Ateliermarder keine Skizzen mehr geschenkt werden. Diese vom Nektar des neuen Olymps triefenden Kunstberichte eröffnen uns ein ganz neues, bisher noch unbekannt gebliebenes Kapitel der Kunstgeschichte, nämlich die Berechtigung des Blödsinns in der Kunst und der chronischen Gedankenarmuth. Wahrlich, es wäre besser für viele Künstler, wenn sie ihre Namen überhaupt nicht in einer Zeitung gedruckt läsen.

Es giebt Autoren, deren Schriften man es ansieht, daß sie an nicht

Digitized by Google

befriedigter Eitelkeit leiden. Solange dieser Krankheitszustand anhält, pflegen sich stilgerechte Geschwätzigkeit und Urtheilslosigkeit mit ihm zu paaren. Hieraus entsteht der Drang nach einer Ablagerung von Wissenschaftelei, die sich in compilatorischen Arbeiten Luft macht, welche für den Büchermarkt und die Wissenschaft gänzlich werthlos sind. Vor uns liegt Dr. Hirth's neueste Schöpfung: „Das plastische Sehen als Rindenzwang." Beim Lesen dieses Titels kennt natürlich jeder Leser sofort das Thema. Er denkt dabei an Kakooptik. Hirth, der in seinem Buche über einen Ermüdungszustand des Gehirns spricht, versteht unter Rindenzwang die große Hirnrinde, unter deren Zwang er besser plastisch zu sehen glaubt, als andere normale Menschen. Thatsächlich hat er aber diese Erfahrung sehr spät gemacht, denn was er uns in dieser compilatorischen Arbeit bietet, ist nichts Anderes, als was wir als junge Bursche schon 1856 in den damals in Mode gekommenen Stereoskops genau beobachtet haben, und worüber uns auch jedes Opernglas belehrt. Stereometrische Flächenfiguren als Körper zu sehen, konische und pyramidale Figuren, Würfel, Parallelogramme, Parallelepipedon, Rhombus und Rhomboide, Quinquaeder, Hexaeder, Octoeder und alle Krystallfiguren körperlich greifbar aus Pappe zu bilden, sind Constructionen, die wohl jedem Knaben aus der Zeichen- oder Pappstunde geläufig sind. Eine stereometrisch richtig gezeichnete Flächenfigur auch ohne Stereoskop plastisch und zwar von verschiedenen Seiten und unter den interessantesten verschiebbaren Constellationen zu sehen, sie auch scheinbar und ohne Stereoskop gleichsam befühlen, darnach greifen zu können, das sind ja Erscheinungen, die jedes kleine Kind auf einem gewürfelten Teppich, einem Parquetboden, und nicht einmal staunend, sondern als etwas dem Auge ganz Selbstverständliches betrachtet, und alle diese Schachtelungen, Vertiefungen, prismatischen Gestaltungen und Wandlungen führt uns Verfasser als etwas ganz Neues, als ein dem Auge bisher Fremdes vor. Eine Reihe von Verschiebungen und stereoskopisch durch Contract sich zu einem einzigen plastischen Körper gestaltender Erscheinungen sind uns fast schon ohne Stereoskop-Apparat geläufig oder wenigstens dem Auge fügsam; nur der schielende Mensch wird Mühe haben, sich an solche Contractionen zu gewöhnen. Daß wir aber jeden Körper als etwas Greifbares auch plastisch sehen, ist etwas ganz Selbstverständliches, das liegt in der wunderbaren Rundung unserer Pupille, welche uns auch die seitwärts stehenden Gegenstände zu sehen gestattet. Verfasser bedarf nun, um uns alles dies klar zu machen, eines wissenschaftlich sein sollenden Apparates von 85 Druckseiten und 34 stereoskopischen Tafeln, deren ganz anmuthige optisch-physikalische Verirrspielereien jedem Knaben bekannt sind, der sich in seinen Mußestunden mit physikalischen Unterhaltungsspielen beschäftigt.

Und diesen wissenschaftlichen Apparat nimmt nun der wackere Compilator Hirth aus Helmholtz, Du Bois-Reymond, Brücke, Donders, Ruete

Digitized by Google

(„Das Stereoskop“), Dove, Martius-Matzdorf („stereoskopische Krystallographie“), Schlotke (stereoskopische Figuren), Munk („Functionen der Großhirnrinde“), während Pouillet-Müller's Physik, Schödler's Buch der Natur und eine Reihe anderer Vieweg'scher Compendien uns in nuce über alles belehren, was Hirth so weitschweifig auftischt. Immerhin ist der Fleiß, mit dem das Buch zusammengetragen, anerkennenswerth wie der Fleiß einer Käsemilbe, die ein ungeheures Material zu verarbeiten hat. Compilatorische Werke haben den Mangel eigener Forschung, Wissenschaftelei hat der Wissenschaft noch niemals einen Dienst geleistet.

Kunstbubi's Recensionen über die internationale Kunstausstellung.

(Stilproben aus dem Schreibhefte des kleinen Moritz.)

Motto: An der Klaue erkennt man den — Laien.

Die Neuen sind die Jungen und doch nicht die Neuen, denn die Kunst war schon alt, als sie noch jung war. Wer nicht die Kunst mit der Naivität des Schiefertafelschülers ansieht, wem in der Kunstkritik nicht der naive Hemdzipfel zum Höschen heraushängt, der ist nicht berufen vergleichende Forschungen zwischen unserem gefeierten Schamberger und dem sich mehr und mehr zum Mathematiker ausbildenden Lenbach anzustellen. Schamberger ist ganz Holzhacker in der Kunst, Lenbach nur Rechenkünstler. Die über lebensgroße klobige Mache Schamberger's zeigt uns die Seele; auch im simpelsten Rettichweib läßt Schamberger immer eine Kronenträgerin ahnen, während Lenbach noch keine Ahnung hat von dem melancholischen Zug, den Schamberger's Muse aus der Alkoholflasche seines Spiritus thut. Lenbach hat seinen Bismarck, aber Schamberger hat mehr, denn das übrige Menschenvolk, was ja zum austangirten Gesindel gehört, malt Lenbach ja doch nur so hinein; Schamberger malt sie hinaus! Lenbach kann mehr als malen; aber Schamberger kann noch mehr! Wie sagt doch Otto Brahm so schön: „Lenbach ist Salontiroler, eine der bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart; aber was will das heißen?“ Es lebe Schamberger! Und nun erst Exterior. Er sollte Excelsior heißen. Seine Kunst ist die des Dagnan, die mit stupender Sicherheit säugende Madonna. Bei Gysis sieht man alles nur zwischen roth, blau und braun; denn er ist kein Secessionist, hier aber ist gelb und spinatgrün, die Vergeistigung der Farbe des Hemdzipfels. Gedankenarmuth, grüner Kohl und Kindertrompete stehen im stärksten Gliede der Wahl-

Digitized by Google

verwandtschaft, so wie Individualität und Persönlichkeit sich diametral und zugleich diagonal begatten; aber die Persönlichkeit von Fritz August Kaulbach steht diesmal nicht hinter dem Rahmen seines Bildes, mag man auch noch so oft dahinter gucken, man sieht ihn nicht, denn wir sind uns vollbewußt, daß bei einer Grablegung schöne Frauengesichter, freundliche Gesellschaft, Lautenklang und anmuthiger, liebenswürdiger Maskenscherz nicht ganz ausgeschlossen sein sollten. Die Persönlichkeit ist es, welche vor dem Astralkörper schwindet, die Hand des Künstlers ist Nebensache, wir verlangen keine Malerei, wir wollen nur den Hauch der Verschwommenheitsverschleierung. Defregger! Wer ist Defregger? Hier ist Vautier? Ein Spielball der Pietätlosigkeit! Es ist eine Ruchlosigkeit einen um die Secession hochverdienten Düsseldorfer Vautier diesem Defregger vis-à-vis zu hängen. Hätte man umgekehrt einen Defregger diesem Vautier gegenüber gehängt, ja das, Bauer, wäre ganz dasselbe; denn vis-à-vis ist nicht immer gegenüber! Die ganze Kunst der Modernen besteht im Aufhängen. Und wie! Ebenso ist es ein Verbrechen an der Natur, daß man F. A. Kaulbach unserem Stuck gegenüberhängt. Stuck ist verklärende, trascendentale Sonnenfinsterniß, Kaulbach nur Halbmond, beide können zugleich nicht scheinen, drum hing man die Nacht Uhde's daneben, in der auch kein einziger Stern von Bethlehem scheint. Es ist eine einfache Schweinerei, daß man Olde den Platz von Rochegroße vorenthielt. Rochegroß, der sich als biblischer Maler nicht im entferntesten mit Uhde messen kann, hat zu viel Seife, während Uhde mit grüner Seife malt. Mit dem Verbrauch grüner Seife steigt die Civilisation. Olde zeigt uns zum ersten Mal wie ein von der Sommersonne beleuchtetes Damenbildniß von der Wintersonne völlig verbrannt werden kann. Das ist Kunst, ja es ist mehr, es ist ein Kunststück, denn die Wintersonne hängt dem Weibsbild vis-à-vis. Man kann gerade in diesem Jahre viel gut gemaltes Wasser im Glaspalast sehen, aber bei Keller-Reutlingen ist geradezu ein Taschenthermometer dringend nöthig, um sich an seiner frischen Kühle nicht zu erkälten. Das ist Wasser! Merkwürdig ist die Stellung Liebermann's, zwischen unseren Jungen wirkt er schon fast wie ein Alterchen, so veraltet alles. Hofmann ist eine Millet verwandte „dichterische" Natur; denn es „verdichtet" sich bei ihm die kühne, forschende Art des Schauens. Was wir an Rochegroße schätzen ist die Kleinheit der Idee, welche mit der Größe des Rahmen angenehm correspondirt. Die Hunderte von Figuren sind ebenso für die Nachwirkung berechnet wie das Bild von vorne gesehen angenehm auffällt. Und doch ist das Hauptsache, ja sogar eine besondere Begabung, daß man ein Bild auch von vorne ansehen kann. Ludwig Loefftz zeigt uns, wie man ein langsam entstandenes altes Weib malen kann, die auf den ersten Blick zwar wenig fesselt, bei der man aber beim dritten oder vierten Besuch fast brünstig wird. Lindenschmit, der vor ein paar Jahren heller gewesen, ist jetzt wieder dunkel wie unser Kopf. Das Stilleben

Digitized by Google

entspricht so ganz der Aufgabe dieses Kunstzweiges; daher der Name Kunz, dieser Victualienhändler sollte also eigentlich Kunst heißen; denn von Natur keine Spur, und das Quatschige seiner Früchte hat etwas mit uns Verwandtes. Ein sprödes Talent hat immer spröde Farben; sie zerplatzen beide mit der Leinwand. In wirklichen Künstlerkreisen herrscht über Exter und Olde nur eine Meinung und ich selbe habe keine; denn ich habe bereits gesagt, daß Hirth und Muther mit mir derselben Meinung sind und wo zwei Größen einer dritten gleich sind, da sind sie unter einander gleich. Velasquez, van Dyk, Franz Hals sind Kaffern, Schamberger war es vorbehalten, sie zu Boden zu schlagen. Lenbach ging zu viel in die Pinakothek, diese niedrige Bude der überwundenen Standpunkte. Es lebe die Verschwommenheit, es lebe die Hirth'sche Schwimmblase, sie hält auch mich über Wasser! Wenn der Chefredacteur sich durch sein eigenes Wasser der Kunstkritik hindurch geplätschert hat, dann trocknet er sich an der Sonne; ich bin die Sonne. Wenn man in die Sonne guckt, sieht man blaue und grüne Flecken tanzen. Nur der Wissende; der reine Thor sieht wie ich und geht mit verbundenen Augen durch die internationale Gunstausstellung; denn mit der Binde vor den Augen lernt man „das plastische Sehen". Transparenz, Abklärung und Qualität, das sind die wahren und einzig uns noch übrig gelassenen Schlagwörter, bei denen aber Qualität nicht mit Qual zu verwechseln ist. Schulen giebt es nicht mehr, nur noch eine Schule, als Kunstschulbubi weiß ich das, gleichviel ob Schotte, Japanese, Eskimo oder Neuseeländer pinseln; es giebt jetzt nur einen einzigen Pinsel, den „Einfaltspinsel des positiven Könnens", so genannt, weil ihm nichts einfällt. Natürlich werden die Irren der neuen Richtung vom hohen Adel und dem Publicum schon verstanden, indem man sieht, was sie wollen, während er vielleicht noch nicht weiß, was er will (N. N. 16. 7. 92). — Eine neue Kunst giebt es nicht, es giebt nur eine Kunst, denn die alte ist keine und doch eine. Die Kunst ist ein acceptirter Wechsel, ein Thor ist, wer einen acceptirten Wechsel für ein Unglück nimmt, die Mission der neuen wird schon für ihn (den Wechsel) sorgen. Das aber ist die Mission der Neuen: nicht nur zu schaffen, sondern zu erneuern, zu prolongiren, was flach, alt, öde und reizlos geworden ist. Also, es lebe die Flachheit, die Oede, das Reizlose! So eine Torflandschaft will schon sehr viel sagen und so ein Frühling ohne Blüthen und Blumen ist so poesievoll und verklärend für das stille Glück eines Menschenlebens (N. N. 16. 7. 92). Freilich steht der Künstler heuer nicht ganz auf der Höhe seines Cavalleriepostens, den er im Morgenroth einnahm; in der Nähe breit und flott, wie es ein Cavalleriepostens sein muß; aber bei zwei Schritt Abstand nur eine Malerei aus weichlicher Gefälligkeit. Die fröhlichen Halbgötter Böcklin's sind ebenso religiös, wie die Halbgötzen Uhde's, sie alle tragen ihr Gebetbuch in Schweinsleder gebunden bei sich und die Arbeiterfrau, welche am Weihnachtsabend im Schnee steht, ist die wahre

Digitized by Google

Maria, die eigentliche semitische Zimmermannsfrau, denn Raphael's Madonnen haben ein ewig megärenhaftes Lächeln, während Uhde am besten lacht, weil er zuletzt lacht; denn er hat etwas von den französischen Pierretten- und Confectioneusenmalern, nur daß der drückend violette himmelhohe Himmel nicht auf der gewohnten Höhe des Malers steht. Denn die Staffelei des Ruhmes erbricht sich unter dem Gewicht dieser abgeklärten, plafondschweren Größe, ebenso wie der Steinmetz Antokolsky in seinen künstlerischen Gewicht nur nach dem specifischen Gewicht seiner Marmorblöcke zu beurtheilen ist und deshalb durchbrechend wirkt.

Große Weltausstellungen sind eine Nothwendigkeit, über welche das Kalbsgekröse feuilletonistischer Denkkraft wohl nicht hinauskommen wird. So lange der Allgäuer Riesenkäse friedlich neben einem Liebermann gezeigt wird, so lange Lenbach und Gabriel Seidel sich auf das Kunstgewerbliche verstehen, kann es dem Berliner ganz gleichgültig sein, ob in einer Ausstellung Gemälde oder der heilige Rock von Trier zu sehen sind. Für uns, die wir die Vornehmheit in jeder Nummer mit Löffeln gefressen haben, ist selbst die Keramik in der Malerei vornehm genug, man betrachte nur die drei beschneieten Blumentöpfe, sie sind so ganz ein Bild geistiger Größe und muthen uns deshalb so an und Rochegroß kann von dieser Keramik profitiren; denn er stürmt keine Himmel mehr, seitdem wir vor seinem Gemälde stutzen wie ein Huhn, das eine Blindschleiche anstarrt und nicht wußten, was wir aus dieser Quadratmeile Leinewand machen sollten. Wie ganz anders wirkt das Zeichen der Secessionisten auf uns ein; nicht als Künstler, sondern als Menschen bilden sie eine Gruppe, welche wegen ihrer vornehmen Gesinnung allein die Beachtung aller Länder, selbst in Lappland, verdienen; denn es giebt wohl nichts Lappigeres als die Vornehmheit, welche man nicht zur Schau trägt. Wie ist doch Uhde so ganz tiefsinnig geworden, seitdem man ihn erkannt hat und Albert Keller, der seine weiblichen Reize wie aus einer anderen Welt borgt. Und dieser Erter! ein einziger, verzeichneter Ellbogen von ihm ist der Schlager der ganzen Ausstellung, ja er schlägt sogar Olde, der mit seinen Landschaften voll Nachtigallenschlag und Froschlaich nicht an ihn 'ran kann. Auch der Flügelschlag Zügels macht sich bemerkbar; denn:

„Zügel steht am rechten Flügel"

und eine Lerche steigt aus der mit Diamanten von Rottmanner gespickten Ackerfurche, die uns zeigt, daß die Secessionisten mit einem Schlage „was Rechtes" gewollt haben, während Höcker und Liebermann nur ihre Visitenkarte abgegeben haben und es wässert uns ordentlich der Mund, mal eines ihrer vielbewunderten Portraits vorgeritten zu sehen. Ja, unsere Hundertgarde mit ihren malerischen Qualitäten und ihren tonigen Behandlungen, mit ihrem weisen Sparen in geistiger Tiefe! Auch für Laupheimer ist es ein Glück, daß er unter die Secessionisten gegangen, sonst würde er von

Digitized by Google

uns wie Scymanowsky gar keine Beachtung finden, den wir zwar nicht verstehen, der uns aber zeigt, was er sein möchte. Und nun erst Schlittgen, der ganz in Berliner Blau und Dämmerung versunken und uns mit seinem Bilde: „Der Schwamm", so recht in Kunstbubi's erste Höschenzeit versetzt. Das ist transcendentale Vergeistigung unseres Selbst. Aber wie so ganz anders wirkt Trübner mit seinem Raubmörder in photographischer Verkürzung, die große Zehe reckt sich förmlich verlangend empor, um eine Medaille daran gehängt zu erhalten. Ueberhaupt erstickt man fast unter der Vornehmheit der Secessionisten; da ist Aster, der aus seinem Rahmen herausſteigt, um uns das vornehme Aroma seiner Cigarette in's Gesicht zu blasen; da ist Habermann, der allervornehmste, — zwar derb, aber kräftig; da ist endlich Guido von Maffei! Alles, alles vornehm vom Menschen angefangen bis zum Spazierstock. Hier vornehmes eisiges Wasser, dort vornehmer, weicher Märzenschnee; und diese anziehende Unverständlichkeit hat es bewirkt, daß sie alle, alle von dem Allerbesten nicht ihr Bestes geben; ja die Mehrzahl hat nur mitgethan, um der Regierung gefällig zu sein (Wir gratuliren!), und darin liegt auch einzig und allein die wahre Vornehmheit der Kunst, daß man der Regierung auch zuweilen einen Brocken hinwirft, damit sie erkenne, daß von Dachau bis Charlottenburg nur ein einziger Sprung in der Palette ist. Sollten aber unsere obdachlosen Märtyrer von der Regierung förmlich hinausgestoßen werden, dann müßten auch wir leider genöthigt sein, unsern ewigen Appell an ein hirnverbranntes Publicum einzustellen. Man denke!

(Fortsetzung folgt.)

C. W. Allers und die Künstlerehre vor dem Gerichtshof der Logik und Menschlichkeit.

Der bekannte Humorist, ehemalige Lithograph und Theaterdirector einer Wandertruppe C. W. Allers verkaufte an Verlagsbuchhändler Fischer in Berlin eine Anzahl Zeichnungen von seiner Hand, die als Illustration für eine humoristische Zeitung dienen sollten. Fischer verkaufte dieselben zur Weiterbenützung an den Buchhändler Conitzer und den Schriftsteller P. von Schönthan in Berlin mit der Weisung, sich zur anderweitigen Publication das Einverständniß des Allers einzuholen. In Folge dessen schrieb von Schönthan an Allers wie folgt:

„Auf mein Anrathen hat die Firma Conitzer Verlag hier, die neben dem Buch- einen bedeutenden Kunstverlag betreibt, unter anderem ein Prachtwerk von Copieen »der Kuß« ediren wird, kürzlich eine Anzahl von Tuschzeichnungen erworben, die Sie seiner Zeit für das humoristische Deutschland geliefert haben. Es sollen diese Blätter

Digitized by Google

gesammelt werden, und es wird mir obliegen, einen Text dafür zu liefern. Da ich an der Sache in der vorerwähnten Beziehung betheiligt bin, möchte ich im Interesse und im Namen jenes Verlegers nur noch Ihre Einwilligung zu der weiteren Verwendung jener Illustrationen eingeholt haben. Vielleicht verwenden Sie dazu recht bald eine Postkarte."

Die von Allers vermittelst einer Postkarte ertheilte Antwort lautet:

„Den Trödel wollen Sie veröffentlichen? Meinetwegen, wenn's nur nicht so wichtig gemacht wird mit dem Dreck. Morgen steche ich in See nach Aegypten, Palästina, Türkei, Griechenland, Malta, Palermo, Neapel, Algier, Lissabon mit der Augusta Victoria."

Mit dieser cynisch-burschikosen Karte besiegelt Allers sein Einververständniß, er giebt die von P. von Schönthan erbetene Einwilligung zu der weiteren Verwendung jener Illustrationen. Gleichzeitig giebt Allers damit stillschweigend bekannt, daß er weiter nicht behelligt sein will, weil er morgen in See sticht, daß ihn Briefe also nicht mehr erreichen, er giebt nur den Wunsch (nicht die Bedingung) kund, daß mit dem „Dreck" nicht zu viel Wichtigkeit gemacht würde. Oder hat Allers bei Namhaftmachung obiger Stationen stillschweigend vorausgesetzt, daß von Schönthan errathen werde, in welchem dieser Orte und zu welcher Zeit ein Brief ihn zufällig treffen würde? Nein! es ist nur die Mittheilung an den guten, lieben von Schönthan, daß ihm der „Trödel" seiner Zeichnungen in der Vorfreude seiner Orient-Reise „wurscht" sei. Allers ist überhaupt vieles „wurscht", auch die Persönlichkeiten seiner fast alljährlich wechselnden Verleger sind ihm nach eigener Auslassung ganz „wurscht", — „wer am meisten zahlt, der kriegt den »Trödel«". Erst nach Eintreffen der Allers'schen Postkarte machten von Schönthan und Conitzer das Kaufgeschäft mit Fischer perfect, zahlen ihm einige hundert Mark dafür und publiciren die Allers'schen Zeichnungen in Form einer kleinen Skizzenmappe, sie machen nicht viel Wichtigkeit aus dem „Dreck", die Ausstattung ist bescheiden genug und erhebt nicht den Anspruch auf ein sogen. „Prachtwerk". Unterdessen trägt die Augusta Victoria den Liebling der Götter, dem so vieles „wurscht" zu sein scheint, in's gelobte Land, wo es keine „zudringlichen Verleger" mehr giebt. Nach Monaten zurückgekehrt, erinnert Allers sich nicht mehr der gegebenen freundschaftlichen Einwilligung; er glaubt sich durch das unscheinbare Skizzenwerk in seinem Profit geschädigt und klagt. Das Gericht verurtheilte auf Grund der Allers'schen Sachverständigenaussagen Conitzer und von Schönthan zu 3000 M. Strafe und zu 12,000 M. Entschädigung an Allers. Das Urtheil wirkt in weiteren Kreisen peinlich und erschreckend, und die sonst so redegewandte Tagespresse schweigt sich aus.

Mit vollem Recht hat deshalb die Redaction des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel aufgefordert, zu dem Processe Allers contra Conitzer und von Schönthan, dessen Urtheil in buchhändlerischen, künstlerischen und juristischen Kreisen großes Aufsehen gemacht, Besprechungen

Digitized by Google

und Erörterungen zu pflegen. Nachdem das Urtheil in seiner ganzen erschreckenden Härte einen geradezu erschütternden Eindruck gemacht hat, können auch wir nicht umhin, diesem Eindruck Worte zu leihen. Wir befassen uns dabei, nachdem an dem Urtheil doch nichts mehr zu ändern, weniger mit der juristischen Frage, als mit einer Kritik der im Proceß zu Tage getretenen grausamen Logik.

Zunächst müssen wir gestehen, daß der von Paul von Schönthan an Allers gerichtete Brief, worin jener um die Erlaubniß nachsucht, auf uns einen grundehrlichen Eindruck macht. Es handelt sich darin gar nicht um einen Verlagsvertrag, sondern um eine Bitte um Erlaubniß. Diese giebt Allers mit seiner knappen und burschikosen Correspondenzkarte und er legt dem Bittsteller keine Verpflichtung auf, sondern kleidet seine leicht hingeworfene Bedingung lediglich in die Form eines Wunsches: nämlich mit dem „Dreck“ nicht zu viel Wichtigkeit zu machen.

Ob nun das, was Conitzer und von Schönthan aus den käuflich erworbenen Zeichnungen gemacht haben, wirklich ein „Prachtwerk“ ist, ob sie wirklich etwas Wichtiges daraus gemacht, das näher zu untersuchen, wäre vielleicht Sache des Gerichtshofes gewesen. Thatsächlich haben die Beklagten kein „Prachtwerk“, sondern nur eine kleine humoristische Skizzenmappe daraus veranstaltet.

Und welche Wirkung hat nun diese Mappe gehabt? Antwort: daß sie nicht gekauft worden, ja gar nicht ins Publicum gedrungen ist. Man hat sich ablehnend dagegen verhalten. Daraus erhellt am besten, daß nichts Wichtiges aus dem höchst unscheinbaren Werkchen gemacht worden ist.

Allers läßt nun aber durch Sachverständige und Zeugen eidlich bekräftigen, daß durch die Publication dieser Skizzenmappe

1. seine Künstlerehre geschädigt sei,
2. daß er durch das Erscheinen derselben einen Minderabsatz an seinen bisherigen Publicationen gehabt habe.

Was die Künstlerehre anlangt, so müssen wir es dem Publicum resp. den Allersinteressenten überlassen, zu beurtheilen, ob diese Künstlerehre dadurch gewahrt worden ist, daß Allers mit dem Strafantrag noch eine Entschädigungssumme für seine Künstlerehre von M. 12,000 einklagte. Uns will bedünken, als wäre eine Künstlerehre überhaupt nicht mit Geld zu bezahlen, wenigstens sollte sie keinem Künstler für eine runde Summe feil sein. Nach dem Wortlaut des Urtheils, haben die Sachverständigen zu constatiren versucht, daß der künstlerische Ruf des Allers durch die Conitzer'sche Publication eine erhebliche Einbuße erlitten. Wir bleiben aber dabei stehen, daß ein Werk, welches laut Prozeß gar nicht ins Publicum gedrungen, eine solche Wirkung gar nicht gehabt haben kann. Diese Logik ist so unerschütterlich und vergleichbar einem kalten Blitzstrahl, der obgleich er nicht gezündet, ein Haus eingeäschert haben

Digitized by Google

soll. Das Gericht stützt sich in seinem Urtheil aber lediglich auf Sachverständigenaussagen, welche nur auf Muthmaßungen oder Anschauungen höchst einseitiger Natur beruhen.

Wir können es begreiflich finden, wenn die früheren Verleger des Allers — er hat ja fast alle Jahre einen anderen — sich einen Schaden herausrechneten, sie übersahen aber, daß der Minderabsatz der Allers'schen Werke einen ganz anderen Grund hatte: einmal die Sommerzeit mit ihren Ferien, wo bekanntlich wenig oder gar keine Prachtwerke gekauft werden und zweitens die Ueberproduktion an Allers'schen Prachtwerken, bei welcher bekanntlich eines das andere leichter schädigt, als eine im Sommer ans Licht gerathene Skizzenmappe, welche gar nicht ins Pualieum gelangte. Ein gewisser Ueberdruß und Uebersättigung an Allers'schen Prachtwerken, von denen im vorigen Jahre allein drei neue erschienen, mag noch nicht constatirt sein, wohl aber ist es gewiß, daß eines das andere verdrängt oder ihm wenigstens im Absatze hinderlich ist. Das werden manche Verleger der Allers'schen Werke, trotz guten Absatzes, empfunden haben. Es verdient nur noch ein Passus, in der eigenen eidlichen Vernehmung des Allers Beachtung, dessen in dem richterlichen Urtheil gar keine Erwähnung geschehen. Er lautet wörtlich:

„Ich füge bei, daß Fischer (der erste und eigentliche Verleger jener besagten Skizzen) auch ohne meine Erlaubniß das Recht zur Vervielfältigung oder anderweitigen Verwendung der von mir zu dem „Humoristischen Deutschland" gelieferten Zeichnungen gehabt hätte, und daß er dieses Recht auch veräußern durfte, gebe ich zu. Ich hätte nichts dagegen machen können, wenn die Beklagten das Werk unter dem Titel herausgegeben hätten: „Der Amateur-Photograph von Schönthan mit Bildern von Allers." —

Angesichts dieser eigenen Aussage des Allers entnehmen wir, daß Allers als seinen Vertragswillen die Weiterübertragung des Urheberrechtes bekundet hat und jede andere Vertragsinterpretation nur auf Irrthum beruhen kann. War Allers aber hinterher anderer Meinung, so hätte er sich sagen müssen, daß seine einmal an den ihm persönlich bekannten und befreundeten v. Schönthan gegebenen Erlaubniß mit jener hastigen Postkarte einen unklaren, ungenügenden Vertrag involviert, und wer sich mit einer so kurzen ungenügenden Fassung begnügt, der muß dann auch die Folgen tragen und darf nicht von Betrug reden, für den er Strafantrag stellt. Nach unserer Ansicht hat Allers sich selbst betrogen; denn daß er auf diese kurze, burschikose Fassung den als ehrenwerth und unbescholten bekannten von Schönthan hat „'reinfallen" lassen wollen, ist doch wohl nicht anzunehmen. Und nun kommen wir zu einem weiteren Punkte in der eidlichen Vernehmung des Allers, nach welchem er das incriminirte Opus selbst gar nicht als eine Verletzung des Urheberrechtes angesehen haben will, sondern es auf einen Betrug zugespitzt sehen möchte. Allers sagt in seiner Vernehmung wörtlich:

Digitized by Google

„Nach dem von mir Angeführten scheint mir die Spitze der Anklage auf etwas Anderes gerichtet werden zu müssen, als auf Verletzung des Urheberrechtes und mein Rechtsanwalt scheint sich nicht richtig ausgedrückt zu haben. Es scheint sich mir um einen Betrug zu handeln."

Wenn also Allers von dieser Ueberzeugung durchdrungen der Verletzung des Urheberrechtes selber die Spitze abbricht, so will er nur den vermeintlichen Betrug mit M. 3000 Strafe gesühnt wissen. Wenn er aber dennoch für entgangene Verluste, welche, wenn sie vorhanden wären, rechnerisch sich gar nicht nachweisen lassen, und verletzte Künstlerehre M. 12,000 durch seine Sachverständigen liquidirt, so räumt er damit zwar nicht ein, daß seine Künstlerehre durch Geld aufgewogen werden kann; aber er setzt sich dem Anschein aus, als wäre dies der Fall.

Wir kommen zu dem Schlusse, daß von Schönthan und Conitzer mit der Eile, mit welcher sie die incrimirte Skizzenmappe herausgaben, eine Uebereilung begingen, eine geschäftliche Handlung ohne absolut sichere Grundlage; damit aber, daß sie die Zeichnungen von Fischer erst nach Eintreffen der Allers'schen Erlaubniß kauften, ist ein Betrugsfall ausgeschlossen und dieses Factum, hätte die ihnen auferlegte Strafe von M. 3000 nicht verdient. Allers, der seine geschädigte Künstlerehre ins Treffen führte, hätte es bei diesem Strafantrag wohl bewenden lassen können; aber er sieht eine Schädigung seines geschäftlichen Vortheils und führt, um diesen zu motiviren, seine geschädigte Künstlerehre mit ins Gefecht.

Sehen wir uns nun diese „geschädigte Künstlerehre" näher an, so finden wir, daß Allers sich selber des Ausdrucks „Trödel" und „Dreck" bedient, und da ist wohl die Frage gestattet: weshalb machte der Künstler Allers, der von Fischer ursprünglich für diesen „Dreck" 600 Mk. Honorar nahm, Zeichnungen, welche diesen kräftigen Namen überhaupt verdienen? Sah er mit diesem „Dreck" nicht schon vor der Publication durch Fischer seine Künstlerehre gefährdet? Und wenn er das nicht sah, weshalb mußte seine Künstlerehre mehr geschädigt sein durch jene spätere Skizzenmappe, welche immerhin eine bessere äußerliche Repräsentation zeigte als ein Haufen von Clichés in einer humoristischen Zeitung? Nach unserer Meinung hinkt die Logik in der Beweisführung in diesem Processe an verschiedenen Stellen; der Gerichtshof begnügte sich mit dieser Logik und fällte ein Urtheil, welches wohl jeder Buchhändler, auch wenn er die thatsächliche Uebereilung der beiden Angeklagten zugiebt, als ein erschütterndes und ein für den Buchhändlerstand tief beklagenswerthes ansehen wird. Die verlorenen Ersparnisse und der Ruin zweier unbescholtener Menschen sind mit diesem Urtheil besiegelt.

Wir haben mit der vorstehend behandelten Logik im Proceß Allers einen Artikel im deutschen Buchhändler-Börsenblatt recapitulirt und wollen damit der Künstlerschaft des Allers nicht zu nahe treten; in unserer Eigen-

Digitized by Google

schaft aber als rücksichtslose Kritiker, welche weder Erfolgs- noch Namensanbeterei treiben, drängt sich uns in diesem Proceß eine oft gemachte Wahrnehmung auf, nach welcher der edlen Kunst oft das Gepräge des Gewerbsmäßigen aufgedrückt wird. Wir sind zwar nicht der Ansicht, daß Allers zu jener Künstler- und Litteratensecte gehört, welche sich aus der Haut ihrer Verleger Riemen schneidet; aber mit Wucht werden wir zu einer Betrachtung über die Ausübung der Allers'schen Kunst gedrängt. Zunächst sind wir zu fragen berechtigt: von welch' innerer Werthlosigkeit müssen die bisherigen Allers'schen illustrirten Werke sein, wenn ein unscheinbares, nicht in's Publicum gedrungenes Machwerk den Rückgang des Absatzerfolges in so fürchterlicher Weise bewirken konnte? Kommt man da nicht eher zu der berechtigten Folgerung, daß die Allers'sche Kunst auf dem Rückmarsch begriffen? Und wenn dem so ist, um wie viel trauriger für von Schönthan und Conitzer, wenn sie zu Sündenböcken für diesen Rückgang gestempelt werden! Nein, es ist eine alte Erscheinung auch in der Litteratur und Kunst: man sagt von erfolgreichen Autoren nach einiger Zeit: sie haben sich überlebt. Auch Allers ist durch Massenproduction etwas langweilig und ermüdend geworden und diese Ermüdung zeigt sich in der allzu realistischen Erfassung seiner Figuren. Während Allers bewiesen hat, daß er in seinen landschaftlichen Darstellungen oft ganz Vorzügliches zur Anschauung gebracht, wirkt er auf die Dauer, trotz großer Sicherheit in der Zeichnung, schablonenhaft durch allzu große, man möchte sagen, beunruhigende „Portraitähnlichkeit" seiner Figuren. Das sind keine typisch charakteristischen Gestalten und Gesichter, sondern es ist das ängstlich portraitirte Spießbürgerthum, herausgerissen aus dem photographischen Apparat, und dergleichen wirkt auf die Dauer banal und einschläfernd.

Zum Gange des Processes Allers und seiner Folgen aber drängen sich uns noch einige andere Betrachtungen auf, die den eigenthümlichen Zug der Zeit beleuchten. Wir leben jetzt in einer anderen Zeit als in der „guten alten", wo man noch nicht an Ueberhastung und Uebersättigung litt, wo man auf Treu und Glauben hielt und Freundessinn noch eine Quelle reiner Freuden war. Heute fegt über die hastende Welt der Dämon der Mißgunst und des Neides; ein unfreundlicher Sinn auf Schritt und Tritt; alles wird einem schwerer gemacht als ehemals, sogar der Schritt zu guten Thaten; denn sie werden begeifert und verlästert. Wer ehrlich ringt, dem mißtraut man, wer nicht auf Geldmatratzen geboren oder wem der Erfolg in seiner Lebenslage ausbleibt, der wird nicht mehr für vollberechtigt angesehen; es ist ein Feilschen und rasendes, rücksichtsloses Streben, ein Verkennen und Ehrabschneiden; das bischen Glück wird einem zertreten. Einer mißtraut dem Andern und kann er ihm nichts anhaben, so sind Spott und Geringschätzung der Lohn für ehrliches Wollen. Die Zinsen, die wir der äußeren Tyrannin des Lebens zollen, sind dabei nur Dinge äußerlicher Sorge; der Zinsfuß, welchen wir dem Schicksal zahlen, ist der

Digitized by Google

härtere; er steht am Tage vor unserer Thür und rückt des Nachts an unserm Pfühl; Frau Sorge in ihrem grauen Gewande beschleicht unsern Lebensnerv, und wenn man alles glaubt gethan zu haben, dann hat man es doch nicht recht gemacht. Was du auch thust, du mußt es bereuen! Eines freilich bleibt wohl jedem Menschen in trüber Stunde, das uns rettend fortreißt aus der gewöhnlichen Tücke des Lebens, es ist der treue Händedruck, der stumme Blick aus dem Auge eines Freundes, welcher sagt: „Ich habe Dich verstanden“; — das ist immer noch ein Gewinn, den weder Rost noch Motten fressen.

Eine Böcklin-Stimmung.

Von **G. Heil.**

Ich weiß nicht, was soll' es bedeuten,
Dies Meer-Idyllirium?
Ein Märchen aus Urschleimzeiten
Das geht mir im Kopf herum.
Die Luft ist keine ganz klare,
Wie Alizarin das Meer,
Und auf dem Meertrottoire
Liegt ein Mädchen sehr leger.

So weiß ist das Fleisch, das süße,
Wie marinirter Aal,
Sie hat schon kalte Füße,
Denn das Hemd ist zu kurz und zu schmal.
Da aus dem Rieselwasser
Vor ihr schleicht plötzlich, halb Mann
Halb Seethier gestaltet, ein nasser
Verehrer an sie heran.

Gelbfettig erglänzen die Glieder
Von uraltem Leberthran,
Den Haaren klebt's hin und wieder
Wie Erbsen und Sauerkraut an.
Umduftet von bräunlichem Seetang
Erzittert das feuchte Nest,
Denn das Fischweib ist schon seekrank,
Und er hat die Wasserpest.

Digitized by Google

Geborsten die Felsen; die Wogen
Bedeckt mit Grauen die Nacht,
Der Liebesbund ist vollzogen,
Und das Meeres-Idyll vollbracht.
Verschwunden die Liebesinsel,
Ringsum schwimmt das Meer voll Thran, —
Und das hat mit seinem Pinsel
Böcklin auf die Leinwand gethan.

Papierkorb.

Von Max Nordau erscheint ein mehrbändiges Werk „Die Entartung" betitelt. Er läßt darüber verlauten:

„Die Degeneration, die sich am Ausgang des 19. Jahrhunderts immer breiter macht und in den geflügelten Worten »fin de siècle« ihre Bezeichnung gefunden, hat im alltäglichen Leben wie in der Kunst viel krankhafte Wucherungen entstehen lassen, die von der Menge als neue vielverheißende Gebilde angestaunt und gepriesen werden.

Nordau unternimmt es, diese »Entartung« in Kunst und Schriftstellerthum zu untersuchen und den Nachweis zu führen, daß sie ihren Ursprung in der Entartung ihrer Urheber haben, und daß ihre Bewunderer lediglich für Kundgebungen des stärker oder schwächer ausgesprochenen moralischen Irrsinns, des Schwachsinns und der Verrücktheit schwärmen.

Wir dürfen auf dies Werk um so mehr gespannt sein, als Nordau in seiner Novellistik selber ein wenig der Entartung huldigt.

Zola mit seinem Romane „Debacle" scheint nun auch seine schriftstellerische Debacle erleben zu sollen. Der bayerische Hauptmann Tanera, welcher den ganzen französischen Feldzug mitgemacht, hat es unternommen, im Pariser Figaro die Franzosen und ihre Armee vor ihrem eigenen Landsmann Zola zu schützen. Wie alle diese naturalistischen Schriftsteller an vereinzelten Abnormitäten den ganzen Durchschnitt des Lebens, das wirkliche Leben beweisen wollen und an einzelnen Fällen manifestiren möchten, daß die ganze Welt ein einziges großes Krankenhaus sei, so versucht auch Zola in diesem Zusammenbruch von Sedan darzuthun, daß die ganze französische Armee feig, die französischen Officiere ohne Pflichtgefühl und Würde seien; Zola bedeckt sie mit seinem Koth und Hohn, er hat weder Mitgefühl noch Dankbarkeit für seine Landsleute, und weil er durch solche Art Sensation nichts anderes als Geld machen will, so wird er durch seine Schilderungen zum Vaterlandsverräther. Und ein wackerer deutscher Officier muß kommen und diesem Zola zeigen, daß seine Schilderungen auf Unwahrheit beruhen und daß die Franzosen sich durchweg durch Tapferkeit ausgezeichnet haben. Wenn Zola also glaubt, mit seinem „Debacle" auf einen großen Absatz in Deutschland speculiren zu können, wo ja seine banausischen Werke immer noch gelesen werden, so ist er auf dem Holzwege. Ehre dem deutschen Officier, der dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt! Man weiß nun ungefähr, welchen Werth man auf den demnächstigen Roman Zola's wird legen dürfen, welcher den Wallfahrtsort Lourdes behandeln soll; auch dieses Capitel ist ein Sujet, welches Unparteilichkeit verlangt, lesen wir doch bereits, wie Zola sich in Lourdes persönlich aufhält, um sich für die Behandlung seines Stoffes dort günstig stimmen zu lassen. Der Naturalismus scheitert auf der ganzen Schlachtlinie nach und nach an einer übelen Sache: es ist die Lüge.

Digitized by Google

Kunstbubi's neueste tiefsinnige Gedanken wenden sich jetzt mehr der Luftgymnastik zu. Da ist Hagen der Luftmaler first rate, Petersen mit wundersam klaren Lüften, Zorn mit seinem waghalsigsten Experiment und seiner Riesendame mit dem Vortrag, Johansen mit seiner überlegenen Sicherheit, Thaulon, der nordische Kraftmensch und Skarbina mit seiner vollen Athleten-Stemmkraft im Salon mit Edyson'schen Beleuchtungsexperimenten, sie alle sind Kraftmeier à la Drasal und Steirer Hans, die reine Octoberfeststimmung, Luftballons mit Fallschirm, activ producirende Talente, Könner mit abgeklärtem Können gegenüber verrosteten Traditionen, revolutionärste Talente und dazu das entzückende Tohuwabohu Thoma's mit seinem Didelumdei und Tütelumtüt und seine Octoberwiese, welche selbst im Glaspalast nicht todt zu machen, diese Feldwege und Kornfelder und eine ganze Anzahl Coloristen in der Salatschüssel mit wirklichem Oel, diese bis zur Karrikatur ehrlichen Moor-Bildnisse, Boldini mit seinem ergötzlichen Zustand zwischen Ver- und Bewunderung, der mit seiner vornehmen Edelfäule seiner Frauenbildnisse sogar an Oberländer erinnert mit einem Chic, daß die Erdachse des Durchschnitts durch die kreuzfidele vergnügte Aequatorlänge überragt wird. Das ist Können, das ist Trapez mit Sturznetz. Und nun erst Dagnan, der Dürer Frankreichs auf ungesatteltem Gaul von grenzenloser Gediegenheit und Intimität, dessen Sorgsamkeit der Durcharbeitung fast zum Fehler wird, und Courtois, in welchem man wohl kaum den Sommersprossen eines schwäbischen Adelsgeschlechtes erkennt. Ja, diese Summe von Können, Rauch, Nebel, mit Conturen, die auf Zollbreite nicht zu erkennen, und das Mutterglück hängt im Saal ohne Fenster und die Zärtlichkeit im Saal ohne Wände, wie helldunkel ist das alles zu erkennen! Unbestimmt wie im Fluge sieht man nur noch durch die Glasscheiben den servirenden Kellner und die Holzschachtel einer Confectioneuse, welche einem ganz selbstverständliche Lichtecken in's Gesicht wirft. Ehrlichkeit, Durchgeistigung, Spiritus, vornehmstes Können des verblüffend körperlich gemalten Rednerpultes mit seinem bedingungslosen Entzücken, ein ausgereiftes Menschenleben voll greifbarer Plastik, stereoskopischer Körperlichkeit ohne Grenzen. Dann kommt als letzte Nummer wieder Villegas, einer der kraftvollsten römisch-spanischen Stierfechter. Pah! alle diese paar Impressionisten mit dem linken Pleinairdarm und dem Berliner Elffingerdarm, sie alle, alle gehorchen dem großen Naturgesetz: Dauernde Luftgymnastik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ibsen als Possenreißer in London. Der Begriff des Schmutzes, der Verdrehtheit und der Langweile. — Ibsen als Geist. Eine Londoner Vorstadtposse. — Der Alchymist. — Verhohnnagelung in Norwegen.

Die Lüge, ein realistisches Conflictsdrama aus dem Norwegischen von P. von Schönthan.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin und seine verpfuschten Entwürfe. Das Seelenlose. — Rossebändiger. — Tortenaufsatz. — Der betrübte Lohgerber. — Begas' Schillerpuppe. — Der Gründer des Reiches. — Gott die Ehre! — Des Glaubens Zuversicht. — Selbstbeherrschung und Samariterthum.

Die Modernen und ihre geistige Prostitution. Die Verkommenen. — Grün-deutschland und die Grünspechte. — Cochonnerien. — Priapcultus. — Goethe-lästerer. — Marsyas und Apollo. — Cis-Moll-Sonate. — Schlagschaum.

Aus der Kunstwaschanstalt der Tagespresse. Max Bernstein, die kritische Rampenblende. — Paul Lindau's „Sonne". — Bernstein und Meerschaumkopf. — Jedes Beefsteak ein Verstimmungsdrama.

Der Hecht im Karpfenteich des Wiener Burgtheaters.

Belletristische Uebersättigung. — Medaillenhochfluth.

Meine Münchenhausiade. Glaspalaststudie eines Durchgereisten.

III. Geschmacksverderber, Idiotenthum und Proletariat in der modernen Kunst. (I. Münchener Glaspalastsatire 1891.) Plakatreclame. — Die Flucht nach Aegypten. — Liebermann und sein Ziegenbock. — Habermann's Bezirbild. — A. Keller auf dem Berge Ida. — Kalckreuth's Arche Noah. — Dachauerei. — Die Bavaria ein Gemüseweib. — Uhdemanie und Kakographie. — Klinger's blauer Montag. — Blaubeeren- und Tomatensauce. — Die verlorenen Söhne. — Goldplomben und Jurorenallmacht. — Die Prämiirung des Schunds. — Dr. Pan's Hirtenflöte. — Schönheitsgenuß und Liebe. — Die Walhalla der Verrückten.

Die Tölpelhaftigkeit des Spiritismus. Eine Sprengbombe. — Geisterphotographien. — Spiritismus und Cognac.

Eine spiritistische Sitzung im Irrenhause.

Ein liebenswürdiges Medium.

Moderne Verschrobenheiten des höheren Blödsinns.

Die Frau vom Meer oder die Einfalt auf dem Lande. Ein norwegisches Seelöwengemälde von der Mitternachtssonne beleuchtet von Henrik Schwibbsen.

Randglossen zur modernen Kunstkritik. Löwen in der Eselshaut. — Museumsdirectoren, Sinecuren und Thorschreiber. — Theaterrecensenten.

Sankt Georg, der Kunstritter ohne Furcht und Tadel, oder die Geisterstunde im Glaspalast.

Der litterarische Aufschwung Berlins. Eine Satire.

Die Corruption der Presse, oder Selbstbekenntnisse einer schönen Seele.

IV. An die „Modernen". Von Adolf Graf von Westarp.

Prozeß Hirth, eine Münchener Lokalposse.

Kunstkritik und Größenwahn.

Moderne Mißgeburten, Schmeißfliegen, Bettelsänger und Schnapsbudenrhapsoden.

Sudermann's „Sterbelied" und die „Grenzboten".

Die programmäßige Prüderie.

Ein amerikanischer Seiden-Blaustrumpf.

Der Geist der Zeit. Von T. Szafranski.

Kunstbubi's Recensionen über die Internationale Gunstausstellung.

Sprengung der Münchener Künstlergenossenschaft.

Digitized by Google

Meßger & Wittig. Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google